Born

Die Geheimnisse einer Weltstadt.

Roman

von

George F. Born.

Dritter Band.

Verlag von Werner Große in Berlin.

Besselstraße 17.

[1870]

Erstes Kapitel.

Ein Bacchanal im Château-Rouge.

Fünf Jahre sind seitdem verflossen.

Der geneigte Leser folge uns nach Paris, in dem während der Zeit des Carnevals die Feste sich jagen.

Louis Napoleon hatte sich auf den französischen Kaiser-Thron geschwungen und vor etwa einem Jahre der schönen Eugenia von Montijo seine Hand gereicht, einer Jugendgespielin und Freundin der Königin Isabella von Spanien. —

Es war an einem regnerischen März-Abend, als sich zahlreiche Equipagen und Fiaker dem von zwei großen, lichtspendenden Candelabern beleuchteten Eingange zu einem jener Pariser Ballhäuser drängten, die zu der Zeit, in der dieser Theil unserer Erzählung spielt, noch einen größeren Reiz ausübte und, wenn man so sagen darf, feiner und eleganter waren, als heute. Man traf damals unter dem Schleier der Maske noch Prinze und Herzoge, wie auch Marquisen und Comtessen im Château-Rouge, was heute wohl kaum oder dann nur bei ganz besonderer Veranlassung der Fall ist. Die reichen Herren pflegten sich mit den zum Theil allerdings auffallend schönen, und hin und wieder auch noch unverdorbenen, die Säle besuchenden Mädchen in ausgelassenster Weise zu amüsiren und in den Grotten und Logen Orgien ausschweifendster Art zu feiern.

Am Eingange des Château-Rouge herrschte auch an diesem Abend ein dichtes Gedränge, da der kalte, feine Regen die neu-

gierigen Grisetten und Arbeiterinnen nicht abhielt, sich die eintreffenden Gäste des Masken-Balles anzusehen.

Man schien es mit den Masken indeß nicht allzu genau zu nehmen, da ein großer Theil der aus den Fiakern steigenden Herren und Damen Ball-Toilette und nur die Züge geheimnißvoll verhüllende schwarze oder entstellende Larven trugen.

In diesem Augenblick fuhr ein Wagen vor, dem ein Mönch in brauner Kutte und mit schwarzer Larve, und ein kleiner, fast kugelrunder Quacksalber entstiegen, der durch seine Erscheinung bei den Umstehenden ein gewaltiges Gelächter erzeugte.

„O, seht dieses Bild eines Menschen, seht diese Figur!" hieß es von allen Seiten, was den kleinen, sehr zu Scherzen aufgelegten Herrn dazu veranlaßte, einem der lachenden Mädchen die Backen zu kneifen — dann eilte er, da er merkte, daß er naß wurde, mit dem Mönch in den tageshellen Gang, der an der Kasse vorüber nach dem Ballsaal führte.

„Du führst die Reisekosten, lieber Bruder José," flüsterte der Quacksalber in dem heitersten Tone dem Mönch zu, „zahle!"

Dieser, größer und schlanker trotz der die Figur verhüllenden Kutte, die einen so natürlichen Schnitt hatte, daß man sie für diejenige eines wahren Mönches hätte halten können, holte aus einer verborgenen Tasche, in der es sehr voll klimperte, Geld hervor und löste die damals noch recht kostspieligen Eintritts-Karten.

„Du hättest doch lieber eine andere Maske wählen sollen, Bruder José," meinte der Quacksalber leise, „es scheint mir gewagt!"

„Eben darum that ich es, Bruder Claret, ich habe es stets bewährt gefunden, daß man am wenigsten zu fürchten hat, wenn man am dreistesten ist!" antwortete der Mönch, unter dessen schwarzer Larve ein rother, etwas struppiger Bart vorsah — „und was hätten wir auch zu fürchten nöthig?!"

„Wenn Olozaga mit seinen Freunden hier erschiene — er kennt Dich, so viel ich weiß, recht gut von jener Zeit her, in der er noch Großmeister der fliegenden Schleife war!"

„Sei ohne Sorge — Don Salustiano Olozaga ist heute Abend in den Tuilerien — vielleicht aber schon morgen Nacht fällt er in unsere Hände! Er besucht den Bal de l'opéra, wie ich erfahren habe."

„Vortrefflich, Bruder José," flüsterte der Jesuit Claret, der die Maske des Quacksalbers trug, „da eröffnet sich uns ja die Aussicht, auch jenen Ball zu besuchen — es ist Pflicht, Alles für Santa Madre!"

„Olozaga morgen heraus zu finden, wird mir nicht so schwer werden, als heute jene aus dem Kloster zu Burgos entsprungene Nonne Francisca Cuenza!" erwiderte José, den unsere zahlreichen Leser des Romans „Isabella" wohl schon als jenen gräßlichen Bruder Francisco Serrano's wieder erkannt haben, der sich in Begleitung des damals noch nicht zum Beichtvater der Königin avancirten Bruders Claret in Paris aufhielt, um im Namen und Auftrage der Patres von Santa Madre den von Isabella als Gesandten an den Hof Napoleon's geschickten Don Olozaga gefangen zu nehmen und unschädlich zu machen.

Ob und wie diesen beiden spanischen Mönchen diese unerhörte That gelang, können wir hier nicht wiederholen, da dieser historische Vorfall in dem oben erwähnten Roman „Isabella" mit allen seinen Umständen ausführlich erzählt ist. Wir müssen uns vielmehr damit begnügen, die beiden frommen Herren nur so weit zu beobachten, wie es zum Verlauf unserer Erzählung nothwendig ist.

„Weißt Du es genau, daß diese Francisca Cuenza im Château-Rouge verkehrt?" fragte Claret.

„Ihr Entführer hat sie verlassen und sie beginnt, so berichtet man mir, hier eben sich der Sünde zu ergeben."

„O, die verblendete Schwester — die Unglückliche! — Von wem erfuhrst Du es?"

„Von dem Bruder Erasmus des hiesigen Carmeliter-Klosters, der es zufällig in dem Palast einer Gräfin vernommen, in dem man von ihrer Schönheit sprach!" antwortete José, während er

mit seinem Begleiter in den weiten und hohen Saal trat, in dem ein buntes, ausgelassenes Treiben herrschte.

José blieb im Schatten der Pfeiler, die eine Gallerie trugen, von der die Musik, den Saal durchbrausend, herabtönte, einen Moment stehen und ließ seine Augen über die zahlreichen Gäste und die Pracht, die ihn rings umgab, gleiten.

Dunkelrother Sammet und Gold, üppige Deckengemälde und Spiegel, Nischen mit davor plätschernden Fontainen, Statuen und schwellende Sessel, das war es, was von den Wogen des Duftes und der Töne, die Sinne berauschend, eingehüllt war.

Aus diesem Saal gelangte man in einen Winter-Garten, unter dessen Marmor-Pfeilern auf der einen Seite zahlreiche Tische und Stühle, auf der andern Seite grüne Lauben sich befanden. Dieser Garten-Salon hatte seine besondere Capelle, die zu den in seiner Mitte aufzuführenden Quadrillen, abwechselnd mit derjenigen des Saales, sich hören ließ. Auf der von den Pfeilern getragenen Gallerie befanden sich hier Logen, in welche sich diejenigen zurückzuziehen pflegten, die, von dem Gewühl ganz abgesondert, in wilden Zügen die Lust des Lebens genießen wollten.

Die Ausstattung dieser Säle war so feenhaft, die Beleuchtung so strahlend und der Anblick so blendend, daß José, der Mönch, einen Moment sich erst an diese Umgebung gewöhnen mußte, um sie bis in ihre verborgenen Falten zu durchdringen.

Von den Nischen des Saales, in denen sich Tische und Sessel befanden, waren einige schon durch die rothen Draperieen verhüllt, was bewies, daß sie von Pärchen oder weinseligen Gesellschaften bereits in Beschlag genommen waren, während sich auf dem spiegelglatten Parquet des Saales an den Seiten die Masken scherzend bewegten und in der Mitte in toller Lust tanzten.

Die Damen des Château-Rouge trugen fast alle große Ball-Toilette, das heißt, schwere, seidene Kleider, kokett mit Blumen aufgesteckt oder gestickt, und vor den Gesichtern kleine, allerliebste Larven, die hier und dort von der Hand eines neugierigen Cavaliers ein wenig gelüftet wurden, um hinter das Geheimniß der

Erscheinungen zu bringen. Unter den Herren aber befanden sich Domino's in allen Farben, Ritter und Räuber, Türken und Indianer, Bauern und Zigeuner, ja selbst ein Amor fehlte nicht, der es gewagt, in einem Tricot zu erscheinen, das nur an den Hüften eine rothseidene Hülle hatte.

Man scherzte und lachte, man neckte sich, die Maskenfreiheit nicht unbenutzt lassend, in ungezwungenster Weise, wandelte Arm in Arm, schlürfte Champagner und drehte sich dann in so wirbelnder, übermüthiger Schnelligkeit bei den Tönen der Musik, daß die Gewänder hoch aufflatterten und hin und wieder wohl mehr von den schönen Gliedern der verführerischen Masken enthüllten, als es damals im Château=Rouge Sitte war.

Da riefen die schmetternden Hörner die schaulustigen Besucher in den Garten=Salon, in dessen Mitte eine Quadrille von Bacchantinnen und Faunen im Geschmack Ludwig's XV. aufgeführt wurde. Die mit Epheu bekränzten, nur von kleinen Tigerfellen umhüllten Mädchen=Gestalten boten einen verführerischen, aber eben so entzückenden und malerischen Anblick dar. Man wußte nicht, welcher in wildem Tanze sich drehenden Bacchantinnen man den Vorzug geben sollte, Alle waren gleich üppig und schön, Alle gleich graciöse und leicht — sie schwebten bald an der Hand der Faune, die die Cymbeln schlugen und Rebenkränze auf den Köpfen trugen, beim Tact der Musik hin, bald drehten sie sich Arm in Arm wie in liebestollem Taumel.

José, dessen blitzende, dunkle Augen wählerisch jeder Gestalt folgten und sich an den enthüllten Formen ergötzten, hörte, daß diese Aufführung heut zum ersten Male stattfand, und daß ihr nun noch Bilder folgen sollten, die die Erfindung einer Gräfin seien, welche seit einiger Zeit in Paris einen Palast habe, dessen märchenhafte Pracht und sinnberauschende Herrlichkeit Alles bei Weitem übertreffen sollte, was sich hier den staunenden Blicken zeigte.

José hatte nach dem Namen dieser Gräfin gefragt, da eine innere Stimme ihm sagte, daß es am Ende dieselbe sein könnte, deren der fromme Bruder Erasmus so geheimnißvoll erwähnte,

aber man hatte denselben nicht gekannt. Wenn es in ihrem Palaste noch Schöneres und Berauschenderes gab, als es hier schon auf ihre Anordnung sich darbot, dann mußten es allerdings orientalische Zaubernächte sein, die in ihm für Eingeweihte sich in nie gekannter Pracht aufthaten!

Während Claret, von seinem Schatten, wie ein Jesuit den ihn beobachtenden andern nennt, sich entfernt haltend, mit einigen hübschen Masken im Saal sich vortrefflich amüsirte, bemerkte José in dem Winter-Garten, in dem die Quadrille soeben beendet, ganz in seiner Nähe eine Dame mit einem schwarzseidenen Ueberwurf und einer schwarzen Larve, die von auffallend hoher und schöner Gestalt zu sein schien.

Sie stand so im Schatten eines der Marmor-Pfeiler, daß sie zugleich nach dem Tanz und dem prachtvollen Eingang in diesen Garten-Salon sehen konnte. Während, wie José's geübte Augen sehr bald erkannten, sie der Alles in Extase versetzenden Quadrille mit stolzer Gleichgültigkeit gefolgt war, hatte sie mit zunehmender Ungeduld nach dem Eingange geblickt — sie erwartete also Jemanden.

Die Erscheinung dieser schwarzen Maske interessirte den Mönch, und er, der stets Alles ergründete, was er zu wissen begehrte, sah plötzlich, daß die Augen der schwarzen Maske aufblitzten, und daß sie dann, nachdem sie prüfend um sich geschaut, einem rothen Mephisto sich näherte, der allerdings gleichfalls auffallend war.

Seine Figur war nicht besonders groß, aber für die Maske, die er trug, wie geschaffen.

Unsere Leser werden dieselbe erkannt zu haben meinen, und hinter ihr vielleicht den hinkenden Kammerherrn von Schlewe, diesen Mephisto durch Gottes Zeichnung, vermuthen — doch wollen wir hier diesem Irrthum gleich vorbeugen — der Baron war es nicht!

Die Maske des Eintretenden, welche José seitwärts betrachtete und welcher die Dame in Schwarz sich näherte, bestand aus rother Seide, die enganschließend die Brust, die Beine und Füße

bedeckte. Die etwas magere Gestalt bewirkte es, daß die so umschlossenen, rothen Glieder unheimlich erschienen, dazu kam eine rothe Seidenlarve, weiße Handschuhe, ein zierlicher Degen und ein Barett mit rother Hahnenfeder.

Diese Maske gefiel dem rothbärtigen Mönch vielleicht um so mehr, weil es eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihm und ihr gab — dieser José — das müssen wir für Diejenigen bemerken, welche den Roman „Isabella" nicht gelesen haben — war jener in Spanien und vornehmlich in Madrid so ängstlich gefürchtete Vampyr, dem doch keine weltliche Macht etwas anzuhaben vermochte! Er, aus altadliger Familie, von liebevoller Mutterhand erzogen, der leibliche Bruder eines hohen und edlen Mannes, war eine entartete Bestie mit rothem Haar und Bart, die sich in das Kloster Santa Madre von Madrid geflüchtet hatte, um unter dem Schutz der Kutte seiner entsetzlichen Blutgier fröhnen zu können!

Der blutrothe Mephisto gefiel ihm, und um so mehr sah er sich veranlaßt, ihn und die auffallende schwarze Maske im Auge zu behalten.

Daß unter derselben jene aus dem Kloster von Burgos entflohene Nonne sich verbarg, die er in ihr Kloster zurückzuschaffen den Auftrag erhalten hatte — (neben demjenigen, den spanischen Gesandten Don Olozaga unschädlich zu machen) —, glaubte er nicht, da er mit einem Kennerblick bereits ergründet, daß jene Dame im schwarzen Ueberwurf, so schön, so hoch und üppig ihre Gestalt war, älter als die kaum sechszehnjährige Francisca Cuenza sein mußte.

Er übereilte sich aber nicht allzu sehr, diese zu suchen, wohl weil er aus Erfahrung wußte, daß sie seinen Krallen nicht zu entgehen vermochte und floh sie bis in die Eiswüsten der Pole. Außerdem war aber die schöne Nonne ahnungslos davon, daß die Großinquisitoren von Madrid beschlossen, sie zurückholen zu lassen, und sie hielt sich in dem ungeheuren Treiben von Paris auch für sicher.

José näherte sich fast zugleich mit der schwarzen Maske dem rothen Mephisto und lauschte unbemerkt.

„Endlich,“ hauchte die Dame in Schwarz — „ich glaubte schon an eine Mystification, obwohl Ihr Brief alle Umstände mit Bestimmtheit angab und Ihre Schrift auch keine Zweifel zuließ. Weshalb wählten Sie Château-Rouge zu dieser Zusammenkunft?“

„Die Spione des Fürsten umlauern mich, ich hätte nicht, ohne uns zu verrathen, Ihren Palast betreten dürfen, Frau Gräfin! Unter diesen Verkleidungen und in diesem Gewühl nur war es möglich, Ihnen den gewünschten Bericht zu erstatten, obwohl auch hier Spione sein werden!“ antwortete leise der Mephisto.

„Vor Allem — Sie erwähnten nichts davon in dem Briefe — kehren Sie allein zurück?“

„Nein, Frau Gräfin, triumphiren Sie, das Unglaubliche ist mir gelungen — die Tochter des Fürsten befindet sich in unseren Händen!“

„In unseren Händen?“ wiederholte die schwarze Maske, und José hörte aus diesen Worten die Leidenschaftlichkeit ihres stürmisch erregten Innern heraus.

„Es war ein schweres Stück, Frau Gräfin, das Ihnen nicht Jeder ausgeführt hätte! Und wäre nicht mein Haß dazu gekommen —“

„Sie waren jenem Manne, der Sie auf die Galeere brachte, diese Rache schuldig!“

„Wäre nicht mein Haß dazu gekommen, ich wäre am Ende trotz alledem mit leerer Hand zurückgekehrt!“

„Ein anderes Mal davon, mein Lieber — ich werde zu lohnen wissen!“ flüsterte die schwarze Maske. „Wo befindet sich das Mädchen?“

„Im Carmeliter-Kloster der Straße St. Antoine!“

„So hat man Ihnen und dem Herrn von Renard dort wieder Aufnahme gewährt?“

„Heimlich, Frau Gräfin! Das Mädchen ist von der Reise so angegriffen und betäubt, daß die Ruhe —“

„Ich verstehe," unterbrach ihn die schwarze Maske, „das Kloster ist gut gewählt, Niemand wird dort ihren Aufenthalt ahnen! Der Bruder Erasmus wie auch der Prior sind mir bekannt und zu Dank verpflichtet."

„Ich weiß es, daß dieselben Ihre Gastfreundschaft und die Genüsse Ihres Palastes oft aufsuchen!"

„Sehen Sie dorthin — man führt auch hier meine Bilder den Gästen vor!"

Der Mephisto und auch der ganz in der Nähe stehende José folgten, während eine Glocke ertönte, mit ihren Blicken der Hand der schwarzen Maske.

Im Hintergrunde des Salons wurde ein Vorhang aufgerollt, und es enthüllte sich ein lebendes Bild von entzückender Schönheit — der Raub der Sabinerinnen war es, den die plastische Gruppe herrlicher Mädchen- und Männer-Gestalten darstellte — sie drehte sich, ohne daß die wie aus Stein gehauenen Figuren ein Glied bewegten.

Der Eindruck dieses Bildes war so groß, daß die schwarze Maske sich an diesem Erfolge erfreute.

„Alles Ihr Werk, Frau Gräfin?" flüsterte der Mephisto. „Wahrlich, Sie beginnen, die Welt zu beherrschen!"

Aus den Nischen des Saales, die an der Wand sich befanden, welche denselben von dem Garten-Salon trennte, führten Fenster zu diesem, so daß die in den Nischen Sitzenden dem lebenden Bilde hatten folgen können.

Die schwarze Maske, die ihre Augen umherschweifen ließ, erblickte nun an einem dieser Fenster, von einem zauberischen Halblicht umhüllt, das Brustbild eines auffallend schönen Mädchens. Das Antlitz hatte einen schwärmerischen, fast melancholischen Ausdruck. Die dunklen, glühenden Augen und die schwarzen, von Perlenschnüren durchwebten Haare verriethen die Spanierin. Die Farbe des Gesichts und des schöngeformten Halses, auf den bis auf den tiefen Ausschnitt des gelben Atlaskleides ebenfalls Perlenschnüre fielen, schimmerte in jenem blassen Ton, der den Südländerinnen einen eigenthümlichen Reiz giebt. Dazu ver-

rieth der sichtbare, unbedeckte Arm dieser Erscheinung, daß sie von herrlicher Formenschönheit war.

„Die Perlen-Dame," flüsterte die schwarze Maske dem Mephisto zu, der sich nun sehr schnell und neugierig nach den Fenstern der Nischen wandte, „sie ist von auffallendem Liebreiz umgeben!"

„Ich habe jenes Mädchen noch nie hier in den Sälen des Château-Rouge gesehen!"

„Die Perlen-Dame ist eine ganz neue Erscheinung, sie darf hier nicht bleiben — versuchen Sie es unter allen Umständen, sie in meinen Palast zu bringen!"

„Ich kann nicht wieder fortsehen — es ist ein eigenthümlicher Hauch, der auf dieser Perlen-Dame ruht!" gestand der Mephisto, indem er nach dem Fenster blickte, in dessen Rahmen das schöne Mädchenbild sich befand.

Die Jugend und ein heimlicher Gram waren es, die verbunden demselben jenen geheimnißvoll anziehenden Hauch gewährten.

„Wollen Sie dafür sorgen, daß die Perlen-Dame nicht in die Hände eines Herrn kommt, sondern in dieser Nacht noch in mein Palais geführt wird?" fragte die schwarze Maske sehr drängend.

„Ich werde dafür sorgen, Frau Gräfin!" antwortete der Mephisto, während José's Gesicht ein selbstzufriedenes Lächeln umspielte — er zweifelte nicht daran, daß die schöne, reizende Perlen-Dame die entflohene Nonne Francisca Cuenza war, und er wollte dem Mephisto zuvorkommen. Schnell und unbemerkt benutzte er das herrschende Maskengewühl, um aus dem Winter-Garten in den Saal zu gelangen, und mit jenem raschen Blick, der ihm eigen war, sah er nun sofort, daß die Nische, an deren Fenster die Perlen-Dame erschienen, durch die rothen Gardinen verhüllt war — hatte die Perlen-Dame die Gesellschaft eines Cavaliers angenommen, den man in der Nische von dem Garten-Salon aus nicht bemerken konnte?

José trat schnell entschlossen in die noch unbesetzte Nische,

die hart neben derjenigen lag, in der die schöne Francisca Cuenza sich befand — die Musik des Salons schwebte, eines jener halb schwermüthigen, halb ausgelassenen Lieder spielend, die die Damen des Château = Rouge liebten, leise herüber, und José vernahm, daß diese Musik durch eine mild tönende Mädchenstimme begleitet wurde — dieser bald wehmüthige, bald wild ausgelassene Gesang machte einen wunderbaren Eindruck.

José lauschte — die Perlen = Dame sang leise zu den gedämpften Tönen der Musik:

„O, einst liebte auch ich —
Vergangen die Zeit, vergangen —
Liebte herzinniglich,
Liebte allein nur Dich
Mit noch erröthenden Wangen —
　Hinein, hinein
　In den Strudel der Nacht,
　Bei Tanz und Wein
　Gelebt und gelacht!"

Das Lied, in seinem ersten Theile traurig und tief klagend und in seinem zweiten wild aufjauchzend, als sollte die Lust des Augenblicks die Erinnerungen betäuben, schien so ganz auf die Perlen=Dame zu passen, daß sie es mit jener Innigkeit vortrug, die nur möglich ist, wenn Wort und Ton aus dem Herzen dringen — —

„Du nur bist Schuld daran —
Vergangen die Zeit, vergangen —
Nahmst den Blüthenstaub an,
Hahaha — und dann
Bist Du von mir gegangen!
　Hinein, hinein
　In den Strudel der Nacht!
　Bei Tanz und Wein
　Gelebt und gelacht!"

Das Lachen in den Versen klang halb spöttisch, halb schmerzlich — es war der Ausdruck einer von Vorwürfen und unglücklicher Liebe gequälten Seele, die nun ihren aufsteigenden Gram durch ungezügelten Genuß zu betäuben strebte.

José, der sehr aufmerksam gelauscht, war überzeugt, daß Francisca Cuenza allein in der Nische sich befand. Er verließ daher seinen Platz, um dreist zu der schönen Perlen-Dame zu treten, die er nun nicht mehr aus den Augen lassen durfte, da sie ihm gehörte.

Als er sich dem rothen Vorhange näherte, trat mit ihm zugleich jener Mephisto auf denselben zu.

Die beiden Masken wechselten schnell einen Blick, dann ergriff der Mönch die Hand des Rothen.

„Was wünscht Ihr von mir?" fragte der Letztere in eben nicht einladendem Tone.

„Euch etwas mitzutheilen, was Euch nicht weniger wichtig sein wird, wie mir!" antwortete José leise.

„Ich bitte, kommt schnell zur Sache, ich habe keine Zeit zu versäumen!"

„Ihr wollt zur Perlen-Dame? — sie gehört mir an!"

„Oho!" sagte nun der Mephisto mit Herausforderung. „Wer giebt Euch ein Recht dazu, Mönch?"

„Das Kloster Burgos!"

„Macht Ihr einen Maskenscherz?"

„Der Mönch, der zu Euch spricht, ist keine Maske, sondern wirklich ein Mönch!"

„Und was hat der fromme Bruder mit der Perlen-Dame zu schaffen?" fragte der Mephisto höhnisch.

„Mehr, als Ihr ahnt, und Wichtigeres, als dasjenige, was Euch hierher führt! Bestellt der Gräfin, daß die Perlen-Dame die aus dem Kloster zu Burgos entsprungene Nonne Francisca Cuenza ist, und daß ich den Auftrag habe, sie ohne Aufsehen dorthin zurück zu bringen!"

„Herr, Ihr habt einen Carnevalsscherz mit mir vor, um mir den Rang abzulaufen und mich nachher auszulachen!" sprach nun der Mephisto, einen Schritt zurücktretend und den Mönch herausfordernd musternd.

„Ihr setzt mich in Verlegenheit, da ich Euch hier in der Nähe des Maskengewühls nicht mein Breve, den heiligen Befehl

der Patres von Santa Madre, zeigen kann. Geht zu der Gräfin und theilt ihr mit, was ich Euch gesagt."

„Was wißt Ihr von der Gräfin?"

„Daß Ihr derselben dient und in ihrem Auftrage handelt!"

„Enthüllt Euch, wer Ihr seid?"

„Ihr kennt mich nicht, doch kenne ich Euch! Fragt den frommen Bruder Erasmus des Carmeliter-Klosters nach dem Bruder José von Madrid — er steht vor Euch!"

„Hörte ich es doch Eurer Aussprache an, daß Ihr ein Spanier seid! Erlaubt mir, Euch zu der Gräfin zu führen, es ist mir erwünscht, daß sie von Euch wiederholt hört, was Ihr mir anvertrautet — ich bin der Novize Eduard des Carmeliter-Klosters!"

„Novize Eduard?" wiederholte José, nun seinerseits ungläubig, „das ist ein seltsamer Name für einen angehenden Frater."

„Ich bin noch nicht eingekleidet und habe daher auch noch nicht einen Kloster-Namen empfangen!" erwiderte der uns unter der Bezeichnung „rother Ede" von der Weltstadt und von Monte-Vero her bekannte Verbrecher, dessen bunte, mit den Hauptfiguren unserer Erzählung sehr eng verknüpfte Abenteuerreihe wir in dem nächsten Capitel verzeichnet finden werden.

„Ich würde Deine Bitte, der Gräfin mich zu nähern, gern erfüllen, wenn ich nur nicht befürchtete, daß dann die Perlen-Dame mir entschlüpfen könnte?"

„Ich werde zu derselben eintreten und sie bewachen, bis Du zurückkehrst."

„Sei es — ich baue auf Deine Zuverlässigkeit."

„Dort drüben steht die Gräfin — sie blickt her — eile, damit ich nicht zu lange in der Umgebung des verführerischsten Weibes bleiben muß."

„Du willst Dich jetzt wohl schon üben, das Gelübde der Keuschheit zu halten?" fragte der Mönch leise, indem er seine listig blitzenden Augen auf dem Mephisto ruhen ließ, „sehr lobenswerth, Novize Eduard!"

Der Mephisto trat, die Gardine hebend, in die Nische der schönen Perlen=Dame, während José sich durch das Gewühl der Masken zu der Gräfin wandte, in der unsere aufmerksamen Leser wohl schon die Gräfin Leona Poninska erkannt haben.

Sie blickte mit Erwartung dem Mönch entgegen, der mit ihrem Werkzeug ein augenscheinlich wichtiges Gespräch gehalten hatte. Vergebens suchte sie in ihrem Gedächtniß nach einer Enthüllung dieses Mönchs.

„Vielleicht Renard —" murmelte sie, „doch nein, das ist unmöglich, da er in Fontainebleau ist — seltsam!"

„Schwarze Maske," flüsterte der nähertretende Mönch, „Dein Werkzeug, der Novize Eduard, sucht die Perlen=Dame in Deinem Auftrage."

„Wer bist Du, Mönch?"

„Ein Mönch, laß Dir das genügen, Maske! Die Perlen=Dame gehört mir an — ich muß sie in dieser Nacht noch an denselben Ort bringen, an dem das Mädchen sich befindet, das der Novize für Dich hergeschafft hat."

„Wie weißt Du von dem Mädchen — hat dieser Elende es Dir verrathen?"

„Nicht hastig und übereilt, Frau Gräfin!"

„Wie, Ihr kennt mich? — ich muß wissen, wer Ihr seid!"

„Ersehet es aus diesem Breve!" flüsterte der Mönch, indem er mit Leona seitwärts aus dem Gewühl trat und ihr ein Kästchen reichte, das sie schnell öffnete. In demselben befand sich ein von den Patres von Santa Madre ausgefertigtes Begleitschreiben, dessen Werth und Wichtigkeit die schwarze Maske zu erkennen schien.

„Wie aber kennt Ihr mich, frommer Bruder, wie wißt Ihr von dem Mädchen?"

„Es befindet sich in dem Carmeliter=Kloster der Straße St. Antoine."

„Das auch Ihr für Euren Aufenthalt in Paris benutzt?"

„Nein, Frau Gräfin, der Mönch José von Madrid hat an die Pforte eines andern Klosters gepocht — aber er hat die

Perlen=Dame in das Carmeliter=Kloster noch in dieser Nacht zu schaffen."

„Zu welchem Zweck?" fragte die Gräfin schnell.

„Um sie morgen oder übermorgen schon nach dem Kloster zu Burgos zurückschaffen zu lassen, aus dem die Nonne Francisca Cuenza, die Ihr Perlen=Dame nanntet, entführt worden ist."

„Nun wird mir Alles klar," antwortete, unter ihrer schwarzen Larve lächelnd, die Gräfin, während sich in ihrer Seele sofort ein Plan bildete, der diese neue Verbindung benutzte, „dann habe ich kein Anrecht an jenes schöne Mädchen, doch wollt Ihr mir, frommer Bruder, einen Dienst erweisen?"

„Sehr gern, Frau Gräfin, sprecht!"

„Ihr sagtet, daß Ihr die entflohene Nonne zuerst nach dem Carmeliter=Kloster der Straße St. Antoine und dann nach Burgos schaffen wolltet?"

„Es ist so, wie Ihr sagt, schönste Frau!"

„Würdet Ihr Euch bewegen lassen, die Fortschaffung um einige Tage aufzuschieben?"

„Das verstößt gegen die Ordensregel!"

„Und wenn ich Euch verspreche, daß Ihr dem Orden dadurch einen großen Dienst leistet?"

„So kann derselbe trotzdem nichts an den Gesetzen ändern — doch — ich möchte Euch dienstlich sein und werde die Fortschaffung um einige Tage verzögern unter einer Bedingung!"

„Sprecht!" befahl die schwarze Maske.

„Daß Ihr Euch mir enthüllt!"

„Ihr fordert viel!"

„Befürchtet nichts — ich leihe Euch in Allem meine Hand!"

„Nun denn — ich möchte Euch, bevor Ihr die Perlen=Dame nach Burgos schafft, ohnehin noch wiedersehen. Fraget den Bruder Erasmus nach der Gräfin Leona Poninska, er wird Euch in mein Palais führen."

„Habt Dank, Frau Gräfin, Ihr werdet es nicht bereuen, dem Mönch José vertraut zu haben! Ich werde den Mephisto von seinem Wächterposten erlösen —"

„Der ihm nicht langweilig sein dürfte!“

„Auf Wiedersehen — die Heiligen seien mit Euch!“ flüsterte José und verließ die schwarze Maske, die nach wenigen Augenblicken in dem Gewühl des Saales verschwunden war, während der spanische Mönch durch die von Minute zu Minute ausgelassener sich bewegende Menge zu der Nische zu dringen suchte, in der Francisca Cuenza sich dem Mephisto gegenüber sah.

In der Mitte des Saales wirbelten die tanzenden Paare in immer tollerer Lust dahin, während Andere sich auf die Sessel niederließen und anstoßend, die Glockentöne aus den mit funkelndem Wein gefüllten Gläsern lockten.

Mitternacht war vorüber — die Geister waren erhitzt und der übermüthige und ungemessene Genuß, dieser Pionnier der Sünde, hielt seinen Einzug in die üppigen Räume des Château-Rouge. Während bisher die Masken-Freiheit noch manche kühne Annäherung entschuldigt hatte, zeigte sich nun, da die Larven fast überall die glühenden Gesichter enthüllt, das Bachanal der Sünde in immer freierer Gestalt. Der Wein löste nicht nur die Zungen, sondern auch die Sinne, und was man rings sah und hörte, war nichts als ein Erguß zügelloser Leidenschaften, ein Sinnenrausch, ein wildes Taumeln erregter Gemüther, ein Ringen nach stürmischen Liebes-Abenteuern, ein Umschlingen, ein Vergessen der nüchternen Alltäglichkeit.

José hob den rothen Vorhang der Nische — leise bewegte sich die Draperie — der Mephisto war so vertieft in das Bewundern der schönen Perlen-Dame, daß er das Bewegen der Gardine gar nicht bemerkte.

Francisca Cuenza war aber auch von allen Wundern eben erwachender weiblicher Schönheit umstrahlt — was man vorhin, als sie am Fenster der Nische erschien, noch gar nicht in ganzer Vollendung zu erkennen vermochte, das trat nun verlockend und strahlend vor das gierige Auge des rothbärtigen Mönchs vom Kloster der Straße Foburgo zu Madrid.

Der Liebreiz der Jugend lag auf dem lächelnden Antlitz des schönen Mädchens, dessen zarte, fast durchsichtige Finger mit den

Perlen spielten, die vom Halse bis auf den wogenden Busen herabfielen. Francisca lächelte, aber dieses Lächeln war sehr verschieden von demjenigeu, das glühend auf den Gesichtern der Tänzerinnen schwebte. Bei ihr verbarg sich dahinter ein heimliches Weh, das sie vergebens durch die Lust betäuben zu wollen schien, und das sich vorhin in so seltsamem Kampfe bei dem Liede offenbart hatte. Die dunklen Haare, mit den weißen Perlen durchflochten, fielen üppig auf die schön geformten Schultern herab, dessen Zartheit die Blicke José's anlockten. Ihre Augen hatten einen schwermüthigen Ausdruck, ihre Wangen waren bleich, ihr zierlich geschnittener Mund klein und doch so voll, wie der Kelch einer jener Purpurrosen, die in ihrem Vaterlande alle Gärten schmückten. Das gelbe Seidenkleid, das oben mit durchsichtigen Kanten besetzt war, hatte sie in faltenreichen Bogen mit duftenden Jasminzweigen aufgesteckt, so daß man nicht allein das kürzere, weißseidene Untergewand, sondern auch die allerliebsten kleinen Füße des Mädchens sehen konnte, die mit zierlichen Atlasschuhen umgeben waren, auf denen kleine Goldschnallen blitzten.

In José erwachte, während er so unbemerkt die reizende Gestalt betrachten konnte, die Begier, dieses schöne Mädchen sein zu nennen, und dasselbe war ja ganz seiner Macht anheim gegeben. Er hatte nicht geahnt, daß die entflohene Nonne vom Kloster zu Burgos so jung und so schön sein würde — nun fand er diese Francisca Cuenza mit allen jenen Reizen ausgestattet, die sein Blut wild stürmen ließen. Er, dem in Spanien so viele junge Mädchen grausam zum Opfer gefallen waren, fühlte, wie seine Blutgier, die sonst nur unschuldigen Kindern sich zugewandt hatte, erwachte, daß seine Augen unheimlich blitzten und seine Wangen und Lippen bleich wurden. Der Vampyr malte sich den Hochgenuß vor, dieses Mädchen zu umschlingen und seine unnatürliche Lust an dem heißen, rothen Blute desselben zu kühlen. Wie einst im Walde von Bedoya das Zigeunermädchen, dann in der Straße Toledo das Kind des Krämers und an der Luchsschänke die Tochter der Wittwe von ihm getödtet waren, an welchen Opfern immer dasselbe Zeichen gräßlicher Blutgier gefunden

worden — nämlich eine kleine Wunde an der zarten Brust in der Nähe des Herzens — so sollte nun auch diese Francisca Cuenza ihm verfallen. An die Folgen dachte er nicht, hatte er es bisher doch auch so gut verstanden, sich jeder Strafe zu entziehen. Die unzähmbare Lust machte ihn zu einem wilden Thier, das lauernd sein Opfer bewacht, es dann umkos't und es endlich tödtet, sein rothes Blut trinkend.

Wir schaudern bei diesem Gedanken an die Möglichkeit solcher Entartung, und dennoch hat es zu verschiedenen Zeiten solche äußerlich nur dem Menschen ähnliche Wesen gegeben, die man Vampyre nennt.

Diese Furchtbaren fanden den höchsten Genuß darin, gewöhnlich unter dem Schleier der Nacht oder des Spätabends unschuldige Mädchen an sich zu locken und ihnen dann an einsamer Stelle, sich auf sie werfend, das Blut auszusaugen — sie scheuten kein Mittel, keine Gefahr, um zu diesem Ziele zu gelangen, das ihnen stets bei dem Anblick jedes jungen Mädchens vorschwebte, sie hatten die Seele eines reißenden Thieres, und nur den Körper des Menschen.

Die Perlen-Dame erblickte den Mönch und erklärlicherweise durchzuckte sie ein Schreck — sie dachte an die Kloster-Häscher, die gefürchteten Familiaren. Dann aber entsann sie sich wohl, daß es eine Maskerade in Château-Rouge war, auf der sie sich befand.

Der Mephisto erhob sich, um dem Mönch Platz zu machen. Francisca Cuenza wollte gleichfalls die Nische verlassen, José aber griff nach ihrer Hand.

„Was begehrst Du, Maske?" fragte das Mädchen, ahnungslos, daß es ein Abgesandter der Inquisition, ein Familiar von Santa Madre war, der ihre Hand hielt.

„Ich habe Dir eine Mittheilung zu machen!" flüsterte José, während der Mephisto nach höflichem Gruß die Nische verließ.

„Eine Mittheilung — von wem?"

„Geduld — nicht hier kann ich Dir dieselbe anvertrauen!"

„Ich kenne Dich nicht, nimm Deine Larve ab!"

„Laß es Dir vorläufig genügen, daß ich Dich kenne," sprach José mit heiserer Stimme, da er nun sich so nah neben dem reizenden, von der Jugend verklärten Mädchen sah, „zum Zeichen dafür will ich Deinen Namen in Deine Hand schreiben."

Die Perlen=Dame, die sehr überrascht und begierig war, zu vernehmen, was die Maske wollte, sah, daß José ihren Namen richtig aufschrieb.

„Folge mir!" sprach er nun leise.

„Wohin willst Du mich führen?"

„Zu einem Stelldichein, das Dir erwünscht ist."

„Bevor ich Dir folge, mußt Du mir sagen, wessen Bote Du bist."

„Der Bote Deines Geliebten, der Dich scheinbar verlassen hatte —"

„Das ist ein Betrug!" stieß die Perlen=Dame hastig heraus.

„So willst Du mir nicht folgen?"

„Nein — nein — es ist unmöglich, was Du sagst!"

„Ich werde es dem Sennor sagen. Deine Antwort wird ihm Schmerz bereiten, er erwartet Dich mit Ungeduld."

„Gab er Dir ein Zeichen mit?"

„Ein Zeichen? Ich verlangte es nicht."

„So hole es herbei, ich belohne Dich."

„Du scherzst, Francisca Cuenza, es ist Mitternacht vorüber, bis ich zu Deinem Entführer und wieder hierher komme, ist der Morgen da."

„Was soll ich thun — wenn er wirklich zurückkehrte?" hauchte die von schöner Hoffnung Ueberwältigte.

„Mir fällt ein, daß ich Dir dennoch ein Zeichen dafür liefern kann, daß ich ein Vertrauter Deines Geliebten bin. Höre! Er hat Dich aus dem Kloster zu Burgos entführt!"

„Du weißt Alles — —"

„Alles, nun zweifle nicht länger! Er liebt Dich innig, und hatte sich nur, auf den Befehl seines Vaters hörend, von Dir

gewandt — er kann nicht ohne Dich leben und kehrt zurück, um Dich in seine Arme zu schließen!"

„Heilige Mutter Gottes, sprichst Du die Wahrheit?"

„Zögere nicht länger — er wartet mit Schmerzen!"

„Und wo erwartet er mich?"

„An der Vorstadt St. Antoine."

„Dort wohnte er — habt Dank! Laßt uns eilen!" sprach nun die Perlen-Dame, während die schönsten Hoffnungen in ihr erwachten und ihre Wangen sich vor Wonne rötheten, „ich konnte Euch mißtrauen, verzeiht es mir!"

„Ihr liebt recht heiß," flüsterte José, mit der Perlen-Dame aus der Nische tretend, „wie ungeduldig Ihr nun seid! Denkt, wenn Ihr meinen Bitten nicht gefolgt wäret!"

„Erwartet mich — ich hole nur meinen Ueberwurf."

Francisca Cuenza verließ den Mönch, der ihr sehr aufmerksam mit seinen Blicken folgte, damit sie ihm nicht, nun er sie so sicher in seinen Händen hatte, durch einen unglücklichen Zufall wieder entging. Er fand Gelegenheit, dem kleinen, runden Bruder Claret zuzuflüstern, daß er allein in das Kloster zurückkehren möge, da er die entwichene Nonne in Sicherheit bringen wolle.

Claret war damit sehr einverstanden, da ihm das bunte Leben und Treiben außerordentlich wohlgefiel, und er seinem frommen Bruder José daher gern die erwähnte Pflicht überließ.

Die Perlen-Dame, die sich in einen dunklen Ueberwurf gehüllt und auch ihren Kopf mit demselben geschützt hatte, daß nur ihr reizendes Gesicht sichtbar war, trat zu José, der sie durch den Gang zu der Straße führte.

Er hatte sehr bald seinen Wagen aus der großen Zahl der auf der Straße wartenden herausgefunden.

„Nach der Vorstadt St. Antoine!" befahl er dem Kutscher und setzte dann leise hinzu: „Halte etwa hundert Schritte hinter dem letzten Hause, dort, wo die Chaussee beginnt. Wenn die Dame, die einsteigen wird, mit mir den Wagen verlassen und sich entfernt hat, jage nach Paris zurück, wir brauchen Dich dann nicht mehr, hier ist Dein Geld."

„Wie Ihr befehlt, Herr!“ antwortete der Kutscher, das Geld im Schimmer der nächsten Laterne musternd.

„Und hier ist ein Fünffrancstück für Dich.“

„Habt Dank, hoher Herr!“

„Thu genau, wie ich Dir befohlen habe!“ flüsterte José und ließ den Wagen vorfahren.

Francisca Cuenza stieg ein — der Mönch folgte ihr — er schloß den Wagenschlag, und in demselben Augenblick zogen die Pferde an.

„Mir wird so bang!“ sprach das Mädchen nun.

„Weshalb?“ fragte José, die Larve abnehmend, die ihm nun überaus lästig geworden, „habt Ihr ein Unrecht begangen? Euer Geliebter verzeiht es Euch, daß Ihr die Säle von Château-Rouge besuchtet, unter einer Bedingung!“

„Sprecht — ich vergehe vor Ungeduld!“

„Er will Euch verzeihen, wenn Ihr ihm, Eure Hand auf das Crucifix legend, heilig schwört, daß Ihr Euch keinem Manne hingegeben habt.“

José's Blicke beobachteten lauernd den Erfolg dieser Worte, er wollte sehen, ob sein Opfer noch rein war.

„Das kann ich schwören. Schon Euch, der Ihr ein Freund meines Geliebten seid, gelobe ich es bei meiner Seligkeit.“

Francisca Cuenza ahnte nicht, daß sie durch diese Worte die Gier ihres Begleiters nur vermehrte.

„Vortrefflich!“ sprach er und seine Hände glitten an dem schöngeformten Arm des Mädchens hin, als wollte er ihr seine Freude darüber recht zu erkennen geben — „das ist ein Glück für Euch!“

„Sucht Ihr etwas?“ fragte Franciska, da sie fühlte, daß ihr Begleiter sich an ihrem Ueberwurf zu schaffen machte.

„Meine Larve ist hinabgefallen — erlaubt!“ sprach José und hob mit frecher Hand die weiten Gewänder des neben ihm sitzenden Mädchens so hoch, daß er nicht allein den Boden des

Wagens, sondern auch die von blendend weißen Strümpfen umschlossenen Beine seines Opfers sehen konnte.

„Ich will Euch behülflich sein!“ antwortete die Ahnungslose, weiter rückend und sich von ihm befreiend.

„Hier ist sie schon!“ sagte José nun, bemerkend, daß der Wagen so eben an den letzten Häusern der Vorstadt St. Antoine vorüber rollte, in denen kein Licht mehr zu erspähen war.

„Sind wir noch nicht am Ziele?“

„In wenigen Secunden — wie verliebt Ihr seid!“ Francisca Cuenza schlug bei diesen unverschämten Worten ihres Begleiters die Augen nieder.

Da hielt der Wagen — José's kalte, feuchte Hände öffneten schnell den Schlag — er war von wilder Gier erfüllt. Mit einem Blick überzeugte er sich, daß er mit seinem Opfer sich, weit von den letzten Häusern der Vorstadt entfernt, auf der Chaussee befand, an deren einer Seite ganz nah ein Gehölz sich hinzog.

Er stieg auf den nachtumhüllten Landweg und war dann der Perlen-Dame behülflich, den Wagen zu verlassen, die sich erwartungsvoll umsah.

„Wo sind wir?“ fragte sie ängstlich.

„An der Vorstadt St. Antoine, nicht wahr, Kutscher?“

„Zu dienen, hoher Herr!“

„Und wo erwartet mich derjenige, der Euch schickte?“

„Wenige Schritte von hier. Habt die Güte, mir zu folgen!“

„Wie kalt und regnerisch es ist!“ flüsterte Francisca schaudernd, während sie neben José die Chaussee verließ und dem Gehölz sich näherte.

„Davon fühle ich nichts!“ antwortete José mit bebender Stimme, da allerdings seine furchtbare Erregung Alles betäubte.

In diesem Augenblick fuhr der Wagen davon.

„Was bedeutet das?“ fragte Francisca Cuenza, stehen bleibend.

„Seid unbesorgt, er hält drüben an den Häusern still.“

„Es ist sehr finster und einsam hier.“

„Einsam, wenn Euer Geliebter in der Nähe ist?“

Das Mädchen schwieg — die unheimliche Umgebung verfehlte ihre Wirkung nicht auf dasselbe.

José blickte nach der Chaussee zurück, die hinter ihnen lag — der Wagen war verschwunden — keine menschliche Seele in der Nähe — sein Blut jagte unbändig durch die Adern — seine Lippen waren kalt, sie zitterten wie seine gierigen Hände — noch eine Secunde und die schöne, jugendliche, reizende Gestalt war ihm verfallen.

Sie erreichten die Bäume — unter ihnen war es geschützter und trockener — das vorjährige dürre Laub rauschte unter ihren Tritten.

Da plötzlich umschlang José die Ahnungslose, die plötzlich seine Arme wie Eisenklammern an sich fühlte.

„Was thut Ihr?“ stieß sie entsetzt heraus, während sie das rothbärtige, bleiche Gesicht und die gräßlich funkelnden Augen ihres Begleiters dicht an sich sah und fühlte.

„Du bist mein,“ hauchte der blutgierige Mönch, „ganz mein! Sträube Dich nicht unnütz — Du gehörst mir an mit Leib und Seele!“

Ein gellender Angstschrei entrang sich den Lippen des gequälten Mädchens, das mit furchtbarem Entsetzen fühlte, wie es sich aus den Armen dieses Räubers nicht zu befreien vermochte.

José grinste wie ein Ungeheuer, das sich seines Opfers freut — Niemand hörte den Schrei — er verhallte in Nacht und Nebel.

Francisca Cuenza wehrte sich — mit verzweifelter Kraft suchte sie den Gräßlichen von sich zu drängen, doch immer fester nur gelang es ihm, die Glieder des ihn mit immer wilderer Lust erfüllenden Mädchens zu umschließen.

Niemand nahte, um der Armen beizustehen.

Sie strauchelte — sie sank mit José auf das Laub — ein

lauter, anhaltender Hülferuf entglitt ihren Lippen, während ihr vorhin so schönes Antlitz von furchtbarer Angst und Pein entstellt wurde. Sie fühlte die Hände des Schonungslosen an ihren Gliedern.

Verzweifelt packte sie zu, um ihren Haß und Zorn auszulassen — die Nägel ihrer kleinen, zarten Finger verletzten das Gesicht des Mönchs, der ein heiseres Lachen ausstieß — er kannte diesen letzten Versuch seiner Opfer, ihn abzuwehren — er hatte ihn stets durchmachen müssen, um zu seinem Ziele zu gelangen. Er machte ihn nur noch ungeduldiger und wilder.

Francisca Cuenza fühlte, daß sie zu schwach war, um den Gräßlichen von sich zu stoßen — sie ächzte unter seiner Last — er riß ihr die seidene Hülle von ihrem Busen, wie er es stets bei seinen Opfern that, und näherte, während das Mädchen, von Angst und Grauen fast ohnmächtig, sich ihm ganz anheimgefallen sah, seine blutlechzenden Lippen dem zarten Fleisch.

José fühlte, daß diese schöne Francisca Cuenza Alles überstrahlte, was er sich je zu eigen gemacht — der Genuß, den er in diesem Augenblick empfand, überstieg Alles.

Bisher waren es nur kaum entwickelte Mädchen gewesen, die er seiner Gier geopfert — hier genoß er die Wollust; an dem Urbilde aller Schönheit zu ruhen und, während er demselben den heiligsten Schatz ungehindert raubte, an dem reinen Blute dieses unschuldigen Mädchens seinen unnatürlichen Durst zu löschen.

Francisca Cuenza war in den letzten Momenten, überwältigt von José, unfähig gewesen, sich zu wehren — ein übermenschliches Gefühl hatte sie erfaßt und durchzuckt — jetzt aber, da der Vampyr seine Lippen ihrem Busen näherte, um ihr Blut zu saugen, kam sie wieder zu sich. Mit aller Kraft stieß sie das gierige Gesicht des Mönchs zurück — dann packte sie seine Haare und riß ihn von sich — und als auch das nicht

das Scheusal abhielt, sie an sich zu ziehen, griff sie nach seinem Halse, um ihn zu würgen.

Da endlich kam José zu sich — er hatte nun sich gegen das Mädchen zu wehren, das diese Gelegenheit benutzte, um aufzuspringen und dann einen Fluchtversuch zu wagen.

José aber holte die Fliehende sehr bald ein und faßte nun einen Entschluß.

Sein Blut hatte sich an der Schönheit Francisca's so weit abgekühlt, daß er Gedanken hatte, und diese riethen ihm, die Genossene, deren Verschwinden ihm doch wohl gefährlich werden konnte, in das Kloster zu schaffen.

Er ergriff daher die Unglückliche, hob sie auf seine Arme und eilte mit ihr nach der Straße St. Antoine, allwo er sie vor der Klosterpforte niederließ und dann schnell den Klopfer ergriff.

Francisca Cuenza stieß einen Angstschrei aus — sie sah, daß ihre Qualen nun erst den Anfang nahmen.

Das Gräßliche, das sie nicht zu denken gewagt hatte, traf ein.

Ihr Verführer war wirklich ein Mönch, der sie dem Kloster zurücklieferte — demselben Kloster, von dem im Château-Rouge der Mephisto zu der schwarzen Maske gesprochen.

„Erbarmt Euch!“ flehte sie, „macht mit mir, was Ihr wollt — nur übergebt mich nicht der Clausur!“

„Ich habe meine Pflicht zu erfüllen, Nonne, die Du das Gelübde der Keuschheit gebrochen hast —“

„Durch Dich nur, Du Bestie!“ rief die Wüthende.

„Habe ich Dich entführt, Thörin?“ fragte José, während jetzt der Bruder Schließer des Carmeliter-Klosters die Pforte öffnete.

Der Vampyr lieferte sein Opfer an den Prior zu vorläufiger Clausur ab, indem er berichtete, daß er die sündige Nonne auf Befehl der Groß-Inquisitoren in kurzer Zeit in das Kloster zu Burgos zurückführen werde.

Der Prior hörte die Anklagen wie ein gerechter Richter an, welche Francisca Cuenza gegen José vorbrachte, indem sie das auf ihrem Busen zerrissene Gewand zeigte — aber wie hätte dieses Mädchen wohl den Mönch von Santa Madre verdächtigen und stürzen können!

„Sie lügt, Ehrwürdiger," rechtfertigte sich José, „sie ist eine schlaue und gefährliche Sünderin. Aus dem Château-Rouge sie herzuschaffen, war eine Unmöglichkeit. Ich mußte sie erst in die Einsamkeit locken, um mich ihrer Person ohne Gefahr zu versichern. Dort zerriß ich ihr weltliches Gewand, weil sie sich wehrte — sieh, ehrwürdiger Vater, die Wunden, die mein Gesicht bedecken. Alles Andere, was sie sagt, ist nichts als eine Ausgeburt ihrer Rache."

Der Prior glaubte dem sehr warm empfohlenen Mönch mehr als der abtrünnigen Nonne, und während er diese in strenge Haft bringen ließ, zu der sich die Zellen in den Kellergewölben des Klosters befanden, verließ José dasselbe, um nun die andern Aufträge mit Hülfe Claret's auszuführen, die er von den Patres des Palastes Santa Madre empfangen.

Zweites Kapitel.

Die Rache des Galeeren-Sträflings.

Bevor wir sehen, welche Schicksale in der Zwischenzeit Margarethe und Eberhard erlebten, müssen wir zur Erklärung des vorigen Kapitels einen Blick auf jene Verbrecher werfen, deren einer vor uns soeben in der Maske des Mephisto in der Gesellschaft Leona's erschien.

Fuchs und Eduard hatten sich mit der schwarzen Esther, als sie von dem Fürsten von Monte-Vero in dem Boote dem Ocean überlassen waren, durch das Mitleid eines portugiesischen Capitains, der sie an Bord nahm, gerettet und dann, wie wir erfahren haben, nach Paris gewandt, wo die beiden Männer in dem Carmeliter-Kloster der Straße St. Antoine, die Walzerin aber Unterkommen in einer jüdischen Familie fanden.

Die Einförmigkeit des Klosters indeß sagte denselben nicht zu, um so weniger, da der geringe Theil des geretteten Raubes schnell abnahm.

Sie schützten eine Reise vor und wagten einen Diebstahl, bei dem sie, wie sie rechneten, da man ihre früheren Verbrechen nicht kannte, nichts wagten.

Ihr Aufenthalt in Paris kam indeß zu Ohren Eberhard's, und dieser bewirkte es durch die Vermittelung des französischen Botschafters, daß die beiden Raubmörder, die den armen Villeiro getödtet und vorher schon so viele Menschenleben auf sich geladen, auf zehn Jahre in das Bagno von Toulon geschickt wurden, um dort unschädlich gemacht und an die Galeerenkette geschmiedet zu werden.

Man wird ermessen können, welchen Haß und Rachedurst diese schwere Strafe, die allerdings für Fuchs noch viel zu milde war, in den beiden Schurken gegen Eberhard hervorrief, dem sie dieselbe verdankten. Sie schwuren sich heilig, dafür eine gräßliche Rache zu nehmen, die durch die Zeit nicht geschwächt werden sollte! —

Dann wurden sie nach Toulon unter scharfer Bedeckung geführt, nach dieser französischen Festung hart am mittelländischen Meere, in deren Bagno sich mehr denn tausend Verurtheilte befanden.

Was die ihnen bevorstehende Zeit auf sich hatte, wußten sie aus getreuen Berichten nur allzu gut, und düster vor sich hinbrütend, schritten sie in der Mitte der Soldaten hin, die sie an den Gouverneur des gewaltigen Straf-Ortes abliefern sollten.

Als der Zug in die Nähe des Strandes kam, glitten die Augen des stets Alles bedenkenden Fuchs über das Ufer und das Meer hin — er wollte sich genau die ganze Umgebung einprägen. Vor ihnen erhob sich der Eingang zu dem Bagno, ein hohes, mit vier Säulen geschmücktes Thor, über dem und zu dessen Seiten sich Basreliefs und militairische Trophäen, aus Stein gehauen, befanden. Auf den Capitälen zu beiden Seiten des Thores standen die Statuen des Mars und der Minerva — am Eingange sah man Marine-Soldaten und Matrosen.

Fuchs und Eduard wurden durch dieses Thor auf einen gewaltig großen, mit Bäumen bepflanzten Hof geführt, in dessen Mitte sich ein umfangreiches Wasserbecken befand, auf dem mit Matrosen bemannte Böte sichtbar waren. Hafen-Arbeiter gingen hin und her.

„Sieh Dir Alles genau an!" hatte Fuchs noch Zeit, dem rothen Ede zuzuflüstern, da sie auf dem Hofe einige Augenblicke wartend stehen mußten.

Bald hörten sie das unheimliche Rasseln und Klirren von Ketten, und in der Entfernung sahen sie aus der tiefen Wölbung einer Brücke eine Abtheilung der Galeeren-Sträflinge in langer Doppelreihe vorüber kommen, je zwei und zwei aneinander ge-

schmiedet. Die rothen Jacken, die gelben Hosen und die rothen, für die Gefährlicheren grünen Mützen boten einen seltsamen Anblick dar. Diese Bagno-Livrée bestand bei den besonders schweren Verbrechern, die man seltener im Zuge sah, aus halb gelber, halb rother Jacke. An jeder Mütze befand sich eine Blechmarke mit einer Nummer.

Da trat zu den Ankömmlingen der Gouverneur mit einigen Aufsehern.

Derselbe war ein zwar schon bejahrter, aber außerordentlich großer und stark gebauter Mann, der mit seinen finsteren und mißtrauischen Blicken die beiden Verbrecher musterte und dann von dem sie begleitenden Beamten ihre Acten in Empfang nahm — —

„Welche Nummern sind frei geworden?" fragte er die ihn umgebenden Aufseher.

„Die Nummern 136 und 137!" antwortete einer derselben, der ein von Narben bedeckter, ehemaliger Soldat zu sein schien.

„Man gebe sie den beiden Sträflingen und bringe sie in den Saal der Zehner!"

Das hieß, in denjenigen Saal, in dem die zu zehnjähriger Galeerenstrafe Verurtheilten sich befanden, dann befahl der Gouverneur, sie einzuschmieden.

Die Aufseher unterwarfen nun die beiden Verbrecher einer sehr umständlichen Untersuchung, damit sie keinen verbotenen Gegenstand einschmuggelten, dann führten dieselben sie dem Meeres-Ufer zu, an dem die Schmiede lag.

Die Hammer dröhnten in derselben und die Esse glühte, der riesige Schmied und seine beiden Gehülfen aber blickten kaum zu den neuen Ankömmlingen hin, die sich auf eine in der Ecke des geschwärzten Raumes befindliche, niedrige Bank legen mußten, nachdem sie sich entkleidet hatten.

Der eine Aufseher entfernte sich mit den ihnen abgenommenen Kleidern, um ihnen für dieselben die Sträflings-Anzüge einzutauschen.

Fuchs und Eduard legten sich, da es hier keine Frage und

kein Zögern gab, nachdem sie die gelben Hosen angezogen, neben einander auf die breite, niedrige Bank, an deren einer Seite sich Schraubstöcke befanden, in welche man die Füße der beiden Verbrecher schob.

Nun näherte sich ihnen der Schmied und legte um die Knöchel ihrer Füße offene Stahlringe, an denen die Ketten sich befanden.

Die beiden Seiten der Stahlringe wurden nun so knapp und so schmerzvoll zusammen genietet, daß der sonst bei solchen Gelegenheiten kaltblütige und harte Fuchs diesmal eben so wie der rothe Ede Schmerzensrufe ausstieß.

Die Kette, die von dem Ringe des Einen zu dem des Andern lief, verband Beide nun auf Schritt und Tritt; diese Kette wird im Bagno nach Jahren guter Aufführung gewöhnlich erleichtert — die Ringe aber werden den Sträflingen erst abgenommen, wenn sie ihre Strafzeit ganz verbüßt haben.

Man befahl den Nummern 136 und 137, von der Bank aufzustehen.

Die beiden Spießgesellen, die mit entsetzlicher Mordlust zuletzt den armen und treuen Verwalter des Fürsten von Monte-Vero umgebracht hatten, waren nun für eine lange Reihe von Jahren unschädlich gemacht.

Die kurze, aber schwere Kette, welche ihre Füße verband und bei Tag und Nacht an denselben blieb, entlockte dem rothen Ede einen furchtbaren Fluch und seinem Ketten-Gefährten ein wildes Zähneknirschen.

Dann reichte Fuchs demselben mit einem gräßlichen Lächeln seine Hand — —

„Gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ sprach er, nach den Jacken und Mützen zeigend, die der Aufseher brachte. „Das kommt mir hier vor wie eine Trauung!“

Beide zogen ihre rothen Jacken an und setzten die mit ihren Nummen versehenen rothen Mützen auf.

„Es war ein guter Gedanke, daß man uns beisammen ließ!“ flüsterte Eduard seinem Gefährten zu, während sie neben dem

Aufseher die Schmiede verließen, um in einen der Säle des Bagno geführt zu werden.

Das Gebäude, das unten und oben in gleich große Räume getheilt ist, wird durch Posten bewacht, außerdem befinden sich in den Gängen fortwährend zahlreiche Aufseher.

Der Zehnersaal, in den Fuchs und Eduard gebracht wurden, hatte die Ausstattung wie alle anderen, das heißt, es befand sich in ihm nichts, als ein großes, gemeinsames Lager. An der einen Seite desselben waren die mit denselben Nummern der Mützen versehenen, groben Decken zusammen gerollt, in welche sich die Sträflinge bei Nacht einhüllten, nachdem ihre Kette an eine Stahlstange geschlossen war, die sich zu Füßen des Lagers befand.

Die allerdings nur in kurzen Strichen hier gelieferten Beschreibungen des Bagno sind diejenigen eines Augenzeugen, wir können uns daher für die vollkommene Richtigkeit derselben verbürgen.

Am Morgen mußten Fuchs und Eduard, wenn der Kanonenschuß herüber dröhnte, mit allen anderen Sträflingen das Lager verlassen und an die Arbeit gehen, die entweder in schweren Ausschachtungen oder im Ruderführen bestanden. Abends kehrten sie todtmüde um acht Uhr in den Saal zurück, um dann, an das Feldbett geschlossen, sich dem Schlafe hinzugeben.

Es herrschte bei Nacht in den Sälen eine so lautlose Stille, nur unterbrochen durch das Rasseln einer Kette oder das Stöhnen eines schwer Träumenden, daß eine Unterhaltung zu führen fast unmöglich war.

Die Sträflings-Paare mißtrauten sich, denn fast täglich kam es vor, daß ein Paar dem Aufseher etwas verrieth, was ein anderes Paar gethan oder gesprochen.

Außerdem war eine Unterhaltung auch bei der Arbeit gefährlich, da die Wärter stets ganz in der Nähe standen.

Man sollte meinen, daß bei dieser, alle Kräfte erfordernden Arbeit, dieser Abgeschlossenheit von der Welt und dieser meistens langen Strafzeit die Verbrecher des Bagno gebessert sein mußten

— aber es ist leider eine alte Erfahrung auch hier, daß selbst diejenigen, die durch gutes und gehorsames Betragen zu den sogenannten „Erprobten" gehören, selten ein ehrliches Leben anfangen, wenn sie das Bagno verlassen!

Bevor wir sehen, daß auch bei Fuchs und Eduard der Aufenthalt daselbst nur ihren Haß nährte und sie in Ruhe neue Pläne schmieden ließ, müssen wir zu kurzer Vervollständigung unserer Beschreibung noch erwähnen, daß die Abspeisung der Sträflinge, welche um drei Uhr Mittags stattfindet, derjenigen aller Gefängnisse ähnlich ist. Die Kost besteht fast immer aus gekochten Bohnen oder andern Hülsenfrüchten, und Brod. Nur Sonntags erhält jeder Sträfling eine Ration Fleisch. Vor Beginn der Arbeit aber wird Jedem ein Glas Wein gereicht, Erprobten auch wohl Taback — doch bei dem geringsten Ungehorsam oder Vergehen beides ihnen wieder entzogen.

Strafen für größere Uebertretungen werden mit Gefängniß, das aus Eisenlatten besteht, oder mit der Bastonnade bestraft, die der gräßliche Henker des Bagno, den wir später sehen werden, mit einem starken Strick ausführt.

In den Mußestunden dürfen die Sträflinge allerlei Kleinigkeiten anfertigen, deren Erlös, wie in Zuchthäusern, für sie gesammelt wird.

Fast fünf Jahre hatten Fuchs und Eduard die Arsenal-Arbeit verrichtet und sich so untadelhaft geführt, daß sie selbst ihre erfahrenen Aufseher über ihre geheimen Gedanken und Pläne täuschten.

Man hielt sie für gebessert und brachte sie in die Schmiede, um ihre Kette mit einer leichteren zu vertauschen.

Das war es, was Fuchs durch seine jahrelange Verstellung hatte erzielen wollen.

Es gelang ihm unbemerkt, sich zu bücken und etwas aufzuheben, als sie sich auf die niedrige Bank legen mußten und der Schmied ihnen eine dünnere Kette an die Manicles (so heißen die Stahlringe) ihrer Füße schmiedete.

In den letzten Jahren hatte sich die Zahl der Sträflinge auf

fast dreitausend vermehrt, und dieser ungewöhnliche Umstand bewirkte es, daß man die Erprobten nicht mehr ganz so streng bewachte als im Anfange. Die Aufseher, die allerdings auch vermehrt waren, beschäftigten sich mehr mit der Beaufsichtigung der Gefährlichen, als welche man alle neu Eintretenden betrachtete. Ja, der Gouverneur hatte sogar die Einrichtung getroffen, daß den Doyens der Galeeren-Sträflinge, das heißt den Aeltesten, ihre Ketten abgenommen und dieselben als Wärter der Jüngeren verwandt wurden.

Fuchs und Eduard hatten in dieser Zeit unter dem Doyen Armand Recette den leichteren Dienst auf einer der Galeeren des Arsenals, die die Verbindung zwischen dem Bagno und dem Hafen unterhielten, und bei dieser Gelegenheit wurde es ihnen leicht, sich immer mehr über die Lage und die Art der äußeren Bewachung des Bagno zu orientiren.

Abends, nach dem Schluß des Hafens, dasselbe verlassen zu können, war zur Unmöglichkeit gemacht, da, wenn es einem Sträfling wirklich gelang, den Saal und das Haus unbemerkt zu verlassen, er dennoch die sehr hohe Mauer nicht zu erklimmen vermochte, auch nicht, wenn er sich von seinem Gefährten zu trennen verstanden, was schon eine Unmöglichkeit war.

Das Thor des Bagno aber wurde bei Tag und Nacht durch eine Abtheilung Marine-Soldaten so streng bewacht, so sicher verschlossen, daß dort durchzudringen um so weniger denkbar war, da die Sträflinge ja in ihrem gelb-rothen Anzuge überall kenntlich waren, und in den Besitz anderer Kleider konnten sie nicht kommen.

Wenn aber wirklich ein Sträfling einmal alle diese Hindernisse überwand, dann scheiterte sein lange vorbereiteter und von besonders günstigen Umständen begleiteter Plan doch unfehlbar an der Bewachung und dem militairischen Verschluß des Hafens, den bei Nacht kein Schiff verlassen durfte. Auf dem Landwege aber erwartete den Flüchtling entweder der Hungertod, wenn er die Dörfer und Städte mied, oder er fiel in die Hände der

Gensd'armerie, welche ihn sofort wieder an das Bagno zurücklieferte.

Der Zufall oder jenes wunderbare Glück, das so oft den Verbrechern hold ist, wollte es, daß, zur Warnung und Belehrung für Fuchs und Ede, zwei Ketten-Gefährten des Zehner-Saals um diese Zeit einen Fluchtversuch machten, auf den sie zwei Jahre lang gewartet und sich vorbereitet hatten. Ausdauer und Vorsicht waren überhaupt den Sträflingen in ihrer Strafzeit eigen geworden.

Es waren zwei sehr schlaue und geschickte Verbrecher, die dadurch, daß man sie zusammen geschmiedet, allmälig Gelegenheit gefunden, ihre Kenntnisse, Erfahrungen und Beobachtungen auszutauschen und zu ergänzen.

Sie hatten mit eiserner Geduld darauf gewartet, daß der Zufall ihrem Fluchtversuch zu Hülfe kommen sollte, und nach Jahren war ihre Hoffnung richtig eingetroffen.

Der Aufseher, der allabendlich die Sträflings-Paare dadurch an das große, gemeinsame Feldbett zu befestigen hatte, daß er die ihre Füße verbindende Kette an die Stahlstange schloß, hatte es durch einen Zufall an einem Abend übersehen, diese beiden Sträflinge anzuschließen, während er alle andern pflichtgemäß befestigt.

Niemand bemerkte das Versehen, nur diejenigen, die dasselbe anging und die es mit Wonne erfüllte.

Es gelang den beiden Kettengefährten, glücklich das Haus, das Bagno und die Stadt zu verlassen, was Allen unerklärlich war, da keine Spur verrieth, auf welche Weise sie alle Hindernisse überwunden.

Die Aufregung unter den Beamten war daher groß, ein Kanonenschuß verkündete sofort der Stadt und der Umgegend die Flucht der Verbrecher, und außerdem zog man eine blaue Flagge auf, deren Bedeutung allgemein bekannt war.

Unter dieser Flagge brannte dann Abends noch ein blaues Licht, das die Richtung angab, die man als die von den Entsprungenen gewählte vermuthete.

Die beiden bisher so vom Glück begünstigten, geschickten Verbrecher wurden denn auch trotz ihrer Schlauheit nach wenigen Tagen bei Marseille ergriffen, wohin sie sich gewandt hatten, und dem Bagno zurückgeliefert.

Sie hatten andere Kleider, andere Mützen — trotzdem hatte der Zufall, ebenso merkwürdig, wie er ihre Flucht begünstigte, auch merkwürdig ihre Verhaftung herbeigeführt — sie waren in einer Taverne in Streit mit Anderen gerathen und dabei hatte sich des Einen Hose ein wenig hochgezogen — der Manicle am Fuße, der ihren Feilen bisher widerstanden hatte, verrieth sie, und die Strafe, die sie erwartete, war eine furchtbare.

Der Henker des Bagno, der alte Sorbonne, ein ehemaliger Sträfling, ist ein Mensch von riesigem Aussehen. Ihm waren die beiden Entwichenen nun anheimgefallen.

Die Execution wurde stets auf dem großen Platze am Thor ausgeführt und alle Sträflinge mußten ihr beiwohnen, damit sie sahen, wie furchtbar die Flüchtlinge bestraft wurden.

Es war eine Art Schaffot, was man aufschlug. Vier Pfähle wurden eingegraben und auf diese ein breites, dickes Brett genagelt, das in der Mitte ein wenig ausgehöhlt war.

Sträflinge mußten die Arbeit nach der Anleitung des Henkers verrichten, der sich rühmte, mit einem einzigen Schlage seines Marter-Instruments, das nichts anderes als ein daumdickes Tau-Ende war, den stärksten Mann bewußtlos zu machen und mit vier Schlägen zu tödten.

Man wird versucht sein, diese Behauptung zu bezweifeln, doch versichern Augenzeugen, daß schon bei dem ersten auf die Schultern geführten Streiche dieses Tau-Endes das Blut des Gestraften bis zum Plafond des Saales gespritzt ist.

Sehen wir selbst, welchen Erfolg dieses scheinbar so unschuldige Marter-Instrument bei den beiden Kettengefährten hatte, welche man dem Henker Sorbonne überlieferte.

Die Glocke des Bagno, die nur bei solchen Gelegenheiten ertönte, rief am Tage nach der Einlieferung der beiden Verbrecher schon die sämmtlichen Insassen auf den Strafplatz und zwar vor

sechs Uhr am Morgen, damit durch das Schauspiel nicht die Arbeit versäumt wurde.

Sorbonne, dieser Riese mit der Kraft eines Herkules, stand bereits an der Schlachtbank, als von allen Seiten die Sträflinge und die Aufseher herbeiströmten. Es versammelten sich in weitem, ungeheurem Kreise mit den Soldaten und Matrosen mehr denn viertausend Menschen.

Die Neugier bemächtigte sich selbst hier, wo die meisten Umstehenden zwei Mitgefangene gräßlich leiden sehen sollten, der Gemüther so sehr, daß ein heftiges Gedränge entstand.

Die Kinder der Aufseher und Inspectoren erkletterten, um dem Schauspiel beizuwohnen, die umstehenden Bäume, und dasselbe gab daher in seiner Zuschauer-Region nichts demjenigen einer Hinrichtung nach, das in Frankreich, allwo die Henkerstrafen noch heute öffentlich vollzogen werden, stets eine unabsehbare Menge Schaulustiger anlockt.

Als das Publikum des Bagno vollzählig war, führte man aus dem Gefängniß die beiden Flüchtlinge zu der Holzbank — schwere Ketten rasselten an ihren Händen und Füßen, trotzdem wurden sie von je vier Aufsehern begleitet.

Der Gouverneur und die Ober-Inspectoren traten in die Nähe Sorbonne's, und der Erstere überreichte demselben den Befehl, jedem der beiden Verbrecher drei schwere Schläge mit dem Tau zu verabreichen.

Was die Bezeichnung „schwer" zu bedeuten hatte, war dem Henker nur zu gut bekannt. Um leichte Schläge handelte es sich bei Bastonnaden, die die Fußsohlen der Unglücklichen trafen — schwere Schläge trafen den Rücken und die Schultern.

Zwei bewegliche und eifrige Jesuitenpater nahmen den beiden Opfern Sorbonne's, die möglicherweise seinen Schlägen erliegen konnten, wenn sie schwächlich waren, die letzte Beichte ab, beteten mit ihnen und hielten die Oelung bereit, dann mußten die Bedauernswerthen sich auf den Befehl des Henkers vollständig entkleiden. Die halb gelben, halb rothen Jacken und Hosen hingen,

da die Ketten es verhinderten, daß dieselben ganz abgestreift wurden, an den Knöcheln der Hände und Füße herab.

Nunmehr schnallten die Aufseher zuerst den einen der beiden Sträflinge auf die graue, blutfleckige Bank.

Der Henker erhob das dicke Tau-Ende und ließ es pfeifend auf den nackten Körper des Opfers sausen. Das Blut spritzte hoch auf und benetzte das Gesicht und den großen, grauen Bart Sorbonne's. Bei dem zweiten Hiebe stieß der Sträfling einen gräßlichen, markerschütternden Schrei aus, und bei dem dritten, der das Blut in Strömen an der Bank hinabrinnen ließ, sanken die bisher sich wild in den Lederriemen stremmenden Muskeln des Sträflings matt zusammen, und die regungslosen Glieder verriethen, daß derselbe ohnmächtig vor Schmerz war.

Die Aufseher schnallten ihn von der Schlachtbank los und legten ihn, ein Tuch über ihn hüllend, seitwärts an einen der Bäume, um nun den andern Unglücklichen, der Zeuge dieser ersten Vollstreckung hatte sein müssen, auf die Henkerbank zu schnallen. Auch bei ihm spritzte bei dem ersten Schlage das Blut hoch auf und bei dem zweiten schon verstummte das gräßliche, herzzerreißende Klagegeschrei — der dritte Hieb Sorbonne's fiel auf eine Leiche — dieser schwächlichere Körper hatte, vielleicht auf den Tod durch eine innere Krankheit schon vorbereitet, drei Schläge nicht überleben können — er erwachte nicht wie sein Kamerad zu qualvollen Schmerzen.

Auf Fuchs und Eduard verfehlte dieser Anblick nicht seine Wirkung. Als sie mit dem alten Armand Recette in dem Galeerenschiff saßen, stand noch immer das Bild des Morgens vor ihnen, das blutbefleckte Bild, das eine Warnung für Alle sein sollte!

Armand war ein milder Aufseher, weil er ein unschuldig Verurtheilter war — er hatte Neigung, auch in Fuchs und Eduard nicht schwere Verbrecher zu sehen und zu fürchten.

Seine Geschichte, die er an einem der nächsten Abende, als er mit den beiden Verbrechern heimruderte, erzählte, bewies am

besten, daß er einer jener Bedauernswerthen war, die einem falschen Verdachte zum Opfer gefallen.

„Erinnert Ihr Euch,“ fragte er, „daß im Dezember des Jahres 1835 zu Grenoble ein gräßlicher Mord an der fast vierzigjährigen Wittwe Noir begangen wurde? Du,“ wandte er sich an den älteren Fuchs, „wirst ohne Zweifel von dieser Unthat gehört haben. Man fand die Wohlthäterin meines Lebens, die gütige kranke Frau, die keine Kinder hatte und mir ihr ganzes Vertrauen schenkte, ermordet in ihrem Zimmer.

„Ich hatte sie etwa um neun Uhr des vorhergehenden Abends verlassen, früher als sonst wohl, da ich ihr stets bis zur zehnten Stunde vorlas. Es hatte mich ein heftiges Nasenbluten befallen, und die besorgte Wittwe Noir hatte mir, nachdem mein Taschentuch schon durchnäßt war, das sie in ihrer Wohnung behielt, um es durch ihre Wäscherin reinigen zu lassen, ihr Taschentuch gegeben, um das Blut aufzufangen. Ich hatte, als ich mich ihr empfahl, ahnungslos von dem, was nun geschehen sollte, dasselbe mitgenommen.

„Am andern Morgen — ich lag noch in meinem Bett,“ erzählte der greise Armand Recette, der seit dem Jahre 1835 im Bagno schmachtete, „drangen Polizisten in mein ärmliches Zimmer. Die Wittwe Noir war in der Nacht ermordet, und man hatte mich, da ich zuletzt bei ihr verkehrt und gesehen worden war, im Verdacht, die edle, gute und zu meinem Unglück auch reiche Dame ermordet zu haben.

„Was halfen meine Betheuerungen und Schwüre? Man schleppte mich in die Gewahrsame und fand bei mir das blutbefleckte Taschentuch, in dem der Namenszug der Wittwe stand. Ein Vergleich dieses Tuches mit denjenigen, die man in dem Spind der Wittwe Noir fand, ließ keinen Zweifel darüber, daß dieselben von vollkommener Gleichheit waren, und man klagte mich nun bei solchem erdrückenden Verdacht des Mordes an, des grauenhaftesten Mordes an der mit Blut bedeckten Wittwe Noir.

„Was halfen meine Erzählungen des vorhergehenden Abends, was nützten meine genauen Angaben aller Vorfälle, wer glaubte

dem armen Armand Recette, der in Wahrheit behauptete, von einem heftigen Bluten der Nase überfallen zu sein — man lächelte — man meinte, daß ich ein recht geschickter Mörder sei, der eine gute Ausrede bereit habe — und man verurtheilte mich auf Grund der gefundenen blutbespritzten Taschentücher zum Tode für den Mord an der Wittwe Noir."

Der alte, zum Greise gewordene Recette war noch jetzt jedesmal, wenn er seine Lebensgeschichte erzählte, so ergriffen, daß sein durchfurchtes Antlitz sich vor Schmerz und Gram entstellte.

„Man fühlte wohl, daß es eine Verbindung von Umständen, von falschen Verdachten geben konnte, die einen Unschuldigen dem Fallbeil überlieferten — und man begnadigte den Armand Recette, dessen trostlose, alte Mutter sich zu Tode grämte, und dessen Brüder sich ihres Namens schämen mußten, da es auch der meinige war, zu lebenslänglicher Galeerenstrafe.

„Nun schmachte ich bald zwanzig Jahre hier in dem Bagno, und während ich kaum vierzig zähle, hält man mich für einen Greis!

„Das ist der Fluch eines falschen Verdachtes," schloß der Doyen, der in dem Galeerenschiff Eduard's und Fuchs' stand, „das ist der Fluch meines Lebens!"

„Und meint Ihr nicht, unglücklicher Armand, daß es auch Anderen hier noch ähnlich ergeht?" fragte Fuchs — „ich spreche von mir nicht gern — aber glaubt mir, daß die eigentlichen Missethäter frei umhergehen und sich ihres Raubes freuen, während wir Unglückliche hier in Ketten schmachten müssen!"

„Ihr sprecht sehr wahr!" meinte Armand, und Fuchs benutzte am nächsten Tage das Vertrauen des Doyen, um mit dem rothen Ede ein Gespräch zu führen, das, da es in deutscher Sprache gehalten wurde, dem Greise unverständlich blieb.

„In einer der nächsten Nächte ist die Kette, die uns verbindet, durchgesägt," sprach Fuchs, „unsere Erlösung naht!"

„Wohin aber wenden wir uns?" fragte der rothe Ede, dem

die beiden zuletzt eingefangenen Sträflinge noch immer vor Augen standen.

„Laß mich für Alles sorgen — wir benutzen den Napoleons-Tag, an dem die Aufseher, wie im vorigen Jahre, berauscht sein werden!“

„Denkst Du an den Landweg?“ flüsterte Eduard.

„Nimmermehr — wir fliehen über das Wasser!“

„Und wenn man uns zurückholt?“

„Lieber todt, als noch einmal fünf Jahre in diesem Bagno!“ knirschte Fuchs.

„Der Napoleons-Tag ist vor der Thür!“

„Den Heiligen sei's gedankt — ich habe Alles bedacht und vorbereitet!“

„In Paris kann man uns, wenn wir es erst erreicht haben, nicht mehr auffinden,“ meinte der rothe Ede — „von dort aus wollen wir denjenigen, dem wir diese fünf Jahre zu verdanken haben, verfolgen!“

„Er muß sterben — diesmal soll er meiner Hand nicht wieder entwischen!“

„Und vorher soll sein Kind dem Verderben geweiht werden! Ich hasse ihn mit meiner ganzen Seele!“ flüsterte Eduard, während das Galeerenschiff sich dem Bassin näherte, an dessen Treppe dasselbe befestigt werden mußte.

Fuchs hatte, als man in der Schmiede die Kette erleichterte, die ihn mit seinem Mordgesellen verband, ein längliches Stück Eisen aufgehoben und verborgen.

Es war ihm nach Wochen gelungen, in dieses Eisen Scharten zu schlagen, und dann hatte er in stiller Nacht, wenn rings alle Galeerensträflinge nach der schweren Arbeit des Tages in schwerem Kummer dalagen, leise, dem Bohren eines Holzwurmes oder dem Scheuern eines schlummernd, die Kette auf der Stahlstange Bewegenden gleich, das Eisen an dem einen Ringe der Kette feilen lassen, die ihn und Eduard verband.

Die Aufseher hatten es eben so wenig, wie Armand, bemerkt,

daß das eine Glied dieser Kette dünn geworden war, da Fuchs so schlau gewesen war, die Stelle zu seiner allmäligen Arbeit zu wählen, die durch den Nebenring verdeckt wurde.

Nun war diese Vorbereitung so weit gediehen, daß es nur noch einer kurzen Benutzung der Feile bedurfte, um die Kette in zwei Theile zu zerlegen, die dann von jedem der beiden Sträflinge leicht durch eine Binde so an den Füßen befestigt werden konnten, daß sie sich, ohne ein rasselndes Geräusch zu verursachen, zu bewegen vermochten.

Der Napoleons-Tag, der in dem Bagno durch reichlichen Genuß des Weins gefeiert wurde, kam heran, und die Aufseher, sicher, daß ihre Gefangenen nicht an Flucht dachten, gaben sich, als Abends die Sträflinge in die Säle geführt worden waren, unbekümmert einem Gelage hin, an dem sie sich um so ruhiger betheiligen zu können glaubten, da auch der Gouverneur und die Inspectoren an einer Festtafel im entfernten Commandanturgebäude saßen.

Fuchs und Eduard, die mit Ungeduld die so lange ersehnte Nacht ihrer Befreiung erwarteten und nicht ganz furchtlos derselben entgegen sahen, da noch jene gräßliche Strafe recht grell ihnen vor Augen stand, welche die beiden früheren Sträflinge betroffen hatte, lagen, scheinbar sich dem Schlafe hingebend, neben den Mitgefangenen auf dem Feldbett des großen, weiten Saales.

Als Fuchs vernahm, daß rings Alle in tiefem Schlummer sich befanden, und der Lärm, welcher dumpf herüber drang, ihm anzeigte, daß die Aufseher sich dem ungemessenen Genuß des Weines hingegeben hatten, berührte er vorsichtig den Arm des rothen Ede, um, während dieser von den dicken, wollenen Decken einige Streifen leise abriß, mit dem Eisen, das er stets verborgen bei sich trug, den zum größten Theil bereits durchgefeilten Ring der Kette nun ganz zu beseitigen.

Es war eine finstere und stürmische Nacht, die den Plänen der beiden Sträflinge günstig war, denn nicht allein hüllte sie den Saal, durch dessen Fenster kein Lichtstrahl drang, in tiefes

Dunkel, sie übertönte auch das unvermeidliche Geräusch, das durch das Abstreifen der beiden Kettentheile von der Stange und durch das Anbinden derselben an die Beine entstand. Die wollenen Streifen waren zu diesem Zweck ganz vortrefflich geeignet.

Es mochte Mitternacht sein, als die beiden Gefährten, nachdem sie in fünf Jahren aneinander geschmiedet waren, das Bewußtsein hatten, sich selbstständig bewegen zu können. So nur konnten sie mit jener ängstlichen Sorgfalt, die drohende Gefahr aufdrängt, es vermeiden, daß die Kettenringe ein klirrendes Geräusch verursachten.

„Wenn das Glück uns wohl will und das Meer Ebbe hat, sind wir geborgen!“ flüsterte Fuchs dem rothen Ede zu, „folge mir leise und vorsichtig!“

Er erhob sich — mehrere Minuten wartete er lauschend — dann stieg er über die Stahlstange von dem Feldbett auf den Boden des Saales. Der an sein Bein festgebundene Theil der Kette hemmte zwar seine Schritte, aber eine Willenskraft wie diejenige dieses Verbrechers achtet solche Hindernisse nicht.

Eduard folgte ihm — das Geräusch, das die nackten Füße auf den Dielen des Saales unvermeidlich hervorriefen, bewirkte es, daß einige Sträflinge im Halbschlummer sich rührten und auf dem harten Holzbett eine andere Lage einnahmen, Niemand von ihnen aber erwachte, Niemand ahnte, daß Zwei von ihnen im Begriff waren, eine Flucht zu wagen!

Fuchs und Eduard erreichten schleichenden Fußes die Thür des Saales, sie wurde nie verschlossen, heute stand sie, vielleicht damit die Aufseher vom Gange aus die Sträflinge belauschen konnten, die dann aber in einem entfernten Raum sich zu einem Gelage versammelt hatten, ganz offen zur Benutzung der Fliehenden. Fuchs konnte sich eines höhnischen Lächelns nicht erwehren, und dasselbe steigerte sich noch, als er in dem matten Schimmer der Lampe, welche die Treppen und Gänge erhellte, die Mäntel der Aufseher an der Wand hängen sah.

Wenn in diesem Augenblick es einem der Soldaten oder Wärter eingefallen wäre, den gemeinsamen Raum, in dem es sehr lustig herging, zu verlassen, dann hätten sie an der Treppe die beiden Sträflinge in ihren gelben Hosen und rothen Jacken erblickt, und es wäre denselben wohl für alle Zeit nicht allein die Lust zu einer Flucht vergangen, sondern auch die Welt für noch geraume Zeit vor ihnen bewahrt gewesen.

Aber es kam Niemand.

Fuchs ergriff einen der an der Wand hängenden Aufseher-Mäntel, der rothe Ede that dasselbe, und Beide hüllten sich nun in diese, ihre Bagno-Livrée verschwinden lassenden, dunklen Umhänge.

Unter diesem Schutz verließen sie schnell das Haus, und nun kam ihnen die draußen herrschende Finsterniß doppelt zu Statten.

Sie hatten fast noch fünf Stunden vor sich, bevor man ihre Flucht entdeckte — in diesen fünf Stunden konnten sie nach der Rechnung des Fuchs einen bedeutenden Vorsprung haben. Was ihn beunruhigte, war seine und des rothen Ede überall gefürchtete und gekannte Sträflings-Kleidung und die Stahlringe an den Füßen! —

Er eilte voran, dem Bassin zu, das durch einen Canal mit dem Hafen verbunden war. An der Wassertreppe lagen größere und kleinere Kähne.

„Was willst Du dort?“ flüsterte Eduard, dem Voranstürmenden folgend, „Du weißt doch, daß das Thor in der Mauer nur während des Tages geöffnet ist, um die Böte durchzulassen?“

„Ich weiß es — komm — wenn uns das Glück wohl will, passiren wir trockenen Fußes dieses Thor!“

Fuchs erreichte die Treppe.

Ein leiser Freudenruf bewies, daß er seine Hoffnung bestätigt fand.

„Ebbe!“ rief er dem ihm folgenden Eduard mit gedämpfter Stimme entgegen, „nun ist zwischen dem Wasser des Canals und der Mauerpforte ein Zwischenraum von fast zwei Fuß, er genügt, um uns in diesem flachen Boote hier durchzulassen!“

„Sieg!“ antwortete triumphirend der rothe Ede, der die Berechnung seines Kameraden anerkennen mußte, und vorsichtig, damit kein lautes Plätschern entstand, folgte er ihm in den Kahn, den Fuchs mit kundigem Auge schnell auserwählt hatte. Es war eine jener schmalen und niedrigen Barken, wie sie im Bagno viel benutzt wurden.

„In den Jahren hier haben wir auch etwas gelernt,“ meinte Fuchs, ein Ruder ergreifend und seinem Gefährten ein zweites reichend, „es hat Alles seine gute Seite — vorwärts! Das Stürmen der Nacht ist uns günstig, in einer Stunde sind wir Beide längst außerhalb der verwünschten Mauer dieses verfluchten Nestes!“

Die Ruder berührten leicht und dennoch schnell das Wasser des Canals, in das die Barke mit den beiden Flüchtlingen nun glitt.

Keine Wache, keine Patrouille war in der Nähe.

Die Finsterniß war so groß, daß es der ganzen Ortskenntniß dieser beiden langjährigen Bagno-Bewohner bedurfte, um nicht in einen der Nebenarme dieses Canals zu gerathen.

Endlich erhob sich dicht vor ihnen die gewaltig hohe Mauer, die über dem Canal ein breites, festes, eisernes Thor bildete, das am Tage durch die Wache geöffnet und Abends stets fest verschlossen wurde.

Zur Zeit der Fluth stand das Wasser so hoch, daß es mehrere Fuß des Thores umspülte, und nur während der Ebbe entstand unten ein nur niedriger Zwischenraum, welchen Fuchs vor einiger Zeit beobachtet hatte, und nun wohl zu benutzen verstand.

„Fort mit den Rudern!“ befahl er mit gedämpfter Stimme — „wirf Dich, wie ich, auf den Boden des Kahns!“

Eduard hätte es auch ohne die Ermahnung seines Gefährten gethan, denn da das Boot nur gerade Raum fand, um schnell unter dem Thore durchzugelangen, wäre Jeder, der auf der Ruderbank sitzen geblieben, von dem Eisen oben auf eine so furchtbare Weise getroffen worden, daß er, tödtlich verwundet, an eine Flucht wohl nie und nimmer mehr gedacht haben würde!

So aber glitt das Boot mit den beiden unten liegenden Verbrechern sehr schnell und glücklich unter dem Thore hin — und vor ihnen lag, allerdings im Augenblick durch die undurchdringliche Finsterniß verhüllt, die Freiheit — der Hafen von Toulon! —

Fuchs hatte auch die Gefahr wohl bedacht, die sich jetzt noch, nachdem sie das Bagno hinter sich hatten, ihnen bot.

Sie waren nun noch von Festungswerken umgeben, und während es eine Unmöglichkeit war, ganz abgesehen von dem stürmischen Wellenschlag, den Hafen fliehend zu verlassen, da derselbe geschlossen war, hatten die beiden Sträflinge auch auf der Landseite die wohlbefestigten und bewachten Schanzen vor sich.

Durch eins der Thore Eingang in die Stadt zu erlangen und dann sich für eine der Landstraßen zu entscheiden, war eine Unmöglichkeit.

Fuchs aber kannte einen zwar mühsamen, jedoch sicheren Weg durch die Festungswerke, und nach etwa einer Stunde hatte er mit dem rothen Ede auch dieses gefahrvolle Hinderniß überstanden.

Wir müssen nun das Ende dieses Wagstücks kurz erzählen, um zu den Helden unseres Romans zurückzukehren.

Die beiden Verbrecher wählten ein scheußliches Mittel, um ihre Flucht zu ermöglichen.

Bevor noch der Tag angebrochen war und die blaue Flagge des Bagno warnend in der hellen Luft flatterte, hatten Fuchs

und Eduard auf der Landstraße zwei Reisende ermordet und, nachdem sie denselben ihre Habe und Papiere abgenommen, so verstümmelt, daß Niemand die Gesichter derselben mehr zu erkennen vermochte.

Dann hatten die beiden Verbrecher den Ermordeten ihre Hosen und Jacken angezogen und sich mit den Reise-Gewändern derselben bekleidet.

Die einzige Schwierigkeit boten nur noch die Ketten, aber auch dieser hatten sich die beiden verwegenen Schurken nach sehr kurzer Zeit entledigt und nun die geraubten Stiefeln auf ihre Füße gezogen.

Während die Flüchtlinge in drei Tagen unangefochten Paris erreichten und nun mit Hülfe der falschen Papiere vollkommen sicher waren, hatte man in der Nähe von Toulon jene beiden ermordeten und verstümmelten Reisenden, die die blutbefleckte Bagno-Livrée trugen, für die entsprungenen Verbrecher gehalten und nach dem Bagno geschafft, wo man sie, annehmend, daß Landleute an ihnen eine Lynch-Justiz ausgeübt hatten, ohne nähere Untersuchung begrub.

Wo jene beiden unglücklichen Reisenden ein Ende genommen hatten, blieb den fernen Angehörigen derselben wohl ein ewiges Räthsel und Geheimniß.

Wie viele Thränen mögen dieselben vergossen, wie viele Gebete zum Himmel gesandt haben! —

Fuchs und Eduard aber fanden im Carmeliter-Kloster, wo man nichts von ihren Erlebnissen wußte, ein Unterkommen, nachdem sie, um die Zeit ihrer Abwesenheit zu erklären, sehr wahrscheinlich klingende Erzählungen vorgebracht hatten.

Mehr noch als ihre Erklärung, dem Orden beitreten zu wollen, aber sprach in dem Kloster für sie der Umstand, daß die Gräfin Leona Poninska seit längerer Zeit in Paris war, die nun bei dem Prior eine Fürsprecherin der beiden Gesellen des Satans wurde.

Leona, welche sich geschickt so stellte, als kannte sie nicht die ruchlose Schlechtigkeit und Vergangenheit dieser beiden Verbrecher, glaubte sie noch immer mit Erfolg benutzen zu können, und sie war es daher gewesen, welche Eduard in der Absicht bestärkt und mit Geld versehen hatte, an dem Fürsten von Monte-Vero, alle Vorsicht anwendend, dadurch eine Rache zu üben, daß er Margarethe ihm raubte, gerade in dem Augenblick, da Eberhard dieselbe endlich dem Elend und der Verzweiflung zu entreißen im Begriff war.

Wir haben aus dem Gespräch der schwarzen Maske und des Mephisto im Château-Rouge bereits ersehen, daß diesem Werkzeug der Gräfin auch dieser Schurkenstreich gelungen, daß Margarethe durch ihn in das Kloster der Straße St. Antoine geliefert war.

Sehen wir nun, wie das hatte geschehen können. —

Drittes Kapitel.

Das Geheimniß der Prinzeß Christine.

Als Eberhard bei dem Anblick zusammenbrach, den ihm die Aebtissin vom Kloster Heiligstein vorführte, ließ sie ihn allein in seinem Kerker — sie hatte ihren Zweck erreicht, sie hatte sich ergötzt an dem Schmerz, der die starke Seele dieses Mannes beugte — er war gestürzt, er war durch den Einfluß Schlewe's und seiner Creaturen, während er mit seinen göttlich hohen Ideen und Plänen nur das edelste Ziel verfolgte, verdächtigt und beschimpft.

Der König gehörte zu jenen Naturen, die ihr Ohr gern den Einflüsterungen scheinbar ihnen treu ergebener Diener leihen; er war, wie wir gesehen haben, weit mehr geneigt, sich von den Sorgen der Regierung fern zu halten und dieselben seiner Umgebung zu überlassen, als sich um Verwaltungen und Klagen zu kümmern, welche man ihm nicht allein geschickt fern zu halten, sondern auch als undankbare hinzustellen verstand. Er bewegte sich lieber in den Kreisen kluger Männer und Künstler und betete viel.

Vielleicht trug zu diesem Leben nicht allein die außerordentlich hohe Bildung des Königs, sondern auch jenes Geheimniß bei, das die Vergangenheit verschleierte, jene Liebe zu einer Verschollenen, die nun allerdings zu einem wehmüthigen Andenken in seinem Herzen geworden war.

Das Bild der Prinzeß Christine schwebte ihm, vom Trauerflor umgeben, noch immer vor — noch immer weilte sein Auge gern auf dem Gemälde, das in seinem Gemach stand.

Daß Christine ihn nicht geliebt hatte, war ihm, als er noch

Prinz war, längst zur Gewißheit geworden, aber das hatte nichts an seinen Gefühlen für dieselbe ändern können.

Er gedachte ihrer nun, nachdem eine so lange Reihe von Jahren hingegangen und er längst seiner Gemahlin die Hand gereicht, mit der Wehmuth, die man theuren Todten schenkt.

Seinen Bemühungen war es gelungen, von dem Geheimniß, das diese Prinzeß verschleierte, mehr zu ergründen, als die andern Mitglieder des Hofes kannten — er wußte, daß Christine einen Mann aus dem Volke geliebt hatte, und ohne ihr dafür zu zürnen, daß sie ihn verschmähte, daß sie ihr Herz einem Manne geschenkt, den sie niemals besitzen durfte, war es ihm stets ein schmerzlicher Gedanke gewesen, daß durch dieses Verhängniß nicht allein er, sondern auch sie, die Prinzeß, unglücklich liebte.

Jener Mann aus dem Volke aber war der Dritte, der unter diesem Verhängniß litt, denn er durfte, wenn sein edles Herz ihn auch für die Höhe befähigte, da seine Geburt es ihm verwehrte, nie daran denken, Christine sein zu nennen.

Drei Herzen waren es daher, die gleich litten — drei Herzen waren es, die an einem unerklärlichen, dunklen Drange geistig in einen schweren Kampf verwickelt wurden, in einen tragischen Conflict, der nie eine Auflösung und nie einen Frieden finden konnte.

Auch an dem Hofe also spielte sich jener schwermüthige Kampf ab, den wir im Leben so oft wiederholt finden, daß Heine ihn eine alte Geschichte nennt, die ewig neu bleibt — auch an dem Hofe lernte man heimlich und unbemerkt die Qualen unglücklicher Liebe kennen.

Es giebt Menschen, die ein solches schmerzliches Verhältniß nicht begreifen können, die sich eines Lächelns nicht erwehren können, wenn sie von unglücklicher Liebe hören — ja, es giebt sogar Naturen, die sich über dieselbe mit spöttischem Wort lustig machen, während sie selbst die Qual in ihrem Herzen tragen. Wollen sie dieselbe dadurch erleichtern, wollen sie sie betäuben oder verleugnen, indem sie es gerade sind, die diese schmerzliche Empfindung gottlos in den Staub ziehen.

Es will uns scheinen, als thäten diejenigen, die über die heilige Liebe sich lustig machen, ebenso unrecht wie diejenigen, die über den Glauben absprechen wollen — wir gehören zu Jenen, die Jedem seinen Glauben lassen, die es für eine Sünde halten, einem Menschen dasjenige zu rauben oder zu verletzen, was sein Herz erfüllt, die jedes Gefühl zu achten wissen, wenn es aus dem Innersten kommt.

Mag es Glaube oder Liebe sein — beide Empfindungen sind heilig und unverletzlich — die erste führt zu Gott — die zweite kommt von Gott — und eine Sünde ist es, sie zu bekritteln oder in den Staub zu ziehen.

Mag der sich glücklich schätzen, der entweder so kalt oder so berechnend ist, daß er jene tiefe Liebe nicht kennt, die niemals stirbt — mag der sich glücklich schätzen, der seine Liebe seinem Vortheil unterzuordnen versteht oder nur da liebt, wo er lieben darf — wir beneiden ihn nicht um sein Glück, wir wollen dasselbe auch nicht zerlegen. Aber wir verlangen dafür auch, daß er nicht absprechend über Andere urtheile, deren Inneres entweder von dem seinigen verschieden und deren Schicksal nicht so günstig verläuft wie das seinige.

Blicken wir, um diesen Betrachtungen Halt zu verleihen, doch einmal um uns. Werfen wir doch einen Blick hinter die Gardinen, hinter die kostbaren Seidenvorhänge der sogenannten Glücklichen und Reichen.

Was findet der Eingeweihte, der tiefer sieht, als auf die schöne Ausstattung der behaglichen Räume, der mehr hört, als die vor den Ohren der Welt gewechselten charmanten Worte?

Die Herren suchen Entschädigung für die Heirath ohne Liebe, für die Heirath aus Geld-Interessen oder Standes-Rücksichten bei schönen Maitressen — — die Damen haschen, allmälig der verführerischen Toilette sich bedienend, nach Zerstreuung in der Gesellschaft galanter Offiziere und Hausfreunde.

Da haben wir die Enthüllung, die mit geringen Variationen sich überall wiederholt — da haben wir die Folge jener moder-

nen Ehen, bei denen kein Wort so laut spricht, keine Veranlassung so wichtig ist, keine Frage so schwer wiegt, als die:

„Wie viele Revenüen hat das Mädchen?"

„Welchen Titel hat der Herr?" —

Liebe? — Du guter Gott — Liebe ist etwas Verbrauchtes, das wohl in der alten Zeit, in der Vergangenheit noch hin und wieder ein Wort mitsprach — Liebe findet sich schon! Die Hauptsache ist doch immer, angenehm und glänzend zu leben!

Liebe findet sich schon! Allerdings, man sucht sie später nicht bei dem Gemahl und der Gemahlin, sondern anderswo — heimlich und verstohlen eine Demi-monde der sogenannten vornehmen Gesellschaft bildend, die wir nicht allein in Paris und London suchen und finden, die wir heutzutage auch in unserer Nähe reichlich vertreten sehen! —

Doch kehren wir zu dem Könige zurück, der seiner Gemahlin alle Aufmerksamkeiten und Pflichten erwies, deren ein Mann in der Ehe sich schuldig macht.

Weit davon entfernt, heimliche Genüsse wie andere hochstehende Herren bei schönen Frauen zu suchen, war das Einzige, das, der Königin bekannt, sein Inneres wie ein Gebet erfüllte, die Erinnerung an Christine.

Aber er liebte sie nicht mehr stürmisch und von Wünschen begleitet — er liebte sie wehmüthig wie eine Verstorbene — er blickte zu ihr mit der heiligen Empfindung, die uns beschleicht, wenn wir einen Stern sehnsüchtig betrachten, oder eine schöne, duftende Blume sehen oder ein mild ergreifendes, unsere tiefste Seele berührendes Gedicht hören.

Der König gehörte eben zu jenen Menschen, deren Seele bewegter ist, als ihr Aeußeres, die mehr innere Tiefe als Thatkraft haben.

Die Schrecken der Revolution hatten ihn daher in seinem Herzen viel schwerer betroffen als jeden andern Herrscher, der schnell entschlossen zu den schnellsten Gewaltmaßregeln griff — er war tief innerlich erschüttert, und er gewährte, zum ersten Male seinen Rathgebern sich entgegenstellend, dem Volke, das sich

durch seine Abgesandten an ihn wandte, mancherlei Freiheiten und Rechte.

Nur ein Verlangen gewährte er, den Einflüsterungen Schlewe's folgend, nicht — das war die Freilassung Eberhard's.

Seltsam! Fürchtete der König diesen Mann? oder fühlte er, daß er ihm schnödes Unrecht that, und wollte er sich daher jedes Vorwurfs entschlagen, indem er ihn dem Vergessen anheim gegeben zu haben glaubte, wenn er ihn in dem Gefängnisse ließ?

Da wollte es der Zufall, daß der König nach mehreren Tagen, als die Straßen von dem Blut und den Barrikaden gereinigt und die Todten begraben waren, von dem Fenster seines Gemaches auf den Schloßhof blickend, sah, wie man die an dem Schloßdiebstahl mitschuldige Margarethe von der Burg nun in eines jener Gefängnisse brachte, das sie mit den schwersten Verbrechern und Missethätern theilen sollte. Er sah das von Schmerzen erfüllte Antlitz des Mädchens, sah die lieblichen Züge desselben, und es erwachte nun wohl in ihm ein Gefühl des Mitleids nicht allein mit Margarethe, sondern auch mit Eberhard.

Der König entsann sich, aus der gehässigen Anklage Schlewe's vernommen zu haben, daß dieses Mädchen keinen Namen hatte, daß auch der Fürst von Monte-Vero den Namen von der Burg mit Unrecht getragen.

Eberhard, so entsann sich der König, hatte ihm, als er ihm die vielbewegte Geschichte seines Lebens erzählte, am Schluß derselben ja enthüllt, daß der alte Johannes von der Burg mit den Worten seinen Geist aufgegeben:

„Du bist nicht mein Sohn — —“

Es mußte sich daher in dem Document, das in einem alten Schreibtisch des Klosters Heiligstein, wie Schlewe berichtet, zufällig gefunden worden, doch irgend eine Spur finden lassen, eine Angabe der Eltern Eberhard's.

Der König empfand den Wunsch, jenes Document selbst zu sehen, und er befahl, daß ihm dasselbe gereicht werde.

Schlewe, dem man von diesem Befehl Bericht erstattete, versuchte es, den König von diesem Begehren abzubringen und zu

zerstreuen, indem er sich sagte, daß, obwohl er nur dem Inhalt gefolgt war, dennoch aus dem alten Schriftstück neue Untersuchungen sich entspinnen konnten, deren Wirkungen nicht zu berechnen waren.

Es gelang ihm auch, den König geschickt für längere Zeit von dieser Absicht zurückzuhalten, dann aber wiederholte sich das Verlangen desselben so energisch, daß der Baron nicht länger zu zögern wagte.

Er ahnte ja auch nicht, welche Folgen dieses Document haben sollte, das zuerst sich ihm so dienstlich erwiesen, er brachte dasselbe daher wie ein im Uebrigen werthloses Actenstück dem Könige.

Es war tief in der darauf folgenden Nacht, als der vertraute Diener des Königs, der alte Bittelmann, plötzlich die Glocke desselben heftig tönen hörte. Er fürchtete schon für einen Krankheits-Anfall und eilte sehr schnell in das Schlafgemach seines Herrn.

Erstaunt sah er, daß der König, was sonst nie der Fall war, so lange in seinem Bett gelesen hatte.

„Bittelmann," befahl er, und es war nun unzweifelhaft, daß in seinem Innern Außerordentliches vorging, „eile zu dem Offizier der Schloßwache und befiel ihm in meinem Namen, sofort den Raum öffnen zu lassen, in welchem der Fürst von Monte-Vero noch immer schmachtet."

„Majestät wollten mitten in der Nacht —"

„Ich will, daß derselbe in dieser Stunde noch in Freiheit gesetzt werde!"

„Man wird mir nicht glauben, Majestät!"

„Nimm diesen Ring und eile! Führe den Fürsten von Monte-Vero unverzüglich hierher, ich muß ihn sprechen!"

Bittelmann ging — er konnte sich nicht erklären, was in dem Könige, den er sonst doch bis in die kleinste Falte seines Herzens hinab so genau kannte, vorging.

Allerdings war es ihm eine Wohlthat, daß er den Fürsten befreien und hinaufführen sollte, denn dieser alte, ehrliche Diener

beurtheilte es sehr gut, daß Eberhard ein treuerer und edlerer Rathgeber gewesen, als Schlewe und die Minister — aber er wußte nicht, wie es zugegangen, daß in der Meinung des Königs so schnell eine Aenderung hatte vorgehen können!

Während er, den Ring zum Zeichen seiner Ermächtigung mit sich nehmend, hinab eilte, verließ der König sein Bett und warf sich schnell in ein Morgen=Gewand — er war sehr aufgeregt, sehr ergriffen — —

„Eine schwarz verschleierte Dame," sprach er, den Text des Documentes wiederholend, „das Amulet mit den Wahrzeichen — die schwarzen Pferde — die Krone in dem Tuch — — darf ich noch zweifeln? Nein, nein, eine innere Stimme sagt es mir: er ist der Sohn Christinens und Ulrich's — sie floh, weil sie die Frucht ihrer unglücklichen Liebe verheimlichen, verbergen wollte — sie starb, weil sie nicht länger leben durfte und mochte! — Das war es, was mich beim ersten Anblick dieses Mannes überraschte, das war es, was mein Herz einst so mächtig zu ihm hinzog."

Der alternde König, dessen Haar sich bereits grau färbte, stand, bis in seine tiefste Seele erschüttert, da — er mußte in sich überstehen, was er soeben erfahren und erkannt hatte — er mußte, während er aus seinem Schlafgemach in den matt erleuchteten Salon vor das Bild Christinens trat, mit Gott und ihr einen Frieden schließen, der seiner Seele nöthig war.

Der König verhüllte sein Gesicht — aus seinen Augen rangen sich heiße, glühende Tropfen — —

Christine war die Mutter Eberhard's — er war das Angedenken, die Hinterlassenschaft der unglücklichsten Prinzessin, welche jemals zu ihrem Fluche an den Stufen eines Thrones geboren war.

„Du flohst," hauchte der auf's Tiefste erschütterte König, „Du rangst verzweifelt nach einem Auswege, nach Rettung — Du war'st von grausamen Vorwürfen verfolgt und gequält, da Du Deiner Liebe und Leidenschaft Dich zum Opfer gebracht — aber ich muß mehr wissen — nun muß ich Alles wissen! Du starbst fern von hier, vielleicht, weil Du es wünschtest, einsam am

Wege! — Zerschmettert wurde der Wagen — dem Tode nahe, scheinbar durch einen Zufall verletzt, sankst Du an fremdem Orte, wo Dich Niemand kannte, aus dem Gefährt auf die fremde Erde — der alte Johannes nahm Dein Kind, das sich Deinem Schooße entrang, bevor Du den Geist abgabst, in seine Obhut — und ich wagte es, diese Deine Hinterlassenschaft, diesen Sohn Christinens zu demüthigen — ich wagte es, ihm Böses zuzutrauen — ich hörte den Einflüsterungen meiner Rathgeber, die ihn haßten und fürchteten.

„Gott gebe, daß es mir vergönnt sei, mein Unrecht gut zu machen — Gott gebe nur, daß ich in ihm das Andenken Christinens ehre! Ich habe nun nicht zu richten und zu rechten — — über den Sternen hat eine höhere Stimme entschieden — ich habe nun nichts mehr zu thun, als den Sohn Christinens zu lieben, und betend Dir, Du holdes Engelsbild, das längst über den Wolken schwebt, zu vergeben, was Du mir gethan!"

Der König streckte seine gefalteten Hände zum Himmel empor, während seine Blicke auf dem schönen, wunderbar lebensähnlichen Bilde weilten, das ihn überall begleitete.

Was in dem Herzen des Königs in dieser nächtlichen Stunde tief in der Einsamkeit seines Gemaches vorging, welche Kämpfe und Vorwürfe in ihm erstanden und welche Pläne in ihm vor dem Bilde der unglücklichen Prinzeß aufstiegen, ist nie zu eines Menschen Kenntniß gekommen.

Aber wir werden die Folgen dieser Kämpfe und Pläne sehen und aus ihnen auf dieselben schließen können! Die Thür des Gemaches öffnete sich.

Eberhard's hohe, königliche, ungebeugte Gestalt erschien in derselben — seine starke Seele hatte nun selbst den furchtbaren Schmerz jener Nacht überstanden, in der er dasjenige verwirklicht vor sich sah, was er mit Grauen befürchtet hatte — er stand da wie Jemand der überrascht ist und einen Augenblick regungslos bleibt.

Der König wandte sich dem Eingange zu — er erblickte den

Fürsten von Monte-Vero, den er gekränkt und, den Einflüsterungen erbärmlicher Rathgeber Gehör schenkend, verkannt hatte.

Bittelmann blieb in dem angrenzenden Gemach — Niemand sonst war in der Nähe.

Da breitete der König seine Arme aus.

„Vergieb," sprach er mit erschütternder Gewalt sich Bahn brechender Gefühle, „vergieb mir, was ich Dir that — laß es Dir eine Genugthuung sein, daß ein König Dich darum bittet!"

Eberhard erbleichte! Ahnungslos von dem, was in dieser Nacht in dem Könige vorgegangen, fand er für diese Worte desselben keine Erklärung! Er blickte, wie wenn er sich von einem Traume umfangen wähnte, auf den König, der ihm seine Arme entgegen reichte.

„Majestät," flüsterten Eberhard's Lippen, „in meinem Herzen war ich stets ein treuer und uneigennütziger Diener Ihrer Sache — nie that ich etwas Anderes, als was in Ihrem Dienste war!"

„An meine Brust — hierher, Sohn Christinens!" sprach der König stürmisch — überwältigt — „tritt her zu mir — sieh hier Deine Mutter!"

Eberhard war sprachlos — er näherte sich dem Könige, der nun mit thränenfeuchtem Auge und bebender Hand auf jenes Bild zeigte, das stets, wenn Eberhard es erblickt hatte, von tiefem Eindruck auf ihn gewesen — es war das Bild der Prinzeß Christine!

„Was sagtet Ihr, mein königlicher Herr?" fragte er leise.

„Sieh hierher — das Geheimniß Deiner Geburt und dasjenige, das diese Prinzeß umhüllte, sind eins! Mir sollte vergönnt sein, es zu lüften. Du bist der Sohn Ulrich's und der Prinzeß Christine, sie war Deine Mutter!"

Vor Eberhard's Augen wurde es hell — er stand ohne Bewegung da und blickte bald auf den König, bald auf das Bild, das vor ihm sich erhob, mild und wehmüthig ihn anschauend. Die Erzählung des Greises, der in seinen Armen verschied nach

einem Leben der Qual, trat nun wieder lebhaft vor seine Seele — —

„Meine Mutter!“ — lispelten endlich seine Lippen und das klang wie ein Gruß seiner tiefsten Seele, wie ein Wort, in das er den ganzen Gram seines Herzens legte.

„Was man anwenden wollte, um Dich zu kränken und zu stürzen, dieses Document wurde in meinen Händen zu einem segensreichen Erkennungszeichen!“ sprach der König, und reichte dem Fürsten das vergilbte Schriftstück — „lies — halte es heilig!“

„Das sind die Schriftzüge des alten, guten Johannes,“ sagte Eberhard, die Blätter anschauend, „was ihm nicht mehr vergönnt war, mir in seiner Todesstunde mitzutheilen, das hatte er diesen Blättern anvertraut, damit es nicht mit ihm in das Grab ging. Es liegt nun Alles klar vor mir da. Dieses Document, so sagte jener Baron von Schlewe, habe man im Kloster Heiligstein gefunden —“

„So sagte der Baron, der Dich meinen Feind, der Dich einen Verräther nannte!“

„Kein Zweifel! Es ist in jenem alten Schreibtisch gewesen, den ich jener Leona gab, die mich um das Heiligste betrog!“

„Leona hieß, wie ich mich erinnere, jene Gräfin, die Deine Gemahlin war?“

„War! Ja, mein königlicher Herr, das ist das rechte Wort! Diese Gräfin Leona Poninska ist die Aebtissin des Klosters Heiligstein — sie hat dieses Document gefunden und es dem mit ihr verbündeten Baron gegeben, um mich zu vernichten!“

„Die Aebtissin des Klosters?“ wiederholte der König in höchstem Erstaunen — „die fromme Dame, welche die Königin viel umgiebt — —“

„Ist jene Gräfin Leona Poninska, jene Verlorene, mein königlicher Herr, die, nun ist mir das ganze Gewebe vor Augen, die Maske der Frömmigkeit nahm, um mich zu verderben! Sie ist es, die im Verein mit dem Baron mich bei meinem Könige verleumdete — sie ist es, die denjenigen haßt, der durch sie Alles,

Alles verlor, sein Kind, seinen Namen, seine Freiheit, seine Lebensruhe!"

„Entsetzlich! Welch unerhörter Betrug — welch schändliches Netz," sprach der König, dessen Stirn sich verdüsterte, „ich will strafen, Eberhard, strafen, wie ich noch nie es that!"

„Die erste Bitte, mein königlicher Herr, die derjenige wagt, der in dieser Nacht seine Mutter gefunden und Ihre Gnade wieder erlangt hat, ist ihm gewährt, nicht wahr?"

„Fordere! Der liebste Mensch, den ich besitze, bist Du!" sprach der König, den Sohn der Prinzeß Christine innig an sein Herz schließend.

„Es ist mir, als wäre Alles, was zwischen jetzt und jener Zeit liegt, in der ich mich eben so von meinem königlichen Herrn umarmt sah, ein Traum, eine Lüge!"

„Ich fühle den Vorwurf, den diese Worte enthalten, bitterer, als Du es denkst. Wehe den Herrschern, welche ihre Rathgeber verkennen! Ohne daß sie es ahnen, das Beste wollend, werden sie verwickelt in die Erbärmlichkeiten dieser Schändlichen! Dich stieß ich von mir, Dich, der Du in mir bei Deinem ersten Erscheinen, als sagte eine innere Stimme es mir, daß Du mir nahe standest, die Hoffnung erwecktest, mehr als einen Hof-Cavalier an Dir zu besitzen! Ich nannte Dich meinen Freund — — heute aber weiß ich nicht, mit welchem Wort unserer armen Sprache ich Alles ausdrücken soll, was ich für Dich fühle und was Du mir bist!"

Eberhard nahm, tief ergriffen von diesem Liebes-Ausdruck, des Königs Hand an seine Lippen.

„Nicht dort den Bruderkuß — hier, hierher gehört er!" rief der König und drückte seine Lippen auf diejenigen des Fürsten von Monte-Vero.

Es war ein rührender und zugleich erhebender Anblick.

„Meine Bitte nun, die mir gewährt sein soll, gilt meinen Feinden!" sprach Eberhard nach einer Pause.

„Das nenne ich den Edelmuth zu weit getrieben, Eberhard — vergieb Du ihnen — ich habe sie zu strafen!"

„Ich mahne Euch daran, mein königlicher Herr, daß meine Bitte erfüllt sein soll! Verbannt die Frevler, das sei genug — ich möchte Euch und auch Euren Thron vor denselben bewahrt sehen!“

„Du hast mein Wort — so sei es denn! Aber sie sollen wenigstens erfahren, wem allein sie diese milde Strafe zu verdanken haben. Wenn sie nicht ganz Verworfene sind, werden sie nach solchem Edelmuth erkennen lernen, was sie thaten!“

„Darauf zu hoffen, mein königlicher Herr, habe ich leider verlernt, nachdem ich ein halbes Menschenleben vergebens daran setzte, das verlorene Herz jener Frau zu retten und zu mir zurückzuführen, die meine Gemahlin war!“

„Und Du verschmähst den Scheidungs-Act?“

„Ich habe meine Liebe der ganzen Menschheit weihen gelernt, ich habe Trost und Genuß darin gefunden, so viel in meinen wenigen Kräften steht, für sie zu wirken und einzustehen!“

„Und viele Dornen geerntet!“

„Allerdings, mein königlicher Herr, doch hat mich das nicht in meinem Streben ändern oder berücken können. Wer Früchte finden will, der darf sich nicht über Unkraut wundern, der darf nicht Hagelschauer fürchten — ich habe so viel des Segens erlebt und genossen —“

„Ausgestreut willst Du sagen!“ ergänzte der König, Eberhard's Hand warm drückend.

„Daß mich diese Dornen nicht verletzen oder gar umkehren lassen! Ich werde in diesem Streben auch ferner das Glück und das Ziel meines Lebens suchen. Darum liegt mir das Verlangen, ein anderes weibliches Wesen an meine Hand zu ketten, fern! Allerdings giebt es ein Wesen, für das ich eine tiefe, heilige Liebe empfinde, ein Wesen, das, außer meinem verlorenen Kinde, einen hohen Platz in meinem Herzen einnimmt —“

„Charlotte —“ hauchte der König mit einer Miene, in der Schmerz und Freude sich vereinigte.

„Ihr habt es errathen, mein königlicher Herr — ich werde von der Prinzeß Charlotte in den nächsten Tagen einen Abschied

für das Leben nehmen, da ich es für ein Unrecht halten würde, wollte ich dieses edelste Wesen Kämpfen aussetzen, die geeignet sind, das erhoffte Glück eines ganzen Menschenlebens zu zerstören! Für einen Mann mit meiner Vergangenheit ist die Entsagung nur eine neue läuternde Prüfung, die zu überstehen ist!"

„Du willst dasselbe tragen, was ich ertragen mußte," sprach der König ernst — „wisse, Du bist der edelste, höchste Mensch, den die Erde trägt!"

„Und nun, Majestät — noch Eins! Der schwerste Punkt, der weheste Fleck meines Lebens! Meine Tochter, welche jene Leona mir in keckem Widerstreben und in unbegreiflicher Rachelust vorenthielt, um sie dann in das Verderben zu stoßen, um sie in die Hände von Verbrechern zu geben, befindet sich im Gefängniß! Ich habe sie gesehen — einmal gesehen — — diesen Augenblick jemals vergessen zu können, wird mir eine Unmöglichkeit sein! Das Bild steigt grauenhaft sogar in meinen Träumen auf! Ich will meine Tochter nicht sprechen, mein königlicher Herr, ich will kein Vorrecht haben — es soll nicht heißen: ein Fürst darf sein gefallenes Kind besuchen, sprechen und mit Hülfsmitteln versehen — der arme Mann darf das nicht! Ich will auch mit keinem Wort, mit keinem Blick auf die Richter oder Zeugen wirken! Das höchste Ideal meines Lebens, für das ich ewig kämpfen werde, ist: Gleiches Recht für Alle, mein königlicher Herr! Darum — laßt dem Gesetze seinen Lauf!"

„Du wankst — es schimmert auf Deinem Barte — Thränen —!?" sprach der König, und auch seine Augen füllten sich bei dem Anblick des edelsten Menschen, der sein Kind beweinte, mit glühenden Tropfen — „und dennoch vermag Dein Mund zu sprechen: Gleiches Recht für Alle — laßt dem Gesetze seinen Lauf?!"

„Es ist vorüber, mein königlicher Herr! Wir Menschen bleiben ja ewig unter der Herrschaft unserer Gefühle! Ich verlasse in wenigen Wochen Ihre Residenz, um fern von hier, von Arbeit überhäuft, die lange Zeit mir zu kürzen, die noch bis zu der Verurtheilung meines Kindes vergehen wird! Dann, wenn

das Urtheil gesprochen ist, werde ich zurückkehren — dann werde ich zu meiner Tochter treten — nicht mein Fluch wird sie treffen — nicht einmal eine Thräne werde ich vergießen, um sie, die nicht durch eigene Schuld in den Abgrund gesunken ist, nicht zu kränken. Nein, aufrichten werde ich sie — meine Tochter werde ich sie nennen und — wenn ihre Strafe verbüßt ist, ihre Seele an der meinen groß ziehen!"

„Jedes Deiner Worte ist eine Wohlthat für mein Herz, jeden Deiner Entschlüsse muß ich in seiner Hoheit und Schönheit bewundern, und nichts weiß ich hinzuzusetzen, nichts zu ändern an Allem!"

„Ihr wißt nun Alles, mein königlicher Herr. Schon graut der Morgen — es war eine schöne, eine unerwartet heilige Nacht. Lebt wohl! Was ich Euch je an Leid oder Schmerz bereitet — verzeiht es mir mit dem Gedanken, daß es nie in meiner Absicht liegen konnte, Euch etwas Anderes zu erweisen, als nur Treugemeintes. Wenn es den Anschein des Gegentheils gewann, war es für mich der größte Schmerz! Unser Streben schlägt ja so oft ohne unsere Schuld und bei unserm besten Willen fehl. Vergebt es mir im Angedenken an — — meine Mutter!"

„Du gehst — — Du ziehst von dannen — ich weiß es, Du verläßt mich ewig!" sprach der König in so gewaltiger Rührung und Bewegung, daß Eberhard tief ergriffen war.

„Ihr habt ja noch ein Pfand von mir — — ein Pfand der Trauer und des Schmerzes!" sagte er, leise mahnend.

„Dein Kind — — aber Du sagtest mir ja Lebewohl —"

„Ich kehre noch einmal wieder!"

„So nimm von mir das Höchste, das Heiligste mit Dir, was ich besitze — — das Bild Deiner Mutter," sprach der König und reichte dem tief gerührten Eberhard das Gemälde — „Du weißt, daß es mein theuerstes Gut ist — ich lege es in Deine Hände!"

„Habt Dank, mein königlicher Herr!"

„Und kein Schatten, keine Kluft bleibt zwischen uns?"

„Diese Nacht, die Gott uns gab, gleicht Alles aus — lebt wohl!" —

Eberhard, das Bild im Arme haltend, verneigte sich.

Der König sah dem Scheidenden wie seinem guten Geiste nach — er winkte ihm noch einen letzten Gruß mit seiner Hand zu — und dann, als der Fürst von Monte=Vero sich entfernt, ging der König noch lange in großer Aufregung in dem Salon auf und ab.

Er fertigte selbst in der Nacht noch die Befehle aus, die den Baron von Schlewe und die Aebtissin des Klosters Heiligstein verbannten und die Entlassung der Minister enthielten.

Gegen Morgen erst suchte er, der Bitte des alten, treuen Dieners folgend, die Kissen auf, um einige Stunden sich der Ruhe hinzugeben.

Als Eberhard in sein Palais zurückgekehrt war, erledigte er, ohne eine Müdigkeit zu empfinden, die zahlreichen Briefe, welche eingegangen, und traf alle Bestimmungen, die während seiner Gefangenschaft hatten aufgeschoben werden müssen. Martin, der in sehr großer Aufregung gewesen, vergoß Freudenthränen, als er endlich seinen geliebten Herrn wieder sah, und Sandok fiel auf seine Kniee, um nach seiner Art die Gewänder Eberhard's zu küssen.

Der Fürst von Monte=Vero hob ihn auf, mit mildem Wort solche Aeußerungen seiner Freude abwehrend. Er stellte das Bild seiner schönen, hohen Mutter auf seinen Schreibtisch, um es immer vor Augen zu haben, und las dann das Document des alten Johannes, welches das Geheimniß seiner Geburt enthüllte. —

Eberhard hatte den Entschluß gefaßt, nach Paris zu reisen, wohin ihn einige wichtige Angelegenheiten Monte=Vero's riefen. Er wollte dort die Zeit bis zu der Verurtheilung seines Kindes abwarten und dann weitere Entschlüsse fassen.

Ob seine Tochter durch die Schuld derjenigen, die sie dem Elend und der Schande preisgab, zu einer Verbrecherin geworden, oder ob sie nur durch die Rachepläne Leona's und Schlewe's,

was ihm nun möglich schien, unschuldig eingekerkert war, mußte sich dann entschieden haben! —

An einem der nächsten Tage fuhr Eberhard, nur begleitet von seinem Mohren, den es stets mit tiefer Trauer erfüllte, wenn er nicht mitfahren durfte, nach dem Schloß der Prinzeß Charlotte — er hatte einen Abschied zu nehmen; es war eine heilige Pflicht, welche er bei ihr zu erfüllen hatte, bevor er sein Vaterland verließ.

Charlotte wußte bereits, daß Eberhard wieder frei war, und daß der König in ihm seinen wahren Freund erkannt.

Die Verbannung des Barons und der Aebtissin hatte in den Kreisen des Hofes Aufsehen erregt, in der Prinzeß aber den lautesten Beifall gefunden.

Die Entlassung des im Volke verhaßten Ministeriums hatte außerdem die erregten Gemüther befriedigt, und sehr erklärlich ist es, daß man alle diese wichtigen und hohen Erfolge jenem Mann zuschrieb, der, einem Messias gleich, auch jetzt, wie früher, den Armen und Elenden Hülfe spendete.

Er erweiterte seine in Deutschland errichteten Fabriken und gab einer großen Anzahl unschuldig verarmter Männer Arbeit und Wohlstand.

Aber er hatte außerdem auch noch die Freude, zu sehen, daß das neue Ministerium vor Allem dafür sorgte, den Verarmten Brod zu schaffen, indem große Bauten und Eisenbahnen unternommen wurden.

Als man der Prinzeß meldete, daß der Fürst von Monte-Vero in dem Vorzimmer sei und sie zu sprechen wünsche, bemächtigte sich ihrer ein halb wehes, halb freudiges Gefühl — sie ahnte, was geschehen sollte — sie fühlte, daß sie einer schweren, schmerzvollen Stunde entgegen ging.

Charlotte befahl, den Fürsten eintreten zu lassen, und ihren Hofdamen, in ihrem Boudoir sie zu erwarten — dann schritt sie mit hochklopfendem Herzen in den Salon, um Eberhard zu empfangen.

Es herrschte in diesem mild durchdufteten Gemach jene an-

spruchslose Einfachheit, jener edle Geschmack Charlottens, der die Prunksucht verschmähte. Dagegen war es die Behaglichkeit und Gediegenheit, die man der ganzen Ausstattung ansah. Die Fauteuils waren ohne Gold-Verzierungen nur mit dunklem Sammet bezogen, die Tische waren aus dunklem, geschnitztem Holz, die Gemälde an den Wänden naturgetreue Abbildungen schöner Gegenden.

Die Prinzeß schritt dem eintretenden Fürsten mit sanftem Erröthen entgegen — sie reichte ihm wie einem langbewährten Freunde ihre Hand zum Gruß, und Eberhard nahm diese kleine, zierliche Hand an seine Lippen.

„Ich komme, Königliche Hoheit, um Abschied zu nehmen!“ sprach der Fürst, indem er der anmuthigen Prinzeß zu den Sesseln folgte, „und eine Bitte ist es vornehmlich, die ich scheidend Ihnen zu Füßen legen möchte!“

„Sie überraschen mich, Herr Fürst — ich glaube vernommen zu haben, daß Ihre Widersacher endlich ihren wohlverdienten Lohn erhalten haben — weshalb also wollen Sie scheiden?“

Eberhard nahm der Prinzeß gegenüber Platz.

„Meine Pflicht ruft mich fort von hier, Königliche Hoheit, und außerdem ist es wohl an der Zeit, daß ich nach Erlebnissen aller Art wieder dorthin zurückkehre, wo meine neue Heimath sich befindet!“

„Nach Monte-Vero also, in dem ich, jenen vortrefflichen Gemälden Wildenbruch's folgend,“ antwortete Charlotte, auf die Copieen der uns bekannten Bilder zeigend, die an der Wand hingen, „oft zu sein mir vorstelle —“

„Nach Monte-Vero, Königliche Hoheit, wenn ich die letzten Rücksichten, die mich hier noch halten, überwunden habe.“

„Sie sprechen zu mir wie zu einer Fremden, Eberhard — ich hörte einst, daß Sie mich nicht mit den kalten Worten „Königliche Hoheit“, sondern mit meinem Vornamen anredeten — wollen Sie heute diese Erinnerung verwischen?“

„Das sei fern von mir, Charlotte, Sie waren es ja, die stets für Eberhard von Monte-Vero das Gefühl einer Freundschaft

bekundeten — und darum geht meine Bitte, die Sie mir nicht abschlagen werden, dahin, Alles mit Ihrer Güte zu vergeben, was jemals Ihnen von mir widerfuhr! Es ist zwar eine wohlfeile Entschuldigung, sich stets auf unsere menschliche Unvollkommenheit zu berufen, aber man lernt dieselbe nur um so mehr fühlen und erkennen, wenn man durch Schicksalsschläge und Erfahrungen ein gewisses Ziel erreicht zu haben glaubt — ich fühlte mich in Ihrer Nähe immer so angeheimelt, so zu unbedingtem Vertrauen ermuthigt — ja noch mehr, ich empfand in Ihrer Nähe die Leere meines Daseins —"

„Eine Leere, Eberhard, wo Hunderttausend beglückt sind und für Sie beten?"

„Sie haben Recht, Charlotte, dieses noch immer nicht in seiner ganzen Vollendung erreichte Bewußtsein ist hoch und schön! Ich meine aber etwas, was mir trotzdem fehlt — das Glück des Hauses, der Familie! In Ihrer Nähe konnte ich ganz ermessen, was mir fehlte — und was mir ewig verwehrt ist!"

„Als Sie mir einst in dem Stern-Saal Ihres Palastes die Worte „ich darf nicht mehr lieben" zuflüsterten, da waren mir dieselben ein Räthsel, Eberhard — heute verstehe ich sie — heute weiß ich Alles! Es giebt Menschen, die für einander geboren zu sein scheinen, die den Drang haben, sich zu besitzen — und die doch ewig durch ein finsteres Verhängniß von einander getrennt sind — sie haben ein schweres Lebensloos gezogen!"

„Sehr wahr, Charlotte! Aber sie haben auch einen Trost, einen Genuß, der nicht allen Menschen gewährt ist, das ist der Gewinn, der ihnen aus dem Bewußtsein erwächst, eine Seele zu besitzen, die sie liebt! Getrennt, fern von einander, ohne Egoismus, gehören sie sich dennoch an, von dem schönen Gefühl erhoben und verbunden, das Niemand ihnen rauben kann, das über Raum und Zeit steht — von der wahren Liebe, die Gottes Odem ist!"

„Sie wollen mir scheidend einen Trost sagen, Eberhard, ich fühle es wohl —"

„Kein leerer Trost soll es sein, kein bedeutungsloses Wort, Charlotte!“

„So lieben Sie mich wirklich, Eberhard —?“

„Ich liebe Sie ohne den eigennützigen Wunsch des Besitzes, ich liebe Sie wie eine Heilige, die Gott auf meinen Weg führte, um mir eine Wohlthat zu erweisen!“

„Und das ist Alles, Alles, nun Sie scheiden —?“

„Mehr zu erwünschen und zu besitzen, ist uns verwehrt, Charlotte, lassen Sie uns genügsam sein!“

„Es ist so schwer, zu entsagen, wo unser ganzes Herz in Liebe aufgeht — —“

„Ich habe die Wahrheit dieser Worte erkennen gelernt, Charlotte, aber der Himmel begnadet diejenigen mit besonderer Kraft, die solche Prüfung zu tragen haben!“

„Leben Sie wohl, Eberhard, nehmen Sie mein Herz mit sich!“ hauchte die Prinzeß in höchster Erregung.

Der Fürst von Monte-Vero ließ sich auf sein Knie nieder — er, der niemals sich beugte, als betend vor Gott, er, der von stürmischer Liebe für dieses bewegte, edle, schöne Wesen erfüllt war und sich beherrschen mußte, um den schweren Kampf dieser Stunde nicht noch zu vermehren, kniete nieder und ergriff Charlottens Hand.

„Wären Sie mein eigen gewesen, dann wäre mein Leben nun so reich und herrlich, wie es arm und einsam ist, trotz Reichthum und Erfolgen! Leben Sie wohl, Charlotte, ich werde fortfahren, den Zweck meines Daseins in der Liebe für die Menschheit zu suchen und zu finden — Sie aber werden wie mein Genius mich auch in der Ferne umschweben, und wenn ich einmal ein gutes Werk vollbracht haben werde, dann will ich mehr denn je Ihrer betend gedenken, die Sie mir Ihr Herz mitgaben!“

Eberhard erhob sich — er hielt Charlottens Hand noch in der seinigen — es war schwül in dem Gemach — die Prinzeß wandte sich ab — sie weinte.

„Noch eine Bitte hätte ich an Sie — ich weiß, daß Sie mir dieselbe nicht übel deuten werden. Die Fürstin Olga Dol-

goruckí bewies mir einst eine Freundlichkeit und ein Entgegenkommen, das sie nicht durch die letzthin hervorgerufenen Scenen verwischen kann. Haben Sie für Ihren scheidenden Freund das Interesse, der Fürstin Olga seinen Dank für die einstigen Beweise der Huld zu sagen — ich höre, daß der Fürst mit seiner Tochter verreist sei! Und nun — lassen Sie uns scheiden, Charlotte — —"

„Sie gehen — Eberhard — wir sehen uns niemals wieder!" schluchzte die Prinzeß, überwältigt von ihrer Liebe zu diesem edlen, schönen Mann.

„Blicken Sie in stiller Nacht zu dem Monde empor, zu den leuchtenden Sternen — dort werden sich unsere Blicke begegnen, so fern wir uns auch sind!"

„Wohlan denn — leben Sie wohl, Eberhard! Nehmen Sie diesen Kuß mit, den ersten und einzigen, den meine Lippen je einem Manne schenkten — mag er ein Siegel sein an dem Grabe, in das wir die Vergangenheit senken! Sie ziehen fort — Sie werden das Ziel Ihres Lebens als ein Charakter von bewundernswürdiger Hoheit in dem Streben finden, der Welt zu nützen — ich werde mein verfehltes Leben, ohne zu grollen oder zu hadern, in einem Kloster leicht ertragen lernen! Der Platz der Aebtissin von Heiligstein ist offen, entsinne ich mich. Dort werde ich den Schleier nehmen!"

„Schließen Sie mich in Ihr Gebet ein!" sprach Eberhard und hauchte einen Kuß auf die Lippen der Prinzeß, „Sie werden in dem Kloster viel zu bessern und zu wirken finden! Gott nehme Sie in seinen Schutz!"

Der Fürst von Monte-Vero grüßte zum letzten Mal die Prinzeß Charlotte — zum letzten Mal lächelte sie ihm durch Thränen den Blick der Liebe zu — —

So leuchtet die untergehende Sonne über Gräber hin, ein letzter Strahl auf den Hügeln der Vergangenheit — dann folgt die Nacht — — —

Als Eberhard das Gemach verlassen hatte, sank Charlotte

auf den Divan — sie verhüllte ihr von Thränen überfluthetes Antlitz mit ihren Händen — sie litt unsäglich!

Ein Frauenherz, das zum ersten Male liebt, zum ersten Mal die ganze Gluth erwachen sieht und dann entsagen soll, ist so schwer geprüft, wie sonst kein Wesen!

Das Leben versinkt, die Sonne verliert ihren Glanz, die Blüthen Farbe und Duft — es ist, als breitet sich ein Todeshauch aus auf Alles rings, als wäre der Himmel und die Erde versunken und ewige Nacht um das gequälte Herz!

Die Prinzeß Charlotte erbat sich nach wenigen Wochen vom Könige die Erlaubniß, den Schleier nehmen zu dürfen, und sie erhielt dieselbe, da er den Grund dieses Verlangens kannte und ehrte.

Charlotte nahm den Platz der verbannten Leona ein, und sie war in Wahrheit eine fromme Schwester, ein erhabenes Vorbild für die andern Nonnen von Heiligstein!

Eberhard aber erhielt, als er eben im Begriff war, abzureisen, die Nachricht, daß Samuel Bartels, der Todtengräber von Sanct Paul, schwer erkrankt sei und ihn zu sprechen wünsche.

Er erinnerte sich des stummen Knaben, dem er einst das Leben gerettet, und er säumte nicht, nach dem kleinen Hause des Kirchhofs zu eilen, in dem ihn die alte Ursula mit verzweifelten Geberden empfing.

„Er stirbt, er stirbt!“ schrie sie, die Hände ringend — „es ist vorbei — o ich armes Geschöpf! Mein ganzes Leben habe ich hier bei ihm zugebracht und vertrauert, nun kann ich betteln gehen!“

„Ihr nehmt dem Kranken durch Eure lauten Klagen ja die Ruhe!“ ermahnte Eberhard sie, „seid getrost, wo der kleine stumme Knabe bleibt, sollt auch Ihr einen Platz finden!“

„O hoher Herr, Euch schickte uns Gott!“ sprach nun die Alte, „ich will ja den Johannes, wenn ich sehe, daß Ihr ihn lieb habt, pflegen und hüten wie meinen Augapfel!“

„Vorläufig pflegt nur den Kranken!“ antwortete Eberhard,

und trat dann an das ärmliche Bett des in seinem Leben stets unfreundlichen Mannes, der immer nur mit Todten verkehrt und nun dem Tode selbst sehr nahe war.

Er erkannte den Fürsten aber noch und bat ihn, da er auf der Welt keinen Menschen hatte, dem er sein Vermächtniß anvertrauen konnte, sich des kleinen, stummen Knaben zu erbarmen. Eberhard versprach ihm, das Kind zu sich zu nehmen und erziehen zu lassen, und nun schloß der alte Samuel Bartels nach wenigen Tagen beruhigt seine Augen.

Man grub für den Mann, der in seinem Leben so viele Menschen zur ewigen Ruhestatt gebracht, nun ein eben solches Grab und senkte ihn in die kalte Erde hinab.

Eberhard stand, den Knaben auf dem Arme tragend, neben dem Hügel und betete — dann nahm er ihn und die alte Ursula mit sich in sein Palais.

Er befahl, daß dem kleinen stummen Johannes alle Pflege und Liebe erwiesen werden solle und erfreute sich an dem dankbaren Lächeln des Kindes, das seine Händchen stets sehnsüchtig zu ihm hinstreckte, wenn er erschien.

Die alte Ursula wurde seine Wärterin und von Tag zu Tag gedieh der Knabe.

Der Fürst von Monte-Vero nahm ihn und seine ganze Dienerschaft mit sich, als er nun endlich die Weltstadt verließ, um fern das Urtheil abzuwarten, das über Margarethe gefällt werden sollte.

Die Unschuld des tief gebeugten Mädchens erwies sich nun so glänzend, daß die Richter selbst sich der Worte warmer Theilnahme nicht erwehren konnten.

Was aber entschädigte die unschuldig, fast ein Jahr im Gefängniß gehaltene Margarethe für dieses Unrecht?

Der König hatte befohlen, ihm sofort das Resultat der Untersuchung und das Urtheil berichten zu lassen — er wollte die Unglückliche durch einen Act der Gnade entschädigen und sie dann in die Arme ihres Vaters führen, von dem sie durch die ge-

heimnißvollen, abgebrochenen Worte der Aufseher nun die erste dunkle Nachricht erhalten.

Aber die Verzweiflung Margarethens war unbeschreiblich, als sie, von aller Schuld, von jedem Verdacht glänzend freigesprochen, die Gerichtssäle verließ — die Schande erdrückte sie, und sie wagte es nicht, aufzublicken. Es war ihr, als zeigte man mit Fingern auf sie, als müßte Jeder sie dennoch für eine Schuldige halten, nachdem sie so lange in dem schrecklichen Raume, abgesperrt von aller Welt, zugebracht.

Was aber am schwersten sie bedrückte, was wie ein quälender Alp auf ihrem Herzen lag und ihre Verzweiflung voll machte, das war die ewig wache Erinnerung an jene vom Wahnsinn umfangene Stunde, in der sie einst ihre Kinder ausgesetzt und eins nur gefunden.

Wer will sich wundern, daß, von diesen vereinten Qualen übermannt, die unglückliche Margarethe den Entschluß faßte, sich zu tödten — wer will sie verdammen, wenn sie nun, von Verzweiflung erfüllt, das Leben fliehen wollte.

War doch kein leuchtender und winkender Stern in ihrer Zukunft — war es doch nichts, als schwarze, unergründliche, endlose Nacht, was ihr entgegen gähnte.

Sie verließ scheuen Schrittes die Säle und das Gerichts-Gebäude und schlich sich durch die Straßen fort, bis sie endlich das freie Feld erreichte. Niemand hatte sie beachtet, Niemand konnte ihren Plan ahnen.

Sie eilte über das Feld hin, bis sie endlich in ein Gehölz gelangte, das der Fluß durchströmte — in seinen Wellen wollte sie Ruhe und Erlösung suchen — Gott würde ihr verzeihen, so hoffte sie, wenn sie recht inbrünstig noch zu ihm beten und ihm ihr Herz ausschütten würde. Sie war ja rathlos, verlassen von Allen, ohne Ausweg und Hoffnung.

Der Letzte, der ihr beigestanden, Walter, war lange todt — der Prinz noch nicht zurückgekehrt — was sollte sie, die nun auch die Verfolgungen jener Grausamen fürchtete, welche sie

bisher überall zu finden gewußt, anfangen, was lockte sie mehr, als der Tod?

„Ruhe — nur Ruhe!“ sprach sie zu sich, während sie durch den Wald hineilte, der im Schimmer des Frühlings dalag, „was willst du noch auf der Erde, die du verlassen und verstoßen, verfolgt und entehrt bist? Dort unten nur ist Ruhe und Frieden! Dort in der Tiefe der Fluth ist es kühl und still! Die Wellen nur rauschen und plätschern und der blaue Himmel spiegelt sich ab im Grunde, lockend und verheißend!“

Das frische Grün der Bäume umgab sie, in dem Moose zu ihren Füßen blühten weißschimmernde und blaue Blumen, und die Vögel sangen frühlingsselig, jubelnd und hell, als sie mit schwarzen Todesgedanken durch den abendlichen Wald hinschritt — — es wurde ihr so schwer um das Herz, es war, als bot in dieser Stunde die sie umgebende Natur all ihre Wonne und Herrlichkeit auf, als ließ Gott im Himmel die Blumen schöner duften, die Bäume lauter flüstern, die Vögel weicher und tiefer schlagen.

Und als Margarethe nun an den Rand des Wassers trat und sich in das Moos kniete, um die Hände zum Himmel zu erheben und zu beten — als ihre Seele im schwersten Kampfe sich zu Gott wandte und die Verzweiflung in ihr sich in heftig über ihre bleichen Wangen hinabrinnende Thränen auflöste, da war es, als schickte der Allvater, der gnädige und gerechte Richter, der die Sünderin durch alle Prüfungen des Menschenherzens geführt hatte, ihr eine Rettung herab — sie sollte nicht sterben — sie war auf dem Wege der Buße, und sie sollte ihn vollenden!

Während sie betend am Rande des rauschenden Wassers kniete, näherte sich ihr eine gebückte, weibliche Gestalt. Margarethe sah dieselbe nicht — sie richtete weinend ihre trauerumflorten Blicke zum Himmel empor.

Die alte, gebückte Frau, die in einem Tuch Kräuter ge-

sammelt zu haben schien, und deren Gesicht so breit, deren Züge so grob waren, daß man sie hätte ein Mannweib nennen können, blieb stehen und schaute erstaunt die Knieende an.

Es war die unter der Bezeichnung „die Wilderin" in der Weltstadt wohlbekannte Alte, die an den Markttagen daselbst mit heilsamen Kräutern und dergleichen erschien.

Ihre Hütte war hier in der Nähe.

Man ließ die alte Wilderin ungestört ihr geheimnißvolles Wesen treiben, da man von ihr erzählte, daß sie einst dem vorigen Könige, als er sich auf der Jagd von seinem Gefolge getrennt und sie traf, den rechten Weg gezeigt und ihm aus einer in der Nähe fließenden Quelle einen kühlen Trunk gereicht.

Der König hatte ihr darauf ihre Bitte, hier im Walde sich eine Hütte errichten zu dürfen, erlaubt, und seitdem war die alte Wilderin zu einer kundigen Kräuterfrau geworden, von der man behauptete, daß sie nicht allein allerlei geheime Mittel gegen Krankheiten kenne, sondern auch wahrsage.

Die Alte trat näher zu Margarethe, und als sie hörte, daß dieselbe eine Unglückliche sei, nahm sie sie mit in ihre Hütte.

Die sonst nicht zu weichen Gefühlen geneigte Wilderin, die durch ihr abgeschiedenes und seltsames Leben etwas von männlicher Art und Weise angenommen, erbarmte sich über Margarethe und gewährte ihr Obdach.

Das fremde, schöne Mädchen gefiel ihr, und als sie hörte, daß dasselbe keine Seele auf Erden sein nannte, theilte sie mit ihm das spärliche Brod und das ärmliche Lager.

Margarethe aber war weit mehr als durch die guten Worte der Wilderin durch jenen Gedanken an ihr Kind zum Weiterleben getrieben worden, der ihr, wie von Gott ihr eingegeben, in dem Augenblick mahnend vor die Seele trat, als sie den Tod aufsuchen wollte.

Sie half nun der Alten Kräuter sammeln und ordnen, Wurzeln und Beeren suchen, und sie fand in der Stille der Waldeinsamkeit, an dem Busen der Natur, neuen Muth und neue Kraft — ja, die schöne Luft und die Ruhe, die sie nun umgaben, bewirkten es, daß sie neu aufblühte und von holder Anmuth strahlte.

Vier Jahre blieb Margarethe in der Hütte der alten Wilderin, die sie gewöhnlich im Walde zurückließ, während sie selbst zu den Markttagen nach der Stadt pilgerte.

Keine Spur von ihr war zu denjenigen gelangt, die sie mit Schmerzen gesucht hatten und nun schon jede Hoffnung, sie jemals zu finden, aufgaben, da mehr und mehr die Annahme Boden gewann, daß Margarethe damals, verzweifelnd das Gerichts-Gebäude verlassend, den Tod aufgesucht.

Eberhard war in Paris, aber er hatte noch immer in der Weltstadt, obwohl alle seine unzähligen Versuche, die Verlorene zu finden, vergeblich gewesen, zahlreiche Beauftragte, die keine Mühe scheuten, um eine Spur Margarethens endlich zu erspähen.

Da wollte es der Zufall, daß die alte Wilderin erkrankte, und als die nothdürftigsten Lebensmittel ausgingen, gab es keine Wahl — Margarethe mußte an Stelle der Alten mit den Kräutern zur Stadt wandern.

Es war, als begleitete sie der reichste Segen! Sie kehrte stets mit mehr Geld heim, als die alte Wilderin früher für ihre Kräuter erhalten, und auch das Suchen ging ihr so schnell, daß sie außerdem noch immer die Kranke pflegen und ihr beistehen konnte.

Aber einmal wartete die alte Wilderin vergebens auf ihre Rückkehr — Margarethe war, wie immer, früh am Morgen nach der Stadt gewandert — diesmal aber kam sie nicht wieder zurück zu der Hütte im Walde! —

Als sie durch die Straßen ging und auf den Plätzen ihre Kräuter anbot, hatte sie jener Abgesandte Leona's, jener entflohene Sträfling erblickt und erkannt, der gekommen war, um seiner Rache an Eberhard zu dienen!

Der rothe Ede ließ, ohne daß sie ihn bemerkte oder erkannte, die endlich Aufgefundene nicht mehr aus seinen Augen, und als Margarethe gegen Abend sich auf den Heimweg machte, folgte er ihr, um außerhalb der Stadt auf dem menschenleeren Felde sie zu überwältigen, nachdem er es vergebens versucht, sie durch List mit sich zu locken.

Leona hatte ihn so reichlich mit Geld versehen, daß er alle Mittel herbeischaffen konnte, die er nöthig hatte, um die Ueberwundene zuerst in Sicherheit zu bringen und dann durch geschickte Manipulationen, in denen er ein Meister durch die Uebung war, sie bald mittelst Extrapost, bald mittelst der Eisenbahn, zahlreiche Stationen machend und immer günstige Augenblicke benutzend, nach Paris zu schaffen.

Wenn die arme Margarethe in Klagen ausbrach oder die Hülfe Fremder anrufen wollte, nannte er sie seine unglückliche, vom Wahnsinn befallene Schwester, und die Verzweiflung derselben ließ diese Angabe auch wahrscheinlich sein — wenn sie gar zu heftig sich sträubte, wandte er Mittel an, sie zu betäuben, und endlich war das Mädchen so der Ohnmacht bewußt, so ganz seiner Macht anheim gegeben, daß es jeden Versuch, sich zu befreien, aufgab und in jene Abspannung verfiel, die es ihm möglich machte, die Tochter Eberhard's, nachdem er an die Gräfin Poninska geschrieben, daß er sie in dem Château-Rouge treffen wolle, um ihr dort den Erfolg seiner Pläne mitzutheilen, in das Kloster der Straße St. Antoine zu schaffen, in dem er der Unglücklichen eine abgelegene Zelle anweisen ließ, in der sie wie eine Bejammernswerthe mit dem Nothdürftigsten versehen wurde.

Was halfen ihre Bitten und Klagen — sie trafen taube

Ohren, denn durch den Einfluß Leona's wurde Margarethe wie eine Willenlose behandelt, die den Klostermauern übergeben werden sollte, um binnen Kurzem ganz in einen noch zu bestimmenden Orden aufgenommen zu werden.

In Frankreich waren damals durch den Einfluß der Kaiserin, die als Spanierin sehr streng an dem Klostergebrauch ihrer Heimath hing, die einzelnen Orden noch mächtiger und unabhängiger in ihrer Verwaltung, wie heute, so daß die weltlichen Behörden sich hüteten, Eingriffe in dieselbe zu wagen.

Es hatten daher nicht allein Fuchs und Eduard in dem Kloster die beste Verborgenheit gefunden, sondern auch Margarethe war in demselben vorläufig in einem so sicheren Gewahrsam, daß Leona, im Verein mit dem Baron, nun in aller Ruhe und Ungestörtheit ihre weiteren Beschlüsse fassen konnten. —

Viertes Kapitel.

Im Irrgarten der Liebe.

Der rothe Ede hatte der Gräfin Poninska, die einen feenhaften Palast ganz in der Nähe des Bois de Bologne besaß, aber noch eine Botschaft gebracht, welche derselben sehr erwünscht war. —

Er hatte in der fernen Weltstadt gelegentlich seines dortigen Aufenthaltes erfahren, daß die Bettelgräfin im Wildparke eines Morgens todt gefunden worden war — sie war den Einflüssen der Kälte erlegen, die in dem letzten Winter geherrscht hatte, und Leona war dadurch endlich von der Möglichkeit befreit, durch ihre Mutter in einer Weise blosgestellt zu werden, die sie stets mit Furcht und Angst erfüllte.

Die alte Bettelgräfin, diese wunderbarste Gestalt unter den dunklen Existenzen einer Weltstadt, die mit eiserner Gesundheit so lange allen Einflüssen der Witterung und ihrer Obdachlosigkeit getrotzt, deren einziger Genuß es zuletzt gewesen, während sie früher die ausgesuchtesten und kostbarsten Weine liebte, sich nun in Branntwein zu betäuben, hatte in dem dürren Laube und Schnee nicht Schutz genug gefunden gegen die strenge Kälte, und sie hatte, aus dem Traum in jenes ewige Träumen übergehend, das die Hand des Todes erzeugt, ein so sanftes Ableben gefunden, daß, als man sie am Morgen fand, sie einer ruhig Schlummernden glich. Das Leben war ihr eine Last gewesen, nun nicht allein längst Jugend und Schönheit, sondern auch das Gold sie geflohen, und es war ihr ganz ohne jeden Reiz, nun sie nicht einmal mehr

die Mittel zu erlangen gewußt, sich im Rausche einige Stunden des Vergessens zu erkaufen.

Die alte Bettelgräfin war in einem elenden Bretterhause auf den Armen-Kirchhof gebracht worden.

Die noch immer schöne Leona aber lockte die Genußsüchtigen in ihrem wundervollen Palais mit diabolischem Lächeln in die Umschlingungen der Sünde.

Das ist ein Contrast zwischen Mutter und Tochter, wie er grausamer wohl nicht gedacht werden kann.

Nähern wir uns nun auf dem Wege nach dem Bois de Bologne dem Wunderschloß der gastfreien Gräfin.

Der Weg ist belebt durch die elegantesten Equipagen und die vornehmsten Reiter von Paris.

Zu beiden Seiten befinden sich, von herrlichen Gärten eingefaßt, die Landhäuser der reichsten Geldmänner und der höchsten Aristokratie.

Alles, was die Künste der Architektonik und des Gartenbaues nur ersinnen und hervorzaubern können, finden wir bei diesen Paradiesen vereinigt.

Die feine Welt macht Fensterparade, um auf den von Bäumen eingefaßten und beschatteten Wegen die schöne Sommerluft zu genießen, sich zu begrüßen und die Pracht der Toilette bewundern zu lassen.

Eine Villa aber ist es, die Aller Blicke auf sich lockt, früher gehörte dieselbe einer Herzogin von Angoulême, einer alten, wunderlichen Dame, die in diesem Schloß Alles vereinen ließ, was nur zum Comfort und zu königlicher Ausstattung gehörte, dann aber erforderte es ihre geschwächte Gesundheit, nach Nizza zu übersiedeln, und nun trachtete sie danach, ihr Palais durch ihren Verwalter um jeden Preis zu verkaufen, da sie den Entschluß gefaßt, nicht mehr nach Paris zurückzukehren.

Der Zufall war der Gräfin Leona günstig. Sie erwarb durch die Vermittelung des stets dienstbereiten und geschickten Kammerherrn von Schlewe, der gleich ihr nach seiner Verbannung Paris zu seinem Aufenthalt gewählt — und er hatte sich, als er

noch am Ruder war, bei Zeiten auf Unkosten des Staates große Reichthümer erworben — die Villa der Herzogin für einen Spottpreis und ließ dieselbe nun nach ihrem Geschmack verändern und erweitern, und zwar so, daß dieselbe in ihrer innern Ausstattung einem Feentempel glich, den die Auserwählten, deren Zahl sich von Tag zu Tag steigerte, welche ihn einmal betreten, nicht wieder vergessen konnten.

Die Gräfin Poninska war eine Zauberin, welche es, wir möchten fast sagen, durch ein Talent oder eine teuflische Eingebung verstand, alle Sinne in Fesseln zu schlagen.

Sie war es, die die lebenden Marmorbilder auf beweglichem Piedestal geschaffen, welche nun überall die Augen der Zuschauer blendeten und entzückten — und nun sann sie auf neue Mittel, Gesang und Tanz zu Dienern der sinnlichsten Genüsse zu machen.

Wenn man durch die breite Einfahrt des goldverzierten Gitters, zu deren Seiten wasserspeiende Marmor-Löwen lagen, in die Park-Anlagen trat, welche die Villa von dem Wege trennten, sah man in der Mitte eines von wunderbar gebildetem Gestein umgebenen Rasenplatzes eine Marmorgruppe mit wasserspeienden Delphinen, und eine Fontaine, die mit in der Sonne blitzenden Goldkugeln spielte.

Dahinter erhob sich im Schatten der alten Linden und Kastanien das Schloß mit seinen Pfeilern und Balconen, mit seinen Sälen und kleineren Gemächern, von denen jedes in einem andern verschwenderischen Styl gehalten war.

Man fand einen Salon à la Louis XIV., ein Gemach à la Maintenon, eine Rotonde à la Louis XV. und eine Reihe von Zimmern nach Art jener in dem Hirschpark, diesem raffinirten Erzeugniß der alternden Pompadour.

Der schönste Saal aber war derjenige, in dem die Ballets und Schaustellungen zur Zerstreuung der Gäste aufgeführt wurden — er glich in der That einem wundervollen Zaubertempel mit orientalischer Pracht und Ueppigkeit.

Die von meergrünen Draperieen verhüllte, runde Bühne

befand sich, wie ein verschleiertes Bild, in der Mitte dieses weiten, runden, mit zahlreichen Nischen versehenen Saales, so daß, wenn die Draperieen verschwanden, die ganze Bühne von allen Seiten sichtbar war.

Ein Mechanismus bewirkte es, daß, wenn der Gräfin Leona Poninska es gefiel, diese Bühne versank und an ihre Stelle ein Marmor-Bassin trat, aus dem Duft und Kühlung spendendes Wasser sich hoch in die Lüfte erhob.

An den Pfeilern, die die Nischen trennten, rankten sich üppige Schlinggewächse empor, Bilder von entzückender Schönheit schmückten den Plafond und den Hintergrund der in verschiedenen, bunten, matten Lampen beleuchteten Nischen.

Amoretten in den zierlichsten und anmuthigsten Stellungen guckten aus dem Grün der Schlinggewächse hervor oder schwebten über den Eingängen zu den einladenden, mit schwellenden Fauteuils und Ottomanen ausgestatteten Nischen.

Tanzende Bajaderen, aus Gips geformt und vergoldet, und schöne männliche Gestalten, welche Armleuchter mit vielen Lichten trugen, schmückten die Gallerie, die sich oberhalb der Nischen um den Saal zog; auf derselben befand sich die Capelle und auf der andern Seite das Heer der Lakaien, die durch abgestimmte Glockentöne in die Nischen herabgerufen werden konnten.

Ueber die Köpfe der Statuen oben aber wölbten treu der Natur nachgebildete, grüne Palmen ihre breiten, spitzzugehenden Blätter, und diese üppige und seltsame Garnitur gab dem Saal etwas Fremdartiges, Morgenländisches.

Von der Decke schwebte ein Kronleuchter herab, der durch seine unzähligen Lampen ein Meer von Licht und Strahlen herabwarf.

Aus dem Saale führten gewaltige Spiegelthüren, die im Sommer geöffnet blieben, auf eine Terrasse, die von dichtem, dunklem Laub umgeben war, und von ihr führten breite Steinstufen in die Alleen des wundervollen Parkes.

Auf den Rasenplätzen befanden sich Büffets, auch ein langes Zeltdach mit wohlbesetzter Tafel. Ueberraschend herrlich war die

Beleuchtung des weiten, durchdufteten Parkes. Farbige Ballons waren in den Gebüschen und in den Zweigen der Bäume bis in die Gipfel hinauf angebracht — große, aus Laub und Guirlanden gebildete Girandolen schmückten die Plätze, und große, seltsame Blumen leuchteten aus dem Grün an den Seiten der Wege. Phantastisch geformte Beete, von lauter kleinen Lichtern zusammengesetzt, als hätten Heere von Glühwürmchen auf den Befehl einer Zauberin sich in solcher Form auf das Gras niedergelassen, funkelten hier und dort, und drüben versilberte das Mondlicht die sprudelnden und glühenden Wellen eines künstlichen Wasserfalls, dessen blitzender, perlengleicher Staub hoch aufwirbelte.

Es war hier allerdings eine Pracht geschaffen und mit einem Schönheitssinn gepaart, daß sich die feine Welt von Paris um die Gunst drängte, in den Palast der seltsamen Fremden eingeführt zu werden, deren Absichten und Pläne Niemand kannte, deren Gastfreiheit erstaunlich war.

Die schöne Gräfin war aber wählerisch in ihren Einladungen, so daß sich anfangs nur die höchste Aristokratie, das heißt die Herren derselben, von solchen bevorzugt sah — für die genußsüchtigen Männer anderer Stände entfaltete man im Château-Rouge nach ihrer Angabe, und mit dieser Protection erfolgreich prahlend, die immer mehr der Sünde verwandten Ideen der Gräfin Leona.

Aber die Sucht, immer größere Erfolge zu sehen, verleitete sie dazu, ihr Palais immer größeren Gesellschaften zu erschließen, und bald war sie auf der Höhe, auf jener Höhe, der sie entgegen strebte: die Menschheit zu beherrschen durch die Macht der Sünde! —

Sie sonnte sich daran, wenn sie die berauschten Männer vor den schönen Gestalten ihrer Tänzerinnen, niedrigen Sclaven gleich, knieen sah, wenn sie, von Allen unbemerkt, doch Alle schauen konnte, sobald sie es wollte, da hinter den Nischen nur ihr zugängliche, schmale Räume lagen, aus denen sie durch kaum bemerkbare Oeffnungen jede dieser Nischen übersehen konnte — sie lächelte eisig, wenn sie das Gift, das sie ausstreute, wirken und

üppig wuchern sah, und es war ein diabolisches Triumphiren, das dann ihre marmorkalten Züge erfüllte.

Eine wunderbare Gesellschaft war es, die sich wenige Wochen nach dem Ball im Château-Rouge, den wir besuchten, in dem Schlosse Angoulème versammelte. Es war ein schöner Frühlingstag gewesen und der Park der Gräfin Poninska prangte in dem ersten, saftigen Grün.

Während des Tages war im Bois de Bologne, diesem Lieblings-Aufenthalt der reichen und vornehmen Pariser, ein reges Leben gewesen, zahlreiche Equipagen und Reiter hatten die Wege fast schwarz erscheinen lassen, so sehr drängte man sich, den schönen, sonnenhellen Frühlingstag zu genießen.

Nun der Abend heranrückte, wurde es einsamer rings — hin und wieder nur sprengten noch spät heimkehrende Reiter der unermeßlichen Seinestadt zu, die bereits in einem Lichtmeer schwamm.

Da, als das abendliche Dunkel mehr und mehr die Wege und Villen verdüsterte, huschten bald einzeln, bald zu Zweien gebückte und in braune Kutten gehüllte Gestalten dem Schlosse Leona's zu, das denselben wohlbekannt sein mußte.

Es waren Mönche des Carmeliter-Klosters der Straße St. Antoine.

Leona hatte dieselben, versprechend, daß nur ihnen für diesen Abend die Wunder ihres Palastes sich erschließen sollten, eingeladen, um auch ihnen, die, wie die Gräfin gesagt, sonst alle weltlichen Genüsse leider ganz entbehren mußten, einen Blick zu gewähren, eine Einsicht in die Freuden des Lebens — nichts weiter!

Der nachsichtige Prior verschloß seine Augen, er sah es nicht, daß die frommen Brüder recht ungeduldig das Kloster verließen, um der Einladung der hohen Frau zu folgen.

Er drückte beide Augen zu, um nichts davon zu bemerken, vielleicht weil er den sonst so enthaltsamen Mönchen den weltlichen Genuß einmal gönnte, vielleicht auch, weil Leona, der er nicht gern etwas abschlug, ihn darum mit mildem Herzen und

Worten gebeten hatte — sie war ja so mittheilsam und uneigennützig — sie gönnte den armen Mönchen dieses ja so unschuldige Vergnügen!

Die erfreuten und erwartungsvollen Herren näherten sich dem Eingange in den Park, der in einer Strahlenfülle schwamm.

„Wie entzückend!“ flüsterte ein sehr großer Mönch einem etwas kleineren, eben so hageren zu — „sieh, mein frommer Bruder José, wie drüben in den Zweigen der Bäume die Lampions blitzen, und wie schön das rothbeleuchtete Wasser aussieht, das hier aus dem Marmor-Bassin aufsteigt!“

„Du hast Recht, Bruder Erasmus, die Gräfin versteht es, ihre Umgebung verführerisch zu machen!“

„Es thut Dir nicht leid, daß auch Du ihrer Einladung gefolgt bist, obwohl Du heute erst nach wahrscheinlich anstrengender Reise von Madrid wieder hier eingetroffen bist?“

„Anstrengend ist nichts, mein frommer Bruder, was im Dienste der ehrwürdigsten Patres geschieht!“ antwortete der Mönch José, der, nachdem es ihm mit Hülfe Claret's gelungen war, den Don Salustiano Olozaga von Paris nach Madrid zu führen, nun zurückgekehrt, um die geheimen Befehle von Santa Madre gegen die Nonne Francisca Cuenza zu vollstrecken.

„Du sprichst sehr wahr, ich lobe Deinen Eifer!“ meinte der Bruder Erasmus, mit José in die Halle des Schlosses tretend, in der soeben einige Mönche, die vor ihnen gegangen waren, dem Saale zueilten.

Leona empfing in demselben ihre Gäste.

Sie trug ein schweres, gelbes Atlaskleid mit einem kostbaren Kanten-Ueberwurf.

Neben ihr stand der Baron von Schlewe, der noch immer schlaflose Nächte davon hatte, daß er, ohne sich an dem Fürsten von Monte-Vero, durch dessen Einfluß er verbannt worden, rächen zu können, nun seine hohe Stellung ein für allemal eingebüßt hatte.

Er suchte eine erwünschte Zerstreuung in dem Irrgarten der Liebe, welchen seine schöne Bundesgenossin erschlossen.

Er war ein täglicher Gast im Schlosse Angoulème, und er fand immer neues Wohlgefallen an den ausgesucht herrlichen Mädchengestalten Leona's.

Schon versammelten sich in dem weiten, runden Saal die frommen Herren, die ihre Kapuzen abgelegt hatten, und nun einem weltlichen Genuß entgegen gehen sollten, der wohl den heiligen Franciscus und manchen Andern zu ernstem Kopfschütteln veranlaßt hätte!

Die glattgeschorenen Köpfe der Mönche, die nur bei einigen einen Haarkranz trugen, bei andern aber einer bis über den Scheitel hinaus gehenden, hohen Stirn glichen, gewährten einen so wunderbaren Anblick, daß die Gräfin sich nicht einer leisen Bemerkung zu dem Baron erwehren konnte, und dann mit diesem in eine der Nischen trat, um die frommen Herren vorläufig ganz sich selbst zu überlassen.

Als der Saal sich gefüllt und man die Schönheit und Pracht desselben genügend bewundert hatte, enthüllte sich das verschleierte Bild in der Mitte — die grünen Draperieen verschwanden und vor den staunenden Herren standen Mädchengruppen, die vier Jahreszeiten darstellend, in so vollendeter Schönheit, daß, als das Bild sich drehte, man den blitzenden Augen den Hochgenuß ansehen konnte, den diese entzückenden Gestalten in ihnen wach riefen.

Dazu ertönte wundervolle Musik herab, und die Lakaien reichten in den Pausen sehr eifrig die edelsten Weine diesen Feinschmeckern.

Als sich die Gäste, immer näher tretend, an den lebenden, plastischen Bildern ergötzt hatten, führten mehr denn zehn reizende Ballerinen ein Ballet auf, bei dem die zierlichen Fußspitzen der allerliebsten Tänzerinnen hier und da in Gefahr waren, die Nasenspitzen ihrer eifrigen Zuschauer zu berühren, welche, die Gläser in den Händen haltend, mit Entzücken den graziösen Bewegungen und mit einem Eifer und einer Aufmerksamkeit folgten, welche mit jeder Minute zunahmen.

Da fielen die grünen Draperieen wieder herab — die Musik ließ berauschende Klänge den Saal durchwallen und die verführerischen Bajaderen und wunderlieblichen Gestalten der lebenden Bilder schwebten, paradiesischen Schönheiten gleich, dicht an den frommen Herren vorüber, ihnen den Wein, üppigen Heben gleich, kredenzend oder sie anlächelnd mit einer Lieblichkeit, welche auch berauschen konnte.

Bald befanden sich die entzückten Herren in einer Erregung, welche sie, ihres Gewandes ungeachtet, Alles vergessen ließ, und, die schönen Tänzerinnen umschlingend, drehten sie sich im Kreise zu den Tönen der Musik — stürmisch, leidenschaftlich, tarantellenhaft.

Es war ein seltsamer Anblick, den die braunen Kutten und die sehr kurzen Mullröckchen in ihrer Verbindung machten, ein Anblick, welcher es den Augen der Gräfin Leona Poninska verrieth, daß auch diese frommen Brüder ganz und gar von ihrer Macht beherrscht waren.

Die liebedürstenden Mönche folgten den reizenden Bajaderen in die Nischen, der Champagner floß, und bald knieten hier und dort die frommen Herren so weltvergessen vor den lächelnden Mädchengestalten, die zierlichen und natürlichen Tricots mit ihren Lippen berührend, daß sie Alles ungemessen in dieser Stunde genossen, was die Erde nur an vergänglicher Schönheit darbietet!

Der Gedanke an die Vergänglichkeit, der die Mönche sonst tröstete, das memento mori war vergessen — das lachende, üppige Leben war vor ihnen, hatte vor ihnen seine wollüstigsten Bilder enthüllt, und in einem Liebestaumel ohne Grenzen umschlangen die Arme und die vorwitzigen Finger der frommen Herren die sündigen Gestalten, die doch so überwältigend schön und verführerisch waren!

Ja, einige zogen es sogar vor, obwohl die Nischen sehr fürsorglich verschlossen werden konnten, an der Seite reizender, aber recht heidnischer Göttinnen den Saal zu verlassen und in die zauberisch erhellten Gänge des Parkes zu eilen, in dessen

versteckten und verschwiegenen Lauben sie sich noch sicherer und unbelauschter glaubten!

Sie schlürften unter dem Zeltdach, leise plaudernd und kichernd, in der Gesellschaft der schönen Mädchengestalten den Champagner, athmeten die Düfte ein, die herbeiwehten, und bewunderten die herrlichen Statuen, die hier und dort aus dem Grün leuchteten. Aber wenn sie diese kalten und todten Marmorglieder mit den pulsirenden, üppigschönen, lebenden ihrer Begleiterinnen verglichen, dann war es wohl keine Schmeichelei, wenn sie denselben mit einem bewundernden Blick auf die niedrigen, engen Mieder und die kleinen, zierlichen Füße gestanden, daß sie nicht tauschen möchten, daß sie dem Leben den Vorzug gaben.

Und die schönen Bajaderen lachten und scherzten — und die frommen Herren vergaßen mehr und mehr ihre Fesseln und Gelübde — und der Mond schien auf die dichtumrankten, duftenden Lauben — und die Nachtigallen schlugen so tief und glühend in dem fernen Dickicht des Parkes — daß Leona Recht behielt, daß sie auch hier siegte — — die Mönche wurden Sclaven ihrer Leidenschaft, sie sanken wie Anbeter der Schönheit in den Staub — sie ergaben sich der Allgewalt des Genusses! —

Die Gräfin schwebte durch die Gänge hinter den Nischen.

„Sehen Sie her, Baron," flüsterte sie — „sie sind Alle Sclaven meines Willens!"

Sie zeigte auf die Knieenden und Ruhenden — dann wandelte sie unbemerkt durch den Park — überall fand sie Verirrte in dem Garten der Liebe — — und auch der Baron hatte sich plötzlich von ihr, wie durch einen Zufall, getrennt — auch der Baron hatte es nicht ertragen können, zuzusehen, ohne selbst zu genießen!

Wir wissen, daß der Herr von Schlewe stets ein begeisterter Anbeter schöner Mädchengestalten war, und daß nichts einen größeren Reiz auf ihn hatte, als die entzückenden Formen weiblicher Schönheit!

Als Leona sich mit verächtlichem Lächeln von ihrem glänzenden Erfolge überzeugt, wollte sie nach der Terrasse zurückkehren,

um den Bruder Erasmus nach jenem Mönch von Santa Madre zu fragen, den sie zu sprechen wünschte.

Sie trat eben an einer Girandole vorüber, als ganz in ihrer Nähe ein Mönch aus dem Gebüsch näher trat, der von demselben aus ohne Zweifel ein Pärchen belauscht und darin einen höheren Genuß gefunden, als im Selbstgenießen.

Leona warf einen prüfenden Blick auf die gebückte, unheimliche Gestalt, auf das bleiche, von Leidenschaften verzehrte Gesicht mit dem rothen, struppigen Bart.

Kein Zweifel, der erwünschte Mönch war es.

Er bemerkte die Gräfin und wollte nun einen Seitenpfad einschlagen.

„Erlaubt, mein frommer Bruder," flüsterte Leona ihm zu, „ein Wort!"

„Die Heiligen seien mit Euch, hohe Frau — ich erkenne Euch nun erst! Befehlt ganz über José Serrano!"

„Nicht zu befehlen habe ich, nur zu bitten! Wollt Ihr mir einen Augenblick Gehör schenken?"

„Mit Freuden, hohe Frau — hier befindet sich, wie ich sehe, im Schatten der Bäume eine bequeme Gartenbank — habt die Güte, Platz zu nehmen und mich lauschend vor Euch weilen zu lassen!"

„Ihr versteht es, galant zu sein — das ist bei einem Ordensbruder doppelt hoch zu veranschlagen," meinte Leona mit ihrem verführerischsten Lächeln, indem sie sich auf die Bank niederließ, „da dieselben ja mit Frauen keinen Verkehr haben!"

„Von denen man es lernt, galant zu sein — sehr wahr, hohe Frau! Indeß, mit dem Verbot wird es nicht allzu streng genommen. Und nun Ihr Wunsch? Ich bin voll Begier, zu hören, was die schönste Frau und die gnädigste Herrscherin hier mir zu befehlen haben wird — — darf ich in Eurem Schooße liegen?"

„Ihr meinet, knieen hier? Es dürfte feucht in dem jungen Grase sein!"

„Ihr habt Recht, die Schleppe Eures gelben Kleides zeigt

es mir — was aber frage ich nach der Feuchtigkeit des Bodens, auf dem ich vor Euch knieen darf?"

„Das spanische Blut ist heiß!" lächelte Leona, während José zu ihren Füßen sich niederließ, da er die üppige Schönheit dieser von Wollust umgebenen Frau erkannte. „Ihr habt die entflohene Nonne, Francisca Cuenza, in das Carmeliter-Kloster gebracht —"

„Um sie morgen schon nach Burgos zurück zu schaffen, hohe Frau, wie es beschlossen ist!"

„In das Kloster von Burgos — gut — würdet Ihr noch ein anderes Mädchen mit Euch nehmen und es in dem genannten Kloster vorläufig unterbringen?"

„Ein Mädchen — meint Ihr die junge Deutsche von hoher Schönheit und Anmuth, die ich heute im Kloster der Straße St. Antoine durch das Zellenfenster erblickte?"

„Wie gut Ihr rathen könnt, mein frommer Bruder! Ich wäre geneigt, für diesen Dienst eine Summe von zehntausend Francs zu zahlen!"

„Ihr spottet meiner, hohe Frau —"

„Ich dachte nur an die Unkosten der Reise — so ist es Euch zu wenig — ich zahle mehr —"

„Nein, hohe Frau, zu viel! Ich bin sehr glücklich, Euch einen kleinen Dienst leisten zu können — nur die Papiere oder der Name des Mädchens — es ist so Allerlei erforderlich, was zu den Formalitäten gehört!"

„Das Mädchen, welches den Namen Margarethe trägt, soll noch nicht eingekleidet werden, sondern vorläufig nur einen ruhigen Aufenthalt finden — das Mädchen ist krank, die fieberhafte Erregung dürfte sich steigern — vielleicht lebt das Mädchen nicht mehr lange —"

„Verstehe ich Euch recht —?"

„Es ist eine unglückliche Waise, für die der Tod eine Wohlthat wäre, mein frommer Bruder!"

„Im Kloster von Burgos ist es sehr still und schön!"

„Trotzdem glaube ich nicht, daß das Mädchen je wieder gesund werden kann — die Leiden quälen mich —"

„Sehr voll Mitgefühl, wie immer, hohe Frau! Ich schaffe Beide in das Kloster, muß dann nothgedrungen nach Madrid, werde aber die Deutsche im Auge behalten — in einem Jahre etwa werdet Ihr von mir hören!"

„Ohne Aufsehen und Ueberstürzung, ich sehe, Ihr versteht mich ganz, mein frommer Bruder!" flüsterte, mit dem Zauber ihrer Stimme ihren Dank und Beifall ausdrückend, die schöne Gräfin, indem sie sich erhob, „und ich kann auf Euer Versprechen rechnen?"

„Morgen schon führe ich die beiden Mädchen der Grenze zu — in vier Tagen könnt Ihr mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß ich sie in dem Kloster zu Burgos abgeliefert habe."

„Wie beweise ich Euch nur meinen Dank?"

„Ihr wollt mich beschämen, hohe Frau! Eure Gastlichkeit hat mich Euch tief verpflichtet!" sprach José und führte die Gräfin zu der Terrasse zurück.

Die weinseligen und von der Liebe berauschten Mönche schwelgten bis zu dem grauenden Morgen, dann erst schlichen sie einzeln davon, um sich wieder in ihre Klostermauern sperren zu lassen. —

Werfen wir nun noch, wenige Monate nach dem soeben Erzählten, einen Blick in das Schloß Angoulême, um zu sehen, wie Leona es verstand, die vornehme Welt zu amüsiren und mehr und mehr in die Sünde zu locken.

Schon nahte der Herbst. Die Bäume des Parkes und die üppigen Blätter der Schlingpflanzen an den Pfeilern und Terrassen nahmen jenes tiefe Roth an, das in der Verbindung mit dem gesättigten Grün einen schönen Anblick gewährt.

Die späten Blumen blühten auf den Beeten, und an den Rosenstöcken dufteten die letzten dunkelrothen Königinnen des Gartens. In dem Parke wehte jene erquickend frische und gewürzige Luft, die den Herbst auszeichnet und so wohlthuend macht.

An den Bäumen flatterten im Abendwinde die luftigen

weißen Gespinnste, die vorüberfliegend an ihnen hängen geblieben waren, und die Tannen und Fichten streuten zahlreich ihre Fruchtkronen auf das Moos, das schon sich hier und dort mit dem braunen, von den Bäumen gewehten Laube bedeckte.

Der Palast Leona's sah nun in dieser Umgebung schöner aus denn je, und in die Räume desselben drang durch die geöffneten Bogenfenster die erfrischende Luft des Parkes.

Als der Abend nahte und schon durch die Zweige der helle Mondschein auf das Schloß und die Kieswege fiel, trafen in kurzen Zwischenräumen die prachtvollen Equipagen der Gäste ein, an denen wir nicht nur die Wappen von Grafen und Marqui's, sondern auch von Herzogen und Prinzen finden!

Das Schloß Angoulême war einmal in der Mode, und es war für einen Herrn von Stande sehr degradirend, wenn er nicht Zutritt zu den Salons der Gräfin Poninska hatte.

Es erwartete heute die Gäste Leona's eine Ueberraschung und neue Genüsse, die, wenn auch nicht gleich, so doch sehr bald ebenso wie die beweglichen Marmor=Bilder einen Weg durch ganz Europa und darüber hinaus machen sollten.

Man versammelte sich in dem weiten, hohen Saal, in den durch die geöffneten Glasthüren die erfrischend kühle Luft des Parkes wehte.

Ein blendendes Lichtmeer lag rings ausgebreitet und die vornehmen Herren ließen es sich gefallen, daß, während sie plauderten, die diensteifrigen und des höchsten Lohnes sicheren Lakaien ihnen die Fauteuils in weitem Kreise so in die Nähe der verhüllten Bühne rückten, daß sie, als sich endlich bei den Tönen der Musik die meergrüne, goldgestickte Draperie rings erhob, Alles, was vor ihnen erstand, mit großer Genauigkeit unterscheiden konnten.

Ein Ballet von so hoher Vollendung, wie es die kaiserliche Bühne gar nicht zu bieten vermochte, bildete den Anfang, und bekanntlich giebt man zuerst das am wenigsten Gute preis. —

Leona hatte, als sie vor Kurzem durch eine der Vorstädte

fuhr, ein Mädchen bemerkt, das auf der Straße sang, aber Volkslieder so geschickt und liebreizend vorzutragen verstand, dabei auch eine so einschmeichelnde Stimme hatte, daß sie mit einem Blick in diesem armen, von schlechten Kleidern umhüllten jungen Mädchen einen Schatz erkannte.

Leona ließ die Equipage halten und die Straßensängerin zu sich bitten, um sie zu fragen, ob sie sie nicht begleiten wolle, um ihr in ihrem Salon einmal etwas vorzutragen.

Die junge, allerliebste Theresa, damals ein Mädchen von kaum sechszehn Jahren, aber eine kokette Pariserin von dem zierlich gescheitelten Haar bis zu der trotz der ärmlichen Kleidung reizenden Chaussure, ließ sich herbei, der fremden, vornehmen Dame zu folgen, als wenn eine innere Stimme ihr sagte, daß sie durch diese eine so glänzende Zukunft erlangen sollte, wie eine Liedersängerin der Straße sonst wohl nie zu erreichen hoffen durfte.

Leona erkannte nun sofort in dieser Theresa einen Magnet, der nicht zu unterschätzen war, denn während sonst die Sängerinnen der Volkslieder weder Stimme noch Grazie hatten, verband sich in dieser Alles.

Wenn die reizende Theresa, nun sie von der Gräfin sehr zierliche Gewänder erhalten, halb ausgelassen, halb schwermüthig ein Lied vortrug und dabei so eifrig, wir möchten fast sagen, begeistert war, daß jedes ihrer schönen, hochgeschürzten Glieder dabei mitwirkte, mußte Leona sich gestehen, daß diese versteckte und ganz allerliebste Bestrickung der Sinne von unberechenbaren Folgen sein mußte.

Die Gräfin hatte Recht.

Theresa erschien nach dem Ballet in einem kurzen, blauseidenen Gewande, das sehr leicht jeder ihrer Bewegungen nachgab, auf der Bühne des Saales.

Sie trug, ohne einen Anflug von Beklommenheit, eines ihrer reizenden Lieder mit der ganzen, feinen Koketterie vor, die nur sie allein auszeichnete und die sie später und noch heute von allen

Sängerinnen des Volkes unterschied, daß der Beifall ein stürmischer war.

Theresa lebte wie in einem Sinnenrausch, wenn sie sang — ihre Bewegungen begleiteten nicht herausfordernd und unschön, sondern als gehörten sie zu den wilden Worten, zu den glühenden Tönen, ihren Gesang, und die Jugend, die sie verklärte, die Anmuth ihrer Bewegungen und die schönen Formen ihrer Glieder machten ihre Lieder unwiderstehlich.

Leona beobachtete, während Schlewe sich unten im Saal, sehr angezogen durch die reizende Sängerin, unter den entzückten Herren befand, von einer geschützten Stelle des Saales aus, die Wirkung dieses Genusses, und sie mußte sich gestehen, daß dieselbe überraschend war.

Fügen wir hier gleich hinzu, daß diese Theresa nach einigen Jahren der Stern aller Volks-Sängerinnen von Paris war, und daß Tausende es versuchten, ihren Ton und ihre Singweise nachzuahmen.

Wie schlecht ihnen das gelungen, haben wir wohl alle schon zu beobachten Gelegenheit gehabt, seit die Theresa-Sängerinnen allen Orten sich hören ließen — keine erreichte jene Berühmtheit, keine war nur ein Schatten von jener liebreizenden Kokette, die die Gräfin Leona Poninska zuerst einem auserwählten Kreise vorführte.

Nach wenigen Jahren hatte sie der Director des Pariser Alcazar durch eine enorme Summe für sich gewonnen, und dort lauschten in der sonst für so exclusive Kreise verschlossenen Singspiel-Halle verkleidete Fürstinnen und Gräfinnen ihren Liedern! Ja, man erzählt, daß die Fürstin Metternich von dieser Theresa so entzückt war, daß sie beschloß, diesen Ton auf die Salon-Bühne zu verpflanzen.

Die schöne und zu wunderlichen Extravaganzen geneigte Fürstin nahm Stunden bei Theresa, und sie zahlte der anmuthigen Sängerin des Volkes für einen Vortrag in einer Soirée tausend Francs.

Die Fürstin aber trug, als der Hof in Compiègne sich zur

Zerstreuung den freimüthigsten Schäferspielen hingab, Theresa in Ton und Toilette copirend, einige Lieder vor, welche den lautesten Beifall hervorriefen.

Leona war es gewesen, die diesen seltsamen Ton, als zur Zeit passend, heraus erkannt, und sie hatte sich nicht geirrt, als sie rechnete, daß derselbe ihren Zwecken mächtig dienen würde.

Was Theresa nur als einen übermüthigen Hauch der Sinnlichkeit andeutete, was an ihr bei der Anmuth und Lieblichkeit ihrer Gestalt schön und reizend war, das wurde, als man es nachmachen und wohl gar noch zu übertreffen gedachte, zu einem Ausdruck unschöner und roher Wollust, zu einem Werkzeug der Sünde! —

Doch kehren wir zu dem Schlosse Angoulême zurück, um zu sehen, was die Gräfin Leona Poninska nun noch Neues ersann, um die Sinne zu berauschen und die Menschen zu Knechten der Wollust zu machen.

Auf der Bühne ihres Saales erschienen, nachdem die reizende Theresa ihre einschmeichelnden und aufregenden Lieder gesungen, acht Paare in spanischen Gewändern zur Quadrille.

Die Tänzerinnen trugen halblange, zierliche Mullröcke, die auf die von rosa Tricots umschlossenen Beine nur herabzufallen schienen, um die vollendet schönen Formen derselben noch verführerischer erscheinen zu lassen. Die Füße waren von rothen Atlas-Stiefelchen umschlossen, und Alle hatten in den von weißen Handschuhen untadelhaft geschmückten kleinen Händen Castagnetten, mit denen sie den Tact der in wilden Accorden herab brausenden Musik begleiteten.

Die Tänzer waren ebenfalls von Mädchen dargestellt, welche in der altspanischen, prachtvollen Tracht entzückend aussahen. Das seidene Wamms mit den Litzen, die koketten Barets, die sehr kurzen Kniehosen mit den flatternden Bändern und die weißen Strümpfe von durchsichtiger Seide — Alles vereinigte sich, um den Anblick dieser lächelnden Paare zu einem entzückenden zu machen.

Sie begannen bei der rauschenden und brausenden Musik

einen Reigen zu schlingen, wie ihn die Augen der Anwesenden noch nicht erblickt — einen Tanz, der alle Wildheit, alle südliche Gluth, alle übermüthigsten Bewegungen spanischer und portugiesischer Bajaderen übertraf, und der an sinnlicher Verwegenheit, an ausschweifendster Enthüllung aller im Tanze zwar auch sonst mit geschickter Koketterie sich zeigender Formen noch nie Gesehenes bot.

Der Cancan war es, der, eine Erfindung Leona's, zuerst im Schlosse Angoulème getanzt, nein, geras't wurde — der Cancan war es, den die diabolisch lächelnde Gräfin als neue, lockende Frucht an dem Baum der Sünde erscheinen ließ, und der nach Jahr und Tag seine Wege durch alle Welt fand! Der Cancan war es, der die Sinne ihrer Gäste so furchtbar berauschte, der die Seelen derselben so ganz in Fesseln schlug, daß man sich immer mehr drängte, um dieses neue Schauspiel kennen zu lernen.

Der Erfolg dieses Tanzes war in dem Saale Leona's so durchschlagend, daß die Herzoge und Marqui's, daß die Lords und Barone bald neben den lächelnden Tänzerinnen hinschritten und in den Nischen oder im Parke ganz der Macht dieser Höllenbraut anheim fielen.

Da, als die Gräfin sich noch an den Erfolgen ergötzte, die ihre Erfindungen hatten, als sie ihren Tempel der Sünde mehr und mehr gefüllt sah und ihr Hauch sich mit geheimnißvoll zunehmender Verheerung einen Weg über die Erde bahnte — als sie von der Terrasse aus die lächelnden Paare in dem Irrgarten der Liebe taumeln sah, entrangen sich ihren Lippen die Worte:

„Sclaven seid Ihr Alle — Alle — Sclaven Eurer Leidenschaft, Knechte der Sünde! Nur Einer ist es, der mir widersteht — Einer, der nicht ist wie Ihr —"

Leona's Augen leuchteten düster, als sie Eberhard's gedachte, dieses hohen, edlen Mannes, den sie nur noch mehr haßte, weil sie verborgen fühlte, wie erhaben er gegen sie war! —

Margarethe war beseitigt! Jener Mönch José hatte den

Befehl der Gräfin pünktlich erfüllt. Nun galt es noch, ihn zu beseitigen!

Da näherten sich ihr durch den Park drei Herren — Leona erkannte in ihnen den Baron und neben ihm den Herrn von Renard, und Eduard. Die beiden ehemaligen Galeerensträflinge trugen so ausgesucht feine, so untadelhafte Toiletten, daß man sie für sehr vornehme Gäste der Gräfin halten konnte.

Sie schienen in eifrigem Gespräch zu sein.

Schlewe und Fuchs besonders schmiedeten augenscheinlich einen Plan.

Sie erkannten auf der Höhe der Terrasse Leona.

Der Baron zeigte mit seinen Augen zu ihr hinauf, dann kam er mit Fuchs näher.

Eduard blieb unten im Park.

„Meine Gnädigste," flüsterte Schlewe, „hier sehen Sie den unversöhnlichsten Feind eines Mannes, der in der Straße Rivoli einen allein stehenden, sehr schönen Palast bewohnt!"

„Wir wissen von dieser Feindschaft längst, Baron!" antwortete Leona lächelnd.

„Die schöne Nonne, die gnädige Aebtissin!" sprach Fuchs leise, indem er sich verneigte.

Er hatte längst in der Gräfin und jener geheimnißvollen Frau, die ihn einst in seinen abenteuerlichen Plänen bestärkte, eine und dieselbe Person erkannt.

„Herr von Renard hat, wie er mir soeben gestand, nicht eher Ruhe, als bis er sich für den Aufenthalt in Toulon und Mancherlei gerächt hat!" erzählte Schlewe.

„Und der Herr Baron hat mir soeben durch ein Wort einen Weg angedeutet, der, eben weil er so nah liegt, um so mehr Genie verräth!"

„Sie meinen, daß nur besonders begabte Menschen das Wahre, das uns oft so nah liegt, zu erfassen verstehen — ich stimme Ihnen bei!" antwortete Leona.

„Sie werden in den nächsten Tagen von der Straße Rivoli hören, Frau Gräfin, dieser Herr von Renard ist nicht zu besänf-

tigen!“ meinte Schlewe, indem seine grauen, blitzenden Augen und seine Mienen einen sarkastischen Ausdruck annahmen.

„Ich bin begierig, zu vernehmen, was es sein könnte.“

„Ein Geheimniß noch, meine Gnädigste!“

„O, dann frage ich nicht weiter — ich liebe dergleichen sehr!“

„Hoffentlich wird die Enthüllung desselben Ihren Beifall haben, Frau Gräfin!“ sprach Fuchs.

„Ich zweifle nicht daran! Jedoch — blicken Sie nur nach jenem Kiosk hinüber.“

„Drei reizende Tänzerinnen treiben ihr neckisches Spiel in demselben.“

„Elfengestalten!“ lächelte Schlewe mit Wohlgefallen.

„Wollen Sie von ihnen nicht die mit perlendem Wein gefüllten Gläser annehmen?“

„Ihre Frage ist uns ein Befehl, Frau Gräfin!“

„Ich bin ermüdet — gestatten Sie mir, mich unbemerkt zurückzuziehen,“ sprach Leona, „und lassen Sie sich von den Schmetterlingen dort umflattern — die Nacht ist so erfrischend, kühl und luftig!“

„Sie sind die Güte selbst, gnädigste Frau,“ flüsterte Schlewe, Leona's Hand küssend, „nur Anderen streben Sie Genüsse zu bereiten! Nur an Andere denken Sie, für sich selbst nichts begehrend!“

„Die Gastfreundschaft der Frau Gräfin ist ein Gegenstand der Bewunderung für alle Welt!“ meinte Fuchs.

„Ich werde mich freuen, wenn ich von meinen Fenstern aus bemerken werde, daß Sie sich ungeschmälert dem Genuß des Lebens hingeben, meine Herren! Hinein in die Lust — das Leben ist so kurz!“ —

Fünftes Kapitel.

Der Stumme und der Doppelgänger.

In der Straße Rivoli befand sich das Palais des Fürsten von Monte-Vero. Er hatte dasselbe mit seiner ganzen Dienerschaft bezogen.

Aeußerlich glich der Palast Eberhard's einem gediegenen, geschmackvollen Privathause. Die Front der hohen Spiegelfenster ging nach der Straße hinaus, der Eingang befand sich, von schattigen Bäumen und Schlingpflanzen geschmückt, an einer Veranda, die links am Hause lag, während das Gitter der Einfahrt für die Equipagen sich an der rechten Seite desselben befand.

Das Palais hatte nur zwei Stockwerke. Die Wohnungen der Domestiken befanden sich in einem separaten Hause, das hinten im Garten lag. Dort waren auch die musterhaft gebauten und herrlich eingerichteten Ställe.

Im Palais selbst sah man, außer Eberhard, dem kleinen Johannes und der alten Ursula nur Sandok, den Mohren, und einen Diener des Fürsten.

Martin hatte die Aufsicht und Leitung in dem Hintergebäude.

Das Innere des Palastes war von überraschender Schönheit und Kostbarkeit. Marmor und Gold in der Vorhalle und an den Treppen — schwere, türkische Portièren an den Gemächern oben — gediegene Pracht der Ausstattung überall!

Und dennoch herrschten in Eberhard's Palais die tiefe Ruhe der Trauer, die Freudlosigkeit und der Gram!

Wohl versuchte es der Fürst von Monte-Vero, in unermüd-

lichem Streben und bei rastloser Arbeit die quälenden Gedanken seines Innern zu bekämpfen und zu verscheuchen — wohl suchte und fand er das Bewußtsein, der Menschheit zu dienen und Millionen zu beglücken — doch war selbst dieses hohe Gefühl nicht im Stande, jenen Schmerz zu unterdrücken und zu tödten, welchen der Vater um sein ewig verlorenes Kind empfand!

Ein furchtbares Geschick verwehrte es ihm, seine Tochter zu finden, die durch die grausame Hand Leona's dem Elende preisgegeben war.

Er hatte sie gesehen, aber nur, um durch diesen Anblick entsetzt zu werden. Er hatte dann von ihrer Freisprechung vernommen, aber nur, um von gerechtem Zorn gegen diejenigen erfüllt zu werden, welche diesen Schmerz ihm bereitet.

Eberhard war nach der Weltstadt geeilt, war erschienen, um nun seine Tochter zu sich zu nehmen, sie zu retten, ihr ein Asyl an seinem Herzen zu bieten — einen heiligen Zufluchtsort in seinen Armen.

Margarethe aber war verschollen und verschwunden! Keine Spur mehr verrieth, wohin sie sich gewandt — Einzelne behaupteten, daß die Unglückliche den Tod gesucht und gefunden haben würde!

Eberhard aber setzte unermüdlich seine Nachforschungen fort — zahlreiche Beauftragte ließen keine Hütte, keinen Winkel undurchsucht — —

Vergebens! Der Unstern, der auf dem vielgeprüften Mädchen ruhte, war noch nicht untergegangen und verblichen.

Der Fürst von Monte-Vero, der, von Reichthum und Pracht umgeben, für den unzählige Hände sich zum Gebete falteten, der in dem erhabensten Glücksschimmer hätte verdientermaßen schweben können, sah eine schmerzvolle Lücke an seiner Seite, und an ihm wurde es recht zur Wahrheit, daß nichts vollendet auf Erden ist!

Der erfolgreichste Spion, der treueste und unermüdlichste Forscher Eberhard's war Sandok. Es lag in seiner Natur, daß er vor allen Andern Spuren fand und verfolgte, die Niemand

entdeckt hatte, und die oft schon die Hoffnung in ihm erweckten, daß er des Massa Kind gefunden haben würde — immer aber zerfloß diese Hoffnung vor ihm, wenn er ihr ganz nah zu sein meinte.

Da endlich war er zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Gesuchte durch irgend welche Veranlassung die deutsche Residenz verlassen, und er äußerte zu dem Fürsten die Meinung, daß sie nach Paris gebracht sein müsse.

Ja, er war dem rothen Ede bereits so hart auf den Fersen gewesen, daß dieser seine ganze Vorsicht und Schlauheit aufbieten mußte, um dem Mohren mit seiner Beute zu entgehen.

Entkommen ist leichter als verfolgen!

An jedem Kreuzwege steht man rathlos, wohin der Fliehende sich mit seiner Beute gewandt — überall muß man neue, mühevolle Versuche machen, seine Spur zu finden.

Der rothe Ede hatte Margarethe in das Kloster der Straße St. Antoine gebracht und wagte es nicht, den Palast Leona's zu betreten, indem er sehr richtig vermuthete, daß derselbe durch die Diener Eberhard's fortwährend bewacht sei.

Er sah und sprach die Gräfin im Château-Rouge — nun aber, nachdem Magarethe längst über die spanische Grenze geschafft worden war, konnte er ohne die geringste Gefahr die Genüsse theilen, die sich im Schlosse Angoulème den Gästen so ungemessen boten.

Eberhard hatte noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, seine Tochter zu finden.

Es war ihm nicht möglich, den Gedanken zu fassen, daß sie wirklich ewig für ihn verloren sein sollte.

Er mied die strahlenden Kreise von Paris, in denen er eine Sonne hätte sein können, um in der Zurückgezogenheit seines Hauses zu arbeiten, zu hoffen und immer neue Wege aufzufinden, um sein Kind wieder zu erlangen.

Es war dabei eine rührende Liebe, die der Fürst jenem armen, stummen Knaben erwies, dem er einst das Leben gerettet

und dem er nun in seinem Palais eine vorzügliche Erziehung angedeihen ließ.

Der kleine Johannes war nun mehr als zehn Jahre alt und er entwickelte sich geistig und körperlich gleich schnell! Das Einzige, was ihm fehlte, das grausame Loos, stumm zu sein, verstand er durch eine geschickte Zeichensprache, oder die Schrift benutzend, so viel wie möglich zu ersetzen.

Eberhard aber blickte oft, von Mitleid erfüllt, auf den Knaben, dessen blonde Locken so üppig um seinen Kopf hingen und dessen große, blaue Augen so klug und tief waren, indem er sich sagte, daß Johannes, da ihm die Sprache fehlte, doch ewig ein unglückliches Kind sei.

Die berühmtesten Aerzte von Paris mußten ihre Kenntnisse an dem kleinen Liebling des Fürsten versuchen — alle aber gestanden, daß ihnen das Leiden des Knaben ein unergründliches Räthsel sei, da derselbe nicht, wie stets die seit der Geburt Stummen, auch taub sei, sondern seltsamer Weise nur keine Sprache habe.

Sie trösteten einstimmig den Fürsten mit dem Versprechen, daß ein gewaltiges Ereigniß, eine plötzliche Erschütterung in dem Innern des Knaben vielleicht einst demselben die Sprache wiedergeben werde, da es eine erprobte Erfahrung sei, daß solche scheinbaren Wunder an den Stummen in solchen Fällen vorgekommen seien. —

Der Trost war schwach und sah gar zu sehr nach jenem fraglichen Achselzucken aus, mit dem die Aerzte selbst noch an dem Lager Todtkranker die Möglichkeit der Rettung zugeben.

Der kleine Johannes, obwohl tief in seinem Innern das Erkenntniß seiner Unvollkommenheit immer schmerzlicher zunahm, verrieth dennoch nichts von demselben in seinem heiteren und frischen Wesen.

Er war ein ausgelassener Knabe, wenn er spielte und sich im Garten Eberhard's tummelte — um dann unbelauscht in stiller Nacht von Gedanken, Fragen und Gefühlen bestürmt und erfüllt zu werden, welche Niemand seiner Umgebung ihm zutraute.

Johannes war eines jener seltsamen Wesen, in denen eine frühentwickelte Welt sich bildet.

Er war stumm; es war ihm schwer gemacht, dasjenige von sich zu geben, was ihn erfüllte, um so reicher war seine innere Sprache, um so üppiger entfalteten sich in ihm seine Beobachtungen und Empfindungen.

Er war mit zehn oder elf Jahren in seiner Seele schon so entwickelt und weit, wie andere Knaben von funfzehn Jahren kaum es sind — und obwohl er keinem Menschen von demjenigen, was in ihm vorging, eine Ahnung gönnte, fiel dem Fürsten doch hin und wieder bei seinem ihm durch Zeichen oder Buchstaben gegebenen Antworten die Klarheit derselben auf, so daß er mit erhöhtem Interesse oft seinen prüfenden Blick auf dem kleinen Johannes weilen ließ.

Seltsamer Zufall! Ein Johannes war es gewesen, welcher Eberhard zu sich genommen und mit väterlicher Liebe erzogen hatte — ein Johannes war es, an dem er nun dasselbe beweisen konnte, als wollte Gott ihm eine Gelegenheit bieten, seine Schuld abzutragen!

Und dieser Gedanke des gefühlreichen Fürsten war es auch wohl, der ihn veranlaßte, zu dem kleinen, stummen, blondlockigen Sohn des Todtengräbers eine große Liebe, aber auch eine feste Strenge zu äußern.

Die stürmische Unbändigkeit des Knaben, die sich bei seinen Spielen äußerte, veranlaßte Eberhard oft, ihn zu strafen — die tollkühne Wildheit, mit der er die höchsten Bäume erkletterte und auf einem Kahn den Teich des Gartens befuhr, setzte die alte Ursula oft in bebende Angst, bei der sie sich dann keinen andern Rath wußte, als den Fürsten zu rufen — und die Strenge desselben half dann stets!

Beim Lernen dagegen war Johannes so eifrig und so ernst, daß nach dieser Richtung hin Eberhard nur Freude an dem kleinen Findling hatte, der, wie die alte Ursula erzählte, von Samuel Bartels in einer Winternacht am Kirchhofe aufgenommen worden war.

Sie berichtete das wohl mit um so größerem Eifer, da sie um jeden Preis den Verdacht von sich abwälzen wollte, als wäre ihr Zusammenleben mit dem alten Todtengräber nicht rein gewesen, zu welchem Glauben, wie sie sagte, die Menschen immer gleich nur allzu geneigt wären.

„Johannes ist ein Findling, und das Aussetzen der Kinder ist in der deutschen Weltstadt eben so häufig, wie hier in Paris," pflegte sie dann wohl mit großem Eifer zu erzählen — „ich habe Aerger genug davon gehabt, und nie hätte ich gedacht, daß das kranke und schwächliche, damals halb erfrorene Kind ein so hübscher, blondlockiger Knabe werden würde, dem ich nun durch die Güte des Herrn Eberhard mein sorgenfreies Leben verdanke — nun liebe ich den Johannes so, als wäre er wirklich mein eigenes Kind — und doch hat mich niemals eines Mannes Hand berührt!"

Martin pflegte bei solchen Versicherungen stets zu lächeln und, Ursula ärgernd, zu sagen:

„Potz Himmeldonnerwetter, Euch wollte auch wohl keines Mannes Hand viel berühren, denn sonst wäret Ihr wie alle Anderen gewesen! Ihr Frauenzimmer seid Alle gleich!"

Und dann gerieth die alternde Ursula so in Eifer, daß Martin mit herzlichem Lachen nur schnell das Feld räumen mußte, da es, wie er sagte, sehr gefährlich sei, mit Frauensleuten in Streit zu gerathen.

„Lieber ein Rudel Hayfische," scherzte er in seiner Art, „die ziehe ich Euch noch vor! Ich glaub's Euch ja, daß der kleine Johannes ein Findling ist, aber daß Ihr Alle gleich seid, glaube ich eben so fest!"

„Glaubt, was Ihr wollt, alte Seeratte," rief ihm dann wohl die Ursula, den Streit beendend, nach, „was geht's mich an!?" —

Es war an einem schönen Herbsttage, als Eberhard mit dem kleinen Johannes von der Veranda seines Hauses in den Garten hinab schritt, der sich hinter demselben weit hinzog.

Die Sonne schien noch sehr heiß herab und der Fürst suchte deshalb den Schatten der dichten Laubengänge auf.

Wenn man den Knaben, dessen blonde Locken bis auf seine Schultern fielen, neben dem Fürsten gehen sah, war man versucht, denselben für den Sohn Eberhard's zu halten.

In dem Gesicht des kleinen Johannes war dieselbe Freimüthigkeit und Offenheit zu finden, seine großen Augen mit den langen und schweren Wimpern gaben dem zarten Antlitz einen großen Reiz, und der Schnitt des Gesichts wie auch die schlanke Gestalt des Kindes verriethen jetzt schon, daß einmal Johannes dem Fürsten sehr ähnlich werden würde.

Viele Beobachter der Menschen und ihrer Entwickelung behaupten, daß diejenigen, die zusammen leben, also zum Beispiel Eheleute, in den meisten Fällen eine große Aehnlichkeit erlangen, nicht allein in ihren Sitten, in ihrem Benehmen, Denken und Fühlen, sondern mehr noch in ihrer äußeren Erscheinung, und wir müssen gestehen, daß wir diese Beobachtung oft bestätigt fanden.

Weit entfernt davon, Anhänger jener Erklärung dieses Umstandes zu sein, daß nämlich jeder Mensch sich selbst liebe und nach sich denjenigen am meisten, der ihm ähnlich aussehe, glauben wir vielmehr diese Aehnlichkeit aus der sehr natürlichen Folge erklären zu können, welche das vollkommen gleiche Leben auch für die äußere Erscheinung haben muß.

Menschen, die Alles mit einander theilen, nicht allein Freud und Leid, sondern auch Essen und Trinken, dieselben Räume, dieselbe Luft, dürften nach jahrelangem Zusammenleben, wenn ihre Naturen nicht gar zu sehr verschieden sind, wohl sich ähnlich werden!

Der kleine Johannes schien außerdem schon in der Bildung seiner Gestalt mit Eberhard viel gemein zu haben.

Der Fürst bemühte sich nun aber auch, dem stummen Kinde, das eben so gelehrig wie talentvoll war, seine inneren Eigenschaften mitzutheilen, und dieselben äußerten sich allerdings denn

auch schon bei scheinbar unbedeutenden Gelegenheiten, übertragen in das Gemüth eines Knaben.

Eberhard bemerkte diese seltsam frühe Entwickelung des kleinen Johannes mit Interesse, er vertiefte sich oft und gern in die sich vor ihm öffnende Seele des Knaben, und er mußte bei solchen Gelegenheiten stets gestehen, daß in Johannes ein Wissensdrang und eine Tiefe sich entfaltete, die für die Zukunft Gewaltiges erwarten ließ.

Aber wie stets bei solchen früh entwickelten und besonders begabten Naturen neben diesen Gaben auch ein wunderbares Räthsel schlummert, das die schwersten Gefahren bietet, eine fast krankhafte Aufregung, eine wilde Phantasie, so lebte auch in dem kleinen Johannes etwas, was den Fürsten bei seinen Antworten oft erschreckte, was bei seinen Spielen selbst sich zeigte und eine fast unnatürliche Seelenthätigkeit verrieth.

Eberhard war daher bemüht, in Johannes die kindlichen Begriffe zu nähren, vor Allem ihm aber an der friedlichen Schönheit der Natur einen Halt und einen Genuß zu bieten, dessen Macht auf das Menschenherz er erfahren.

Der kleine Johannes liebte seinen Beschützer seit dem ersten Augenblick, da er sich in seinen Armen gesehen hatte, fast schwärmerisch.

Wir haben gesehen, wie er damals seine kleinen Händchen zu ihm hingestreckt, und wie er am liebsten damals schon den Fürsten nicht von sich gelassen hätte — und diese für das Herz eines Kindes wunderbare Anhänglichkeit und Liebe hatte sich nun so gesteigert, daß Johannes von Glück strahlte, wenn Eberhard zu ihm trat und er an seiner Hand durch den Garten schreiten oder bei ihm auf einer Bank sitzen konnte.

Er verstand jeden Blick, jedes Lächeln, jede ernste Miene des Fürsten, und er war, wenn er eben noch ein wilder, unbändiger, tollkühner Knabe, doch plötzlich zahm und fromm, wenn Onkel Eberhard ihm mit einem Blick nur einen Vorwurf machte!

Eben noch zornig aufbrausend gegen die Verordnungen der alten Ursula oder Sandok's, eben noch roth erhitzt, unbändig und,

weil er seiner Aufregung nicht Worte leihen konnte, in seinen Aeußerungen und Bewegungen fast dämonisch heftig, daß seine sonst so schönen Augen wild flammten — war er einem Engel gleich, wenn Onkel Eberhard's mahnender Blick ihn traf! Eines Rufes, einer Strafe bedurfte es nicht — er war plötzlich ein Anderer, wenn der Fürst ihn ansah — er vergaß Alles, was geschehen, Zorn und Erregung, Wildheit und Widerstand, wenn Eberhard's Auge auf ihm ruhte.

Das seltsame Kind glich einem Wesen, das zwei Seelen in sich trug — und oft schüttelte der Fürst sein Haupt, wenn er den eben dämonisch sich geberdenden Johannes in der nächsten Secunde an sich hängen sah, mit liebeathmendem Blick zu ihm aufschauend.

Eberhard pflegte dann wohl den Knaben mit sich zu nehmen und ihm mit ermahnendem Worte vorzuhalten, daß er den Anordnungen der alten Ursula und Sandok's zu gehorchen habe, und Johannes nickte dann wohl beistimmend, als that ihm das Geschehene leid.

Zuweilen aber auch gab er dem Fürsten durch Zeichen zu verstehen, daß er im Rechte sei, und er hatte dann stets so viele Beweise dafür, daß Eberhard oft über das Rechtsgefühl in dem Knaben lächeln mußte.

Das Ende von solchen Scenen war aber immer, daß Johannes durch eine stürmische Umarmung oder aufschreibend dem Onkel Eberhard sagte:

„O, wie habe ich Dich so lieb!“

Und einmal vor wenigen Tagen hatte er dann diesem Ausdruck seines tiefsten Gefühls die Worte auf der Tafel, die er stets bei sich trug, hinzugefügt:

„Könnte ich Dich doch auch einmal hüten und bewachen, Onkel Eberhard — könnte ich Dir doch einmal das Leben retten!“

Wie kam der kaum elfjährige Knabe zu solchen Gedanken und Ausdrücken? Was mußte in seiner Seele vorgehen, daß

dieselbe schon derartige Beweise seiner Liebe und Dankbarkeit bedachte? —

Eberhard war auf's Höchste überrascht, aber er war auch so gerührt über diese Worte, daß er den kleinen Johannes zu sich aufhob und küßte — und der Knabe legte wie damals seinen Kopf an die Schulter des Fürsten und spielte mit seiner kleinen, weichen Hand an dem üppigvollen Barte desselben.

Man wird ermessen können, daß der Fürst, wenn er nicht in seinem Arbeits-Gemache saß, gern den Knaben um sich sah, und so kam es denn, daß er auch an einem heißen Herbsttage mit ihm durch den Garten hinschritt. Die Sonne brannte so glühend herab, daß ein Gewitter zu vermuthen war, und Eberhard mit Johannes den Schatten der dichtbelaubten Bäume aufsuchte.

Da näherte sich ihm der Mohr und brachte auf silberner Platte die soeben eingetroffenen Nachrichten und Berichte aus Monte-Vero.

Der Fürst nahm sie erwartungsvoll in Empfang, öffnete sie und vertiefte sich so in die umständlichen Botschaften seiner Verwalter, daß er nicht bemerkte, wie der kleine Johannes einem flatternden Schmetterlings-Pärchen nacheilte und sich mehr und mehr von ihm entfernte.

Ursula war in den Gemächern beschäftigt, welche Johannes mit ihr bewohnte — Sandok folgte, ohne auf den fern auf den Rasenplätzen hinjagenden Knaben zu achten, dem Fürsten nach der Veranda und dann in das Palais, um die etwaigen Befehle desselben in Empfang zu nehmen.

Die Briefe schienen Wichtiges zu enthalten, da Eberhard sofort in sein Arbeitszimmer trat und sich an seinen Schreibtisch setzte, von dem das Bild der Prinzeß Christine zu ihm herabblickte, um die Fragen seiner Verwalter umgehend zu beantworten.

Johannes folgte auf den sonnenglühenden Rasenplätzen den Schmetterlingen, welche schneller waren wie er. Er hatte nicht ein Netz bei der Hand, nicht einmal seinen Strohhut auf, mit dem

er die bunten Flüchtlinge hätte haschen können. Die blonden Locken wehten an seinem bald von der Hitze mit Schweißtropfen bedeckten Kopfe herab — aber er achtete nicht darauf, daß die Sonnenstrahlen ihn so glühend trafen, seine Aufmerksamkeit war nur auf die Falter gerichtet.

Da plötzlich war es ihm, als vernahm er dicht hinter sich Schritte — er dachte an Sandok oder Ursula — aber nein, als er sich umsah, war es ihm, als stand vor seinen Augen das Bild eines Mannes, den er noch nie gesehen — er schrie auf — da verschwand die Erscheinung und Johannes lachte laut, ohne sich weiter in seiner Jagd stören zu lassen.

Aber die brennendheißen Sonnenstrahlen schienen von seltsamer Wirkung auf den Knaben zu sein, denn nach wenigen Minuten schon war es ihm wieder, als höre er Schritte hinter sich, die schneller wurden, wenn er lief, und aufhörten, wenn er still stand, kurz, die einem Echo glichen.

Johannes achtete nun nicht mehr auf diese ihn rastlos begleitenden Schritte, da aber gewahrte er neben sich einen Schatten, und als er sich nun, doch ängstlich gemacht, umsah, stand wieder der fremde Mann hinter ihm, den er vorhin schon erblickt hatte.

Regungslos, mit weit aufgerissenen Augen, starrte er den Fremden an, der ihn verfolgt — er war hager, ältlich, er hatte ein unheimliches Gesicht mit drohend blitzenden Augen und einem grauen Barte — er schien glühendes Feuer in der Hand zu haben, und seine ganze Erscheinung war so lauernd und listig, der Zug und Schnitt seines Gesichtes so bezeichnend und ausdrucksvoll, daß Johannes innerlich an das Wort „Fuchs" dachte.

Was war es, das dem Knaben dieses Wort eingab und dieses Bild vorzauberte? Was war es, das Johannes im hellen Sonnenschein plötzlich vor sich sah, so leibhaftig und beängstigend vor sich sah, daß er erbleichte und zitterte?

Es giebt eine wunderbare Sage, die in den verschiedensten Gestalten auftritt, und zu der eine sonderbare Beobachtung wohl

die Veranlassung gegeben haben mag — wir meinen die Sage vom Doppelgänger!

Was Johannes in diesem, für seine Seele gräßlichen Augenblick vor sich sah, war eine solche Erscheinung, hervorgebracht durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen, auf das ohnehin schon so früh entwickelte Gehirn des Knaben.

Nicht Vielen ist es vorbehalten, dasjenige, was an dieser durch krankhafte Seelenzustände, durch Uebertreibung und dergleichen zu einer Sage gemachten Erscheinung wahr ist, zu erleben.

Dennoch kommt es nicht selten vor, daß Kinder, welche ohne Kopfbedeckung sich der schädlichen Einwirkung der glühenden Sonne aussetzen, ja, auch Erwachsenen plötzlich Jemand folgt; sie hören die Tritte dieses unerklärlichen Begleiters, und, um sich blickend, sehen sie dann wohl ihr eigenes Bild hinter sich.

Es ist das ein wunderbares Blendwerk, eine unerklärliche Folge der Sonnenstrahlen auf das Gehirn.

Diese wahre Beobachtung nun ist vielfach ausgebeutet worden.

Man behauptete, daß derjenige, der von solchem Doppelgänger verfolgt wurde, denselben nicht mehr los werden konnte — ja, man erzählte sich, daß die Erscheinung desselben ein Vorbote des Todes sei.

Andere hatten beobachtet, daß der Doppelgänger nicht immer das Schattenbild desjenigen sei, dem er folge, sondern daß auch wunderbar mit demselben verbundene, andere Personen in diesem quälenden Bilde eines Todesboten erschienen.

Johannes hatte keine Erklärung für die fremde Gestalt, die vor seinen Augen stand — er war einige Secunden nicht im Stande, sich zu rühren — er starrte zu dem Manne hin, der ihm gefolgt war und nun, gleich ihm, regungslos stillstand — er wagte kaum zu athmen, so gräßlich war diese Erscheinung.

Wie war es möglich gewesen, daß dieser Fremde hatte in den Garten dringen können?

Oder war derselbe ein Gespenst — —

Dieses für alle Kinder, selbst für Johannes furchtbare Wort, das sich hinter ihm verkörpert, fuhr mit solcher Gewalt durch seine krankhaft erhitzte Seele, daß er nun plötzlich sich umwandte, um dem grauenhaften Fremden zu entfliehen.

Johannes stürzte davon — in fliegender Hast eilte er über die Rasenplätze — die Tritte verfolgten ihn — er lief schneller — der Gräßliche immer dicht hinter ihm her! Er schrie um Hülfe — Niemand war in der Nähe.

Der athemlose Knabe stürzte durch die Gänge hin, der Veranda zu — der Doppelgänger folgte ihm so dicht, daß den fliehenden Johannes in jedem Augenblick das Gefühl überrieselte, von ihm gepackt zu werden.

Es war eine entsetzliche Jagd in dem sonnenhellen Park, eine so grauenvolle Flucht, daß Fremde, welche Johannes erblickten, ihn für einen Wahnsinnigen halten mußten — seine Haare flatterten — sein Gesicht war blutroth — seine Augen traten aus ihren Höhlen und sein Athem keuchte furchtbar — —

Da endlich hatte er die Steinstufen erreicht, die zu der Veranda führten — —

Mit einem gräßlichen Schrei lief er hinauf — er hörte hinter sich die ihm auch hier noch folgenden Schritte des Gespenstes, des Doppelgängers!

Nun endlich hatte man im Palais den entsetzlichen Hülferuf des Johannes gehört.

Ursula eilte mit verzweifelt emporgehobenen Armen herbei — Sandok trat dem daherrasenden Knaben entgegen — unaufhaltsam, wie von einem Ungeheuer verfolgt, stürzte er an Allen vorüber, dem Arbeitsgemache Eberhard's zu.

Mit entstelltem Antlitz, das fieberhaft und unnatürlich glühte, mit zitternden Händen und athemlos drang er zu dem Fürsten, der bei dem Anblick seines Lieblings entsetzt aufsprang.

„Was ist geschehen — Johannes — wie siehst Du aus?"

Der Knabe stieß, da ihm die Sprache fehlte, um schnell zu erklären, was ihn verfolgte, noch einmal jenen unartikulirten

Schrei aus, der am besten die furchtbare Qual seines Innern verrieth.

Dann umklammerte er, vor Eberhard hinsinkend, die Knie desselben und sah sich angsterfüllt um.

„Was hast Du — vor wem fürchtest Du Dich?“

Johannes zeigte, während seine Augen weit aufgerissen und von Furcht unheimlich glänzend sich scheu umsahen, mit zitterndem Finger hinter sich.

Eberhard fühlte, wie ein entsetzlicher Schreck ihn durchzuckte — es war der Ausdruck des Wahnsinns, der auf dem Gesicht und in den Augen des Knaben flammte.

„Du glühst — Du bist krank — es ist ja Niemand hier außer Deinem Onkel Eberhard!“

Johannes machte ein Zeichen, daß er schreiben wolle, und als der Fürst ihm nun eine Tafel reichte, schrieb er mit zitternder Hand und in fliegender Hast das Wort „Fuchs“ auf dieselbe.

Eberhard blickte fragend bald auf die Tafel, bald auf den Knaben — er konnte sich das Wort nicht erklären — was wollte Johannes sagen — was war geschehen?

„Werde ruhig, mein Kind, und schreibe mir auf, was Dich beängstigt!“ sprach er begütigend — er wußte, daß sonst solche Worte stets eine Zauberwirkung auf das erregte Gemüth des Knaben hatten.

Diesmal schien es anders zu sein.

„Ein Mann ist hinter mir,“ schrieb Johannes auf — „er verfolgt mich — jage ihn fort!“

„Es ist ja Niemand hier, Johannes, ich werde nachsehen lassen, ob ein Mann im Parke ist!“

„Fuchs“ — schrieb der Knabe noch einmal angsterfüllt auf.

Eberhard erschrak — nun plötzlich stieg vor ihm die Erinnerung an jenen Verbrcher auf, den er der Galeere überliefert und noch auf derselben wähnte — — war jener Fuchs entsprungen und hatte er sich dem Hause genähert, um seine Rache auszulassen? Hatte er den Knaben bedroht und verfolgt?

Dann aber sah Eberhard die glühende Fieberröthe auf dem

Antlitz des zitternden Johannes, und er, der Alles stets so schnell durchschaute und die Wirkung der heißen Sonnenstrahlen kannte, errieth nun, daß der Knabe ohne Kopfbedeckung im Garten geblieben war.

Ein Bild war ihm vor Augen gekommen, eine Erscheinung des Gehirns — sie hatte ihn verfolgt und geängstigt!

Er brachte Johannes in seine Gemächer, nahm ihm mit Hülfe der alten weinenden Ursula seine Kleider ab und legte ihn auf das Bett, indem er Sandok zu Aerzten schickte. Dann befahl er, den Park auf das Genaueste zu durchsuchen.

Es fand sich keine Spur eines Fremden, und es war auch eine Unmöglichkeit, daß ein solcher hätte ungesehen eindringen können.

Wie aber hatte vor Johannes das Bild eines Mannes erscheinen können, den er nie gesehen? Wie war es möglich gewesen, daß der Knabe den Namen dieses Verbrechers plötzlich gewußt hatte — den Namen Fuchs?

Und wen sonst konnte er meinen?

Daß Johannes ein wunderbar begabtes Kind war, hatte der Fürst oft schon zu beobachten Gelegenheit gehabt, daß in seiner Seele Sachen vorgingen, für die es keine Erklärung gab, war ihm bekannt — dieser Fall war aber so auffallend seltsam und grauenhaft, daß Eberhard vor ihm wie vor einem unlösbaren Räthsel stand!

Was hatte die Erscheinung jenes Fuchs zu bedeuten?

Die Aerzte kamen. Der Fürst trat mit ihnen an das Bett des Knaben, der mit weit aufgerissenen Augen ihnen entgegen starrte.

Man hatte bald die Erklärung des krankhaften Zustandes gefunden, und die Aerzte gestanden, daß, wenn der geheimnißvolle Verfolger, der in solchen Fällen wie ein Retter zu betrachten sei, den Knaben nicht in das Palais zurück gehetzt haben würde, derselbe in wenigen Minuten unrettbar verloren gewesen sei, da alsdann der Sonnenstich ihn getödtet haben würde.

Nun gaben sie dem Fürsten alle Hoffnung und ordneten seine Behandlung und heilsame Arzneien an.

Es war somit eine Art Erklärung des Zustandes allerdings geboten, doch der Umstand, daß Johannes in seinem Verfolger einen Menschen erkannt und in wilder Aufregung auch genannt, das heißt, aufgeschrieben, den er nie gesehen, war ohne Zweifel eine Erscheinung, die nicht allein viel zum Nachdenken bot, sondern auch ein seltsames Licht auf ein unerklärliches, geheimnißvolles Vermögen in der Seele des Knaben warf.

War es irgend eine Ahnung, die sich in dem Augenblick der Gefahr aus dem erhitzten Gehirn des Kindes gerungen, eine Ahnung, wie sie zuweilen in besonders nervösen Naturen aufsteigt? —

Eberhard beruhigte sich, nachdem die Aerzte, die Wirkung der Medicin und der Kühlung beobachtend, ihm die Versicherung gegeben, daß keine Gefahr für das Leben des kleinen Lieblings vorhanden sei.

Er küßte den noch sehr unruhig Schlummernden und verließ dann leise das Gemach, ihn der Aufsicht und Pflege der weinenden Ursula überlassend.

Er wußte, daß Johannes bei ihr wohl aufgehoben war, und da die Nähe Eberhard's ihn zu beunruhigen schien, verließ er unhörbar den kühlen, schattigen, weiten Raum.

Das Vorgefallene hatte im Palais eine um so größere Aufregung hervorgebracht, da Alle den Knaben gern sahen und es außerdem bekannt war, daß der Fürst denselben ganz in sein Herz geschlossen!

Die Dienerschaft sagte sich, daß der hohe und gütige Herr wohl in dem Knaben eine Entschädigung für den Verlust seines Kindes suchen wolle.

Das war allerdings nur die Ansicht der Diener. Denn wer Eberhard's Seele kannte, wer überhaupt für die Vaterliebe eine Erkenntniß hatte, der mußte wissen, daß es für ein verlorenes Kind keinen Ersatz und keine Entschädigung giebt.

Eberhard's Herz trauerte und sehnte sich noch ebenso heiß

und unsäglich wie je nach seiner unglücklichen Tochter — er suchte und fand auch in dem kleinen Johannes weder Trost noch Ersatz.

Was ihn so eng an den Knaben band, war die Liebe und Anhänglichkeit desselben, und der Gedanke, daß der kleine Johannes ein Findling war, dem die Sprache fehlte.

Eberhard liebte das Kind — er liebte es, wie durch eine verborgene Macht, noch wärmer und inniger, als er es sich selbst bisher gestanden. Das hatte er heute erst gefühlt, als sein kleiner Liebling in Gefahr geschwebt.

Es war Nachmittags jene Schwüle eingetreten, die nach glühendem, brennendem Sonnenschein das Nahen eines Gewitters verkündet.

Allerdings war die Gluth auch für den Spätherbst unnatürlich gewesen, und die Erde schmachtete nach einer Erquickung, nach einer Erlösung aus dem überheißen Sonnenbann.

Als der Abend nahte, thürmten sich die dunkelgrauen Wolken höher und höher auf, die stechenden Strahlen versanken hinter ihnen, und bald kräuselte ein heißer Wind den Staub und die abgefallenen Blätter der Bäume, indem er wirbelnd Alles hoch in die Luft hob, dann aber die graue, dichte Staubmasse heftig vor sich hin jagte.

Der erste, fern rollende Donner wurde von vereinzelten großen, schweren Regentropfen begleitet.

Die Vöglein auf den Zweigen verstummten — eine andächtige Stille herrschte rings, während sich ein gelblichgraues Halblicht verbreitete.

Da flatterte fern der erste zackige Strahl an dem jagenden Gewölk hin.

Eberhard stand, von der Arbeit lassend, an dem Fenster seines Gemaches; er war gern ein andächtiger Zuschauer des gewaltigen Natur-Ereignisses, das seine Fittiche und Strahlen herab schickte — er folgte gern dem Rollen des Donners, dem Aufleuchten des Blitzes und beobachtete, selbst erquickt, dann mit Freuden die wohlthuenden Folgen.

Das Gewitter war außerordentlich heftig. Die ganze Natur schien in einer Empörung, in einer Revolution begriffen zu sein — Sturm, Wolken, Getöse und bläuliches Licht gaben eine Zusammenwirkung ab, die furchtbar wurde.

Immer näher kamen die erschütternden Schläge, daß die Erde zitterte, immer heller und schneller zuckten die Blitze herab und immer dichter wallte der Regen erfrischend auf die erhitzte Erde.

Eberhard befürchtete, daß der Donner auf die erregte Seele des Johannes einen erschütternden, nachtheiligen Eindruck machen würde — aber er fand, als er die Gemächer desselben betrat, um vor dem Anbruch der Nacht noch einmal nach ihm zu sehen, daß die erfrischende Luft, die nun, da das Gewitter abnahm, durch die geöffneten Fenster herein drang, von beruhigender und wohlthuender Wirkung auf den schlummernden Knaben war. — Seine Seele suchte wohl im Schlafe Erholung und Stärkung.

Eberhard küßte die Wange des Knaben, dann schritt er in seine Zimmer zurück, um, als die Nacht gekommen, ahnungslos von demjenigen, was nun geschehen sollte, seine Kissen aufzusuchen.

Johannes erwachte plötzlich wie aus einem Halbschlummer — er rührte sich nicht, wie wenn noch immer eine ihn erfüllende Angst ihn quälte und beherrschte — er sah nicht mehr die Gestalt des fremden Mannes neben sich, aber er vernahm bald schleichende Tritte in dem Garten, zu dem die Fenster seines vollkommen finsteren Schlafzimmers führten.

Dunkle Wolken verhüllten den Himmel, und das Laub der Bäume ließ das Gemach und die Aussicht auf den Park noch undurchdringlicher erscheinen.

Die alte Ursula war, als der kleine Johannes so fest schlief, gleichfalls, in den bequemen Armstuhl sinkend, eingeschlummert — sie war nun so ganz vom Schlaf umfangen, daß sie es nicht hörte, wie der Knabe sich in seinen Kissen langsam und vorsichtig aufrichtete — ihr Kopf war auf das Polster des hochlehnigen Stuhls gesunken — die gefalteten Hände lagen schwer auf ihrem Schooße — die Augenlider waren tief geschlossen.

Die Aerzte hatten kühle Luft empfohlen, und die alte Ursula hatte daher das eine Fenster nicht geschlossen.

Es rauschte in den Bäumen draußen, aber es war kein kalter Nachtwind, der die Zweige bewegte, sondern ein lauer, gewürziger Luftzug.

Keine scharfe Luft war dem Gewitter gefolgt, sondern eine erquickende, laue Frische, die kühlend und wohlthuend hereinwehte. Ihr hatte Johannes es wohl zu verdanken, daß seine Augen nun nicht mehr so unheimlich groß, daß seine Wangen nicht mehr so rothglühend waren.

Was ihn getroffen, war nun wie ein Traum hinter ihm, und er mußte sich besinnen, um die Gestalt und den Namen des Fremden sich in das Gedächtniß zurückzurufen.

Er empfand einen Schauder, nun er sich des Geschehenen erinnerte — er wurde vollkommen wach und munter.

Es mochte Mitternacht sein.

Die Straße Rivoli lag, während andere Straßen und Plätze der ungeheuren Hauptstadt Frankreichs hier und dort noch von Heimkehrenden belebt waren, in tiefer Stille da — die Häuser der Vornehmen, in denen vor wenigen Augenblicken noch Lichter gebrannt und geflackert, waren in Dunkelheit und Schweigen gehüllt.

Die Wolken hingen noch schwarz und schwer herab, so daß die Straßen-Laternen nur unvollkommen die Finsterniß milderten, welche rings sich ausgebreitet.

Die Palais der Straße Rivoli lagen alle, wie dasjenige des Fürsten von Monte-Vero, an Park-Anlagen, welche einzelne dieser Palais vollkommen von einander schieden, so daß die grünen Bäume an diesen Zwischenräumen bis an die Straße reichten, von derselben nur durch geschmackvolle Gitter oder durchbrochene Mauerwerke getrennt.

In den Gärten war es noch finsterer als auf der Straße. Von den Blättern der Bäume fielen zahlreich die schweren Tropfen rauschend auf die Gebüsche und das Gras — dürre

Zweige, von dem Regen durchnäßt und schwer, sanken prasselnd von Ast zu Ast auf die Gänge herab.

War es dieses Geräusch, das den kleinen Johannes aufhorchen ließ?

Er saß in seinen Kissen — seine Augen suchten die Finsterniß, welche rings herrschte, zu durchdringen.

Da war es dem Knaben, als hörte er deutlich unterhalb der Fenster schleichende Tritte — es mußte unter den Bäumen sein, die dicht am Palais und den Gängen des Gartens standen. Täuschte ihn wieder eine krankhafte Aufregung?

Er unterschied auch zwei Stimmen, die sich leise, ganz leise zu berathen schienen und dann weiter schlichen.

Sollten es zwei Diener sein, die so lange bei dem Fürsten beschäftigt gewesen und nun erst in das Domestikenhaus zurück kehrten?

Unmöglich! Ihre vorsichtigen Tritte entfernten sich ja nicht in der Richtung jenes tief im Garten liegenden Hauses, sondern nach beiden Seiten des Palais hin.

Johannes wartete lauschend eine geraume Zeit.

Der glockenhelle Ton der Pendule in dem Gemach verkündete die erste Morgenstunde.

Die alte Ursula erwachte nicht von dem lauten Ton.

Da hörte Johannes ein zunehmendes Knistern draußen.

Leise und vorsichtig setzte er ein Bein nach dem andern auf den Teppich des Gemaches — unhörbar befreite er sich von den Kissen — nach wenigen Augenblicken stand er neben der Schlafenden — er überzeugte sich, daß sie ganz fest schlummerte.

Wieder huschte es draußen gespensterhaft an den Fenstern hin, diesmal nur hastiger, eiliger.

Johannes schlich sich leise über den Teppich und näherte sich demjenigen der Fenster, welches offen stand.

Es war draußen vollkommen windstill und lau, aber so finster, daß der Knabe sich erst, um zu erspähen, wer hin und her schlich, an diese tiefe Dunkelheit gewöhnen mußte.

Vorsichtig hob er den Kopf zu dem Fenster, bis er von oben

gerade zu der Stelle hinabsehen konnte, von der das wiederholte Geräusch herauf gedrungen.

Die Köpfe der unten Stehenden reichten nicht bis zu der Höhe der Fenster.

Johannes erblickte zwei Männer, die leise mit einander sprachen — er fühlte einen heftigen Schreck, als er gewahrte, daß ihre Hände funkelten wie von Phosphor — er erkannte in dem einen jenen Mann, der ihn heute verfolgt und dessen Namen er dem Onkel Eberhard aufgeschrieben.

Unfähig, sich zu bewegen, wie versteinert sah er zu den beiden Fremden hin — was machten sie im Parke?

Leuchtete der Blitz noch so hell drüben an der Veranda — oder hatte man Lichter dorthin gestellt?

Ein prasselndes Geräusch kam näher und ein empfindlich stechender Geruch verbreitete sich.

Johannes aber achtete nicht darauf — er blickte nur zu den beiden Fremden hin.

Der eine entfernte sich leise wie ein Schatten — er schien etwas in der Hand zu tragen, ein Gefäß, das er an der Veranda leerte — —

Fast hart an der Veranda lag Eberhard's Schlafzimmer.

Der Zurückbleibende schien das Palais noch einmal zu mustern — Fuchs war es!

Der kleine Johannes wollte zitternd zurück von dem Fenster eilen und die alte Ursula wecken — da aber fiel der Blick des gräßlichen Fremden, der ihm am Tage schon so grauenhaft erschienen war, auf ihn.

Fuchs sah den Knaben an dem Fenster, der sein Treiben belauschte — sein Gesicht verzerrte sich vor Wuth — aber mit Genugthuung bemerkte er, daß das Kind, als sei es von seinem Blick gebannt, sich nicht rührte — er konnte es nicht genau erkennen, und fast erschien es ihm nun, da es sich nicht regte, wie eine gespenstische, vom Schatten umflossene Gestalt — —

Johannes starrte voll Entsetzen zu dem Fremden —

Da zuckte es hell auf seitwärts an der Veranda — ein

greller Schimmer fiel auf die Bäume — es wurde in einem Augenblick prasselnd so feurig, daß der Knabe von Fuchs fort sah und, ohne sich so schnell diese neue Erscheinung erklären zu können, nach dem mit jeder Secunde zunehmenden Schein blickte — was geschah? — ein dicker Rauch schlug ihm entgegen und biß seine Augen derartig, daß er sie für einen Moment schließen mußte — —

Da faßten die Zweige der Bäume Feuer.

War denn Niemand in der Nähe, Niemand auf der Straße, der die Flamme erblickte?

Johannes wußte nun, daß ein furchtbares Unglück im Anzuge sei — aber er war ja ein Kind, ein rathloser Knabe, und noch dazu stumm!

Der grauenhafte Fremde war verschwunden! —

Wenn er, den Augenblick benutzend, in dem Johannes ihn nicht beobachtet, näher gekommen und nun zum Fenster sich aufschwang?

Der Rauch hüllte den Park und die Bäume bereits in schwarze Wolken, durch die, von der Veranda her, ein trüber Schein leuchtete.

Johannes war in diesem Moment mehr von Angst vor dem gräßlichen Fremden als vor der Flamme erfüllt — dann aber war es ihm plötzlich, als vernahm er die Stimme des Onkel Eberhard.

Das Prasseln nahm zu — die Pinien und Tannen an der Veranda brannten.

Da rief es in dem Knaben mit qualvoller Angst „Feuer!" — seine Lippen bewegten sich, aber ein wortloser Laut nur entquoll denselben — dann stürzte er, während die alte Ursula erwachte, aber sich nicht so schnell zurecht zu finden wußte — da sie soeben lebhaft geträumt, wie sie mit Samuel Bartels endlich zum Altar der St. Paul-Kirche trat — nach der Thür, die zu dem Corridor führte.

Dieser Gang lief an mehreren Zimmern vorüber, dann auch dicht an dem Entrée, in das man von der Veranda aus ge-

langte, und an der Thür vorbei, die Eberhard's Schlafgemach abschloß.

Als Johannes die Thür seines Zimmers öffnete, schlug ihm ein erstickender Rauch entgegen, der ihm für einen Augenblick den Athem und die Besinnung raubte — dann aber sah er den ganzen Corridor, das Entrée und die Veranda in Flammen.

Der entsetzliche Schreck des stummen Knaben ist unbeschreiblich!

Zuerst war er vollkommen regungslos — dann fuhr er mit einem Schrei zurück — es war plötzlich, als zuckte etwas durch seinen Körper, als gab ihm die Furchtbarkeit dieses Augenblicks eine übernatürliche Kraft — man konnte aus dem Schrei des zurückschreckenden Knaben ein Wort wie „Hülfe" heraus hören!

Wollte das qualvolle Entsetzen dieser Stunde ihm etwas wiedergeben, was auf unbegreifliche Weise dem Findling einst verloren gegangen war?

Sollte Johannes die Vollkommenheit erlangen, um dann den wild auflodernden Flammen zum Opfer zu fallen?

Er war verloren! Er und die alte Ursula, die nun mit einem markerschütternden Schrei aufgesprungen war.

Das Schlafzimmer hatte keinen andern Ausgang, als den in hellem Feuer stehenden Corridor!

An die Fenster dachte weder Johannes noch Ursula in der gräßlichen Angst dieses Augenblicks.

Aber der Knabe hatte einen andern Gedanken, der ihn blitzschnell durchfuhr — nicht daran dachte er, daß er für sich einen rettenden Ausweg suchen mußte — er dachte an den lieben Onkel Eberhard, der, wie es schien, ahnungslos in seinem Schlafgemach lag, dem schon die gierig leckenden Flammen mit grausiger Schnelligkeit sich näherten.

Der Rauch drohte Johannes zu ersticken — —

Mit einem lauten Ruf, der nun deutlich das Wort „Hülfe!"

ausdrückte und dann wie „Onkel Eberhard!“ klang, stürzte der nur mit einem zarten Hemde bekleidete Knabe sich in das Feuer — er fühlte es nicht, daß seine kleinen Füße, indem er mit rasender Schnelligkeit über die glühend heiß gewordenen und geschwärzten Marmorplatten hin eilte, sich verletzten, daß seine Locken zischend verbrannten und die Flammen an seine Glieder schlugen — in einem Augenblick hatte er trotz Rauch und Gluth die Thür erreicht, die zu den Gemächern Eberhard's führte — er riß sie auf — sie war, Gott sei's gedankt! nicht verschlossen — dicker Qualm erfüllte das Zimmer —

Johannes rief in Todesangst —

Er konnte nicht mehr athmen, konnte sich kaum noch aufrecht halten — die Flammen schlugen hinter ihm her und verzehrten bereits die Thür, durch die er soeben gekommen.

Da hallten endlich draußen die wirren Rufe Herbeieilender, und auch Sandok schien in einem der nahen Zimmer erwacht zu sein.

Johannes sah, daß Eberhard nicht in diesem ersten Gemach ruhte, sondern in dem anstoßenden.

Er hatte noch die Kraft, den Namen Eberhard's zwar undeutlich, aber dennoch so verständlich laut zu rufen, daß der ahnungslos Schlummernde es hören mußte — er riß die Thür seines Schlafgemaches auf, taumelte mit hochgehobenen Armen noch einige Schritte vorwärts und brach dann, nach den rothen Flammen zeigend, zusammen — —

Eberhard war aufgesprungen — er hatte den Knaben nicht erkannt, der geschwärzt und ihn aus tiefem Schlafe aufschreckend eingedrungen.

Nun aber sah er das verheerende Feuer, während der schwarze Rauch in dicken Wolken in sein Gemach wallte.

Schnell entschlossen und stets thatbereit warf der Fürst ein stets an seinem Bette liegendes Morgengewand über und stürzte

dann hastig zu dem Knaben, der ihm das Leben gerettet, und der nun ohnmächtig, benommen von Schreck, Rauch und Schmerz, auf dem Teppich lag.

Er hob ihn empor, und mit dem Rufe „Johannes!" hielt er ihn in seinen Armen, sehend, daß der Knabe verletzt und geschwärzt war.

Es war ein furchtbarer Augenblick! — —

Vor dem Palais erscholl Martin's anordnende Stimme und dazwischen die Rufe und das Geschrei Fremder.

Sandok versuchte es vergebens, durch die Flammen zu seinem Herrn zu dringen — seine ängstlichen Rufe selbst vermochten es kaum, durch den Rauch und das Geräusch der knisternd überhand nehmenden Flammen einen Weg zu Eberhard zu finden.

Da erschien Martin, dessen hohe Gestalt es ihm erlaubte, fast zu der Höhe der Scheiben mit seinen Händen zu reichen, am Fenster —

„Herr Eberhard — hier, Herr Eberhard! Erwachen Sie, um aller Heiligen willen — hier hinaus, das Entrée und die Veranda stehen in Flammen!"

Der Fürst trat nun schnell an das Fenster, riß es auf und reichte dem staunenden Martin den leblosen Knaben.

„Er hat mir sein Leben geopfert!" rief er hinab, „bringe den Knaben vor allen Dingen in Sicherheit und Ruhe, ich finde schon noch einen Ausweg!"

Martin nahm den kaum kenntlichen Johannes in Empfang — der Fluch erstarb auf seinen Lippen —

„Johannes wollte retten!" — sprach er und hüllte das nackte Kind liebevoll in seinen Mantel.

Da nahten sich rasselnd die ersten Spritzen und die Feuerwehr dem Palais des Fürsten.

Sandok hatte, nachdem man ihm zugerufen, daß der Fürst

wach sei, mit Lebensgefahr einen Weg durch die Flammen gefunden und stand nun mit verbrannten Kleidern entfernt im Park, noch seinen Herrn mit den Blicken suchend.

In der Nähe des Palais und der an der Veranda stehenden Bäume, die gefahrbringend brannten, konnte Niemand bleiben — aber schon begannen die Wasserstrahlen dem verheerenden Feuer den Tod zu bereiten.

Martin kehrte zurück und ordnete sich dem Anführer der Lösch-Mannschaften zu, während sofort Militair die Straße absperrte.

Das Feuer hatte mit einer so rasenden Schnelligkeit die Seite des Palais ergriffen, an der die Verande sich befand, daß die Verheerungen bedeutend waren und das Löschen große Anstrengungen erforderte.

Es war die schnelle Verbreitung der Flammen aber um so wunderbarer, da die Corridore nicht nur, sondern auch der Boden der Veranda und des Entrée's aus Marmor war. Bald fand man die Auflösung dieses Räthsels!

Das Feuer war angelegt, und zwar so wohlberechnet und geschickt, daß, wenn der kleine Johannes nicht wach gewesen, das Unglück leicht hätte noch größere Ausdehnung gewinnen können.

Man fand an den Holztheilen und den Mauern, welche an der einen Seite nur verbrannt und verkohlt, an der andern aber gelöscht waren, unverkennbare Spuren von Oel und Pech, das man reichlich benutzt hatte, um dem Feuer Nahrung zu geben.

Auch an den umstehenden Bäumen fanden sich derartige Spuren.

Noch immer schlugen die Flammen hoch auf — —

Eberhard befand sich innerhalb des Hauses und ordnete von dort aus die Retttung an.

Er stand in den Flammen, wie wenn er unverletzlich war, furchtlos und kaltblütig!

Martin und Sandok versuchten es vergebens, von Angst und Sorge erfüllt, den Fürsten zum Verlassen der brennenden Räume zu bewegen, während sie selbst, von Gefahren umdroht, die Kostbarkeiten und die Papiere retteten.

Da plötzlich entsann man sich der alten Ursula!

Man suchte sie — man rief nach ihr — vergebens!

Der Mohr behauptete, als er noch im Palais gewesen, einen gräßlichen Schrei vernommen zu haben, doch hatte er denselben, von eigener Lebensgefahr geängstigt, in dem furchtbaren Wirrwarr vergessen!

Ursula befand sich noch in den brennenden Räumen!

Kaum hatte Eberhard, der mit kalter Ruhe sich dem Feuer entgegen stemmte, indem er bemüht war, ihm alle Nahrung zu nehmen, während zugleich die Spritzen es zu tödten strebten, den Namen der alten Ursula vernommen, als es ihm klar wurde, daß die hülflose, vom Alter schwache und steife Person noch in dem brennenden Schlafzimmer des kleinen Johannes sich befinden mußte.

Ohne zu zögern, ohne auf die ängstlichen Rufe der Fernstehenden zu hören, eilte Eberhard durch Rauch und Flammen, über Schutt und Kohlen, dem Zimmer zu.

Die Strahlen der Spritzen erleichterten dem Heldenmüthigen diesen Weg — trotzdem aber drohten ihm die furchtbarsten Gefahren, da vor und neben ihm Balken und Mauertheile zusammen stürzten und ihn unter sich begraben konnten!

Aber es galt ja, ein Menschenleben zu retten!

Mit fieberhafter Aufregung und Spannung folgten Aller Blicke dem edelmüthigen Fürsten, der, von der Hitze und dem Qualm einmal übermannt, zurück prallte — die Gluth war entsetzlicher, als er es erwartet.

Immer lauter drangen aus dem Park die warnenden Rufe und Bitten zu ihm — man konnte den Fenstern sich nicht mehr von dieser Seite aus nähern, da die umstehenden Bäume verkohlt waren, und mit furchtbarer Gewalt zusammen stürzten, Alles wie ein glühendes Chaos erscheinen lassend.

Da sahen die Staunenden die hohe, herrliche Gestalt des Fürsten mitten in den Flammen — einige beherzte Männer der Lösch-Mannschaft versuchten es, ihm zu folgen — es war ein Moment qualvoller Erwartung und Spannung.

Der eine jener Beherzten sank, von einem glühenden Balken getroffen, unrettbar in den Tod — —

Eberhard aber drang, während die Männer stutzten, unaufhaltsam vor.

Man konnte seinen lauten Ruf „Ursula!" hören — aber vergebens lauschte man auf eine Antwort.

Da war es, als sanken vor dem edlen Fürsten die Flammen mehr und mehr zusammen, als sollte er einen Weg in das Schlafzimmer des kleinen Johannes finden.

Das Wasser, das ihn benetzte und prasselnd und zischend auf die glühenden Massen fiel, machte es ihm möglich, wenn auch mit verkohlten und verbrannten Kleidern, bis in das brennende Gemach zu dringen.

Es war, als wenn Gottes Hand ihn leitete und schützte!

Eberhard fand die alte Ursula — aber erstickt und leblos.

Als Johannes die Thür aufriß und die Flammen ihm entgegenschlugen, war die alte Person so ganz von Schreck und Rathlosigkeit übermannt, daß sie, bleich und entsetzt, nichts vermochte, als einen Schrei auszustoßen.

Sie sah den ihr anvertrauten Knaben, den kranken Johannes, sich in die Flammen stürzen, und nun bekam sie plötzlich wieder Kraft und Besinnung.

Sie sprang empor, sie wollte ihm nacheilen, ihn zurückreißen, ihn bewahren.

Vergebens! —

Der Rauch betäubte sie derartig, daß sie zurück wanken mußte!

Noch einmal versuchte sie es, da sie Sandok fern in dem Gang ebenfalls sich retten sah, einen Weg durch die Flammen zu finden — —

Mit schmerzhaften Brandwunden bedeckt, von der Todesangst benommen und betäubt durch den von Secunde zu Secunde furchtbar zunehmenden Rauch, taumelte sie zurück in das Zimmer — sie fiel — ihre zitternden Füße verwickelten sich in Kleidungsstücke, welche in der Hast auf den Boden gerissen waren und zerstreut umher lagen — —

Aber „Rettung — Rettung!" schrie die Unglückliche und raffte sich auf — sie wollte zum Fenster eilen und in den Garten hinab springen!

Da schlug ihr auch von dieser Seite der gräßliche, erstickende Rauch entgegen, und sie sah, wie die Flammen von Baum zu Baum drangen und die auflodernden Tannenzweige ihr den Ausweg unmöglich machten.

Die alte Ursula fühlte, wie ihre Kräfte sie verließen, wie ihre Besinnung schwand — —

Sie prallte fort von den Fenstern und zurück in die flammenzückende, wogende Lohe, die schon in das Zimmer drang.

In grauenhafter Verzweiflung und Todesangst stürzte sie hin und her.

Sie zerfleischte sich mit ihren Nägeln, während die furchtbare Gluth mit jeder Secunde qualvoll zunahm — —

Sie fühlte die leckenden Flammen an ihrem Körper — —

Keine Hülfe, keine Rettung nahte!

Da umnachtete der mitleidige, erstickende Rauch ihre Sinne, um ihr den Tod, den entsetzlichen Feuertod zu erleichtern! Sie brach zusammen, ächzend, furchtbar stöhnend — aber die verzehrenden Flammen waren so gräßlich, daß sie selbst in dem betäubten Zustande noch grauenhaft kämpfte und sich wälzte — es prasselte und knisterte — —

Und dann endlich wurde es still, unheimlich still in dem Gemach — —

Nur das Feuer noch zischte und wüthete.

Die herzzerreißenden Schreie waren verstummt!

Als Eberhard, mit Todesgefahren kühn und unerschrocken kämpfend, hereindrang, fand er die alte Ursula verkohlt auf dem verbrannten Teppich — — —

Ein tiefer Schmerz war es, der die rothbeleuchteten Züge des Fürsten erfüllte — und dann stieg in ihm ein drohender Zorn auf gegen diejenigen, die diese gräßliche Unthat verschuldet — ein gerechter Zorn!

Nach einigen Stunden erst war man Herr des Feuers, das das Palais des Fürsten von Monte-Vero verwüstet, das ihm in seinen Kostbarkeiten und Schätzen einen unberechenbaren Schaden bereitet, das aber vor Allem die greise Ursula getödtet und seinen Liebling Johannes verletzt hatte. —

Sechstes Kapitel.

Der Spion des Fürsten.

Die Sorgfalt, welche Eberhard dem Knaben widmete, der, sich selbst rücksichtslos opfernd, ihn gerettet, war rührend.

Johannes hatte an seinem zarten Körper durch die Flammen gefährlichere Verwundungen davon getragen, als man anfangs es geglaubt.

Nicht allein sein schönes, blondes Kopfhaar war vollständig verbrannt, nicht allein die Wimpern und Brauen seiner Augen hatte er verloren, auch seine Füße waren mit Brandwunden bedeckt und an seinen Lenden hatte er durch die Flammen tiefe Verletzungen erlitten.

Wochenlang schwebte Johannes in Todesgefahr.

Eberhard bot Alles auf, was ihm Hülfe und Erleichterung bringen konnte.

Die geschicktesten Aerzte von Paris, selbst Nelaton, der Arzt des Kaisers Napoleon, waren bemüht, die Schmerzen des Knaben zu lindern und ihm eine Heilung angedeihen zu lassen, die nicht nur seine äußerlichen Wunden, sondern auch seine Seele betraf, da die furchtbaren Aufregungen, welche dieselbe bestürmt hatten, nicht ohne schädliche Folgen geblieben.

Ein Wunder aber war es, das diesen lebensgefährlichen Vorfall begleitete.

Eberhard hatte sich nicht geirrt.

Johannes hatte in dem Augenblick qualvoller Todesangst und unsäglichen Schrecks die Stimme, die Sprache wieder erhalten, die ihm einst durch einen wunderbaren Vorfall verloren gegangen!

Waren die Worte, die er in seinen Fieberphantasieen ausstieß, auch noch undeutlich und unvollkommen, so versprachen die Aerzte dem bewegten Fürsten doch, daß der Knabe, wenn er leben bleibe, nicht mehr, wie bisher, stumm sein werde, da Uebung und Anleitung seine Sprache bald ganz regeln würden.

Die Genesung schritt trotz der ausgesuchten Pflege nur langsam vorwärts, aber Eberhard war schon froh, daß sie überhaupt sich anbahnte.

Es war fast ein Jahr nach dem unseligen Brande vergangen, und Johannes hatte dem Fürsten mit solcher Bestimmtheit die Personen jener beiden Fremden beschrieben, die in dem Parke gewesen, daß er nicht länger zweifeln konnte, in diesen beiden Verbrechern Fuchs und Eduard zu sehen.

Er hatte nun den Beschluß gefaßt, sie, wenn die Zeit gekommen, selbst zu strafen und unschädlich zu machen, da er nun eingesehen, daß diese gefährlichen Gesellen Schlewe's in einem auch noch so sicheren und furchtbaren Gefängniß nicht zu beseitigen waren.

Daß der Baron mit ihnen in Verbindung stand, hatte Sandok ausgekundschaftet, der ein eben so geschickter wie eifriger Spion des Fürsten war.

Der Mohr pflegte seine oft mit bewundernswürdiger Schlauheit erlangten Berichte gewöhnlich Martin mitzutheilen, um, bevor er dem Massa die Resultate überbrachte, mit ihm zu berathen.

So standen denn auch jetzt der riesige Steuermann und der muskulöse Mohr in dem Park des wieder vollständig erneuerten Palastes der Straße Rivoli.

Sie sprachen sehr leise, damit Niemand ihre Worte vernahm, und es schien ein sehr wichtiger Bericht zu sein, welchen Sandok machte, da seine Augen funkelten und so heftig rollten, daß das Weiße derselben, von der dunklen Farbe seines breiten und vollen Gesichts grell abstechend, sichtbar wurde.

Der Abend warf seine tiefen Schatten um die beiden Männer.

„Steuermann Martinez kann mir glauben,“ fuhr Sandok soeben in portugiesischer Sprache fort, um ganz sicher zu sein, daß Niemand lauschen konnte, „Fuchs und Eduard sind schlauer, wie Martinez und Sandok zusammen!“

„Du meinst, sie hätten Dich bemerkt und erkannt?“

„Sandok weiß nicht! Sandok hat Fuchs und Eduard vor drei Tagen im Kloster der Straße St. Antoine gesehen, und gestern Abend waren sie fort!“

„Potz Himmeldonnerwetter, dann bist Du nicht vorsichtig gewesen, Mohr, und die beiden Halunken haben Dich gesehen! Deine verdammte schwarze Farbe verräth Dich ja überall!“

„O, Steuermann Martinez, nicht fluchen, Sandok vorsichtig wie Niggerspion! Schwarze Farbe hat nichts verrathen können, denn Sandok hatte Mantel um mit großem Kragen!“

Der Mohr machte eine Pantomime, welche dem Steuermann andeutete, wie hoch der Kragen seinen Kopf verhüllt hatte.

„Und Du meinst, Du hättest die beiden verdammten Schurken wieder bei dem hinkenden Baron gesehen?“

„Bei hinkendem Massa, mit Augen so grau wie Katze! O, Sandok kennt ja gut den Massa, der Feind ist von seinem Massa! Wär' es gewesen in Monte-Vero oder an ferner Küste, wo Sandok geboren ist, dann hätte er Dolch genommen und gestraft!“

„Das laß nur bleiben, sonst könnte Dir solch eine Selbsthülfe schlecht ausgelegt werden! Und die drei Männer gingen nach dem Bois de Bologne?“

„Gingen auf nächtlichem Wege nach Schloß von Gräfin — o, Sandok kennt das Schloß!“

„Und Du konntest sie belauschen?“

„Nicht Alles, Martinez, nur einzelnes Wort! Fuchs war vorsichtig und paßte auf, aber Sandok gewann Vorsprung und benutzte Gebüsch, um die Drei vorüberkommen zu lassen. Sie sprachen von Nonne und Mädchen! Da hat Sandok an schöne Tochter von Massa gedacht und weiter gelauscht. Deutsches

Mädchen mit Nonne fortgeschafft — o, schon vor vielen Monaten!"

„Konntest Du nicht hören, wohin sie geschafft sind?"

„Ueber Grenze — nach Spanien — aber Ort —?" der Mohr zuckte heftig mit den Achseln — „Sandok hat nicht verstanden!"

„Es wird richtig sein — diese Vier gehören zusammen — sie werden Herrn Eberhard's Tochter, die wir nicht wiederfinden konnten, heimlich beseitigt haben. Potz Himmeldonnerwetter — Gott verzeih' mir meine Sünde! Sollen die Halunken denn immer den Sieg davon tragen und uns überlisten? Wir müssen diesen Fuchs in unsere Gewalt bekommen, und er soll dann schon Alles gestehen!"

„O, Steuermann Martinez, ist nichts damit, nichts!" rief Sandok, „sie haben bemerkt, daß Sandok folgte!"

Martin murmelte einige seemännisch derbe Worte.

„Sandok eilte, als die Drei im Schlosse waren, zu Polizei und schlich mit zwei Mann nach Schloß zurück —"

„Warum drangt Ihr denn nicht hinein? Fuchs und Eduard sind ja entwichene Sträflinge und können überall gefangen genommen werden!"

„O, Massa von Polizei hat nicht gewollt, hat gesagt, Sandok sei ein Thor, Sandok habe sich geirrt, wie sollen Sträflinge zu Gräfin kommen?!"

„Sie hat einen vornehmen Anhang — der Präfect wagte es nicht, das Schloß zu besetzen und zu durchsuchen — verdammt!" murmelte Martin mit seiner tiefen Stimme.

„Recht so — Massa von Polizei hat nicht gewollt. Aber als Sandok gebeten und vom Fürsten gesprochen hat, befahl Massa, daß zwei Männer ihm folgen sollten, um Fuchs und Eduard anzuhalten, wenn sie Schloß verlassen würden!"

„Nun — und —?"

„Fuchs und Eduard kamen nicht aus Schloß zurück, nicht in Nacht, nicht in Tag!"

„Thor, Ihr habt nicht alle Ausgänge besetzt! Ein Schurke,

wie dieser Fuchs, geht, wenn er Unheil riecht, nicht wieder da zurück, wo er gekommen ist!"

„O, Sandok hat besetzt zwei Thüren!"

„Dann sind sie durch eine dritte entwischt und werden sich einen andern Fuchsbau gesucht haben, wo sie sicherer sind, als in dem Kloster der Straße St. Antoine!"

„Sind nicht mehr in Kloster, Sandok weiß es, Martinez, aber Sandok wird Spur finden!"

„Soll Dir schwer werden, Mohr!"

„O, Sandok ist wie Bluthund, mit dem weißer Massa armen Nigger hetzt! Arme Nigger lernt von Hund! Leicht nicht, heut und morgen nicht, aber Sandok findet Spur!"

„Die Hauptsache ist immer, zu ergründen, ob jenes deutsche Mädchen, das sie mit einer Nonne fortgeschafft haben, die Tochter des Herrn Eberhard ist, und wohin man sie gebracht hat?" antwortete Martin.

„Hat Sandok auch gedacht und hat gestern mit Mönch Gespräch gesucht!"

„Wenn Du nur nicht schwarz wärest, das fällt ja Jedem auf und ist ein Hinderniß!"

„Nicht Hinderniß! Schwarz ist gut für Nacht, schwarz sieht man nicht, wenn Finsterniß ist, schwarz kann schleichen und sich in Finsterniß verstecken, Steuermann Martinez!"

„Nun, was sagte Dir denn der Mönch?"

„Mönch wollte nichts sagen lange Zeit! Mönch war klug! Sandok aber sprach hin und her, bis endlich Mönch Wort fallen ließ von zwei Nonnen!"

„Zwei Nonnen? Ich glaube, daß Du auf falscher Fährte Dich befindest!"

„Nicht falsch, Martinez, richtig! Zwei Nonnen hat fremder Mönch fortgebracht vor Monaten, eine war fortgelaufen aus Kloster in Spanien, eine war neu und jung!"

„Wie willst Du nun aber Sicherheit und Auskunft erhalten? Meinst Du, daß die Mönche zu einer gehörigen Aussage heran=

zu ziehen sind? Sie wissen vielleicht selbst nicht einmal, wer das deutsche Mädchen war?"

„Von Mönch keine Auskunft — von Gräfin Auskunft!"

„So denkst Du, daß sie Dich in ihrem Schloß empfangen und Dir mit freundlichen Worten Auskunft geben wird?" hohnlachte Martinez laut, „Dir, dem Mohren des Fürsten von Monte-Vero?"

„Massa Auskunft verlangen von Gräfin!"

„Dummheiten! Herr Eberhard betritt das Schloß in seinem Leben nicht, und, was die Hauptsache ist, die Gräfin würde ihm auch schwerlich eine Antwort geben."

„Massa zwingen zu Antwort!"

„Wenn Du keine besseren Rathschläge weißt, Sandok, dann ist es mit Deinen Erfolgen noch nichts. Herr Eberhard verachtet die Gräfin, und er wird sie weder zu einer Auskunft zwingen, noch ihr drohen! Ja, wenn Du ihm den Fuchs bringen könntest, dann ließe sich eher davon sprechen."

„Sandok hat von Martinez gehört, daß Massa Gräfin stürzen und gefangen nehmen lassen kann."

„Das ist richtig, denn sie hat sich mehr als einmal schwer an ihm versündigt — aber Herr Eberhard steht zu hoch, um solche Mittel zu gebrauchen."

„O, Mitleid falsch — alle Mittel gut für Gräfin!"

„Ich stimme Dir bei, aber es kommt nicht auf uns an, sondern auf Herrn Eberhard, der anders denkt."

„Aber um endlich schöne Tochter wieder zu bekommen?"

„Auch wenn es sicher wäre, daß die Gräfin den Ort weiß, an dem Herrn Eberhard's Tochter ist, würde er sich nicht dazu herbeilassen, sie zu einem Geständniß zu zwingen — sie würde leugnen."

Sandok hatte einen Augenblick gesonnen — plötzlich zuckte auf seinem schwarzen Gesicht ein Einfall auf, der seine Züge so mit freudiger Hoffnung erfüllte, daß die dicken, rothen Lippen seine weißen Zähnereihen entblößten.

„O, Massa soll nicht klagen über schlechten Spion — Sandok wird morgen Alles wissen!“

„Du machst ja ein verteufelt frohes Gesicht?“

„Sehr froh, Sandok hat Weg gefunden!“

„Laß hören!“

„Nicht heute, morgen! Steuermann Martinez soll nicht wieder lachen voll Hohn. Der Spion des Fürsten wird Schuldigkeit thun!“

„Das klingt geheimnißvoll — so gieb mir doch eine Andeutung, Sandok, ich verrathe nichts!“

Der Mohr lächelte listig.

„Wenn Massa nicht findet Weg zu Gräfin, wird Sandok ihn finden!“

„Wie, Du wolltest nach dem Schlosse Angoulème? Thu es nicht, Du könntest Herrn Eberhard erzürnen!“

„Giebt nicht andern Weg, Martinez — und Massa nicht erfahren, daß Sandok im Schlosse war, auch Gräfin nicht erfahren, daß Sandok im Schlosse war!“

„Das läßt sich eher hören. Du war'st immer ein heillos geschickter Spion nach Art der Schwarzen, Du verstehst es, Dich zu bücken und glatt wie ein Aal in Löcher zu schlüpfen, die andern Erdenkindern unzugänglich sind, zeige einmal Deine ganze Kunst, Mohr!“ redete Martin ihm zu, „beweise einmal, was Du kannst! Ich will Dich mein Lebtag meinen Bruder nennen, bei unserer heiligen Jungfrau, wenn es Dir diesmal gelingt, die Spur der Verlorenen aufzufinden!“

„Martinez kann Sandok schon immer Bruder nennen, schöne Tochter von Massa ist so gut wie gefunden!“

„Potz Himmeldonnerwetter! Du mußt einen verdammt guten und vielversprechenden Gedanken haben, daß Du so sicher bist — aber ich will doch erst abwarten, wie die Sache verlaufen wird. Ich werde in der Nacht an Deiner Stelle im Palais bleiben.“

„Aber nichts verrathen, Massa nichts ahnen!“

„Du willst Herrn Eberhard überraschen? Meinetwegen! — Es wird dunkel — adio, Sandok!“

Der Mohr nickte dem Steuermann vertraulich zu, dann eilte er, während Martin, halblaut vor sich hinredend, nach dem Palais schritt, dem hinten im Garten liegenden Domestikenhause zu, um in die Kammer zu schlüpfen, in der er seine Livrée und Habseligkeiten hatte.

Er öffnete den kleinen, finsteren Raum, trat, als wenn es ganz hell um ihn war, mit Sicherheit zu dem großen Kasten, klapperte mit Glaskugeln und dergleichen Lieblingssachen, die er wie Kostbarkeiten hier verwahrte, und holte endlich einen dunklen, zusammengelegten Mantel hervor, den er ausbreitete und dann um die Schultern warf, seine blaue, silbergestickte Livrée mit ihm verhüllend.

Er nahm nun noch einen braunen, breitkrempigen Calabreser-Hut von einem Nagel, ließ ihn musternd durch die Finger gleiten und setzte ihn dann auf, so daß er sein Gesicht sehr tief beschattete.

„O, Sandok ist nun nicht mehr kenntlich!“ flüsterte er mit grinsendem Lachen und Wohlgefallen, huschte dann schnell aus der Kammer, die er hinter sich wieder verschloß und verließ unbemerkt das Haus.

Draußen musterte er seinen Schatten im Mondschein, und er schien mit sich zufrieden zu sein, denn gelenkig und gebückt eilte er nun unter den Bäumen hin, dem Ausgang des Gartens zu.

Nach wenigen Minuten befand er sich auf der Straße.

Er schien, was nicht so leicht zu veranschlagen ist, mit der Lage der Stadtviertel von Paris vollkommen vertraut zu sein, denn ohne zu sinnen, wandte er sich der Gegend zu, in der das Wäldchen von Bologne liegt.

Schnell, einem Schatten gleich, huschte er in den Straßen hin, in denen seine verhüllte Gestalt nicht auffiel, da es zahlreiche ähnliche gab und das Gedränge groß war.

Er kam über Plätze und Brücken, bog, nachdem er sich rasch von der Richtigkeit des Weges überzeugt, um Straßenecken und eilte weiter und weiter.

Der Weg, welchen Sandok verfolgte, schien sich sehr auszudehnen, denn fast zwei Stunden dauerte es, bis er die Vorstadt erreicht hatte, aus der er auf denjenigen Weg gelangte, der sein Ziel war.

Es war eine herrliche Sommernacht.

Der Mond schien hell herab, und während die meisten Menschen mit Wohlgefallen auf diesen treuen Begleiter der Erde blickten, hatte Sandok Veranlassung, seinen Schimmer gerade in dieser Nacht zu verwünschen.

Aber das half ihm nichts, dieser kostenlose Kronleuchter der Nacht blieb an dem sternbesäeten Firmamente, mild herablächelnd auf das irdische, vergängliche Treiben!

Der Mohr eilte an zahlreichen Vorgärten wundervoller Villen vorüber, in denen die Fontainen ihre Wassertropfen, vom Monde blitzend, in die Lüfte schleuderten, Blumenbeete herrliche Düfte verbreiteten und hinter den Orangerieen der Balcone gastliche Lampen schimmerten, um welche die Bewohner sich geschaart hatten.

Da endlich hatte Sandok das Gitter erreicht, das den Park des Schlosses Angoulème von der Straße schied.

Er blieb, lauschend und unbeobachtet seine Blicke nach dem Schloß richtend, einen Augenblick stehen.

Die hohen Bogenfenster waren glänzend erleuchtet — in dem Grün des Parkes, der sich hinter dem Schloß weit hinzog, schimmerten Lampions und farbige Lichter.

Die Gräfin Poninska hatte, wie fast allabendlich, zahlreiche, vornehme Gäste empfangen. Sie führte dieselben mehr und mehr in den Abgrund der Sünde — lächelnd — tändelnd — verführerisch kosend und lockend mit den schönen Gestalten ihrer unvergleichlich reizenden und lieblichen Bajaderen.

Sandok sagte sich, daß man in dem Saale soeben die ent-

zückenden Schaustellungen den trunkeneu Blicken der Gäste vorführte. —

Er eilte an der Einfahrt, an den Marmor-Löwen vorüber, da er sich hier nicht sicher fühlte.

Sandok vermuthete mit Recht, daß ein zu Fuß Eintreffender nicht allein mit Mißtrauen betrachtet werden mußte, hier, wo die elegantesten Equipagen nur zu den Säulen des Eingangs rollten, sondern daß man auch Jeden ohne Ausnahme hier an der Einfahrt unbemerkt controllirte.

Er schritt drüben an dem Gitter so weit hin, daß ihn Niemand von den Marmor-Löwen aus beobachten konnte, dann überzeugte er sich durch einen nach beiden Seiten der Straße geworfenen Blick, daß dieselbe in dieser nächtlichen Stunde vollkommen menschenleer war.

Nun erst schwang er sich mit einer katzenartigen Gelenkigkeit über das Gitter und stand im nächsten Moment in dem Parke der Gräfin Poninska.

Er verfolgte einen verwegenen Plan!

In der Ferne konnte er deutlich an den freieren Stellen der Gänge lustwandelnde Pärchen unterscheiden, doch waren sie nicht zahlreich — das war ihm günstig!

Sandok schlüpfte nun unbemerkt in den Schatten der Bäume und näherte sich dann vorsichtig und schleichend den Bosquets und Girandolen.

Hier und dort wisperte und girrte wohl in einer Laube der verborgenen Grotte einer der vornehmen Herren, und ein unterdrücktes, lockendes Lachen antwortete darauf — auch schritten dicht vor dem, sich in den Schatten einer alten Kastanie drängenden Mohren liebetrunkene Pärchen hin — —

Sandok achtete nicht auf sie — er hatte nur die Terrasse im Auge, neben der sich ein schmaler, kleiner Eingang in das Schloß befand — diesen wollte er benutzen, da er um diese Stunde stets offen zu sein pflegte.

Es konnte nicht auffallen, wenn er der Terrasse sich näherte, da er mit Befriedigung sah, daß mehrere Herren gleich ihm dunkle

Mäntel und Hüte trugen. Er mußte es nur vermeiden, sich von der Gräfin oder dem Baron erblicken zu lassen, da diese ihn allzu leicht erkennen konnten — der Mohr des Fürsten von Monte-Vero war ihnen kein Fremder!

Leona aber schien in dem Saale zu sein.

Vielleicht weidete die Gefährtin des Satans sich wieder an ihren Triumphen!

Sandok schritt über den mondbeleuchteten, duftumwogten Platz hin der Terrasse zu, dann bog er schnell und unbemerkt von derselben fort und dem Eingang zu, der neben den Schlingpflanzen in das Schloß führte.

Die Pforte stand auf — vielleicht wurde sie von Dienern benutzt.

Der Gang war erhellt —

Der Mohr betrat ihn, indem er seine Rechte auf den Dolch legte, welchen er in seinem Wamms trug — er war entschlossen, jeder Gefahr kühn entgegen zu treten.

Das Innere des Palastes Angoulème war ihm hier in den Souterains nicht bekannt, aber er hoffte, von diesem Gange aus, der augenblicklich ganz ungestört vor ihm lag, in die Gemächer der Gräfin gelangen zu können.

Dem Unerschrockenen, Muthigen lächelt das Glück!

Sandok sah, um eine Mauerecke biegend, Treppenstufen vor sich.

Ohne Zögern erstieg er sie.

Auch in den Gängen oben war es vollkommen hell.

Da, als er die Höhe der Treppe erreicht hatte, und nun eben im Zweifel war, wohin er sich wenden sollte, hörte er Stimmen und Tritte.

Es waren Lakaien, er vernahm es aus ihrem Gespräch.

Sie mußten ihn in der nächsten Minute, wenn sie aus dem Nebencorridor in diesen bogen, erblicken.

Der Mohr duckte sich unwillkürlich — sein schwarzes, tief von dem Calabreser beschattetes Gesicht nahm einen unheimlichen Zug an.

Er suchte einen Ausweg, einen Rath.

Zu beiden Seiten des Ganges befanden sich Thüren.

Sandok drückte an dem Schlosse derjenigen, die ihm zunächst zur rechten Hand lag.

Sie war verschlossen.

Ein knirschender Laut glitt über seine Lippen.

Schnell unhörbar huschte er über den Teppich der gegenüberliegenden Thür zu.

Sie wich seinem Druck — das Gemach, in das er schlüpfte, war leer — matt erhellt — üppig ausgestattet, wie das Boudoir einer reichen, sinnlichen Frau.

Schnell zog er hinter sich die Thür wieder zu.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn nun schritten, während er unbeweglich und horchend stehen blieb, die beiden Lakaien in dem Gang hin und der Treppe zu, die er soeben benutzt hatte.

Ein grinsendes Lachen erfüllte die Züge des Mohren, während er seine grauenhaft rollenden Augen durch das Gemach gleiten ließ, in dem er sich befand.

Regungslos, aber vorn übergebückt wie auf der Lauer, stand er da.

Sandok erkannte das Boudoir der Gräfin, und in dem matten Schein, den die Wandleuchter, deren Lampen niedrig brannten, verbreiteten, an dem Ende desselben, dort, wo das hohe Bogenfenster mit den schweren, gestickten Vorhängen sich befand, den Schreibtisch Leona's, in dem sie ohne Zweifel ihre Briefe aufhob.

Diese Schriftstücke wollte Sandok besitzen — aus diesen Briefen, hoffte er, dem Fürsten endlich die erwünschte Auskunft über den Verbleib seiner Tochter zu verschaffen.

Wenn in diesem Augenblick die Gräfin in ihr Boudoir trat, wenn sie den Mohren vor sich stehen sah — —

Sandok lächelte — er befand sich nun in einem fast trunkenen Siegesbewußtsein — er war in das Gemach Leona's, gerade in dasjenige gekommen, das er zu betreten wünschte!

Das mußte ihm Muth machen.

Leise und vorsichtig schlich er auf dem Teppich hin, der seine Tritte ganz unhörbar machte.

Da, als er die Mitte des Gemaches erreicht, vernahm er Stimmen — man unterhielt sich — es war, das erkannte der Mohr sofort, ein Herr und eine Dame, die ein Gespräch führten.

Sandok sah rechts und links von sich eine Portière — er lauschte — hinter derjenigen, die zu seiner Rechten lag, befand sich das Nebenzimmer, in dem man sich unterhielt.

Der gedämpfte Ton der Stimmen verrieth ihm, daß hinter der Portière sich noch eine Thür befand, die das Boudoir von dem Nebengemach schied.

Es galt, schnell und entschlossen zu sein.

Sandok schritt an der Portière vorüber dem Schreibtisch zu — in einem der Fächer steckte der kleine, zierliche Schlüssel.

So günstig dieser Umstand schien, ebenso niederschlagend wirkte er auf den Alles bedenkenden Mohren, auf diesen klugen Spion des Fürsten!

Er sagte sich, daß eine Frau, wie diese Gräfin, nicht den Schlüssel in einem Fache stecken ließ, in dem sie ihre Geheimnisse und wichtigen Schriftstücke verwahrte, und wichtig waren für die Gräfin die Briefe, welche Sandok suchte, so wichtig und kostbar, wie keine Preziosen!

Trotzdem trat er näher.

Ohne Zittern, mit sicherer und leichter Hand öffnete er die Thüren des Schreibtisches.

Suchend ließ er seine blitzenden Augen in alle Fächer gleiten — hier waren es goldene Ketten, dort Edelsteine, was er fand — — und das suchte er nicht!

Andere Kostbarkeiten, scheinbar werthlose, waren es, nach denen er trachtete.

Da endlich zog er leise eine Chatoulle auf, in denen er Schriftstücke fand.

Aber es waren Scheine, Werthpapiere und dergleichen — keine Briefe, kein Document war zu erspähen!

Der Mohr knirschte mit den Zähnen.

Sein Triumph verschwand von seinem schwarzen Antlitz und machte einer zornigen Miene Platz.

Die Gräfin verwahrte ihre wichtigen Papiere an einem verborgenen Orte.

Seine rollenden Augen glitten suchend durch das Gemach.

Da plötzlich blitzte ein Hoffnungsstrahl über sein Gesicht — er erkannte an dem zwar leisen, aber doch für sein feines Gehör deutlichen Gelächter, das in dem Nebengemach in diesem Augenblick erscholl, die Gräfin — Leona war es, die sich sehr eifrig mit einem Herrn unterhielt.

Sandok schlich sich, nachdem er die Fächer des Schreibtisches wieder sorgsam verschlossen, zu der Portière, um zu lauschen — es war ihm, als sollte er aus diesem Gespräch Nutzen ziehen können.

Daß die Gräfin plötzlich die Thür öffnen und ihn dann vor sich sehen konnte, hielt ihn nicht zurück, nun er so weit vorgedrungen — außerdem sagte er sich auch, daß er es hören würde, wenn sie den Herrn verabschiedete, um in ihr Boudoir zu treten.

Er erhob die Portière und näherte sein Ohr der geschnitzten Thür, die ihn nun noch von Leona trennte.

„Keine Elogen unter uns, Baron," hörte er die Gräfin sagen, „wir kennen uns lange und gut, scheint mir! Aus diesen Worten erhellt, daß wir Beide nicht mehr jung sind, und wenn die Jugend fehlt, mein Lieber, ist der schönste Reiz entflohen! Nein, nein, wir müssen auf andere Mittel denken, und ich bin auf dem besten Wege, sie endlich ungemessen zu erlangen!"

„Sie erwähnten vorhin eines Briefes, Frau Gräfin," sprach der Vertraute Leona's, in dem Sandok nun den Baron Schlewe erkannte, „betraf er diese Mittel — betraf er die Tochter des Verhaßten —"

„Allerdings, Baron, er betraf diejenige, welche Ihre geschickten Anordnungen schwer zu empfinden hat!"

„Es waren nur harmlose Rathschläge, die ich mir zu geben erlaubte!“

„Harmlose Rathschläge?“ lachte die Gräfin — „nun, mein Theurer, in wenigen Wochen werden wir eine Todes-Nachricht erhalten!“

„Von dem Kloster zu Burgos?“

„Gerathen! — Der fromme José schreibt mir in diesem Briefe —“

„Sie übergeben diese Schriftstücke ohne Zweifel stets den Flammen?“ unterbrach der Baron Leona —

„Ich verwahre sie so sicher, daß Sie ohne Sorge sein können — — in den Kissen meines Pfühls!“

„Beneidenswerthe Briefe!“ flüsterte Schlewe.

„Der fromme José berichtet mir, daß jenes Mädchen sehr leidend ist, und daß ich mich in wenigen Wochen auf die Todes-Botschaft gefaßt machen müßte!“

„Und keine Thräne in Ihren schönen Augen?“

Die Gräfin schien diese Frage des Barons überhört zu haben.

„Dieser fromme José gefällt mir,“ fuhr sie fort, „er ist ebenso pünktlich wie diensteifrig!“

„Solche Leute liebe auch ich — man kann sie brauchen!“

„O, Ihnen verdanke ich zwei Ergebene, auf die man ebenso fest bauen kann!“

„Wenn ihnen nicht immer Alles gelingt, so haben wir ihnen doch recht wichtige Dienstleistungen zu verdanken!“ erinnerte Schlewe.

„Ohne Zweifel, ich will Ihre Leute auch nicht durch das Lob herabsetzen, das ich jenem Mönch spende!“

„Ich glaube, die gnädige Gräfin kann ihnen noch immer nicht verzeihen, daß jener Vorfall in der Straße Rivoli im vorigen Jahre leichter verlief, als man glaubte!“

Die beiden Sprechenden schienen sich sehr unbelauscht und sicher zu fühlen!

„Der Plan war von Ihnen so vortrefflich ersonnen, Baron,

und ich bin Ihnen noch immer zu Dank verpflichtet, daß Sie die Anleitungen so geschickt gegeben hatten!"

„Ich würde nur Dank verdient haben, Frau Gräfin, wenn endlich der Verhaßte erlegen wäre! Doch er gehört zu jenen Naturen, die nicht so leicht zu beseitigen sind, ich dächte, dafür hätten wir Beweise genug!"

„Auch seine Stunde wird schlagen, Baron! Vorläufig wollen wir genügsam sein!"

„Vorsicht, meine Theure, der Fürst hat überall seine Spione, und unter diesen soll, wie Fuchs mir heute berichtete, sich der Mohr auszeichnen, der Schwarze Eberhard's!"

„Ich fürchte ihn nicht!"

„Fuchs hat ihm den Tod geschworen, seit dieser Sandok seine Spur gefunden — die beiden Männer haben das Kloster verlassen, da sie sich in demselben nicht mehr sicher fühlten."

„Und wo befinden sie sich nun?"

Der Baron nannte eine Straße und einen Namen, welchen Sandok, obgleich er sich bis an das Schlüsselloch bückte, nicht verstehen konnte.

„Fuchs behauptet, den Mohren vorgestern hier auf dem Wege erkannt zu haben," berichtete Schlewe, „es dürfte daher gerathen sein, meine Gnädige, alle Vorsicht anzuwenden —"

„Seien Sie unbesorgt, Baron!"

„Ich weiß, daß Sie stets in Ihren Gemächern allein bleiben —"

„So meinen Sie, daß der Schwarze — —"

„Wir könnten uns nicht wundern, wenn er sich einen Weg suchte, um alle Geheimnisse zu erlauschen!"

„Befürchten Sie das nicht, Baron, der Herr Fürst von Monte-Vero würde Derartiges nie erlauben und anwenden, ich kenne denselben!"

„Davon bin ich überzeugt, ich hielt es nur für meine Pflicht, Sie an die Möglichkeit zu erinnern. Man muß Alles fürchten, dann wendet man die nöthige Vorsicht an! Die Dienerschaft ist doch stets von Ihnen schnell zu erreichen?"

„Klingelzüge sind überall und — Sie kennen mich, Baron — ein sehr zierlicher Revolver liegt stets neben meinen Kissen im Nothfall weiß ich ihn zu benutzen!“

„Das beruhigt mich, hohe Frau! Ich bin für Ihr Wohlergehen sehr, sehr besorgt!“

„Haben Sie Dank, Baron! Ich bin ermüdet — verzeihen Sie es, wenn ich, mich in meine Gemächer zurückziehend, Ihnen empfehle, die reizende Eva noch eines Blickes zu würdigen, bevor Sie nach Paris zurückkehren?“

„Eine neue Erscheinung Ihrer Salons —“

„Die Anmuthigste von Allen!“ lobte die Gräfin.

„Lassen Sie mich Ihre Güte bewundern! Möge der sanfteste Schlummer Sie auf Ihre Kissen begleiten und Ihnen die schönsten Träume vorzaubern!“ flüsterte der Baron und verneigte sich, Leona's Hand an seine Lippen führend.

Sandok prallte von der Thür zurück —

Er hörte das Rauschen der Seide im Nebengemach —

Schnell und glatt wie eine Schlange schlüpfte er über den Teppich des Boudoirs hin, den Vorhängen des Fensters zu — sie waren breit, schwer und faltenreich —

Ohne nachzusinnen huschte er hinter dieselben und ordnete ihre Falten dann wieder mit leichter Hand so vortrefflich, daß kein Auge hinter ihnen eine menschliche Gestalt vermuthen konnte.

Der Platz war gut gewählt — Sandok konnte von diesem Versteck aus nicht allein das Boudoir ganz übersehen, sondern auch, wenn die Gräfin die schweren Vorhänge ihres Schlafgemaches aufzog, in dieses blicken, allerdings nur auf die eine Seite desselben.

Der Mohr hielt den Athem an, denn die Thür des Nebenzimmers wurde geöffnet und eine Hand schlug die Portière zurück.

Es war die Zofe der Gräfin, ein reizendes, zierliches Mädchen, das in der linken Hand einen schweren goldenen Armleuchter

trug und mit der Rechten die Portière öffnete, um nun die Herrin eintreten zu lassen.

Leona trug ein weißes Schleppkleid und darüber einen Kanten-Ueberwurf — sie trat wie eine Königin in das Boudoir — ihre hohe, üppige, stolze Gestalt war imposant, ihr volles, kaltes Gesicht noch immer schön, da die schwarzen, geschmackvoll geordneten Haare ihre bleichen Züge interessant erscheinen ließen.

Die Zofe stellte den Armleuchter auf einen der Marmortische —

Aus den großen Alabaster-Schalen, welche von Engeln gehalten wurden, stiegen wundervolle Düfte auf, da in ihnen Blumen lagen, während die Zweige und Ranken an ihnen herab fielen — —

Auf den Tischen drüben an der Ottomane standen Früchte, und die Zofe goß goldig funkelnden Wein zum Nachttrunk in ein Kelchglas, nachdem sie die Wandleuchter heller brennend gemacht.

Die Gräfin näherte sich dem Fenster — die Vorhänge, deren eine Seite den Mohren verhüllte, ließen einen Durchblick frei hinab auf den Vorgarten des Schlosses, der in tiefer, nächtlicher Ruhe da lag, während unten im Saale noch die Lust ihre Orgien feierte.

Schon aber näherten sich draußen auf dem Wege die Carossen, welche die vornehmen Herren abholten.

Wäre Leona noch einen Schritt näher getreten, hätte irgend etwas ihre Aufmerksamkeit so in Anspruch genommen, daß sie die Vorhänge weiter zurück geschlagen hätte, um dicht an das hohe Bogenfenster zu gelangen, dann wäre Sandok wohl kaum ihren Blicken entgangen — er neigte sich zurück —

Aber die Gräfin trat nicht näher heran.

„Françoise," wandte sie sich an die Zofe, „öffne mein Schlafgemach!"

Das zierliche Mädchen verschloß die Thüren zu dem Nebenzimmer und zu dem Corridor und ließ dann durch einen Druck ihrer kleinen Hand die Portière zurück rollen, welche das üppig ausgestattete Schlafgemach so lange verhüllt hatte.

Françoise stellte den Armleuchter auf einen Tisch in diesem Nebenraume und zündete die Lampe an, welche in der Nähe des hohen, von seidenen Vorhängen umwallten Bettes der Gräfin, dicht neben dem Pfeiler brannte, dessen Fuß einem runden Tische glich.

Dann trat sie zurück in das Boudoir.

Leona hatte sich auf einen Sessel niedergelassen, der vor dem hohen und breiten Spiegel ihres Boudoirs stand.

Sandok folgte von seinem Versteck aus jeder ihrer Bewegungen.

Françoise nahm mit vorsichtiger Hand die Blumen aus den dunklen Haaren und löste sie auf — dann hob sie den Kanten-Ueberwurf von den Schultern der schönen Herrin, die nun die üppige Herrlichkeit ihres vollen Busens und des Halses in dem Spiegel bewundern konnte.

In diesem Augenblick rollten unten die ersten Equipagen bis unter die Pfeiler-Ueberdachung, um nach wenigen Minuten mit ihren Herren davon zu eilen.

Leona erhob sich, nachdem sie ihrer Zofe die Toilette des folgenden Tages angegeben.

Françoise lüftete nun mit geübter Hand das Mieder der üppigen Gräfin — es sank —

Der Mohr blickte aus dem Schatten der Gardine auf den Schnee eines Busens, der an Formen-Schönheit wohl Alles übertraf, was sein Auge je gesehen.

Allerdings war die Gestalt schöner Creolinnen und Negerinnen an Ueppigkeit diesem seinen Blicken enthüllten Wunder verwandt, denn auch bei jenen Frauen giebt es eine plastische Vollendung von bewundernswürdiger Fülle, hier aber war es lebender Marmor, der ihm entgegen strahlte, herrliche, weiße Formen von seltener Schönheit!

Leona lüftete, während Françoise sich vor ihr nieder kniete, ihr weißes Schleppkleid, so daß ihre sonst stets tief verhüllten, herrlich gestalteten Beine mit den weißseidenen, eng anschließenden Strümpfen und den zierlichen Atlas-Stiefelchen sichtbar wurden.

Es war ein Anblick, der sich nun dem lauschenden Mohren bot, wie er so verlockend ihm noch nicht geboten worden!

Während die Negerinnen und Sclavinnen in Brasilien stets ihre üppig geformten Beine unbedeckt trugen und sie daher allen Blicken frei ließen, gleich wie die Männer, wurde ihm hier etwas enthüllt, was so lange tief und vorsichtig bedeckt gewesen!

Und eben darin lag der größte Reiz!

Außerdem aber hatten für den Mohren die schwarzen und kupferfarbenen Glieder, die dort sich den Blicken darboten, wenig Reiz — hier dagegen waren es weiße, zarte Formen, die sich enthüllten, wundervolle Gegensätze von hebenden Farben, üppige Gestaltungen!

Sandok folgte daher mit blitzenden Augen jeder Bewegung der Gräfin und der Zofe.

Françoise löste die goldenen Schnüre, die die schwarzen Atlas-Stiefelchen bis an die fein geformten Knöchel schlossen — dann hob sie mit kühner Hand das Kleid noch höher und band die kostbaren, reich gestickten Strumpfbänder der Gräfin auf.

Sie hatte aus dem Schlafgemach die zierlichen, rothen Morgenschuhe Leona's mitgebracht und streifte sie, nachdem sie die Stiefelchen abgenommen, auf ihre Füße.

Dann erhob sie sich, öffnete die Haken und bat die Gräfin, aus dem Schnee des seidenen Gewandes zu treten, das auf den Teppich gefallen.

Leona that es —

Die Zofe legte das Kleid auf einen der Sessel und trat dann zu ihrer Herrin zurück, die nun in ihren kurzen, kostbar besetzten, weißen Untergewändern da stand.

Sie trug auf ihrem Arm das leichte Morgenkleid der Gräfin, einen reich besetzten, bequemen, rosafarbigen Ueberwurf.

Nachdem sie ihn der Herrin so diensteifrig hingehalten, daß Leona nur ihre üppig schönen, vollen, runden Arme in die weiten Oeffnungen zu legen hatte, lüftete sie die letzten seidenen, weißen Röcke, die auf den Boden fielen —

Die Gräfin stieg aus ihnen auf den Teppich — das rosa Gewand umwallte durchsichtig ihre vollendeten Formen —

Françoise ordnete die Röcke und beseitigte sie — dann fragte sie, ob Leona noch einen Befehl für sie habe, und als diese es verneinte, verschwand sie durch das Schlafgemach, aus dem mithin eine Thür in die Zimmer der Dienerschaft führte.

Die Gräfin und Sandok waren allein in dem Boudoir —

Leona ahnte es nicht, daß hinter der Gardine des Fensters der Spion des Fürsten von Monte-Vero lauerte —

Sie sah sich auf dem Wege zum Ziele ihres Lebens — sie erreichte Alles, was sie wünschte.

„Zu meinen Füßen liegt Ihr!" hauchte sie im Vollbewußtsein der Macht, die sie ausübte — „meinem Willen dient Ihr Alle, weil ich Euch zu beherrschen verstehe, Thoren!

„Die Sinnenlust ist es, mit der ich Euch zu meinen Knechten mache, mit der ich Euch erniedrige! Ueber die ganze Erde hin soll der Hauch der Sünde wehen, Alle sollen ihm erliegen, Alle sollen mir dienen!

„Du stolzer Fürst, der Du mir zu widerstehen meinst! Auch Du verfällst mir, auch Dich habe ich in meiner Gewalt! Hast Du meine Macht noch nicht gefühlt, da Du vergebens Alles aufbotest, um Dein Kind zu erlangen, das ich Dir in Ketten zeigte und dessen Bild Dich nun verfolgt? Hast Du wirklich nicht erkannt, daß Leona es war, die Dir den Rang ablief, die das Mädchen in ihre Gewalt bekam, während Du Alles vergebens aufbotest, es zu erlangen?

„Suche! Sende Deine Spione aus, stolzer, mich verachtender Fürst — Du sollst mich fürchten lernen, da Du mich nicht lieben kannst und mich zu verderben Dich scheuest! Du sollst mich hassen, denn Dir gleichgültig zu sein erträgt ein anderes Weib wohl, aber nicht die Gräfin Leona Poninska!

„Liebst du denn den abenteuerlichen, wundersamen Mann? Gestehe, Leona, du bist allein mit dir — liebst du ihn, nachdem du ihn betrogst und zu vernichten, zu tödten strebtest? Hast du Furcht vor dir selber, eitles, herrschsüchtiges Weib, es

Dir zu gestehen? Liebst Du ihn, da er der einzige Mensch ist, der Dir ewig widersteht?

„Oder ist es der Haß und nur der Haß, der Deine Seele so überschwänglich erfüllt?

„Kannst Du zweifeln? Liebe? Tritt hin vor den Spiegel und sieh Dir in das Auge, indem Du von Liebe sprichst! Tritt hin und prüfe Dich! Du mußt versinken vor Scham und Verachtung, wenn es nicht nur der Haß, einzig der unauslöschliche Haß ist, den Du fühlst!

„Wer im Stande war, seine Mörder zu werben, wer es vermochte, sein Kind dem Tode zu weihen, der kann die Liebe noch mit dem Hasse verwechseln?"

Leona's Antlitz nahm bei diesen Worten einen erschreckenden Ausdruck an —

„Der Baron war es, der die Mörder warb, Du stimmtest nur bei! Der Baron war es, der den Haß schürte und die Eifersucht in Dir erweckte gegen sein Kind — das auch das Deine war! Nun, wenn Du einstimmtest, wenn Du im Stande war'st, das Mädchen in wilder Leidenschaft mit dem Dolche zu bedrohen, dann war es doch wohl nichts als Haß, kalter, berechneter Haß, der Dich erfüllte! Und Du wagst es, nun daran zu zweifeln?

„Sie stirbt! Die Würfel sind gefallen! Der unermeßliche Reichthum winkt Dir, der Dir noch größere Macht und Herrschaft geben wird! Sie stirbt! Und er soll nichts finden, als ihre kalte Leiche!

„Er brach zusammen, endlich ein Mensch und nicht ein Gott, als ich ihm sein Kind in Ketten zeigte — —

„Er wird erbleichen und erstarren, wenn er es kalt und todt finden wird!

„Früher sollst Du seine Spur nicht entdecken, früher es nicht sehen, Fürst von Monte-Vero —

„Vielleicht hat dieser Anblick den Erfolg, den ich bisher vergebens erstrebte — vielleicht rafft Dich der Gram hin, da ich gesehen habe, daß Du sterblich bist!

„Du sollst die Hand der Gräfin Poninska fühlen!

„Mitternacht schon — — die Gedanken werden zu thurmeshohen, wilden Wogen, wenn ich an Dich denke! Mein Inneres bäumt sich, wenn Du es erfüllst! Wer solchen Haß in sich trägt, der ruht nicht früher, als bis er den Verhaßten todt und leblos zu seinen Füßen sieht!

„Ja, Dich, wenn auch als Leichnam, zu meinen Füßen zu sehen, das ist der leidenschaftlichste Wunsch meiner Seele! Dich hier im Staube liegen zu sehen, Dich, der Du so hoch zu steigen vermochtest! —

„Leona ruht nicht — Leona ist die leibliche Tochter jenes Mannes, der die ganze Erde zu seinen Füßen sah — es hat sich etwas auf sie vererbt! Herrschen will sie, herrschen um jeden Preis!

„Und Du, der Du ihr widerstehen zu können meinst, der Du ihr ein Mitleid zu erkennen giebst, das sie nur noch wilder aufbäumen läßt — Du vor Allen sollst vernichtet werden, Du vor Allen sollst ihre Macht fühlen; Du hast sie schon empfunden und erkannt, das aber war nur eine Vorbereitung, ein Vorspiel! Nun beginnt das Drama, und die Erste, welche fällt, soll Deine Tochter sein!" —

Sandok hörte jedes Wort dieses Selbstgespräches, das ihm die letzten Zweifel nahm! Die Gräfin war im Begriff, die schöne Tochter seines Gebieters dem Verderben zu weihen, es war die allerhöchste Zeit, daß der Fürst den Aufenthalt derselben erfuhr, um das Furchtbare vielleicht noch verhindern zu können.

Aber auch über den Baron gewann Sandok eine Aufklärung — er war der böse Rathgeber, der geschickte Leiter aller Angriffe — er war ein schleichender Teufel, der eine entsetzliche Strafe verdiente!

Leona trat, nun sie sich ganz allein sah, an den Theil der Wand, der jenseits des Spiegels sich befand.

Sie näherte sich einem länglichen Oelgemälde, das eine schöne spanische Landschaft darstellte — an der andern Seite des Spiegels hing das Seitenstück zu diesem Bilde, eine norwegische Küstengegend zeigend.

Niemand konnte ahnen, daß diese Gemälde noch einen andern Zweck hatten, als denjenigen, das Auge zu erfreuen, obwohl es einem Menschenkenner vielleicht auffallen konnte, daß einer Frau, wie Leona, in ihrem Boudoir, in dem drüben eine entzückende Leda mit dem Schwan hing, hier zwei allerdings sehr schön gemalte, aber dagegen doch nüchterne Landschaften genügten!

Sandok sah, jede Bewegung der Gräfin verfolgend, sie an das eine Bild treten und, nachdem sie eine Feder berührt, das Gemälde, einer kleinen Thür gleich, öffnen.

Es war ein geheimes Fach, das dahinter verborgen war.

Leona nahm aus ihm eine zierliche, silberne Cassette und drückte das Bild wieder in das Schloß.

Der Mohr hätte allerdings lange suchen können, bevor er dort die geheimen Briefschaften gefunden — er wäre gezwungen gewesen, das ganze Gemach zu demoliren, um das zu erreichen, was die Gräfin selbst ihm nun zugänglich machte.

Sie setzte die Cassette auf den Pfeiler-Absatz, der sich dicht neben ihren Kissen befand.

Dann kehrte sie in das Boudoir zurück, verdunkelte die Wandleuchter und zog den Schlüssel aus ihrem Schreibtisch.

Das rosa Morgengewand fiel erst, als sie auf dem weichen Teppich des Schlafgemaches stand, und die Lichter des Armleuchters ausgelöscht.

Nur die schwebende Lampe verbreitete nun ein mildes Licht, das durch eine röthliche Glocke einen rosigen Schimmer auf die weißen Seidenkissen und die schweren Vorhänge des Bettes warf.

Leona bestieg den kantenbesetzten, schwellenden Pfühl — sie barg ihre schönen, enthüllten Glieder in den Schnee der weichen Kissen.

Einer üppigen Venus gleich, die in den weißen Schaum der Wellen sinkt, so verschwand ihre wundervolle Gestalt in der Seide und den Kanten.

Sandok mußte sich gestehen, daß er auf solche Genüsse nicht gerechnet — aber er versagte es sich nicht, da seine Neugier erweckt und sein südliches Blut erregt war, jeder Bewegung der schönen Frau mit großen Augen zu folgen.

Nun, da sie ihre Formen in die Kissen gehüllt, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit der Cassette zu —

Leona schien es zu vergessen, sie unter den Pfühl ihres Kopfes zu legen, oder sie hielt dieselbe für bewacht und sicher genug auf dem Fuße des Pfeilers.

Tiefe Stille herrschte in den Gemächern — nichts störte die Ruhe, welcher sich nun die Gräfin hingeben wollte!

Es war tiefe Nacht — die Gäste waren heimgeeilt, die Bajaderen des Schlosses Angoulême in ihre Zimmer zurückgekehrt — selbst die Dienerschaft schien bereits in Ruhe zu sein und das Lager aufgesucht zu haben, da kein Geräusch unten in dem Saal oder in den Gängen sie verrieth.

Sandok's Augen musterten nun ganz ungestört das Bett der Gräfin und Alles, was dasselbe umgab, während sie sich ahnungslos, daß der Spion des Fürsten ihr so nah war, dem Schlummer hingab.

Der Kopf des Mohren erschien an der Gardine — er reckte ihn — er hatte noch Mancherlei zu erspähen.

Neben der Cassette, dicht vor dem Kissen der Gräfin, lag der kleine, zierliche, kostbar eingelegte Revolver — über dem Kissen hing, so daß Leona ihn ohne Mühe erreichen konnte, der Klingelzug mit dem goldenen Griff.

Sandok glaubte schon, daß Leona eingeschlafen, als sie plötzlich, wie von einem ersten Traumbilde gewarnt, ihren schön geformten, üppigen, weißen Arm aus den Kissen hob und ihre fein geschnittene Hand auf die Cassette legte —

Die Augen des Mohren blitzten bei dieser seltsamen Bewegung hell auf — aber er hoffte, daß der Zufall nur die Hand der Schlummernden so für ihn ungünstig geführt haben würde, und daß sie dieselbe eben so bald wieder zurück auf die Kissen legen würde.

Mit zunehmender Ungeduld wartete er darauf — die unbewegliche Ruhe, die Bemeisterung eines lauernden Schwarzen, wenn er ein Opfer bewacht und den rechten Augenblick abwartet, ist bewundernswürdig.

Sandok stand wohl eine Stunde unbeweglich.

Nun aber sah er, daß die Gräfin, die Hand auf der Cassette haltend, eingeschlafen war — die tiefen und regelmäßigen Athemzüge verriethen es ihm.

Der rechte Moment war gekommen.

Er durfte nicht länger zögern. Er mußte es wagen, der Schlummernden das Kleinod zu rauben, das ihre Hand bewachte. Es war ein Wagestück, vor dem ein Anderer, wie dieser Mohr, wohl zurückgeschreckt wäre.

Sandok aber sagte sich, daß, wenn er nun nicht dem Massa Auskunft brachte, wo seine schöne Tochter gefangen gehalten wurde, Alles verloren war. Hatte er doch vernommen, daß in wenigen Wochen die Todesbotschaft erwartet wurde, daß die Tochter des Fürsten also in Lebensgefahr schwebte!

Kein Sinnen, kein Zögern galt!

Der Mohr schlüpfte aus der Gardine, die so lange seinen Körper verhüllte — es war ihm heiß geworden! Unhörbar, langsam, Schritt für Schritt, mit vorgestrecktem Kopfe, dessen kurze, krause Haare in tiefstem Schwarz glänzten, da der Schein der Lampe aus dem Schlafgemach auf ihn fiel, näherte er sich der Schwelle.

Er glich in dieser nächtlichen Stille mit seiner lauernden Haltung einem gräßlichen Gespenst. Das Weiße seiner Augen erhöhte den unheimlichen Eindruck noch, den sein breites, schwarzes Gesicht machte.

In seiner Hand blitzte ein haarscharfes Messer, das er geöffnet hatte.

Wollte er, um zu der Cassette zu gelangen, die Gräfin

morden und ihr rothes Blut den Schnee der Kissen tränken lassen? —

Sandok war kein Werkzeug Leona's oder des Barons — er war ein Spion des Fürsten!

Er kam nicht, um seine Hand mit Blut zu beflecken, sondern um die schöne, aber unglückliche Tochter seines Massa zu retten! —

Wenn die Gräfin aber erwachte — wenn sie ihm die Erlangung der Briefe unmöglich machte — — würde das Blut Sandok's dann nicht so unbändig sein, daß es ihn blind und wild machte — daß es ihn zu einer Unthat verleitete, die ihm das Leben kosten mußte?

Darüber dachte der Mohr wohl nicht nach!

Er mußte sich beeilen, um diese günstigste Zeit schnell zu benutzen.

Sein Fuß betrat leise und unhörbar die Schwelle des Schlafgemaches.

Leona schlummerte fest.

Sandok blickte auf ihr Antlitz, dessen Augen geschlossen waren.

Der Busen der Gräfin wogte regelmäßig, die Kanten des Kissens hebend und senkend, die so durchsichtig waren, daß der Mohr die üppige Schönheit wie durch einen Schleier sehen konnte.

Es war ein Augenblick athemloser Gefahr — der lauernde Schwarze dicht vor der schlummernden Leona!

Er hatte den Pfeiler erreicht.

Seine schwarzglänzende Hand näherte sich dem kleinen Revolver — vorsichtig entfernte er ihn von dem Marmor-Absatz.

Aber er wollte nichts mit sich nehmen, als die Briefe, und darum legte er ihn unter das goldverzierte Bett, doch so, daß Leona ihn nicht gleich finden und erreichen konnte. Dann trat

er, leise den seidenen Vorhang weiter entfernend, an das Kopfende des Bettes und versuchte es, mit seiner Hand den Klingelzug zu erreichen.

Es galt, sehr vorsichtig zu sein, damit nicht etwa eine unwillkürliche Bewegung an der Klingelschnur die Glocke draußen ertönen ließ.

Sandok reckte sich, so hoch es ging, und schnitt mit dem scharfen Messer die seidene Schnur durch, so daß die Hand der Gräfin vergebens nach ihr greifen mußte.

Er grinste.

Die Vorbereitungen waren ihm gelungen, nun konnte er sicherer an das Werk gehen.

Da, als Sandok soeben an die Kopfkissen wieder zurückschlüpfen wollte, um sich dem Pfeiler-Absatz zu nähern, ließ ihn die Erwartung wohl für einen Moment die Vorsicht, die er bisher angewandt, vergessen.

Er berührte die Ecken der Kissen — die Seide des Vorhanges rauschte — und Leona schlug die Augen auf — —

Der Mohr stand vor ihr — lauernd — grinsend — —

Es war der aus schwerem Traum plötzlich erwachenden Gräfin wohl, nun sie den Schwarzen vor sich sah, als träumte sie weiter.

Sie blieb, unfähig, sich zu rühren, liegen.

Sie starrte den Mohren an, der unter dem Blick Leona's wohl für einen Moment ebenfalls die Bewegung vergaß, zu der er schon die schwarze Hand erhoben hatte — —

Es war ein kurzer Augenblick, in dem beide Theile so überwältigt von demjenigen waren, was geschah und sie vor sich sahen, daß sie wie festgebannt waren!

Sandok fand zuerst und sehr schnell seine Entschlossenheit wieder.

Kühn riß er die Cassette auf.

Mit einem Griff hatte er die Schriftstücke, die in derselben lagen, erfaßt, und bevor Leona einen klaren Gedanken, einen Entschluß erlangen konnte, war er, die Briefe in eine Tasche seines Mantels steckend, schon in dem Boudoir.

Die Gräfin, nun den Spion des Fürsten von Monte=Vero erkennend, griff nach dem Revolver, um dem Mohren das Entkommen abzuschneiden — —

Ein Wuthschrei entglitt ihren Lippen — —

Der Revolver war verschwunden, und sie hatte ihn doch, wie immer, neben die Cassette gelegt, die nun ihres Inhalts beraubt war.

Sie griff nach dem Klingelzug, um durch heftiges Läuten dem Mohren das Verlassen des Schlosses unmöglich zu machen — —

Sie griff umsonst nach der Schnur!

Ein Blick überzeugte sie, daß der Spion des Fürsten sie überlistet hatte.

Sandok verließ bereits das Boudoir — — —

Von furchtbarem Zorn erfüllt, sprang die Gräfin von ihren Kissen — —

Schnell hüllte sie sich in ihr Gewand — sie selbst wollte den Mohren an dem Entkommen verhindern — um all' und jeden Preis!

Leona rechnete, daß Sandok durch das Hauptportal eilen würde, und nachdem sie ihre Dienerinnen gerufen, eilte sie in den Gang hinaus.

Da hörte sie, daß der Mohr die Stufen hinunterschlüpfte, die nach der kleinen Hinterpforte führten.

Ein Laut höchster Wuth entglitt ihren Lippen.

Sandok kannte diesen unverschlossenen Ausweg — —

Als die Diener herbeieilten, war der gelenkige Mohr mit seiner Beute schon im Schatten des Parks, durch den er mit rasender Schnelligkeit entfloh.

Die Gräfin schickte, da sie sich nicht so schnell beruhigen konnte, Boten nach allen Richtungen aus, die den Spion des Fürsten abfangen und nach dem Schlosse Angoulème zurückschaffen sollten.

Umsonst!

Der Mohr Sandok war listig und glatt, wie ein Aal, wenn es galt, Verfolgern zu entkommen.

Er eilte mit Windesschnelle dahin.

Nacht noch war es, als er in dem Palais des Fürsten eintraf — —

Martin führte ihn sofort in das Schlafgemach Eberhard's, der erwartungsvoll demjenigen entgegensah, was der Mohr brachte — —

Er hielt triumphirend ein Päckchen Briefe in seinen schwarzen Händen und legte sie auf den Teppich neben das Bett des Fürsten.

Nach wenigen Augenblicken hatte Eberhard aus den Briefen José's genug ersehen, um sofort von seinen Kissen aufzuspringen!

Es war keine Zeit dazu, den Mohren zu fragen, wann und wie er in den Besitz dieser Schriftstücke gekommen — es galt, keine Secunde zu verlieren, da ein Menschenleben auf dem Spiel stand, ein Menschenleben, das dem Fürsten von Monte=Vero so theuer war, wie das eigene!

Er befahl sofort, alle Thore von Paris zu bewachen, damit kein Bote des Barons oder der Gräfin vor ihm einer andern Bahnlinie zueilen konnte.

Das war allerdings keine leichte Aufgabe, aber der Fürst hatte zahlreiche, sichere und entschlossene Diener, die nach wenigen Minuten schon in allen Richtungen davon eilten, um an den Steuerhäusern und Barrièren den Befehl Eberhard's auszuführen.

Martin hatte den wichtigsten Posten, den Bahnhof der Südbahn.

Ein Eisenbahn-Zug ging erst am Mittag des folgenden Tages ab.

Derselbe sollte es um jeden Preis verhindern, daß, was ja denkbar war, der Baron im Auftrage der Gräfin einen Extrazug erhielt.

Der treue Diener Eberhard's kam gerade zur Zeit, um auch diesen letzten Ausweg Leona's zu vereiteln.

Er nahm den Extrazug für den Fürsten von Monte-Vero in Beschlag, und der Beauftragte der Gräfin erhielt den Bescheid, daß ein zweiter nicht mehr abgelassen werden könnte, da dadurch Unglücksfälle möglich wären.

Mit dem anbrechenden Morgen schon sauste der Zug Eberhard's, in dem er mit Martin und Sandok sich befand, dem Süden zu — gen Burgos.

Siebentes Kapitel.

Im unterirdischen Klostergange.

Die alte Stadt Burgos liegt im Norden Spaniens, umgeben von herrlichen Kastanien-Wäldern, Weinbergen und Gärten, in denen Palmen gedeihen, Rosen blühen und Orangen reifen.

Die goldenen Kuppeln der zahlreichen Kirchen blitzen im Sonnenschein, und die Kreuze auf den Kirchthurmspitzen der zahlreichen Klöster ragen in die tiefblaue Luft empor.

Während die Stadt selbst von alterthümlicher, enger Bauart ist, während die Straßen fast düster sind, breitet sich, sobald man sie durch eins der breiten, kolossalen Thore, die den maurischen Styl verrathen, verlassen hat, die lachenden Gefilde aus.

Wir gehen zwischen blühenden Gärten hin, über denen die Palmen ihre Kronen wiegen, und kommen in schattige Cypressenhaine und Wäldchen, in denen uns eine wohlthuende Kühle entgegen weht.

Die schönen Frauen von Burgos ergehen sich hier, wenn der Abend naht; luftige, bunte Gewänder leuchten durch das Grün und aus der Ferne tönt dann wohl der zitternde Ton einer Mandoline herüber, die ein Jüngling, auf dem Mose ruhend, mit geübter Hand schlägt.

Einen seltsamen Eindruck macht das Klosterglöcklein, das, sich mit diesen Tönen mischend, herüberklingt, melancholisch, ernst, mahnend.

Das Kloster, von dem es herüberzittert durch die stille Abendluft, liegt einige tausend Schritte von der Stadt entfernt hinter den Wäldchen, durch die der Weg sich zu ihm schlängelt.

Der Mond erscheint am Himmel und gießt sein mildes Licht aus auf die dunklen Mauerwerke, die es umschließen.

Wenn die Wäldchen ganz hinter uns liegen, gewahren wir, daß außer dem Kloster, das vor uns sich befindet, seitwärts in geringer Entfernung noch ein zweites mit seinen graubraunen Mauern sich erhebt.

Als die Dunkelheit zunimmt und der letzte helle Schimmer der untergegangenen Sonne vom Horizont verschwindet, sehen wir aus der Pforte des rechts liegenden Klosters einen tief in seine braune Kutte gehüllten Mönch schlüpfen und, nachdem er sich überzeugt hat, daß Niemand in der Nähe ist, dem andern Kloster zuschreiten, das vor uns liegt.

Es ist das der Carmeliterinnen von Burgos.

Der Mönch hat in demselben wohl einen ebenso wichtigen wie geheimen Auftrag auszurichten.

Wie ein Schatten unhörbar schwebt er an dem niedrigen Gebüsch hin, der hohen, grauen, oben vom Alter angenagten Mauer zu, die das Kloster der frommen Schwestern in gewaltigem Viereck umgiebt.

An den kleinen Bogenfenstern der Zellen blitzt hier und dort ein Licht auf.

Der Mönch huscht gebückt dicht an der Mauer hin und nähert sich der tief eingebauten Pforte derselben.

Kein Laut tönt von dem Kloster oder von dem Garten herüber, der dasselbe umgiebt, wie die zum Theil über die Mauer ragenden Zweige verrathen — eine tiefe, feierliche Stille herrscht rings.

Der gewölbte Eingang zu der Pforte liegt in nächtlicher Finsterniß da, der Mond steht hinter dem Kloster und läßt die Schatten um so dunkler fallen.

Der Mönch verschwindet in dem Einbau, und gleich darauf hört man gedämpft den Klopfer an der Pforte dreimal ertönen, dann folgt wieder eine tiefe Stille.

Das Pochen des Mönchs ist wohl nicht bis in das Kloster

gedrungen — er muß dasselbe noch einmal lauter wiederholen und nun erst nähern sich knisternde Tritte der Pforte.

„Wer naht?“ fragt eine tiefe Stimme.

„Der Bruder Antonio!“ antwortet der Mönch.

„Was begehrt der fromme Bruder?“ fragte die Pförtnerin.

„Ich habe in wichtiger Sache die Schwester Francisca zu sprechen, fromme Schwester Schließerin!“

„Die Stunde des Sprechsaals ist längst vorüber, wie Du weißt, mein frommer Bruder!“

„Mache eine Ausnahme, Schwester Schließerin, ich muß die Genannte sprechen!“

„Du weißt, welche Strafe mich bedroht, wenn ich die Kloster-Ordnung verletze!“

„Meine Mission ist wichtiger, als Du denkst, und eine Strafe kann Dich nicht treffen, da ich einen Befehl der Patres von Santa Madre bei mir führe, der vor einer Stunde in dem Kloster eintraf!“

„So tritt ein, mein frommer Bruder Antonio,“ antwortete die Nonne nun williger, „soll ich Dein Kommen der ehrwürdigen Priorin melden?“

„Nein, meine Schwester, mein Erscheinen und Verschwinden soll ganz geheim bleiben!“

„Seltsam!“ murmelte die Schließerin und drehte den Schlüssel vorsichtig — im nächsten Augenblick öffnete sich leise die Pforte.

Antonio, der Mönch, schlüpfte auf den Klosterhof.

Im Hintergrunde vor ihm lag das graue, tiefdunkle Kloster mit seinen Bogenfenstern und dem schwarzen, offenen Portal, zu beiden Seiten des Fliesenganges befanden sich reichbelaubte und vom Monde beschienene Bäume.

Der Mönch schien in dem Nonnen-Kloster nicht zum ersten Male zu sein, denn ohne Weiteres wandte er sich dem Eingange zu.

„Kennst Du die Zelle der Schwester Francisca?“ fragte leise die Schließerin.

„Irre ich mich nicht, so befindet sich dieselbe in dem Kreuzgange unten rechts hinter dem ersten Pfeiler.“

„Es ist, wie Du sagst, mein frommer Bruder!“

Antonio huschte dem Portal zu, während die Schließerin ihm folgte, und verschwand schnell in dem dunklen breiten Gang, zu dessen beiden Seiten Zelle neben Zelle lag.

Im Hintergrunde befand sich die Treppe, die zu dem Chore hinauf führte.

Der Mönch wandte sich in den rechts liegenden Theil des Kreuzganges, dann trat er hinter den Pfeiler und auf die hohe, hölzerne Thür zu, die die erste Zelle dieses Ganges schloß. Er erfaßte den eisernen Knopf und zog die Thür auf.

Vor ihm lag nun die matt und spärlich erleuchtete Zelle der Schwester Francisca.

Die schöne Perlen-Dame, die flüchtige Nonne von Burgos, welche José wieder in das Kloster geschafft hatte, ist bleich und elend geworden — nichts mehr verräth ihre einstige Schönheit.

Sechs Monate hat sie in schwerer Clausur zugebracht, tief unten in den Gewölben des Klosters — und dort vergeht allerdings der Schmelz der Jugend, dort verraucht die Schönheit! —

Die Schwester Francisca fuhr empor, als plötzlich die Thür ihrer Zelle geöffnet wurde — sie deckte hastig ihr Lager zu, neben dem sie kniete, und erhob sich, um zu sehen, wer ihr nahte.

Die Ausstattung der Zelle war mehr als ärmlich, wie es sich für sogenannte Bettel-Orden schickt.

Ein grobgezimmerter Tisch, auf dem das flackernde Licht stand, ein Stuhl, ein Crucifix und das elende Lager war Alles, was man erblickte.

Francisca trug das braune Gewand der Nonnen — sie erschrak, als sie einen Mönch vor sich sah und erhob abwehrend ihre Hände —

„Bist Du es, gräßliches Scheusal!“ rief sie, „bist Du es, José von Santa Madre? Dann sollst Du einen Anblick haben, vor dem Du zurückschaudern wirst!“

„Was sprichst Du, meine fromme Schwester, der Bruder José weilt sehr fern von hier!“

„Wer bist Du denn, ich kenne Dich nicht!“

„Der Bruder Antonio naht Dir im Auftrage des frommen José —“

„Des frommen José?“ — lachte gräßlich die Nonne — „des frommen José! Er ist mein Fluch, mein Verführer! Blicke her, Antonio, blicke her und wiederhole dann, daß der fromme José Dich schickt!“

Die bleiche Nonne trat an ihr Lager und hob die Decke, die sie vorhin so ängstlich über einen Gegenstand geworfen hatte, neben dem sie gekniet —

Antonio erblickte nun ein kleines, kaum einen Monat altes Kind — der wogende, volle Busen der Nonne verrieth, daß sie ihm bisher heimlich die Nahrung gespendet hatte —

Antonio erschrak nicht, wie Francisca es erwartet — „Ich wußte bereits, was Du mir zeigst!“ sprach er.

„Du wußtest — Niemand im Kloster hat eine Ahnung davon, daß dieses Kind hier geboren ist!“

„Trotzdem wußte ich von demselben — sieh her, hier ist der Befehl, dieses Kind Dir abzunehmen!“

„Du wolltest mir mein Kind rauben?“

„Nicht solche Bezeichnungen, Schwester Francisca, für wohlgemeinte Verordnungen! Du bist erregt! Die ehrwürdigsten Väter wollen nicht Deinen Untergang, der unvermeidlich wäre, wenn man Dein Geheimniß hier ergründete — und ein Schrei des Kindes kann Dich verrathen! Nein, sie wollen Dein Bestes, indem sie mich beauftragten, Dein Kind in Empfang zu nehmen und es in Burgos einer ehrsamen Bürgerfamilie zu übergeben, allwo Du dasselbe stets sehen kannst, wenn Du Verlangen danach hast! Es bleibt Dein Kind, Du sollst alle Rechte behalten! Der Einfluß des frommen José hat es nur bewirkt, daß Du jeder Strafe, die, wie Du weißt, furchtbar sein würde, fern bleiben sollst!“

„Wie fürsorglich der fromme José ist, dieses Scheusal in

Menschengestalt! Wie gütig er mir die Strafe erlassen will, nachdem er mich seinen ekelhaften Gelüsten geopfert hat!"

„Halte Dich nicht für rein, Schwester Francisca! Ein Weib, das verführt ist, hat selbst Schuld an ihrem Fall, sonst wäre das Unerhörte unmöglich gewesen!"

„Wie, Du wagst es, mich zu verdächtigen?"

„Ich spreche die Wahrheit! Kein Weib ist schuldlos, wenn es verführt ist! Du konntest den von Deinen Reizen berauschten Bruder José erwürgen, zurückstoßen — Du konntest Dich wehren, konntest Deine Unschuld retten, aber Du thatest es nicht, Du entschuldigst Deine eigene sinnliche Verblendung durch eine Ueberwältigung, die nie möglich ist!"

„Elender — Du wagst es, mich anzuklagen? Weißt Du, daß Du durch Deine Worte gestehst, wie Du ein Genosse, ein kundiger Cumpan jenes Erbärmlichen bist?"

„Weil ich die Wahrheit sage! Ereifere Dich nicht unnütz, Schwester Francisca, ich komme nicht als Dein Widersacher zu Dir, sondern als Dein Retter! Doch schließt das nicht das Recht aus, Dich daran zu mahnen, daß Du eine Schuldige bist, ebenso gut wie der fromme Bruder José, der den verbotenen Früchten erlag, welche Du, Eva, ihm hinhieltest! Ein Mann bleibt ein Mann, auch in der Kutte, oder meinst Du, daß ihm mit der Tonsur auch seine Mannbarkeit geraubt wird? Thörin, Deine Reize lockten den frommen José, Deine weltliche Schönheit, die einst groß war, so daß der Marquis von Salamanca, der verblendete Jüngling, Dich entführte, raubte dem Ordensbruder seine Sinne, seine Vernunft! Erkenne nun seine Großmuth darin, daß er Dich von jeder Strafe errettet, erkenne seine Güte darin, daß er für die Frucht Deiner sündigen Liebe sorgen will!"

„Sündige Liebe" — wiederholte die Nonne — „o, es ist ein gräßlicher Hohn der Natur, daß sie jene verfluchte Stunde mit dieser Frucht segnete!"

„Ich kam, um diese Frucht zu entfernen! Gieb mir das Kind, ich will es mit mir nehmen!"

„Laß es mir — es ist ein unerklärliches Räthsel, ein wundersames Geheimniß, daß ich es liebe!“

„Eben weil Du es liebst, wirst Du es mir anvertrauen, damit ich es in Sicherheit bringe! Es soll Dir unverloren sein, es soll Dir gehören, Du sollst es, wenn Du ein Verlangen nach ihm hast, wiedersehen dürfen!“

„Fort von mir, ich gebe mein Kind nicht preis!“

„Wahnsinnige, vergißt Du, daß Dir die Tortur und ewige Kerkernacht sicher ist, wenn Dein Gelübdebruch ruchbar wird?“

„Ich werde gern leiden, gern in den Gewölben schmachten, wenn man den Knaben mir läßt!“

„Welche verblendete Thorheit, unglückliche Schwester! Man wird Dein Kind Dir mit Gewalt rauben und in jenen vermauerten Abgrund zu den Gerippen ähnlicher sündhafter Früchte werfen, damit es vermodere und verwese, statt es Dir zu lassen!“

„Heilige Jungfrau!“ rief die Nonne und brach zusammen —

„Erhebe Dich, Schwester Francisca, sei stark und getrost — ich komme, um Dein Kind zu retten, nicht, um es Dir zu rauben!“ sprach der Mönch.

„Entsetzlich!“ stöhnte die Knieende, die nun ihre Arme um den Knaben schützend geschlungen hatte, der auf ihrem Lager ruhte.

„Erkenne die hohe Gnade, die Dir zu Theil wird! Du und Dein Kind, Ihr Beide sollt gerettet werden! Widerstehst Du mir, bewirkst Du, daß Dein Gelübdebruch ruchbar wird, dann seid Ihr Beide verloren, und Dein Kind kommt in das Grab, zu den Gebeinen der kleinen Leichen, in das Gewölbe des Klosters!“

„So nimm es — nimm es, Gräßlicher!“ ächzte die Nonne, „raube es der Mutter, die es liebt, obgleich es ein Kind des Fluches und nicht der Liebe ist!“

„Sprich leiser, Du verräthst Dich, Schwester Francisca! Noch eins — wo befindet sich jene fremde Novize, die vor Monaten mit Dir hier eintraf?“

„Frage die Priorin, Mönch!“

„Wenn ich sie fragte, würde es wahrscheinlich sein, daß sie den eigentlichen Zweck meines Kommens, der Dich betrifft, erführe!“

„Du willst mir drohen — ich fürchte nun nichts mehr!“

„Erschöpfe nicht meine Geduld!“

„Geh zu der Priorin und frage sie!“

„Denke an das Gewölbe der Gebeine, unbußfertige Nonne!“

„Entsetzlicher — Du bist ein Genosse jenes José! Das arme, deutsche Mädchen, das mit mir zusammen hierher kam, ist sehr krank!“

„Ich weiß es!“

„Die Unglückliche ist unkenntlich, seit José vor einigen Wochen zum letzten Male hier war!“

„Wo wird sie aufbewahrt?“

„In dem zweiten Gewölbe!“

„Also noch immer in derselben tiefen Zelle?“

„Noch immer — bringst Du ihr den Tod?“

Der Mönch Antonio schien diese Frage zu überhören —

„Hat die Schwester Schließerin zu dem zweiten Gewölbe Zutritt?“ fragte er.

„Sie vertritt die Löwenwärterin,*) seit die Schwester Cölestina begraben ist!“

„Gut — nimm Abschied von Deinem Kinde!“

Die Nonne warf sich schluchzend auf den Knaben, der seine kleinen, dünnen Aermchen nach ihr ausstreckte und dann, als die Mutter ihn küßte, sich anschickte, zu schlafen!

Francisca betete für den kleinen José — sie richtete ihre Blicke zu dem Crucifix hinauf — sie hauchte noch einen Kuß auf die Wangen des Knaben, den sie geboren, dann hüllte sie ihr Antlitz in ihre Hände — —

Der Bruder Antonio näherte sich dem Lager der Nonne —

---

*) Löwenwärter heißen in allen Klöstern die Aufseher der in den Gewölben Gefangenen.

er streckte seine Arme nach dem Kinde aus — ein Schrei entrang sich den Lippen Francisca's —

Der Mönch hatte den Knaben erfaßt und unter seine Kutte gesteckt, wo derselbe ruhig weiter schlief.

Dann huschte er mit seiner Beute aus der Zelle, in der die unglückliche Nonne wehklagend zurück blieb — sie wußte ja noch nicht, daß dieser Sohn José's ein treues Abbild seines Vaters sein sollte — und hätte sie es auch gewußt, sie wäre von ihrer Mutterliebe dennoch mächtig erfüllt gewesen.

Antonio schlüpfte mit seiner Last aus der Zelle und wandte sich in dem Kreuzgang zu derjenigen der Schließerin, welche gleich zur Seite des Portals sich befand.

„Führe mich," sprach er leise zu der sich erhebenden, ältlichen Nonne, die an dem Strick, welcher ihre Kutte umschloß, einen großen Schlüsselbund hatte, „zu der fremden Novize, die in dem zweiten Gewölbe sich auf den Eintritt in den Orden vorbereitet!"

„Zu Margaretha?"

„So lautet ihr Name in dem Befehl der Patres!"

Die Schließerin wagte es nicht, nach diesen wohlberechneten Worten zu widersprechen.

Der Mönch schritt voran — die Nonne ergriff die kleine, mit Glas umhüllte Lampe, die auf dem Tisch der Zelle stand, und folgte ihm.

Antonio schien in die Mysterien dieses Klosters vollkommen eingeweiht zu sein, denn er ging, ohne zu fragen, der im Hintergrunde des Kreuzganges befindlichen, alten Treppe zu, bog um den Mauer-Vorsprung zur Seite derselben und stand nun vor einer niedrigen, oben spitzen Thür.

Die Nonne öffnete dieselbe.

„Sei so gut, leuchtend voran zu gehen, fromme Schwester!" flüsterte er.

Die Schließerin that, wie er befohlen — er schien auf sie eine Allgewalt auszuüben, seitdem er ihr den Befehl der Groß-Inquisitoren von Santa Madre gezeigt, in welchem geschrieben

stand, daß den Anordnungen des Bruders Antonio unbedingt Folge zu leisten sei.

Der Mönch lehnte hinter sich die Pforte wieder an und stieg dann dicht hinter der Nonne, welche die Laterne an ihrer Linken zur Erde hielt, eine Steintreppe hinab.

Als die Stufen aufhörten, befanden Beide sich in einem langen, gewölbten, finstern Gang.

Der Schein der Laterne fiel unheimlich auf das feuchte Getäfel des Bodens und auf die Thüren zu beiden Seiten, über denen sich Kreuze befanden.

Man konnte hören, daß hinter diesen Thüren hier und dort sich eingekerkerte Nonnen aufhielten —

Der durch die Ritzen in die elenden Zellen dringende Schimmer ließ sie wohl den Besuch der Wärterin oder des Beichtigers erwarten, da sie ungeduldig hin und her liefen, mit dem Stroh raschelten oder tief und schwer seufzten.

Die Schließerin so wenig wie Antonio achteten darauf — sie schritten schnell durch den langen, von modrigem Geruche erfüllten Gang, an dessen Ende sich einige Steinstufen befanden, die zu einem Betpulte führten.

Auf demselben stand ein schwarzes, hohes Crucifix.

Vor dem Betpulte theilte sich das Gewölbe in zwei Gänge.

Die Nonne wandte sich dem rechts gelegenen Theile zu und stieg mit Antonio bald wieder eine Anzahl Stufen hinunter.

Nun gelangte man in das zweite Gewölbe.

Am Fuße der feuchten, schlüpfrigen Treppe befand sich eine Thür. Die Schließerin öffnete sie, und nun lag vor den beiden von Luft und Licht vollkommen Abgeschlossenen ein breiter, nasser, abschreckender Gang.

Ein ekelhafter Dunst, der den Athem zu ersticken drohte, drang aus demselben.

Schwarze Schnecken und anderes gräßliches Gewürm schlüpfte und huschte vor dem plötzlichen Schimmer in die Winkel und Löcher.

Stöhnen und Wehklagen schollen wie aus dem Grabe herauf.

Im Hintergrunde dieses Ganges befand sich die Thür, welche zu der Marter-Kammer führte — rechts und links aber waren verschlossene Kelleräume, in denen Unglückliche oft jahrelang schmachteten.

„Schwester Schließerin," sprach Antonio leise, „öffne mir zuerst Margaretha's Zelle, ich habe mit ihr zu verhandeln, alsdann schließe uns die Thür zu dem unterirdischen Gange auf!"

Die Nonne blickte mit der Miene ängstlicher Ueberraschung zu Antonio auf —

„Ich darf unter keinen Umständen die Thür öffnen!" wand sie leise ein.

„So befehle ich es Dir im Namen der ehrwürdigsten Patres, Schwester Schließerin! Die Novize Margaretha befindet sich nicht sicher genug in der Zelle des zweiten Gewölbes, ich habe den Auftrag erhalten, sie für die nächsten drei Tage in den unterirdischen Gang zu schaffen!"

„So übernimmst Du jede Verantwortung, mein frommer Bruder?" fragte sie.

„Jede! Oeffne — die Zeit drängt!"

Die Nonne durfte nicht länger zögern. Sie schritt auf dem schlüpfriggrünen Boden, die Lampe vor sich haltend, einer der Zellen zu und öffnete die Thür — der Schlüssel verursachte ein unheimlich tönendes Kreischen in dem alten, verrosteten, großen Schloß.

Die Thür that sich auf —

Antonio näherte sich der Zelle, in die der Schimmer der Lampe fiel.

Es war ein gräßlicher, kleiner, niedriger Raum, der vor dem Mönch lag.

Die Wände desselben blitzten von sickernden Tropfen. Ein Wasserkrug und ein Teller mit Speiseresten standen neben der Thür. Kein Licht brannte in dem Raum, kein Geräth befand sich

in ihm — nichts als ein ärmliches Bett und ein aus Holz geschnitztes Crucifix.

Vor ihm kniete, als der Mönch eintrat, in tiefes Gebet versunken, ein bleiches Mädchen.

Wir erkennen dasselbe kaum wieder!

Margarethe, die unglückliche Tochter Eberhard's, ist es, die den Kelch ihrer Prüfungen und Buße leert — Margarethe, die einst so liebreizende, anmuthige Gestalt ist es, die wir auf dem feuchten Boden vor dem Crucifix finden!

Ihre blonden, schönen Haare wallen in üppiger Fülle an ihren Schultern herab — die Wangen sind bleich und elend geworden; die blauen, einst so verführerischen Augen haben ihren feuchten Glanz verloren, sie liegen tief und verrathen deutlich, daß eine geheime Krankheit an dem Leben Margarethe's zehrt.

Sie weilt in diesem grauenhaften Gefängniß, in das sie durch José geschleppt wurde, nun fast seit zehn Monaten — eine Ewigkeit für diese Zelle!

Aber obgleich Entbehrung und Gram, Gefangenschaft und geheime Mittel, die auf das Geheiß Schlewe's José ihr mit List und Vorsicht beizubringen verstanden hatte, an ihrer Gesundheit so furchtbar genagt, daß sie kraftlos einem elenden Schatten glich, verriethen ihre Züge dennoch ihre frühere Schönheit! Noch immer ruhte ein unnennbarer Schmelz auf ihrem lieblichen Antlitz und eine unvergängliche Anmuth auf ihrer Erscheinung!

Margarethe blickte auf — ihre großen, blauen Augen fielen auf die geöffnete Thür — sie glaubte in dem eintretenden Mönch den gräßlichen José zu erkennen.

Eine fieberhafte Angst malte sich in ihren Mienen — sie zitterte, während ihre müden und schwachen Glieder sich kaum aufzuraffen vermochten.

„Kommt Ihr schon wieder, um mich zu quälen?“ hauchte sie — „o, habt doch endlich Erbarmen mit mir!“

Der Mönch verstand die deutschen Worte des Mädchens nicht — und wenn er sie auch verstanden, wie konnte in ihm Mitleid rege werden?

Dieser Mönch Antonio war nur ein willenloses Werkzeug, eine Maschine, die den Befehl der Patres vollführte.

„Folge mir!“ sagte er in spanischer Sprache und winkte der unglücklichen Margarethe.

„Wie, Ihr wollt mich befreien — Ihr wollt mich endlich aus diesem gräßlichen Kerker bringen?“ fragte das Mädchen, auf dessen Antlitz ein Hoffnungsstrahl aufblitzte.

Antonio trat näher zu der Knieenden und reichte ihr seine Hand — Margarethe ergriff sie mit Ungeduld, da sie nun in dem Schimmer der Laterne erkannte, daß nicht José es war, der ihr beistehen zu wollen schien — sie, die Schwergeprüfte, konnte noch hoffen! Sie, die von Unglück und Schmerz Verfolgte, konnte noch den Gedanken hegen, erlöst zu werden!

„Ich bin so krank und schwach,“ sagte sie, während große, heiße Thränen aus ihren müden Augen rollten, „helft mir — mein einziger Weg ist von dem Lager zu dem Crucifix und von dem Crucifix zurück zu dem Bett! Und selbst dazu gebrauche ich meine ganze Kraft!“

Der Mönch, hart und kalt, lieblos und ohne Mitleid, riß die Arme empor, daß sie zitternd sich abwandte und erkannte, was ihr bevorstand.

Er ergriff sie, als er sah, daß sie wirklich sehr schwach war, und trug sie aus der Zelle, da er Eile hatte.

Die Schließerin hatte unter der Zeit ein altes, hohes Betpult im Hintergrunde des Ganges von der Wand entfernt.

An der Stelle, die nun erst dem Auge sich zeigte, befand sich eine verborgene, kleine, niedrige Thür, gerade groß genug, um einen Menschen, wenn sie geöffnet war, durchzulassen.

Die Nonne suchte nach einem sonderbar geformten Schlüssel an ihrem Bunde und schloß die Thür auf —

Antonio trug Margarethe herbei —

„Was thut Ihr? — Ihr mordet mich — Hülfe — —“

Die Rufe der Unglücklichen verhallten grauenhaft in den weiten, gewölbten Gängen —

Niemand nahte — Niemand verstand die Worte des fremden

Mädchens, das der Mönch in den finstern, nun vor ihr gähnenden Raum stieß!

Ein gräßlicher Schrei entrang sich ihren Lippen —

Dann sah sie sich in tiefer, undurchdringlicher Nacht — lebendig begraben — verloren — dem Tode preis gegeben!

Antonio hatte die Thür schnell in das Schloß geworfen —

Die Nonne hatte den Schlüssel zweimal umgedreht — dann hatten sie das alte Betpult wieder vor die Thür geschoben und so jede Spur der Unglücklichen verwischt — noch drangen wie aus einem tiefen Grabe die absterbenden Laute zu ihnen —

Bald aber verstummten auch sie — —

Grauenhafte Ruhe folgte dieser Scene, nur unterbrochen durch das Aechzen wachgerufener, in den Zellen rings schmachtender Nonnen — —

Der fromme Bruder Antonio und die Schwester Schließerin schritten nun zurück der Treppe zu, nachdem sie die leere Zelle Margaretha's verschlossen.

Bald hatten sie das obere Gewölbe erreicht, und aus ihm gelangten sie schnell wieder in den Kreuzgang des Klosters.

Antonio flüsterte einen frommen Gruß, die Nonne erwiderte denselben —

„Habe ich für die schwergestrafte Novize Margaretha irgend welche Sorge zu tragen?" fragte die noch ein wenig menschliche Schließerin.

„Du hast weder für sie zu sorgen, noch über sie jemals ein Wort fallen zu lassen!" antwortete zwar leise, aber mit eindringlicher Betonung der Mönch, „gedenke Deiner Gelübde!"

Antonio huschte dem offenen Portal zu, während die Schließerin ihm in einiger Entfernung folgte.

Es war finstere Nacht draußen.

Der Mond war von Wolken verschleiert, nur hin und wieder drang ein bleicher Strahl aus ihnen auf die schlummernde Erde.

Der Nachtwind flüsterte in den Zweigen der Bäume des Klostergartens, und eine Nachtigall ließ ihre schwärmerischen Klagen

ertönen, die in dieser Umgebung einen noch tieferen Eindruck zu machen im Stande waren.

Antonio hörte nicht auf den Gesang — tief in seine braune Kutte gehüllt, eilte er dem Ausgang des Klosters zu.

Der Schlüssel steckte in der Pforte — er konnte sie sich selbst öffnen — die Schließerin hatte dann hinter ihm die Pforte nur wieder in Sicherheit zu bringen.

Da, als er eben die Hand auf den Schlüssel legen wollte, hörte er außerhalb der Mauer leise Tritte und gleich darauf ein dreimaliges, gedämpftes Klopfen.

Der Mönch trat an die kleine Oeffnung in der Pforte, durch die er hinaus sehen konnte —

Nicht eine Nonne stand draußen, sondern ein Mann, der einen dunklen Ueberwurf sehr hoch um seine Schultern gezogen hatte.

Die Schließerin war auf den klopfenden Laut schnell näher gekommen.

„Tritt in den Schatten der Bäume!" flüsterte sie dem Mönch zu, der ihrem Rathe folgte.

„Wer pocht?" fragte sie dann lauter dicht an der Pforte.

„Befindet sich der fromme Bruder Antonio hinter dieser Klostermauer?" fragte eine Stimme in gutem Französisch.

Die Schließerin verstand vollkommen, was der fremde Mann sagte, trotzdem warf sie einen unschlüssigen Blick auf den im Schatten stehenden Mönch.

„Laß Dir sagen, wer er ist und was er will!" flüsterte der Bruder Antonio.

„Was führt Dich her, Fremdling, und was ist Dein Begehr? Du wirst wissen, daß Niemand ohne Weiteres ein Kloster betreten darf!"

„Ich weiß es, fromme Schwester, und ich will auch nicht diese Pforte betreten! Man sagte mir drüben an dem Carmeliter-Kloster, daß der Bruder Antonio hier zu finden sein würde, und da ich denselben in sehr wichtiger Sache sprechen muß, eilte ich her!"

„Nenne mir Deinen Namen, Fremdling, damit ich dem frommen Bruder denselben mittheile!“

Der in den dunklen Ueberwurf gehüllte Fremde schien zu zögern, dann aber sprach er leise:

„Sagt dem Bruder Antonio, der Baron Schlewe sei es, der ihn um eine Unterredung bitte!“

Nunmehr trat der Mönch aus dem Schatten der Bäume und näherte sich der Pforte.

„Die heilige Jungfrau nehme Dich in ihren Schutz, fromme Schwester Schließerin,“ sprach er — „öffne!“

Die Nonne that es.

Antonio huschte durch die Pforte.

„Folgt mir, Herr!“ flüsterte er.

„Seid Ihr derjenige, an den ich gewiesen bin?“ fragte der Baron sehr leise, den Mönch vor sich im Einbau der Pforte sehend.

„Ich bin der Bruder Antonio, den Ihr sucht, Herr! Laßt uns hier den Weg betreten, der nach dem Carmeliter-Kloster drüben führt — es ist nicht gut, in der Nähe von Mauern sich zu unterhalten!“

Der Mönch erfaßte die Hand des hinkenden Barons, dessen Hut und Mantel sehr dick mit Staub bedeckt waren, ein Beweis, daß er soeben eine weite und eilige Reise gemacht, und zog ihn mit sich dem Wege zu, der an Gebüschen vorüber nach dem fern in dunklen Umrissen daliegenden Kloster führte.

Der Mond warf hin und wieder einen bleichen Blick auf die Wälder in der Ferne und auf die üppig grüne Umgebung der beiden sich so nahen Klöster. Eine milde, erquickende Nachtluft wehte den beiden dunklen Gestalten entgegen, die, auf dem Wege hinschreitend, einen unheimlichen Eindruck machten.

Der Mönch in seiner braunen Kutte, deren Kapuze er über den Kopf gezogen, blickte hin und wieder mit forschenden Blicken nach dem Wege hinüber, der fern von der Stadt Burgos durch die Gehölze sich heranschlängelte — es war, als befürchtete er die Ankunft eines Dritten. Schlewe, der hinkende Gefährte des

Satans, schritt an seiner Hand hin und schien sehr große Ungeduld zu haben.

Endlich, nun sie etwa die Mitte des Pfades erreicht, der die beiden Klöster verband, blieb Antonio stehen.

„Es ist Alles nach Eurem Willen geschehen, Herr!“ sprach er mit tiefer Stimme.

„So hat der Bote des Carmeliter-Klosters von Paris wirklich den Eisenbahnzug überholt?“ fragte Schlewe begierig, „ich habe nicht daran geglaubt!“

„Und doch ist es geschehen!“

„Wie war das möglich, mein frommer Bruder?“

„Die Klöster sind seit kurzer Zeit durch einen sehr klugen und geschickten Mönch mit Drähten versehen und verbunden — diese Drähte durchzuckt ein Blitz, und dieser Blitz schreibt!“ erklärte Antonio. „Als Euer Feind, der weltliche Fürst, mit seinem Zuge nach der Grenze eilte, und Ihr in dem Kloster der Straße St. Antoine in Paris Rath und Hülfe suchtet, Herr, war nach wenigen Stunden schon Eure Botschaft in meinen Händen —“

„Unglaublich — herrlich!“ gestand Schlewe, der den damals noch nicht verbreiteten Telegraphen in solcher Wirkung nicht kannte.

„Ich wandte mich nach Santa Madre in Madrid, um Befehle einzuholen, und erhielt vorgestern gleich die Antwort des frommen Bruders José!“

„Und wie lautete dieselbe?“

„Daß ich Euren Willen zu erfüllen hätte, Herr!“

„Und der Fürst — er ist schon hier?“

„Nein, Herr — der weltliche Fürst hat vorgestern nicht weit diesseits der Grenze das Unglück gehabt, mit den Pferden zu stürzen — der Unfall hält ihn fast drei Tage auf!“

„So bin ich wirklich doch noch vor ihm hier angekommen?“ fragte der Baron entzückt, während seine grauen Augen blitzten.

„Ihr seid es, Herr, doch kann der weltliche Fürst noch vor dem Morgen ebenfalls hier eintreffen, da er Wagen und Pferde requirirt hat!“ berichtete der Mönch.

„Habt vorläufig Dank für diesen Dienst — Ihr habt Alles vortrefflich eingerichtet und ich muß über Eure Macht staunen — doch nun noch Eins: Jene fremde Novize hier im Kloster muß beseitigt werden — der Fürst darf dieselbe um keinen Preis finden!“

„Es ist bereits geschehen, Herr!“ antwortete der Mönch.

„Und sie ist für ihn unerreichbar — todt?“

„Begraben, Herr!“ ergänzte Antonio unheimlich.

„Nehmt, mein frommer Bruder! Ein vorläufiger, kleiner Beweis meiner Dankbarkeit,“ sprach Schlewe nun und reichte dem Mönch eine Rolle mit Goldstücken — „ich eile zurück, denn nun bin ich beruhigt!“

„Es war eine weite Reise, die Ihr gemacht habt, Herr!“ sprach der Mönch, das Gold in eine Tasche seines Gewandes gleiten lassend. „Wollt Ihr nicht hier bei uns im Kloster übernachten?“

„Ihr seid gütig und ich bin ermüdet!“

„Kommt, ich theile meine Zelle mit Euch!“

„Sei es denn, laßt uns eilen!“ sagte der Baron und schritt schnell auf dem Pfade hin, der zu der Mauer des Carmeliter-Klosters führte.

Kaum hatten sie die Pforte erreicht, kaum waren sie hinter derselben verschwunden, als fern am Walde drüben plötzlich eine Staubwolke hochauf wirbelte.

Drei Reiter waren es, die mit verhängten Zügeln daher sprengten.

Der Erste von ihnen, der um eines Pferdes Länge voraus war, wandte sich dem Kloster zu.

Achtes Kapitel.

Eine büßende Magdalena.

Bevor wir sehen, wer diese Reiter waren, müssen wir einige Tage zurück greifen, um zu erfahren, wie es dem Mönch Antonio möglich gewesen, die Reise Eberhard's, für den es sonst Hindernisse nicht gab, um zwei Tage zu verlängern.

Die Eisenbahnstränge verbanden zu der Zeit, in der dieser Theil unserer Erzählung spielt, noch nicht in solcher Vollendung die Länder, wie es heute der Fall ist.

Die Südbahn, welche Eberhard von Paris aus benutzte, führte bis zur Grenze, und von dort nur in ziemlich directer Linie nach der spanischen Hauptstadt Madrid, von der aus man wieder bemüht war, das ganze Land mehr und mehr mit Eisenbahn-Netzen zu versehen.

Von der französischen Grenze nach dem seitwärts von dem Eisenbahn-Strange liegenden Burgos gab es keine andere Verbindung, als die Diligence,*) die man in dem Grenzstädtchen besteigen mußte, um in ihr die dreißig Meilen bis Burgos zurück zu legen — immerhin eine bedeutende Entfernung für Wagen und Pferde.

Denn während man, den Dampf benutzend, sie in vier oder fünf Stunden zurücklegen konnte, brauchte man mit der Diligence fast zwei Tage und zwei Nächte dazu.

Als der Post-Verwalter dem Fürsten von Monte-Vero diese Mittheilung machte und zwar in der devotesten Weise, da er an

---

*) Post.

dem betreßten Mohren es erkannte, daß er mit einem außergewöhnlich hochstehenden Herrn verhandelte, sann Eberhard einen Augenblick nach.

„Giebt es kein Mittel, diese Strecke schneller zurück zu legen?“ fragte er dann in elegantem Spanisch.

„Ja, hoher Herr,“ antwortete der Post-Verwalter nun williger, „es giebt ein Mittel, in zwei Tagen und einer Nacht nach Burgos zu gelangen!“

„Nennen Sie es mir!“ befahl der Fürst.

„Nehmen Sie eine vierspännige Extra-Diligence — sie kostet aber bis Burgos das Doppelte der gewöhnlichen!“

„Geben Sie mir eine sechsspännige, und wenn sie das Vierfache kostet!“

Der Post-Verwalter zuckte mit den Achseln —

„Sechsspännig ist nicht erlaubt, hoher Herr — nur fürstliche Herrschaften dürfen sechs Pferde haben.“

„So zögern Sie nicht, sechs Pferde vorlegen zu lassen, ich bin der Fürst von Monte-Vero!“

Das Gesicht und die Haltung des Post-Verwalters nahmen nun einen noch weit devoteren Ausdruck an.

„Zu Befehl, Hoheit!“ sagte er mit einer tiefen Verbeugung, während Eberhard seinem Martin befahl, den Betrag in Gold sofort zu berichtigen.

Es geschah, und nach kaum einer Stunde hielt die eleganteste Diligence, die der Post-Verwalter besaß, mit sechs Pferden auf dem Marktplatze vor dem Rathhause.

Eberhard bestieg dieselbe, Martin und Sandok setzten sich in den offenen hintern Theil derselben, und der Postillon schwang die Peitsche.

Der Verwalter empfahl demselben für die noch zu passirenden Theile des Pyrenäen-Gebirges die größte Vorsicht, sagte, daß zuerst in Pampelona und dann in Logronno neue Wagen und Pferde benutzt werden müßten, und wartete entblößten Hauptes, bis der fremde Fürst um die Ecke gebogen und seinen Blicken entschwunden war.

Die Reise bis Pamplona durch diesen gebirgigen Theil des spanischen Reiches war gefährlich, doch wurden auf den Befehl des kundigen Fürsten alle Mittel angewandt, die zur Hemmung des Wagens nöthig waren und so erreichte er denn in der Nacht schon die große Stadt, in welcher die Pferde gewechselt wurden.

Auf den Wunsch des Fürsten, und da er das Gold nicht sparte, ließ der Post=Verwalter von Pamplona ihm die Diligence.

Der neue Postillon schonte, da Eberhard ihn belohnte, die sechs Renner nicht, und so kam es denn, daß sie schon am Morgen des nächsten Tages den Ebro passirten und die Stadt Logronno erreichten.

Niemand hatte jemals diese Reise so schnell zurückgelegt, denn schon mit dem Anbruch der nächsten Nacht mußte Eberhard, wenn auch der letzte, etwa zwölf Meilen betragende Theil des Weges eben so rasch überwunden wurde, in Burgos eintreffen.

Sein Herz klopfte heftig bei dem Gedanken, nun endlich sein Kind zu finden, und er zählte mit Ungeduld schon die Stunden, die ihn nun noch von demselben schieden.

Auch Martin war, ein treuer Diener seines Herrn, in freudiger Erwartung, und Sandok sah nur mit seltsam mißtrauischen Blicken auf einen Mönch, der sich mehr, als es ihm gefiel, dem Posthause näherte und, wie es schien, mit dem Postillon bekannt war, welcher nun die Führung der Diligence übernahm.

Der erste Umstand, der in Logronno sich der Weiterreise entgegen stellte, war die entschiedene Weigerung des Post=Verwalters, denselben Wagen dem Fürsten auch für die Reise bis Burgos zu lassen.

„Und wenn Hoheit mir goldene Berge versprechen,“ sagte er mit Festigkeit, „so vermag ich es dennoch nicht; Hoheit müssen bei dem Dorfe Unglia die Sierra Vitoria passiren, dieses steile Gebirge mit den gefährlichen Engpässen, und das ist mit diesem Wagen eine Unmöglichkeit!“

„So werde ich mit meiner Begleitung an den gefährlichen Stellen aussteigen!“ wandte Eberhrd ein.

„Die sechs Pferde vor dem Wagen sind für diesen Theil der Reise schon gegen die Verordnung, da vor einigen Jahren das Unglück es wollte, daß die sechsspännige Equipage des Infanten Miguel stürzte — aber Hoheit sollen nicht glauben, daß ich unnütze Einwände zu machen wage —“.

„Die Pferde und den Wagen bezahle ich — hier ist der Betrag für Alles!“

„Hoheit sind sehr gütig — die sechs Pferde sollen bleiben — die Diligence muß gewechselt werden!“

Eberhard sah, daß er durch diesen nutzlosen Handel nur aufgehalten wurde, und er willigte daher endlich ein, die schwerfällige und mit Hemmschuhen versehene Kutsche zu besteigen, welche der Post-Verwalter von Logronno ihm stellte.

Der Postillon schien ein etwas wortkarger Bursche zu sein, den Martin, trotzdem er ihn schon im Voraus durch einige Goldstücke zu gewinnen suchte, nicht mit Wohlgefallen die Führung übernehmen sah.

Die sechs Pferde, welche er vor die Kutsche spannte, waren sehr kräftige, aber auch sehr feurige Thiere, die schnaubend und stampfend sich in das Joch fügten, das der Postillon ihnen in Gestalt der Riemen und Stränge anlegte.

Sandok hatte während der Zeit ein wachsames Auge auf den Mönch, doch bemerkte er nicht einen weiteren Verkehr zwischen demselben und dem Postillon.

Das Gespräch unter diesen war längst heimlich abgeschlossen und es war dasselbe dem Abgesandten Antonio's um so leichter geworden, da die Bevölkerung Logronno's ganz und gar von der Geistlichkeit beherrscht wurde.

Der Einfluß eines Mönchs auf Leib und Seele desjenigen, den er gewinnen wollte, war unwiderstehlich, und er konnte selbst nicht durch die Goldstücke geändert werden, welche der Fürst durch Martin spendete.

Eberhard aber war ahnungslos davon, daß seine Reise, seine Ankunft in Logromo schon seit Tagen in dem Carmeliter-Kloster von Burgos bekannt war, da er nicht wußte, daß die Klöster bereits mit einer electrischen Verbindung geheim versehen waren, welche eben erst ihre unberechenbare Thätigkeit begann.

Der Telegraph war in diesen Wochen erst von der kaiserlichen Regierung beachtet worden, und man begann die ersten Versuche mit demselben, während die Klöster ihn bereits benutzten.

Der Telegraph war es gewesen, der die Ankündigung Eberhard's möglich gemacht, der ihn überholt hatte — der electrische Funke, den man zum Sclaven des Wortes gemacht, war es gewesen, der ihm zuvor gekommen.

Obgleich Eberhard die ungeheure Bedeutung dieses neuesten Resultates menschlichen Sinnens erkannte und selbst in seinem Palais schon Versuche mit demselben hatte anstellen lassen, war es ihm doch unbekannt, daß gelehrte Klosterbrüder es bereits ausgebeutet und benutzt hatten.

Er bestieg daher die schwerfällige Kutsche mit dem Gedanken, allen Einflüssen Leona's und Schlewe's endlich zuvor gekommen zu sein und mit dem Anbruch der Nacht sein Kind wiederzufinden! —

Sandok, der es nicht wagte, dem Massa seine Beobachtung mitzutheilen, da es ihm nicht gelungen war, etwas Haltbares zu ergründen, setzte sich in den offenen, hinteren Theil des Wagens, abgeschieden von dem Fürsten; Martin aber, wie wenn er eine böse Ahnung hatte, setzte sich mit Erlaubniß Eberhard's neben den Postillon auf den Bock.

Er wollte die feurigen, wilden Pferde nicht der Führung desselben ohne Weiteres überlassen, obgleich er bemerkte, daß ihm seine Gegenwart sehr ungelegen war.

„Knalle nur,“ dachte er, als der Postillon seinem Aerger Luft machte, indem er seine Peitsche schwang und die sechs Pferde zu immer schnellerem Laufe reizte, „schwinge nur die Geißel, alter

Freund! Der Steuermann Martin läßt sich durch solche Sachen nicht abschrecken und bescheiden zur Räumung seines Platzes bringen! Potz Himmeldonnerwetter, wir wollen doch einmal sehen, was der in seinem Kopfe hat! Meint er es ehrlich, nun, dann kann er es sich auch gefallen lassen, daß ich bei ihm bleibe. Hat er aber Nebengedanken, dann werden sie ihm wohl vergehen, nun ich meine nicht gerade zarte und kleine Hand hier auf dem Leder liegen habe — in diesen verfluchten Gebirgen waren zu allen Zeiten Räuberbanden, desertirte Carlisten und dergleichen — ob der Kerl nicht mit ihnen in Verbindung steht und an Herrn Eberhard einen guten Fang zu machen glaubt? Mir fällt es gar zu sehr auf, daß das Gold auf ihn keinen Eindruck macht, das ist ein seltsamer Umstand! Natürlich, wenn man hunderttausend Realen zu erhalten hofft, achtet man zwanzig nicht! Warte, mein Bürschchen, der alte Martin ist kein Schulbube, mit dem man solche Späße sich erlauben darf! Dich holt der Teufel bei dem ersten verdächtigen Geräusch hier in dem Gehölz oder bei dem ersten Auftauchen unheimlicher Gestalten!"

So etwa lautete Martin's Selbstgespräch, während die Kutsche Logronno verließ und, nachdem man längere Zeit in fliegender Eile auf der Landstraße hingerollt war, durch einen Wald fuhr.

Die Pferde waren vortrefflich, und Eberhard sah ohne Mißtrauen und ohne Nebengedanken, nur mit Wohlgefallen, daß sein Wagen mit einer Schnelligkeit, wie sie ihm erwünscht war, auf dem Wege nach Burgos weiter eilte.

Trennten ihn nun doch nur Stunden noch von dem Aufenthalte Margarethens, die man ihm bisher mit Aufbietung aller, auch der erbärmlichsten Mittel fern gehalten, die man durch die Macht und Rathschläge Schlewe's erniedrigt und beseitigt, die beschimpft und unschuldig gefangen gehalten war!

Wahrlich, Eberhard fühlte, daß er einem schmerzlichen Wiedersehen entgegen ging, daß er eine Unglückliche finden sollte, die er mit sanfter Hand an sein Herz zu ziehen, auf den Weg des Hohen und Guten zu führen hatte!

Kannte sie ihn doch noch nicht einmal, da durch Leona's

Schlechtigkeit sein einziges Kind schon in der Wiege von ihm gerissen worden!

Was hatte er gut zu machen!

Welche Wohlthat, welche göttliche Freude aber auch war es für ihn, der Unglücklichen nun endlich zurufen zu dürfen: „Sieh hier Deinen Vater, der Dich mit Schmerzen sucht! Komm an mein Herz, Du meine einzige, leibliche Tochter!“

Es waren erschütternde, schöne Bilder, die vor der Seele des träumend dasitzenden Fürsten aufstiegen — Bilder, so verklärt und hoch, so herrlich und verlockend, daß sein edles Antlitz von wehmüthiger Freude erfüllt war.

Sollte doch nun endlich der heiligste Wunsch seines Herzens, das höchste Ziel seines Lebens erreicht werden — sollte er doch nun endlich sein Kind finden, das er mit Schmerzen seit Jahren gesucht hatte!

Eberhard sah sich schon im Besitz seines Kleinods, er erblickte jenes Mädchen, das Leona, um ihn zu erdrücken und leiden zu sehen, in Ketten ihm gezeigt hatte, die dasselbe unschuldig trug, in seinen Armen — —

„Nichts soll mich, wenn ich Dich endlich mein nenne, länger hier halten! Dich, meine Tochter, mit mir nehmend, will ich zurückfliehen nach jenem schönen Ort der Erde, nach jenen lachenden Gefilden, auf denen ich meinen Lebensfrieden wiederfand! Nach Monte-Vero wollen wir eilen! Dort unter dem ewigen Sonnenschein, dort, umgeben von guten, dankbaren Menschen, wollen wir ein Leben der Wonne führen! Ich will sanft Deine Hand ergreifen, meine Tochter, und in der Capelle meines Hauses will ich Dich vor Gott und Menschen mein höchstes Kleinod, mein Kind, meinen Schatz nennen, den Gott wiedergegeben hat nach langen, schweren Kämpfen!“ —

Die Kutsche eilte, hier und dort von Landleuten mit Verwunderung angestaunt, auf dem Wege hin — und näher, immer näher kam man dem ersehnten Ziele.

Gegen Mittag passirte der sechsspännige Wagen des Fürsten eine Stadt, hinter der die Höhenzüge sich ausbreiteten.

Martin begann bereits zu denken, daß seine Sorge vergebens und daß sein Mißtrauen gegen den wortkargen Postillon unrecht gewesen sei.

Er wußte, daß man in kurzer Zeit das Dorf Unglia erreichen würde, und daß von diesem nur noch etwa fünf Meilen zurückzulegen waren, so daß man mit der zehnten Abendstunde Burgos erreicht haben mußte.

Trotzdem war es ihm lieb, daß er eine Pistole und ein Dolchmesser bei sich trug, es wurde früh dunkel und dann hat eine fremde Gegend immer gerade für einen so erfahrenen Mann, wie Martin, etwas Unheimliches.

Er wußte außerdem auch, daß Sandok, gleich ihm, verborgene Waffen bei sich trug, und daß er auf ihn in der Gefahr bauen konnte, von dem Fürsten ganz abgesehen, dessen gewaltige Körperkräfte früher sich ja so oft bewährt hatten.

Es mußte daher schon sonderbar kommen, wenn eine Wegelagerer-Bande sie überwältigen sollte.

Der treue Martin ließ den mürrischen Postillon, der, als man durch das nur kleine Dorf Unglia gekommen, ängstlich und unruhig zu werden schien, nicht aus den Augen.

Er hatte einen zu tiefen Blick, als daß er nicht das veränderte Benehmen des Postillons bemerkt hätte, wiewohl derselbe seine Unruhe augenscheinlich zu bemeistern schien.

Der Weg wurde schmal und lief hin und wieder, während die Sonne sank, zwischen hohen Felsen hin.

Man fuhr allmälig immer mehr bergan.

Eine kalte Luft wehte, und die Vegetation begann kümmerlicher zu werden.

Die unten üppigen Bäume schrumpften zu verkrüppelten Zwergpalmen und Weiden zusammen — in den Felsenspalten wucherten nur stachelige Sträuche und Gebüsche, und nirgends war ein menschliches Wesen zu erspähen.

Die wenigen schmalen Thäler, die hin und wieder zwischen den Felsenzügen lagen, waren unbebaut, da es fast eine Unmöglichkeit war, ihnen Feldfrüchte abzuringen — nur im Herbst

pflegten arme Gemeinden ihre Hirten hier hinauf mit den Schafheerden zu schicken, damit diese das Gras abweideten.

„Es ist gefährlich hier," unterbrach der Postillon endlich das Schweigen, das so lange auf dem Bock der Kutsche geherrscht, „und ich mag nicht gern mit der Extra-Diligence diesen Weg machen!"

„Darum seid Ihr wohl so mürrisch und ängstlich? Fährt denn die gewöhnliche Diligence nicht auch hier?" fragte Martin, da er sich sagte, daß alsdann dem Postillon der Weg doch nicht ungewohnt sein konnte.

„Bewahre, die Diligence benutzt die weitere, aber auch sichere Landstraße unten durch den Engpaß von Vitoria!"

„Potz Himmeldonnerwetter! Weshalb wählten wir denn nicht auch lieber jenen Weg?"

„Weil Ihr so große Eile hattet — allerdings sparen wir hier vier Stunden!"

Martin sah in diesem Augenblick, daß der Postillon Recht hatte, wenn er diesen Weg gefährlich nannte, denn die Kutsche bog soeben um eine Felsenecke, hinter der sich ihm kein einladender Anblick darbot.

Der Weg, den die Kutsche nun verfolgen mußte, lief hart an einer steil aufsteigenden Felswand hin, während an der andern Seite desselben ein Abgrund gähnte, in dessen Tiefe ein Fluß rauschte.

Es war eine wild romantische Gebirgspartie, die sich rings ausbreitete, eine Felsengegend, wie man sie auf Gemälden in ihrer großartigen Schönheit bewundert.

Die Bewunderung und die Schönheit aber weichen, wenn man selbst eine Staffage dieser Gegend sein soll, wenn man sie in so gefährlicher Weise zu passiren hat.

Martin rief daher auch dem Postillon zu, die Pferde anzuhalten.

Er sagte sich, daß der Postverwalter vorhin Recht gehabt, wenn er behauptete, daß das Sechsgespann schon ihm ängstlich sei, denn während man zwei, allenfalls auch vier Pferde in

der Gewalt hat, entziehen sich die Vorderthiere eines Sechsgespannes doch ganz und gar derselben, wenn sie unruhig werden — ein wilder Seitensprung dieser Pferde riß unrettbar den ganzen Wagen in die Tiefe.

Der Postillon hielt die dampfenden und schnaubenden Thiere dicht vor dem gefährlichen Wege an, während Martin schnell vom Bock sprang und an den Wagenschlag trat.

„Was giebt es?“ fragte der Fürst ungeduldig.

„Einen Gebirgspfad, Herr Eberhard, den wir mit sechs Pferden betreten wollen!“

„Hast Du Angst, Martin? Deine ernste Miene verräth es mir! Ei, seit wann ist der viel erprobte und kühne Martinez denn so leicht besorgt?“

„Herr Eberhard wollen selbst einmal sehen,“ antwortete, ein wenig gekränkt, der Steuermann der Germania, „Martinez ist und bleibt der Alte — aber die Sache ist gar nicht so leicht zu nehmen!“

„Du theilst mir ja wahrhaft Deine Besorgniß mit! — Ich komme!“ rief der Fürst nun und trat aus dem Wagen, den Martin geöffnet.

„Drüben ist die Stelle, wo damals der Infant Miguel mit dem Sechsgespann hinab stürzte!“ erzählte der Postillon, nach einer Biegung des Wagens zeigend, um den Eindruck noch zu erhöhen, den der zwar breite, aber weit immer zwischen der Felswand und dem Abgrund sich hinschlängelnde Pfad auf jedes Gemüth machen mußte.

„Habt Ihr Eure Thiere ganz in der Gewalt?“ fragte Eberhard nach kurzer Pause den Postillon.

„Meine Gewalt hört auf, hoher Herr, wenn eins der Thiere zur Seite springt!“

„Das hört sich allerdings wie eine Todesbotschaft an!“ sprach Eberhard nun.

„Können wir von hier aus nicht zu der sicheren Landstraße gelangen, von der Ihr vorhin spracht?“ erlaubte Martin sich zu fragen.

Der Postillon schien einen Augenblick zu sinnen —

Eberhard ebenso wenig wie Martin und Sandok ahnten, daß der Postillon im Dienste jenes Mönches nur auf diese Frage gewartet —

„Das können wir noch und soll nicht viel Zeit rauben, da ich hier einen Fahrweg kenne, der direct hinab führt auf die sichere Landstraße und den Engpaß — hier müssen wir Alle drüben unsere Seelen erst der heiligen Madonna empfehlen!“ antwortete der Postillon, nach einer Stelle des Felsens zeigend, an der man in denselben ein Muttergottesbild, zwar roh und unkünstlerisch, aber doch vollkommen erkennbar gehauen hatte.

Eberhard warf einen Blick zuerst auf den gefährlichen Weg am Abgrunde, dann zu der Madonna.

Er trat von den Männern und dem Wagen fort und näherte sich dem mahnenden Steinbilde — es drängte ihn, der Mutter Gottes sein Geschick in die Hände zu legen und zu ihr zu beten.

Während er vorhin schon geneigt gewesen, dem Postillon zu befehlen, daß er am Felsen hinfahren solle, war er nun in dem Gedanken an seine Tochter, die er retten, für die er leben mußte, zu einem andern Entschluß gekommen.

„Ich will den Himmel nicht versuchen,“ sprach er in seiner hohen, ernsten Weise, „obwohl ich gern vor der späten Nacht schon in Burgos gewesen wäre! Wann können wir dort eintreffen, indem wir den Weg zu dem Engpaß wählen?“

„Gegen Mitternacht, hoher Herr!“

„Sei es denn, fahrt uns hinab zu der Landstraße, die Euch bekannter und sicherer ist!“ befahl Eberhard.

Der Postillon berichtete nun, daß er eine kleine Strecke zurück müsse, um den Weg zu erreichen, der nun bestimmt war, und wandte sein Sechsgespann mit sehr fester und geübter Hand um.

Der Fürst stieg wieder ein, Sandok auf den offenen Hintersitz und Martin auf den Bock.

Wiehernd zogen die Pferde an, und nach kurzer Zeit schon hatte man den breiten Seitenweg erreicht, der zwischen Felswänden hinab in die Thäler zu führen schien.

Anfangs gewahrte man nichts davon, daß dieser nun gewählte Weg wieder eine andere Gefahr bot, denn er lief zwar etwas bergab, doch ohne eine Spur von Besorgniß zu erwecken.

Als man aber, während es plötzlich schnell zu dunkeln begann, etwa eine Viertelstunde gefahren war, sah Martin, der auf Alles achtete, daß der Weg nun sehr abschlüssig wurde und fast jäh in die Thäler hinab lief.

Unwillkürlich schüttelte er den Kopf und seine Lippen bewegten sich, als wollte er sagen:

„Potz Himmeldonnerwetter, da sind wir wohl aus dem Regen unter die Traufe gekommen?“

Aber er überwand sich, da es ihn genirte, nun zum zweiten Male seine Besorgnisse zu äußern, und da außerdem der Postillon die Pferde sehr sicher zügelte, so daß sie mit dem Wagen in großen Bogen, was die Gefahr abschwächte, sicher hinab eilten.

Allerdings mußten die Leinen sehr angezogen werden, und die beiden Deichsel-Pferde hatten fast die ganze Last aufzuhalten, doch waren dieselben so stark und auf Gebirgswegen so geübt, daß sie sich mit Gewalt in das feste Riemzeug legten und vortrefflich die Geschwindigkeit verringerten.

„Wollt Ihr nicht lieber noch die Hemmschuhe vorlegen?“ fragte Martin endlich.

„Das kann ich, wenn es Noth thut, in einem Augenblick machen!“ antwortete der Postillon, der ganz roth von der Anstrengung des Aufhaltens war — „seht Ihr die Schraube hier an meiner Seite? Wenn ich sie drehe, legen sich die Hemmschuhe schnell an alle vier Räder!“

„Potz Himmeldonnerwetter, so thut es doch!“ platzte Martin heraus, da die dampfenden Pferde augenscheinlich mit Widerstreben den, auf dem steilen Wege fast ihre Hinterhufe berührenden, schweren Wagen noch aufhielten.

Es ging plötzlich mit rasender Schnelligkeit hinab —

Die Tiefe des Weges, der immer abschüssiger zu werden schien, war nicht mehr zu erkennen, da feuchte Nebel und abendliches Dunkel unten ausgebreitet lag.

Zu beiden Seiten des breiten Weges ragten die steilen Felswände in den Himmel hinauf, so daß man von denselben nur einen Streifen sehen konnte, der wie ein blaues, sternbesäetes Band erschien.

Während Eberhard auch hier jene gewaltige Seelenruhe bewies, die wir so oft in der höchsten Gefahr an ihm bewundert haben, während er, in die Ecke des Wagens gedrückt, unbeweglich blieb, hatte sich nunmehr auch Sandok's eine große Angst bemächtigt, da er sah, daß der Wagen immer schneller hinab schoß — —

Martin aber, der am besten die grauenhafte Gefahr erkannte, welche Alle bedrohte, sah, daß keine Zeit mehr übrig war zu sprechen, sondern daß es zu handeln galt!

Die Geduld riß ihm, obwohl er bisher auf die Erfahrung des Postillons sich verlassen hatte!

„Dreht zum Henker die Schraube!" schrie er heftig und entriß demselben die Zügel, um sie mit seinen mächtigen, großen Händen anzuhalten.

Der Postillon that, wie Martin befohlen, während der Wagen immer schneller hinab rollte — er drehte — aber man merkte nicht, daß die Hemmschuhe der Schraube gehorchten und sich an die Räder legten —

Er drehte immer schneller — plötzlich aber rief er, den Schreck sehr natürlich nachmachend, während er mit seinen Augen die Entfernung vom Bock zu dem Wege maß —

„Die Schraube ist gebrochen — gesprengt — die heilige Jungfrau sei uns gnädig — wir sind verloren — —"

Martin fühlte, wie es bei diesen Worten eiskalt über seine Glieder rieselte —

Donnernd flog der Wagen hinab — die Pferde waren nicht zu halten, obwohl der muskulöse Steuermann seine ganze Kraft aufbot —

Da verschwand plötzlich der Postillon von seiner Seite — er hatte es vorgezogen, von dem Bock auf den Weg hinab zu springen — vielleicht, weil er mit solchem tollkühnen Kunststück

vertraut war, oder weil er den Tod derjenigen für sicher hielt, die auf dem Wagen blieben — —

Martin war kaltblütig genug, seine Besinnung bei dieser gräßlichen Gefahr nicht zu verlieren —

Eberhard öffnete das Fenster, das zum Bock führte, und sah nun, obwohl es sehr schnell dunkelte, den jähen Abgrund vor sich, in den der Wagen hinab eilte — im nächsten Augenblick mußte das Entsetzliche geschehen — wenn eins der wüthend hinab jagenden Pferde stürzte, mußte das ganze Fuhrwerk zerschmettert werden — wenn der Wagen wirklich die Tiefe der Thäler erreichte, mußte er mit seinen Insassen vernichtet werden, da Martin diese Tiefe nicht kannte und ihre Bäume und Abgründe nicht sehen konnte — —

Es war ein Augenblick jener haarsträubenden Gefahr, in dem man zwischen Leben und Tod schwebt — ein Augenblick, in dem alles Nachdenken aufhört, in dem die Sinne wie betäubt sind — es gab keinen Ausweg, keinen Rath!

Eberhard blickte, erhaben über menschliche Schwächen, mit eiserner Ruhe selbst in diesem Moment noch, in dem jeder Andere die Besinnung verloren hätte, in die Tiefe hinab, in die er mit unaufhaltsamer Gewalt hinab rollte — — —

Eberhard dachte nicht an sich — er dachte nur an Margarethe! — — —

Sollte das Leben des hochherzigsten Menschen seiner Zeit wirklich an diesem schändlichen Plan seiner Feinde zu Grunde gehen? —

Sollte Margarethe ihren Vater nicht wiederfinden, ihren Vater, nach dem sie sich seit ihrer Jugend mit Schmerzen gesehnt und den je zu sehen sie nun schon aufgegeben?

Sollte Eberhard diesmal erliegen?

Der Plan des teuflischen Barons fand durch den Mönch Antonio eine haarsträubende Ausführung!

Es galt, den Fürsten um einige Tage aufzuhalten, damit Schlewe ihm zuvorkam, damit Margarethe bei Zeiten fortgeschafft

wurde — und Antonio hatte dazu, seinen ganzen Einfluß aufbietend, den Postillon gedungen!

Der Aufenthalt des Fürsten konnte sich aber auch leicht bis in die Ewigkeit ausdehnen — er und seine Diener konnten zerschmettert und verstümmelt in der Tiefe ankommen!

Das wäre für den Baron Schlewe und für die Sündengräfin ja nur ein lange ersehnter Triumph gewesen!

Der Postillon hatte nicht umsonst vor dem gefährlichen Wege an der Seite des Abgrunds gewarnt — er hatte den Plan gefaßt, den abschüssigen Weg, der von dem Gebirge in das Thal hinab führte, zu wählen, da auf ihm noch kein Fuhrwerk glücklich die Tiefe erreicht hatte, und um recht sicher die Reisenden zu verderben, hatte er auf den Rath Antonio's den Hemmschuh unbemerkt zerbrochen!

Er war mit allen Wegen und Stegen so vertraut, daß er für sich nicht allzu große Sorge empfand!

Er benutzte den rechten Augenblick, um mit einem kühnen Sprunge sich dem Verderben zu entziehen — er erreichte glücklich die Erde und blickte dem Wagen nach, der nun immer schneller, immer unaufhaltsamer in die Tiefe hinab rollte — die Thäler unten waren vollkommen unbewohnt und menschenleer — Unglia war das nächste Dorf, und wer mit den Engpässen und Pfaden unbekannt war, konnte dasselbe in Tagen vergebens suchen!

Die Landstraße lag weit ab — es war also, wenn die Reisenden wirklich die Tiefe erreichten, unmöglich, daß dieselben früher als in zwei Tagen Burgos erreichten — und der Befehl Antonio's war erfüllt!

Schnell raffte sich der blinde Knecht der Mönche auf — ohne sich weiter um den Wagen und die Pferde, um das Schicksal der Reisenden zu bekümmern, stieg er wieder auf den Rücken des Gebirges hinauf, um von hier aus, ihm bekannte Schleichwege benutzend, zu menschlichen Wohnungen zu gelangen.

Mit seinen Lügen und Ausreden war er nicht in Verlegenheit, so daß ihn keine Verantwortung oder Strafe treffen konnte —

Und der Baron Schlewe gewann einen Vorsprung! — —

Eberhard hatte von diesem schändlichen Plan keine Ahnung! Zum Nachdenken war überhaupt nicht Zeit!

Martin erkannte, daß Alles verloren war!

Im nächsten Augenblick mußten die Pferde stürzen — dann wurde der Wagen mit den Thieren unrettbar in die jähe Tiefe gerissen!

Martin's Hände bluteten, mit solcher Gewalt, seine ganze Kraft aufbietend, hielt er die Leine — —

Aber Alles war vergebens!

Der kühne Steuermann der Germania, der treue Diener Eberhard's verzweifelte — er sah den Tod vor Augen!

„Fahre gegen die Bäume rechts, wenn Du es vermagst!" rief der Fürst, der trotz der herrschenden Dunkelheit die an dieser Seite starken und von der Felswand etwa um zehn Schritte entfernten Bäume sah und mit einer wahrhaft heldenmüthigen Ruhe an ihnen den einzigen Halt, die einzige Möglichkeit der Rettung erkannte.

Martin verstand sofort, was Eberhard meinte —

Jeder Andere wäre nicht mehr im Stande gewesen, seine Sinne und seine Kraft zu gebrauchen!

Martin riß mit furchtbarer Gewalt die Pferde der durch Eberhard bezeichneten Stelle zu —

Der Wagen folgte der Richtung —

Es gab im nächsten Augenblick ein markerschütterndes Krachen —

Die Pferde stürzen — die Kutsche war halb zerschmettert an einem der Bäume hängen geblieben. Sie lag auf der Seite, und nur einem Wunder war es zu verdanken, daß Eberhard unverletzt geblieben.

Auch Sandok kroch mit heiler Haut von dem zerbrochenen Hintersitz —

Martin aber lag betäubt auf den Trümmern des Wagens — ein Ast des Baumes hatte mit furchtbarer Gewalt seinen Kopf getroffen!

Es war eine grauenhafte Verwirrung in der Dunkelheit der Nacht an dem menschenleeren, unwirthsamen Bergabhang — —

Die Pferde hatten sich an dem steilen Felsen wohl die Schädel eingerannt, denn sie lagen regungslos da; sie waren zusammengebrochen!

Eberhard hob vor allen Dingen den Steuermann von den Trümmern des Wagens, um zu erspähen, ob die Verwundung, die er erlitten, schwer war.

Das Blut tropfte heftig aus der Wunde oberhalb seiner Stirn — er war leblos!

„Sandok," rief der Fürst, „verbinde Martin's Wunde und bleibe bei ihm, bis ich zurückkehre!"

Der Mohr that es, während Eberhard in das Thal hinab stieg, um zu sehen, ob in der Nähe eine menschliche Wohnung, oder doch die Landstraße und eine Quelle sich befanden —

Von Allem aber war nichts zu erspähen!

Es befanden sich in dem Grunde Wiesen, Baumgruppen, Felstrümmer — aber von einer Chaussee oder von einem Dorfe war nichts zu finden!

Dazu kam, daß die Dunkelheit der Nacht die Bemühungen des Fürsten sehr behinderte, obwohl er wahrlich in solchen Fällen nicht unerfahren war.

Es gab keine Wahl — der Morgen mußte abgewartet werden.

Martin's Wunde schien schwerer zu sein, als Eberhard zuerst es gefürchtet — er war nach Stunden noch vollständig bewußtlos und das Blut drang durch die Binde, welche Sandok mit großem Geschick angelegt.

Endlich dämmerte der Morgen.

Von dem entsprungenen Postillon war keine Spur zu finden.

Eberhard begab sich, als die Sonne ihre Strahlen ausbreitete, auf den Gipfel des Berges.

Er wollte versuchen, von dort aus einen Ueberblick zu gewinnen und belebte Wege zu finden.

Das Einzige aber, was er fand, war ein Wildbach, aus dem er für den Verwundeten einen erquickenden Labetrunk schöpfte.

Es war nicht genug zu preisen, daß der Fürst stets einige Lebensmittel und Wein mit sich führte, sonst wäre man in dieser Wildniß der Sierra Vitoria in Gefahr gewesen, zu verhungern.

Martin kam endlich zu sich — aber der Blutverlust hatte ihn dermaßen erschöpft, daß trotz seiner Körperkraft an ein Weiterwandern nicht zu denken war.

Die Pferde lagen, das eine mit zerschmettertem Kopfe, das andere mit gebrochenen Füßen, unbrauchbar vor dem Wagen, dessen Räder und Bock vollständig unerkennbar waren.

Sandok erbarmte sich des zweiten Pferdes, das furchtbar litt — er stieß ihm, als Eberhard sich entfernt hatte, das Messer in die Brust, um seine Schmerzen zu beenden.

Die Vorderpferde hatten die Riemen gesprengt und waren, als der Wagen sich dem Baume näherte, davon gejagt — keine Spur von ihnen war zu finden!

Man wird ermessen können, daß die Lage der Reisenden eine fast trostlose war.

Abgeschnitten von allen Verbindungen mit Menschen, lagen sie in einer wilden Gegend der Sierra Vitoria, etwa vier oder fünf Meilen von Burgos, ohne die Wege zu kennen, ohne eine Straße erspähen zu können.

Obwohl Eberhard in früheren Jahren oft in einer Wildniß ohne Weg und Steg die rechten Mittel gefunden hatte, weiter zu dringen, damals sogar noch von wilden Thieren bedroht und in keinem Augenblick seines Lebens sicher, hatte damals ihn doch nicht eine gleiche Sorge bedrückt wie heute!

Er mußte sein Kind erlösen und retten!

Dieser Gedanke war es, der den Fürsten furchtbar quälte! Jeder Tag, den er versäumte, konnte für die Unglückliche neue Gefahren bringen, und es stieg nun, da Martin diese Meinung äußerte, die Gewißheit in ihm auf, daß dieser Unfall ihm mit Absicht bereitet war!

Eberhard's edle Seele, die so lange an die Möglichkeit fol-

cher Greuelthat nicht gedacht, schauderte nun vor der Erbärmlichkeit jenes Barons, dem nichts heilig war, der keine Mittel scheute, um sein Ziel zu erreichen!

Die Langmuth des hochherzigen Fürsten war erschöpft — er drohte dem Elenden mit einer Strafe, die er nun mehr als einmal verwirkt.

Dann aber begab er sich, während Sandok bei Martin blieb, der sich ein wenig zu erholen begann, noch einmal auf den Gipfel des Höhenzuges, um nun um jeden Preis einen Ausweg zu suchen —

Seine Bemühung war wieder vergebens! Tief in der Nacht erst kehrte er müde und matt zu seinen Leuten zurück.

Am folgenden Morgen erbat Sandok sich die Gunst, umher spähen zu dürfen.

Der Fürst, der die Ausdauer und den Ortssinn der Schwarzen kannte, willigte ein.

Martin konnte nun schon wieder seine Füße gebrauchen, aber noch immer war nicht daran zu denken, daß er eine längere Strecke zu Fuß zurücklegen konnte — und Eberhard wollte ihn nicht verlassen.

Vergebens wartete er mit zunehmender Ungeduld auf Sandok's Rückkehr — Stunde auf Stunde verrann, ohne daß eine Spur von ihm sich zeigte.

Da endlich, der Tag begann sich bereits zu neigen, erschien er, die Arme freudig in die Luft streckend, unten im Thale.

„Oho, Massa," rief er hinauf — „Sandok hat Pferde und Führer!"

Eberhard's düsteres Antlitz verklärte sich und auch Martin schöpfte neuen Muth.

Die beiden Männer begaben sich hinab und erblickten endlich vor sich einen Dörfler mit drei Pferden.

„O, guter Mann, guter Mann!" rief Sandok und umarmte den Landmann, der sich erbot, dem vornehmen Herrn die drei Pferde zu verkaufen und ihm den Weg nach Burgos zu zeigen.

Eberhard, der nun zwei Tage versäumt hatte, zahlte dem Dörfler in blankem Golde den Betrag für die Pferde, und war glücklich, als er auf einem der Thiere endlich saß.

Sandok war dem Steuermann behülflich, das zweite Pferd zu besteigen, und er schwang sich zuletzt wie eine Katze geschickt auf das dritte.

Der Bauer führte die Reiter nach vielen engen und gefahrvollen Pfaden auf den rechten Weg.

Eberhard dankte ihm und belohnte ihn noch — und dann sprengten die drei Reiter mit verhängten Zügeln endlich dem Ziele der Reise zu.

Die Nacht war bereits angebrochen, als sie die Thore von Burgos erreichten.

Man verweigerte an denselben den fremden Reitern den Eingang, indem man ihnen sagte, daß in der Nacht kein Fremder eingelassen würde — sie müßten bis zum Morgen warten.

„Potz Himmeldonnerwetter!“ konnte Martin sich nicht erwehren, zu murmeln, „nehmen denn die Hindernisse gar kein Ende?“

„Zu wem wollt Ihr denn?“ fragte der engherzige Thorhauptmann.

„Wir wollen nach dem Carmeliterinnen-Kloster,“ antwortete Eberhard, „und zwar so schnell wie möglich!“

„Wohl, Sennor,“ rief der Spanier zurück, „da braucht Ihr nicht die Stadt zu berühren! Reitet hier in der Nähe der Mauer hin, bis Ihr in das Gehölz an der andern Seite drüben kommt — dann verfolgt den breiten Weg, der das Wäldchen durchschneidet!“

„Und wohin kommen wir dann?“

„Ihr werdet dann bald zwei Klöster vor Euch liegen sehen, Sennor, das sind diejenigen der Carmeliterinnen und der Carmeliter!“

„Habt Dank!“ rief Eberhard zurück und gab seinem Pferde die Sporen.

Martin und Sandok rissen ihre Thiere ebenfalls von dem

Thore fort, um in der Nähe der Mauer die Stadt zu umreiten.

Bald kamen sie in das Wäldchen, von dem der Thorhauptmann gesprochen, und endlich sahen sie, als die Bäume sich lichteten, von mattem Mond umflossen, die beiden Klöster vor sich liegen.

Der fromme Bruder Antonio und der Baron Schlewe waren soeben in der Klosterpforte verschwunden.

Eberhard wandte sich zuerst dieser Pforte zu — dann aber erblickte er an dem andern Kloster eine sehr große, aus Stein gehauene heilige Jungfrau mit dem Christuskinde — sie stand in einer Nische über dem Portal — der Mond verklärte das weit sichtbare fromme Wahrzeichen.

Eberhard sagte sich, daß die Nonnen dort zu suchen sein würden.

Er sprang von seinem Pferde — seine beiden Begleiter thaten dasselbe.

Sandok mußte die Thiere halten, während Martin den Fürsten nach der Klostermauer begleitete.

Es herrschte tiefe Stille innerhalb derselben —

Eberhard trat schnell in den Einbau der Pforte und ließ den Klopfer laut ertönen.

Die Schwester Schließerin schien ihr Lager noch nicht aufgesucht zu haben, denn sehr bald schon näherten sich Tritte innerhalb.

„Wer pocht?“ fragte die Nonne, während sie durch die Oeffnung in der Pforte die beiden Gestalten musterte.

„Oeffnet, fromme Schwester, ich muß die ehrwürdige Priorin sprechen!“

„Die Priorin ist vor fünf Wochen entschlafen, und wenn sie auch noch lebte oder eine neue Ehrwürdige bereits ernannt wäre, könnte ich Eurem Verlangen doch nicht nachkommen, Fremdling, es ist Nacht und kein weltlicher Mann darf um diese Zeit das Kloster betreten!“

„Wer vertritt die Stelle der Priorin?“ fragte Eberhard.

„Der Pater Cölestino im Kloster der Carmeliter, das Ihr seitwärts vor Euch seht!“

„Befindet sich ein fremdes Mädchen in Euren Mauern, das eine andere Sprache spricht, als Ihr?“

„Nein, Fremdling!“

„Besinnt Euch, fromme Schwester, blickt zu dem Madonnenbilde empor, das sich drüben vom Monde mild beschienen erhebt —“

„Fragt drüben den Prior — fragt den Bruder Antonio!“ antwortete nun die Nonne verwirrt.

„Wollt Ihr einer Antwort ausweichen? Ich muß jenes Mädchen finden, und sollte ich Eure Klöster nach ihm von unten bis oben durchsuchen!“

„O Ihr Heiligen!“ hörte man die Nonne murmeln —

„Martin,“ befahl der Fürst, sich von der Nonne abwendend, „Du bleibst hier zurück — Niemand darf dieses Kloster verlassen!“

„Zu Befehl, Herr Eberhard,“ antwortete der riesige Steuermann und postirte sich, indem er sich an das Mauerwerk lehnte, so, daß er fast die ganze Pforte bedeckte, „es kommt Niemand heraus oder hinein!“

Der Fürst schritt nun schnell dem benachbarten Mönchs-Kloster zu, an dessen Mauerecke Sandok mit den Pferden stand.

Eberhard hatte den Beschluß gefaßt, mit Güte oder mit Gewalt sich in den Besitz seines Kindes zu bringen, da er wußte, daß dasselbe sich in einem dieser Klöster aufhielt. Er wollte um jeden Preis Margarethe endlich aus ihrer Gefangenschaft befreien.

Mit festen Schritten, hochauf gerichtet, so daß seine majestätische Gestalt einen herrlichen Anblick gewährte, trat Eberhard an die Pforte. Es war ja nur sein heiliges Recht, das er verfolgte, das er aber auch mit eisernem Willen sich zu nehmen entschlossen war.

Er pochte laut, wie Jemand, der ein reines Gewissen und freies Herz hat.

Schleichende Tritte wurden hörbar — augenscheinlich wollte der im Innern der Mauer Näherkommende seine Anwesenheit nicht verrathen.

„Tretet nur ohne Umstände auf, mein frommer Bruder!“ sprach Eberhard mit seiner volltönenden Stimme, „macht es wie ich!“

„Weshalb stört Ihr die Ruhe der Nacht, Fremdling?“ fragte nun der Pförtner.

„Nehmt es nicht für ungut, es geht nicht anders; öffnet und führt mich zu dem ehrwürdigen Pater Cölestino!“

„Wie — jetzt in der Nacht? Das ist unmöglich!“

„Das Wort unmöglich kenne ich nicht, mein Freund, wenn es sich um weltliche Dinge handelt! Ich muß den Pater sprechen, und das gleich!“

„Bemüht Euch nicht weiter, Fremdling, es ist gegen die Klosterregel!“

„Ihr seid wohl der fromme Bruder Antonio?“ fragte Eberhard plötzlich, als ahnte er, daß er in diesem Mönch einen Widersacher hatte —

Es war ihm, als hörte er innerhalb der Mauer ein leises Flüstern —

„Was wollt Ihr von dem frommen Bruder Antonio?“ ertönte dann wieder laut die Stimme an der Pforte, „und wer seid Ihr?“

„Ich liebe es nicht, mich in mystisches Dunkel zu hüllen, wahr und klar in allen Dingen! Wenn Ihr der Bruder Antonio seid, so hört! Ich bin der Fürst von Monte-Vero. Es befindet sich in Eurem Kloster ein deutsches Mädchen — gegen seinen Willen! Dieses Mädchen ist meine Tochter, und ich komme, um dieselbe von Euch zurück zu verlangen — wartet, ich bin noch nicht zu Ende! Wenn Ihr mir binnen fünf Minuten nicht diese Pforte hier öffnet, so werde ich sie öffnen lassen!“

„Welche Sprache, Fremdling! Du bist an einem geweihten Orte!“

„Eile zu dem Pater Cölestino und hole ihn her — vergiß nicht, daß ich Dir nur fünf Minuten Zeit gewährte! Ich halte, was ich sage!“

„Heiliger Franciscus!“ rief der Mönch, „man will das Kloster erbrechen? — das ist unerhört!“

Eberhard vernahm, daß der Pförtner dem Portal zuschritt, und es war ihm, als unterschied er auch die leisen Tritte eines Zweiten, der sich seitwärts innerhalb der Mauer nach dem Klostergarten zu entfernte.

Das erweckte in dem sonst nicht argwöhnischen Fürsten den Verdacht, daß man es nicht ehrlich mit ihm meinte.

Er hatte es zwar erwartet, daß man ihm das einmal in dem Kloster befindliche Mädchen nicht ohne Weiteres ausliefern würde, doch glaubte er, daß man es ihm nicht länger verweigern werde, wenn er Ernst machte und vorsichtig sei.

Martin stand einer gewaltigen Bildsäule gleich an der Pforte drüben — er selbst an dieser — es konnte daher nicht so leicht Jemand entwischen und die Gesuchte beseitigen.

Die fünf Minuten waren noch nicht ganz abgelaufen, als Eberhard auf dem Klosterhofe Tritte und die gegen ihn eifernde Stimme Antonio's vernahm —

„So lauteten seine Worte, ehrwürdiger Vater — er will die Pforte selbst öffnen!“

„Das habe ich gesagt,“ sprach Eberhard nun laut, während in dem Kloster Lichter aufblitzten — „und ich werde es halten, wenn man mir nicht Eintritt gewährt! Ich komme nicht zu unrecht, mein ehrwürdiger Pater, ich vermuthe, daß Ihr herbeigeholt seid, sondern nur in Ehren und mit vollem Recht! Ein fremdes, deutsches Mädchen wird in Eurem Kloster versteckt gehalten, dieses Mädchen fordere ich von Euch zurück!“

„Ihr irrt, weltlicher Herr,“ antwortete die tiefe Stimme des Paters, „es wird hier kein Mädchen versteckt gehalten! Nur fromme Schwestern sind es, die jene Klostermauer drüben umschließt!“

„Man hat es Euch verschwiegen, mein ehrwürdiger Herr — gestattet, daß ich mich überzeuge!“

„Bei allen Heiligen, dieser Fremdling wagt Unerhörtes!“ sagte innerhalb Antonio zu dem Pater.

„Befindet sich in einem der beiden Klöster ohne mein Wissen ein fremdes Mädchen?“ fragte dieser.

„Der heilige Franciscus wolle uns behüten!“ antwortete Antonio, „jener Fremdling sucht nur einen Vorwand, um in das Kloster zu dringen!“

„Ihr hört es, weltlicher Herr,“ sprach laut der Pater, „zieht weiter Eures Weges! Ihr seid in einem Irrthum befangen!“

Eberhard's Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, und ein Anderer, der so in seinem Rechte war, hätte wohl kaum noch so ruhig gesprochen. Aber das ist eben das Zeichen edler und hoher Seelen, daß sie sich überwinden können.

„Nun denn, mein frommer Vater, Ihr habt die Wahl! Der Fürst von Monte-Vero, der Euch um Eintritt bittet, will ohne eine Nebenabsicht nur mit Euch das Kloster durchsuchen! Verwehrt Ihr es ihm, dann muß er Eure Pforten besetzen und einen Befehl einholen, der Euch dazu zwingt, ihm Eintritt zu gewähren!“

„Ihr seid sehr fest und sehr entschieden, weltlicher Fürst!“ sprach der Pater Cölestino, „glaubt nicht, daß Furcht mich dazu bewegt, Euch das Kloster zu öffnen! Es giebt keine Macht, die mich zwingen kann, Euch Eintritt zu gewähren, es sei denn ein Befehl von Santa Madre in Madrid, und den werdet Ihr nie erlangen — Bruder Pförtner, öffne!“

Antonio zögerte —

„Es steht uns Böses bevor, ehrwürdiger Vater,“ flüsterte er — „er ist ein Carlisten-Führer!“

„Oeffne, Bruder Antonio!“ befahl der Pater.

Eberhard gab dem Mohren, während der Schlüssel in dem Pfortenschloß gedreht wurde, ein Zeichen, an der Mauer zu bleiben und Alles gehörig zu bewachen.

Die eisenbeschlagene Thür drehte sich knarrend —

Vor Eberhard lag der düstere Klosterhof und vor ihm standen der alte Pater Cölestino und der Frater Antonio, dessen funkelnde Augen und gehässige Miene seine Wuth darüber ver-

riethen, daß der Fremdling, den er vergebens zu verdächtigen bemüht gewesen, nun doch seinen Willen, durchsetzte.

„Ihr sollt nicht denken, mein ehrwürdiger Vater," wandte der Fürst sich mit einer Verneigung an den Greis, „daß ich Euch ohne Grund diese Störung verursache! Finde ich weder in diesem noch in dem benachbarten Kloster eine Spur von meinem Kinde, so zahle ich an Eure Klosterkasse eine Entschädigung von zehntausend Realen — finde ich das Mädchen aber, dann ist es mein!"

Antonio verzog sein gehässiges Antlitz zu einer triumphirenden Miene — er war sicher, daß Eberhard die Unglückliche nicht finden würde, da er sie, wie wir gesehen, vortrefflich versteckt.

„Ich nehme Euer Versprechen an, weltlicher Herr," sagte der Pater, „unser Orden ist arm und Ihr seid ohne Zweifel mit irdischen Gütern gesegnet! Bruder Antonio, begleite uns, eine Leuchte tragend! Das Kloster steht Euch offen!"

„Ihr seid ein sehr gütiger, ehrwürdiger Vater," sprach Eberhard, „laßt uns ohne Zögern eine Entscheidung herbeiführen!"

Der Pater Cölestino schritt neben dem Fürsten von Monte-Vero über den Klosterhof.

Der Bruder Antonio folgte ihnen, eine hell leuchtende Laterne tragend.

Sie traten in das offene Portal —

Die Mönche huschten unruhig hin und her — der seltsame, ungebetene Besuch hatte sie aufgeschreckt.

Die Mitternachts-Messe war längst vorüber.

Eberhard glaubte in ein Eulennest getreten zu sein —

„Wir sind zur Stelle, weltlicher Fürst!" sprach der Pater Cölestino, „Bruder Antonio, leuchte!"

Der Mönch mit dem gehässig ironischen Lächeln machte eine Bewegung, als wollte er sagen:

„Der Fremde kann ja suchen, wo er will!"

Eberhard blickte in jede Zelle zu Seiten des Kreuzganges — er ließ sich jeden Raum öffnen, oben die Säle wie auch die Kammern und musterte mit dem alten Cölestino genau jeden

Schrank. Dann stieg er in die Gewölbe hinab, um auch dort in die Klausen zu blicken.

Mit Schaudern fand er hier hart mit Kerkerhaft bestrafte Mönche in elenden Löchern, auf Stroh liegend.

Das Entsetzen malte sich wohl auf seinem Antlitz, denn der alte Pater sprach, es erkennend:

„Wir haben die Macht und das Recht, Abtrünnige und Sünder zu strafen! Alle, die Ihr hier seht, weltlicher Fürst, sind schwere Verbrecher!“

„Und was haben sie begangen?“ fragte Eberhard.

„Jener dort,“ antwortete Cölestino, auf einen Mönch zeigend, der kraftlos auf dem Stroh der engen, feuchten Zelle lag und dessen Bart verwildert ihm bis auf die Brust reichte, „hat das Gelübde der Keuschheit gebrochen — er hat eine zehnjährige Clausur verwirkt nach dem heiligen Ausspruch des hohen Officiums — dieser,“ fuhr der Greis fort und zeigte auf einen jüngeren Mönch, der wie ein wildes Thier in einer Ecke des unterirdischen Raumes kauerte und die Zähne fletschte, „hat schwer gegen das Gebot des Gehorsams gefehlt —“

„Er ist wahnsinnig —“ murmelte Eberhard.

„Und darum bleibt er zeitlebens hier in der Zelle! Macht man bei den weltlichen Gerichten die gefährlichen Verbrecher nicht auch unschädlich? Bringt man die Tobsüchtigen nicht auch in Zellen? O, das heilige Officium zu Madrid ist weise und gerecht!“

Eberhard empfand ein Grauen vor der Furchtbarkeit dieser Strafen, die mit einer fanatischen Strenge und mit einem Eifer vollzogen wurden, welche ihm die Macht jenes Officiums in Madrid, das man die Inquisition nennt, zeigten.

„Die Unglücklichen!“ sprach er voll Mitleid, „wäre es nicht besser, Milde walten zu lassen?“

„Die Milde bringt Schaden, weltlicher Fürst, wenn sie die Gerechtigkeit beeinträchtigt! Sehet jenen Mönch dort,“ fuhr der Pater Cölestino fort, als Antonio, nachdem er in mehrere leere Zellen geleuchtet, eine öffnete, in welcher ein kleiner Mensch lag, dessen Augen aus der Dunkelheit aufblitzten, „er hat schwer gegen

das Gelübde der Armuth gesündigt — er bestahl die Klosterschätze — ein günstiges Urtheil sprach ihm nur drei Jahre der Clausur zu! Als er sie abgebüßt, stahl er aus der Cathedrale von Burgos einen heiligen Silberteller — nun bleibt er zeitlebens hier im Gewahrsam. Es ist mit Euren Verbrechern und Gefängnissen wie hier!"

Eberhard schritt weiter — der gewölbte Gang theilte sich — an der Wand stand ein altes Betpult — die drei Männer schritten an ihm vorüber.

Bald führten schlüpfrige Stufen in einen noch tieferen Kellerraum hinab —

Auch hier ließ Eberhard sich jede Zelle öffnen — aber er fand nichts als wimmernde Mönche, denen die Ratten und Mäuse das Brot raubten, das man ihnen reichte —

Die Bilder dieses Elends waren so grauenhaft, daß der Fürst von Monte-Vero, obwohl er Manches, was der Pater gesagt, anerkennen mußte, mit Schmerz sich abwandte — unmenschlich waren die Strafen und die Behandlung dieser unglücklichen Geschöpfe, wenn sie auch schwer gesündigt.

Die von den Klagen und Seufzern erfüllte Luft bedrückte Eberhard's Brust — er konnte nicht mehr Athem holen — aber es galt ja, in diesen gräßlichen Räumen sein Kind zu suchen, das in einem dieser Klöster versteckt gehalten wurde.

Er schritt daher weiter und durchsuchte jeden Raum.

Bereitwillig öffnete der Bruder Antonio jede Thür — diensteifrig leuchtete er in alle Zellen —

Vergebens! Es war keine Spur von Margarethe zu finden, Eberhard begann zu verzweifeln!

„Wir sind am Ende," sprach der alte Cölestino, als sie an den feuchten Kellermauern angekommen waren, die das Fundament des Klosters zu bilden schienen, „Ihr habt Euch überzeugt, weltlicher Fürst, Euer Wille ist geschehen!"

„Zur Hälfte erst, mein frommer Vater — das Nonnen-Kloster drüben bleibt noch zu untersuchen!"

„Das Nonnenkloster?" wiederholte Cölestino grübelnd.

„Die frommen Schwestern schlafen, wie können wir Männer jetzt in ihre Zellen dringen?“ meinte mit einem sehr unverhüllten Vorwurf der Bruder Antonio.

„Ihr werdet mir Eingang verschaffen, mein frommer Vater,“ wandte der Fürst, die Worte des Mönchs überhörend, sich mit einer Bestimmtheit an Cölestino, die es ihm in das Gedächtniß zurückrief, daß er es mit einem einflußreichen und hochgestellten Manne zu thun hatte.

„Jetzt geht es nicht, Herr!“ antwortete der Pater.

„Dann setzt Ihr das Kloster der Unannehmlichkeit aus, daß ich es bewachen lassen und von Madrid einen Befehl herbeischaffen muß, der mir Alles öffnen wird — die Königin Isabella wird mein Gesuch erfüllen!“

„Das wird sie nicht, weltlicher Fürst, weil sie es nicht kann!“ antwortete der Pater.

„So wird es der Don Olozaga mir vermitteln!“

„Euer Bemühen ist eitel, Herr! Und nennt Ihr mir auch den Herzog de la Torre, den Grafen Reus und wen Ihr wollt — — Santa Madre steht über Allen! Das heilige Officium nur kann hier befehlen!“

„Nun denn, so hört, was ich Euch darauf antworte — doch merkt Euch jedes Wort — denn jedes meiner Worte ist ein Schwur! Der Fürst von Monte-Vero, der seine Tochter sucht und weiß, daß dieselbe in einem von Euren Klöstern ist, erklärt Euch den Krieg, sobald Ihr Euch auch nur noch eine Stunde weigert!“

Der Pater Cölestino schien diese Drohung nicht zu fürchten und der Frater Antonio gar belächelte sie.

„Doch daß Ihr's recht versteht,“ fuhr Eberhard fort, „es wäre ein Krieg, welchen Brasilien gegen Spanien führt — im Namen des Kaisers Pedro II. erkläre ich ihn Euch! Und wenn das arme Volk von Spanien, das an Eurer Tücke und Eurem Hochmuth unschuldig ist, auch durch meinen Einfluß unbeschädigt aus diesem Kriege hervorgehen soll, so sollt Ihr ihn darum nur noch schwerer empfinden! Erschließt Ihr mir nicht

jenes Kloster, so ist in drei Tagen die Kriegs-Erklärung in Madrid!“

„Ihr seid im Eifer, weltlicher Fürst! Um eine so kleine Ursache, an der wir schuldlos sind, dürfte sich kaum ein Krieg entspinnen —“

„Kleine Ursachen haben oft unerwartet große Wirkungen, mein frommer Vater! Schlagt doch einmal das Buch der Weltgeschichte auf und sucht vor großen Kämpfen nach den Ursachen — oft werdet Ihr sie kaum der Rede werth halten, oft werdet Ihr sie belächeln — und — daß ich's Euch nur gesteh' — kein Mensch kann so das Schlachten hassen und verabscheuen, wie ich! Aber gegen Tücke und finstere Ränke, gegen Bosheit und irrige Ueberhebung giebt es nur eine Kur — die Anwendung der Gewalt! Ich hoffe, mein frommer Vater, Ihr habt mich nun verstanden, und zum Schlusse noch mein Wort darauf, daß ich Gewalt anwenden werde, sobald Ihr mir mein gutes Recht versagt! — Habt Ihr Euch nun besonnen?“

„Wenn Ihr, weltlicher Fürst, denkt, daß wir Euch fürchten und aus Furcht Euch Euren Willen thun, dann irrt Ihr Euch! Vergeßt nicht, daß das heilige Officium auch in Rio seinen Sitz hat, und daß es seine Macht Euch zeigen kann! Ihr seht, wir sind Euch gewachsen! Dennoch will ich Euch beweisen, daß Ihr im Irrthum seid, wenn Ihr glaubt, daß Eure Tochter sich in einem dieser Klöster befindet! Bruder Antonio, eile vorauf und verkünde den frommen Schwestern, was bevorsteht — wir folgen Dir!“

Der Mönch empfing den Befehl des Paters nicht gerade mit Freuden, sondern mit unverkennbarer Unzufriedenheit — dennoch wagte er es nicht, zu widersprechen oder auch nur zu zögern, sondern verließ schnell das Kloster und die Pforte.

Eberhard und der Pater Cölestino schritten gleichfalls aus dem Portal des Klosters auf den Hof und dann der Mauer zu.

Der Eindruck, den seine Worte gemacht, war trotz der Gegenrede des Paters wohl groß gewesen — und der Fürst von Monte-Vero hätte seine Drohung wahr gemacht, da er wußte,

daß der Kaiser Dom Pedro nicht einen Augenblick gezögert hätte, den Uebergriff der spanischen Geistlichkeit zu strafen!

Der Einfluß Eberhard's auf den Kaiser, der ihn stets seinen Freund nannte, war, wie wir wissen, gewaltig!

Als die beiden Männer durch die Pforte das freie Feld erreichten, das zwischen dem Wäldchen von Burgos und den Klöstern sich ausdehnte, fanden sie Sandok, der die drei Pferde zusammengebunden, dicht neben dem Eingang — er hatte den Bruder Antonio gefaßt und ließ ihn erst los, als der Fürst von Monte-Vero es ihm befahl.

Sandok erfüllte die Befehle seines Herrn stets bis auf den Buchstaben.

Der Pater Cölestino war, ohne etwas zu äußern, darüber erstaunt, daß er die Pforte seines und auch des andern Klosters besetzt fand.

Martin's gewaltige, Respect einflößende Figur stand an der Mauer desselben.

Eberhard hielt eine Erklärung dieser Posten nicht für nöthig, da er schon vorhin davon gesprochen — er empfing, mit dem Kopfe zufrieden nickend, von dem Steuermann der Germania die Meldung, daß Niemand das Kloster verlassen habe!

Der Frater Antonio hatte die Schwester Schließerin herausgepocht, und wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht in dem Kloster verbreitet, daß der Pater Cölestino mit einem Fremden die Zellen und Gänge besichtigen wolle.

Die Nonnen waren sehr schnell in ihre Gewänder gefahren und versteckten ihre Neugier hinter lauter Entrüstung.

Bald näherte sich der Pater mit dem Fürsten dem Portal, an dem Antonio wartete.

Die frommen Schwestern beäugelten den hohen, schönen Fremden von allen möglichen Verstecken aus mit Wohlgefallen — die Entrüstung machte der Bewunderung Platz!

In einem Nonnen-Kloster ist eine majestätische, männlich schöne Erscheinung, wie diejenige Eberhard's, eine Seltenheit, die man

gern sieht — die frommen Damen lassen gern ihre Blicke einmal auf einem Weltmanne ruhen! —

Der Fürst bemerkte diese Neugier nicht, die ihm hinter jedem Pfeiler und an jedem Mauervorsprung folgte — er durchsuchte mit dem Pater Cölestino jede Zelle, jeden verborgenen Gang, jeden Saal und auch die Kellergewölbe — seine Zuversicht sank von Minute zu Minute, während der Triumph und die Sicherheit Antonio's wuchsen.

Er bemühte sich, dem Fürsten sein höhnisches Lächeln immer mehr zu zeigen — dieser aber war weit entfernt, es zu bemerken — Eberhard hatte für so unbedeutende Personen, wenn sie, wie dieser Mönch, im stolzen und frechen Uebermuth sich gefielen, kein Auge!

Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die Räumlichkeiten des Klosters gerichtet, und er fand, daß seine Hoffnung auch diesmal, nachdem er ihr fast sein Leben geopfert hatte, eine trügerische war — —

Margarethe, seine Tochter, war nicht zu finden — —

Eberhard hatte das Kloster von seinen oberen Räumen bis in die tiefsten Verließe hinab vergebens durchsucht.

Er hatte keine Zelle, keinen Winkel unbeachtet gelassen — nirgends aber war eine Spur von dem unglücklichen Mädchen zu finden! —

„Nun, weltlicher Fürst,“ sprach der Pater Cölestino, „sind Eure Wünsche jetzt erfüllt?“

„Ich bin in Eurer Schuld und werde sie zahlen,“ antwortete Eberhard, „was ich versprochen habe, bleibt! Laßt uns nach Eurem Kloster zurückkehren, dort sollt Ihr die versprochene Summe erhalten!“

„Ihr seid ein edler Herr,“ sagte der Pater, sich, in der Aussicht auf die Vermehrung der Klosterkasse, verbeugend, „es ist mir schmerzlich, daß ich Euch auch nicht die geringste Auskunft über Eure Tochter zu geben vermag, die Ihr mit Besorgniß sucht!“

„Ein Briefwechsel hat mich getäuscht — hätte ich mich nicht selbst davon überzeugt, daß mein Kind sich nicht in diesen Räumen befindet, so würde ich auch ferner fest daran geglaubt haben! Verzeiht die Mühe, die ich Euch gemacht habe, mein frommer Vater!"

Der Bruder Antonio schien unruhig auf die Rückkehr in das andere Kloster zu warten, da er schon, vorangehend, das Portal des Nonnen-Klosters verließ.

Eberhard blickte sich noch einmal nach allen Seiten um, dann schritt er neben dem Pater gleichfalls mit schwerem Herzen dem Ausgange zu.

Auch diese Spur war falsch gewesen — auch diesmal sollte er ohne Erfolg wieder zurückkehren.

Wie konnte er ahnen, daß sich Margarethe trotzdem in dem Kloster befand, das er unverrichteter Sache nun wieder verließ — er hätte es zertrümmern und seine Gewölbe aufreißen müssen, um die so sicher Versteckte zu finden!

Der Fürst von Monte-Vero war seiner gequälten Tochter so nah gewesen — kaum zehn Schritte hatten ihn von ihr getrennt — — und nun war wieder jede Hoffnung versunken und verweht! —

Eberhard schritt über den Klosterhof — —

Der leuchtende Frater Antonio fühlte, wie sein Herz hüpfte — der Lohn des Barons war ihm sicher! Auch er war den Blicken des Fürsten entgangen — er hatte sich hinter den Bäumen des Klostergartens versteckt.

Arme Margarethe! Sind Deine Leiden und Prüfungen noch nicht beendet — ist die Zeit noch nicht erfüllt?

Dein Vater, nach dem Du Dich einst mit Schmerzen sehntest, sucht Dich, von Liebe getrieben! Dein Vater möchte Alles opfern, um Dich nur zu erlangen, Dich wiederzufinden!

Du denkst, daß Du auf Erden keine Seele besitzest — Du klagtest, als Dein Herz eben zum Bewußtsein erwachte, von der frühesten Kindheit an unter fremden Menschen lebend, schon:

„Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
Keinen Vater hab' ich mein genannt —
O, lieber Gott — bin so allein!
Kein Herz ist mein!“

Aber damals schon suchte Dein Vater Dich mit Schmerzen!

Und außer ihm schlägt fern noch ein Herz in heißer Liebe für Dich, ein Herz, das einst Dich treulos verließ, das nun aber jenen Schritt, zu dem Schlewe, dieser teuflische Rathgeber, seine Hand reichte, schwer bereut — —

Du kennst dieses Herz — auch Du liebst es!

In Deinen Träumen, die Dich für Stunden wenigstens von den Qualen erlösten, welche Dich auch in der Zelle dieses Klosters trafen, erschien das Bild Waldemar's!

Dann lächelte Dein bleiches, schönes, schmerzerfülltes Antlitz, dann schimmerte eine Verklärung auf Deinen Wangen, und Du reichtest, in Thränen ausbrechend, Deine Hände zu ihm hin — Du lächeltest unter Thränen — und der Prinz, der Dir einst seine Liebe schwur, umfing Dich und Du vernahmst seine Worte: „Ich bleibe Dein — ich liebe Dich heißer denn je — Du bist mein schöner Genius!“

Und dieser Traum war, wie wir sehen werden, kein leeres Bild der Phantasie und Hoffnung — —

Der Prinz Waldemar liebte Margarethe wie eine Todte — aber seine Liebe war so tief und heiß, daß er eine Andere nie mehr besitzen durfte — —

Er betete für Margarethe und für sich!

Wenn er erfuhr, daß die Todtgeglaubte, die Geliebte, für die er mit Freuden seine Prinzenkrone zu opfern bereit war, lebte — wenn er vernahm, daß Margarethe, nicht ihm entrissen, unter dem Rasen der Erde ruhte — dann — — —

Doch greifen wir nicht vor!

Der Fürst von Monte-Vero trennte sich mit jedem Schritt, den er that, ahnungslos mehr und mehr von seinem Kinde, von seiner verlorenen Tochter — —

Wenn er Burgos verließ, war Margarethe ewig von ihm geschieden, denn er hätte es nie mehr geglaubt, daß sie sich trotz alledem in dem Kloster befand!

Wenn Eberhard in diesem Augenblick, da er durch die Pforte trat, nicht noch durch einen gottgesandten Wink zurückkehrte — — dann war Margarethe ewig — ewig für ihn verloren!

O, könnten wir ihn rufen — könnten wir ihm doch ein Zeichen geben, daß seine Tochter in den unterirdischen Gang gestoßen war, welchen das Betpult seinen spähenden Augen verhüllt hatte!

Der Fürst von Monte-Vero trat mit dem Pater Cölestino durch die Pforte auf das Feld — —

Die Schließerin schlug hastig die Pforte zu — —

Der Bruder Antonio hatte dem versteckten Baron eine gute Botschaft zu bringen!

In diesem Augenblick drang ein Schmerzenston von der Mauer des andern Klosters herüber — —

Was bedeutet das? Wer konnte diesen Hülferuf ausstoßen?

Der Bruder Antonio, der einen Schritt voran ging, stutzte — es war ihm, als kannte er die Stimme — doch woher kam dieselbe?

Auch Eberhard und der Pater horchten erstaunt — —

Der Hülferuf wiederholte sich deutlicher — —

„Schwarze Bestie — laß von mir ab — Hülfe!" scholl es.

Die Mondnacht machte es endlich möglich, daß man die Ursache dieser ängstlichen Rufe erkennen konnte.

Sandok hatte einen Menschen ergriffen, den er mit seiner schwarzen Eisenfaust ziemlich unsanft zu Boden geschlagen hatte und nun fast würgte, indem er, wie ein treuer Hund bei dem erjagten Wilde, neben ihm stand und jede Bewegung desselben beobachtete.

„Der gottlose Heide mordet einen Menschen!" rief der Bruder Antonio, der wohl eine dunkle Ahnung hatte, wer das hülferufende Opfer Sandok's war — „der gottlose Heide des Fremden, der an der Klostermauer als Wache aufgestellt war!"

„Der Bruder Antonio scheint Recht zu haben — Euer Diener, der Schwarze, hat einen Menschen unter seinen Händen! In solchen Heiden erwacht oft eine böse Gier und Lust!“ meinte ängstlich der Pater Cölestino.

„In solchen Heiden nur? Mein frommer Vater, die böse Gier und Lust erwacht eben so oft in jenen Menschen, die sich zu den streng Gläubigen zählen! Mein Mohr Sandok,“ fuhr Eberhard fort, während er sich hinter dem voran eilenden Antonio der seltsamsten Scene näherte, die er nicht erwartete, „ist kein Heide, sondern ein Christ, wie wir! — Was hast Du da, mein Freund?“ wandte er sich laut an den Mohren, der einen in einen dunklen Mantel gewickelten Menschen wie ein Stück Zeug auf den Boden geworfen hatte.

„O, Massa — guter Fund, guter Fang!“ rief Sandok sehr selig — „Massa kommen und sehen! Baron ist es, böser Baron! Wollt schlüpfen aus Kloster, aber Sandok hat zugepackt! — Oho, nicht rühren!“

Eberhard konnte sich, obwohl die Bedeutung dieser seltsamen Begegnung sehr ernst war, eines kurzen Lächelns nicht erwehren, als er den schurkischen Kammerherrn, diesen bösen Geist des Hofes, diesen Fluch der Menschheit, athemlos keuchend unter der schwarzen Hand Sandok's sich krümmen und winden sah.

Der Baron Schlewe war es wirklich, der aus dem Kloster hatte entwischen wollen, und den der Mohr, welcher ihn lange kannte und nicht eben liebte, ergriffen hatte.

Er befolgte nur den Befehl seines Herrn, als er den hinkenden Genossen Leona's packte und, da derselbe sich wehren wollte, ziemlich unsanft zu Boden riß.

Der Baron Schlewe war es wirklich, der ächzend um Hülfe rief, und der nun den Fürsten von Monte-Vero neben sich sah — ein Anblick, der ihm wenig Hoffnung einflößte.

Dagegen war es der Bruder Antonio, der es sofort versuchte, sich erfolgreich in's Mittel zu werfen.

Er wollte den Mohren zurückschleudern, den ungläubigen Heiden, um den Baron zu befreien.

Sandok aber verstand das falsch, und bevor der Fürst es verhindern konnte, hatte er dem frommen Bruder Antonio, der Kutte keine Ehrfurcht schenkend, einen so energischen Denkzettel gegeben, daß derselbe sich wehklagend und sehr unchristlich fluchend krümmte.

Dabei hielt er in der Linken noch immer die Zäume der drei Pferde und verrichtete seine andern Geschäfte nur mit der Rechten.

„Irre ich mich nicht," sprach Eberhard nun, „so ist es der Herr Baron Schlewe, der dort keuchend am Boden liegt! — Was ist geschehen? Wie kommen Sie hierher?"

Der Pater Cölestino stand ziemlich rathlos und mit offenem Munde bei dieser ihm unerklärlichen Scene.

Er kannte den Baron nicht und wußte auch nicht, wie derselbe hierher gekommen war.

Schlewe fand keine Worte, theils versagte ihm die Stimme den Dienst, da Sandok seinen Kehlkopf ganz unbarmherzig bearbeitet hatte, theils schnürte ihm die unbezähmbarste Wuth den Hals zu.

Er sah sich plötzlich in den Händen seines Todfeindes!

„Du hast Deine Schuldigkeit, wie es scheint, mehr gethan, als es nöthig war," sprach der Fürst von Monte-Vero, „ich hatte Dir nur befohlen, Niemanden herauszulassen! — Hilf dem Herrn Baron auf!"

„Diese schwarze Bestie ist ein Raubmörder! Dieser Mohr hat mich überfallen!" brachte Schlewe nun heraus.

„Haben Sie die Güte, uns zu sagen, Herr Baron, wie Sie hierher kommen?" fragte Eberhard. „Jedenfalls ist es wunderbar, daß Sie in einem Kloster sich aufhalten, dessen ehrwürdiger Pater hier nichts von Ihnen weiß!"

„Der Herr ist auf der Durchreise begriffen," unterbrach

Antonio, die Schmerzen bekämpfend, die Unterhaltung, „ich hatte ihm in meiner Zelle ein Nachtlager versprochen!“

„Nun, jedenfalls ist dieses Zusammentreffen für mich Grund genug,“ sprach Eberhard ernst und fest, „zu vermuthen, daß meine Tochter trotz alledem hier versteckt gehalten wird! Ich fordere Sie auf, Herr Baron, mir zu sagen, wo jenes deutsche Mädchen sich befindet, das Sie durch einen spanischen Mönch — José ist sein Name — fortschaffen ließen?“

„Ich weiß nichts von einem Mädchen — ich habe nichts zu sagen!“ erwiderte der Baron, dessen graue Augen unheimlich lauernd auf dem Fürsten ruhten.

„O Massa, Baron will leugnen, und Sandok hat doch mit beiden Ohren gehört, daß Baron und Gräfin von schönem Mädchen sprachen!“

Der Pater Cölestino durchschaute nun wohl, daß hinter seinem Rücken ein Bündniß zwischen dem Bruder Antonio und dem fremden Baron bestand — er hatte außerdem wohl einen gewissen Respect vor dem Fürsten von Monte-Vero.

„Ihr seht,“ sprach er, zu dem Letzteren gewandt, „daß ich nichts von der Angelegenheit weiß, über welche Ihr verhandelt, Herr! Wollt Ihr noch einmal in das Kloster zurückkehren, so steht Euch nichts im Wege!“

„Ich sage Euch meinen Dank, frommer Vater, und mache von Eurem Anerbieten Gebrauch! Der Bruder Antonio wird die Güte haben, mich zu begleiten! Sandok wird bis zu meiner Rückkehr dafür sorgen, daß der Herr Baron von Schlewe dieselbe abwartet!“

„Das ist eine unerhörte Gewaltthat — Sie wollen mich gefangen nehmen?“ rief Schlewe wuthbebend.

„Ich will mir nur Ihre Gesellschaft noch auf einige Stunden sichern, Herr Baron. Sandok, es bleibt bei meinem Befehl! Ihr aber, frommer Vater, mögt ruhig in Eure Zelle zurückkehren

und Euch nicht länger des Schlafes berauben, der Eurem Alter so nöthig ist! Seid unbesorgt — der Fürst von Monte-Vero will nichts, als sein Kind — und dieses Verlangen werdet Ihr natürlich finden!"

„Ich vertraue Euch, weltlicher Herr, die Heiligen mögen Euch beschützen und Euch die verlorene Tochter finden lassen!" sprach der Pater und ging dann in das Kloster.

Antonio mußte sich bequemen, dem Verlangen Eberhard's nachzukommen, obwohl er von Zorn erfüllt war.

Er fand Gelegenheit, dem Baron einen Blick zuzuwerfen, welcher demselben den Trost geben sollte:

„Seid unbesorgt — er findet nichts!"

„Folgt mir!" sprach der Fürst und schritt nach dem Nonnen-Kloster zurück, an dessen Pforte Martin noch stand, der mit wahrem Wohlgefallen gehört, daß der Baron in die unsanften Hände Sandok's gefallen.

Er lächelte sehr vergnügt, denn nun zweifelte auch er nicht länger, daß die Fährte eine richtige war.

Eberhard ließ den eisernen Klopfer ertönen.

Die Schwester Schließerin öffnete die Pforte mit großem Widerstreben.

„Ich störe die frommen Schwestern nicht," sagte der Fürst, „wir wollen uns nur noch einmal in die Kellergewölbe begeben — Martin, bleibe auf Deinem Posten!"

Der Bruder Antonio erbleichte ein wenig bei diesen Worten — er merkte, daß der Fürst nicht eher ruhen würde, als bis er die Versteckte gefunden.

Seine Lage war daher nicht unbedenklich.

Dennoch vertraute er noch immer darauf, daß der unterirdische Gang, der so vortrefflich von ihm den Augen entzogen war, sicher sei.

Eberhard schritt in das Kloster und direct der Treppe zu, die in die Kellergewölbe hinab führte.

„Geht voran, bitte ich!" sprach er zu Antonio.

Der Mönch that es.

Sie stiegen die Stufen hinab.

Die Zellen und Räume, die vorhin besichtigt waren, besuchte der Fürst nicht mehr, er suchte nur mit seinen scharfen Blicken nach einer Spur, die ihm bei seiner ersten Nachforschung entgangen sein mußte.

Schon war eine geraume Zeit verflossen, ohne daß auch jetzt der Suchende etwas zu ergründen vermocht hatte — er war an dem verhängnißvollen Betpult vorübergegangen, und schon hatte der Mönch aufgeathmet, als plötzlich der Fürst am Ende des Ganges stehen blieb — er vernahm einen leisen — leisen Klagelaut — —

„Margarethe!" rief er in deutscher Sprache mit seiner mächtigen Stimme, die durch alle Räume drang — „Margarethe, wenn Du hier verborgen gehalten wirst, so gieb Deinem Vater, der Dich sucht, ein Zeichen!"

Antonio erbleichte heftig.

Eberhard lauschte — —

Da erscholl es wie aus dem Grabe — es war, als wenn eine Geisterstimme die Worte tief unter der Erde rief:

„Ich bin hier — hier in dem unterirdischen Gange!"

Der Fürst zuckte zusammen — —.

Es war eine Antwort auf seine Frage! —.

Aber woher kam dieser Grabeston — —?

Er ging dem Schalle nach — er stand vor dem Betpulte — es war, als ertönte unter ihm die schwache, geisterhafte Stimme — —

„Lebendig begraben!" sprachen seine bebenden Lippen, während seine Stirn sich in grollende Falten legte — „Mönch, bist Du denn ein Mensch —?"

Eberhard entriß dem Sprachlosen, der nun keine Hoffnung

mehr hatte, die Laterne, dann zog er mit der andern Hand das Betpult von der Wand fort.

Vor ihm lag die niedrige Thür, die in den unterirdischen Gang führte — —

„Hier — hier bin ich!“ tönte nun deutlicher, aber dennoch schwach, wie verlöschend, die Stimme des Mädchens.

„Mutter Gottes,“ hauchte Eberhard, „stehe ihr und mir bei! — Gieb mir den Schlüssel, Mönch, und dann aus meinen Augen mit Dir, damit ich mich nicht vergesse!“

Der bleiche Bruder Antonio, der nun das Spiel verloren sah und die Rache des Fürsten fürchtete, machte von der Großmuth desselben Gebrauch.

Er gab ihm den Schlüssel und entfernte sich.

Eberhard öffnete mit zitternder Hand die niedrige, verrostete Eisenthür.

Endlich gab sie seinem Drucke nach — —

Eine entsetzliche Luft quoll dem Fürsten aus dem finsteren, tiefen Raume entgegen, der vor ihm lag — er stieg, die Leuchte zur Erde haltend, die grünschillernden Stufen hinab — —

„Margarethe,“ rief er mit bebender Stimme — „Dein Vater ist es, der Dich zu befreien kommt!“

„O Ihr Heiligen!“ tönte es aus der Nacht des Ganges — „ist es ein Trug, ein Traum —? Ich kann nicht mehr — meine Füße tragen mich nicht mehr!“

Eberhard drang gebückt einige Schritte weiter — —

Da erblickte er vor sich eine knieende Mädchengestalt — das bleiche, von Kummer und Elend erfüllte Gesicht war bebend zum Himmel gerichtet — mit gefalteten Händen lag vor dem starr dastehenden Fürsten seine Tochter — eine büßende Magdalena!

Ueberwältigt von diesem Anblick verhüllte Eberhard sein Gesicht — —

Aus seinen Augen fielen Thränen in seinen Bart — —

Der Fürst von Monte-Vero stand vor seinem Kinde, das ein von Kummer und Gram verzehrtes Mädchen war!

„Margarethe,“ hauchte er dann, seine Arme ausbreitend, „Dein Vater ist es, der Dich endlich findet, der Dich mit Schmerzen gesucht hat!“

Da raffte sich die Knieende empor — es war, als flammte ein Entzücken auf ihrem bleichen Antlitz auf.

Einen Moment starrte sie sprachlos den Fürsten an, der, Thränen vergießend, seine Arme ausgebreitet hatte, um sie schützend an seine Brust zu nehmen — —

„Mein Vater?!“ flüsterte sie dann mit zitternder, schwacher Stimme.

Es war, als kämpften Seligkeit und Zweifel in ihr — sie wagte noch nicht, an die Möglichkeit zu glauben, daß sie diese Wonne erleben sollte — es wogte und wallte Alles vor ihren Augen — dann aber riefen ihre bebenden Lippen noch einmal das wundervolle Wort, das sie wie ein Himmelsstrahl durchzuckte — das lang ersehnte Wort, das sie noch nie hatte aussprechen dürfen:

„Mein Vater!“

Schluchzend sank sie in die Arme des Fürsten von Monte-Vero, der mit zum Himmel gerichteten Blicken seine verlorene Tochter umschlungen hielt.

Es war ein Augenblick unsäglicher Wonne!

Margarethe hatte nicht Kraft genug für ihn.

Leblos hing das bleiche, vielgeprüfte Mädchen in den Armen seines Vaters.

Der Gewalt dieser erschütternden Stunde war die büßende Magdalena nicht gewachsen — —

Die Freude wie der Schmerz können überwältigend tödten!

Eberhard hielt seine leblose Tochter im Arme!

„Nur fort aus diesem Grabe,“ sprach er, „die erquickende Nachtluft wird Dir wohl thun, Du Schwergeprüfte!“

Von Angst für das Leben der endlich Gefundenen erfüllt, trug Eberhard sie aus den Kellergewölben des Klosters, in denen sie so lange geschmachtet, in denen sie in wenigen Wochen dem Tode erlegen wäre!

Schnell hatte er das Portal und den Klosterhof erreicht — ohne zu strafen, ohne zu richten, hatte er nur den einen Gedanken, die eine Sorge, seine so schwer heimgesuchte Tochter dem Leben zu erhalten!

Er riß die Pforte auf und stürmte, seine Tochter tragend, in das Freie.

Martin sah das leblose Mädchen in den Armen seines geliebten Herrn.

Er faltete betend und entsetzt seine Hände — —

Der Fürst von Monte-Vero hatte seine Tochter gefunden — aber sollte es ihm auch vergönnt sein, sie zu besitzen? — —

———

Neuntes Kapitel.

Der Bazar der Königin.

Wir müssen unsere geneigten Leserinnen und Leser nun von dem spanischen Kloster zu Burgos nach der deutschen Weltstadt zurückführen.

Die schwarze Esther war längst, nachdem sie in Paris von Fuchs und dem rothen Ede ganz vernachlässigt war, in das Haus ihres alten Vaters Schalles Hirsch zurückgekehrt.

Der habgierige Jude, der lange Zeit die Hoffnung gehegt, seine schlaue Tochter werde mit reichen Schätzen von dieser weiten Reise heimkommen, sah sich sehr getäuscht, da die beiden in Paris gebliebenen Verbrecher von dem geringen Raube, den sie damals gerettet, ihr nichts mitgetheilt hatten.

So waren denn viele Jahre vollständig versäumt und, was das Schlimmste war, die Schönheit der schwarzen Esther hatte gewaltig abgenommen.

Die Jüdinnen welken schnell!

Weshalb aber auch sollte die Tochter des Schalles Hirsch, das einzige Kind des reichen Hehlers, nicht in Ruhe die Früchte der Vergangenheit genießen?

Die schwarze Esther erfreute sich daher eines sehr gemächlichen Lebens, während ihr gieriger Vater sein einträgliches Geschäft ungestört fortsetzte.

Am Hofe hatte sich in den langen Jahren seit der Abreise des Fürsten von Monte=Vero manche Veränderung zugetragen.

Der König war ernst und wortkarg geworden, und obwohl er jetzt bessere Rathgeber um sich sah wie früher, konnte er sich doch nicht eines Mißtrauens erwehren, das ihn überall hin be=

gleitete, seit jener Kammerherr und seine Verbündete dasselbe einmal in ihm erweckt.

Die einzigen frohen Stunden schienen diejenigen zu sein, in denen der König Briefe von dem Sohne Christinens aus Paris empfing.

Er hing mit einer Liebe und einem Interesse an dem Fürsten Eberhard, die nun wohl ewig eine Errungenschaft seines Lebens bleiben sollten — er liebte in dem Fürsten die demselben eigenen hohen Ideen und bemühte sich gleich ihm, die socialen Nothstände zu mildern, indem er Unternehmungen und Bauten begünstigte und unterstützte.

Die uns bekannten Anlagen des Fürsten in Deutschland wurden durch Verwalter weiter geführt und vergrößert, und der König versäumte es nie, auf seinen Reisen diese Punkte zu besuchen.

Auch das Palais Eberhard's in der Marstallstraße war nicht in andere Hände übergegangen, sondern wurde durch eine schuldlos verarmte Familie, deren der Fürst sich angenommen, verwaltet.

Die Königin hatte sich von Jahr zu Jahr immer eifriger in den Schooß der Kirche geflüchtet, und dieses Vorbild blieb nicht ohne Eindruck auf den König — wir kennen die geheimen Gründe, welche diesen Umstand erklären.

Das Menschenherz, das etwas schwer und schmerzlich entbehrt oder auch mit wehen Erinnerungen zu kämpfen hat, sucht gerne Trost und Erhebung an den Altären und Beichtstühlen — seine Gebete sind dann aber auch wahr, sie kommen rein aus dem Innern — und solche Frommen haben wohl den höchsten Anspruch auf Bewunderung und Verehrung, da ihnen bei ihrem Glaubenseifer die Heuchelei fern ist, da sie, gebeugt und geprüft, wahrhaft Gläubige sind.

Die Prinzeß Charlotte, die der weltlichen Höhe entsagt und Aebtissin des Klosters Heiligstein war, übte einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Königspaar aus.

Während es eine große Verführung ist, im Glaubenseifer

die Berechtigungen des Lebens zu vergessen und ungerecht gegen Andere zu werden, die freisinniger sind, was für einen Herrscher von den schwersten Folgen begleitet sein mußte, war es die Prinzeß Charlotte, welche, edel denkend und durch ihre Entsagung noch hochsinniger gemacht, die pietistische Richtung bekämpfte und mied.

Eberhard's Geist war es, der aus ihr sprach und wehte — sie, eine fromme, edle Klosterfrau, die Allem entsagt hatte, suchte das Ziel ihres Lebens darin, die Verfinsterung zu bekämpfen und jene Richtung geltend zu machen, die, Gott dienend, doch nicht in die Nacht des Geistes, sondern in das Licht der Wahrheit führt!

Mit Verachtung strafte sie alle Bestrebungen jener anfangs zahlreich am Hofe auftauchenden Frömmler und Mucker, welche schon die Hoffnung hegten, an das Regiment zu kommen; mit aller Kraft stemmte sie sich gegen die großen Machinationen dieser jesuitischen Gesellschaft, deren Zweige sich zu allen Zeiten in allen Ländern fanden; mit edlem Muthe kämpfte sie an gegen die maschinenmäßig hergeplapperten Gebete dieser Frömmler, die den Schafspelz tragen und im Herzen Wölfe sind, die durch ihre heuchlerische Strenge, durch ihre Scheinheiligkeit nur ihre Zwecke erreichen wollen; mit Erfolg kämpfte Charlotte für den wahren Glauben und Gottesdienst und gegen die mitternächtigen Bestrebungen dieser scheinbar so frommen und demüthigen Brüder, die zum größten Theil viel schlimmer und dem Allvater ärgerlicher sind wie die Heiden, die nichts Besseres kennen.

Es war ihr, als begleitete sie dabei Eberhard's Geist, als stand er ihr mitkämpfend zur Seite — und die Königin, mehr aber noch der König, folgten ihr gern. —

Der Prinz Waldemar, der nun fast 35 Jahre alt war, erschien selten am Hofe. Nicht etwa, daß er jene Verbannung damals nicht vergessen und überwinden konnte, die ihn von dem Mädchen aus dem Volke, das um ihn so schwer gelitten und das er wiedergefunden, trennte — es waren ja darüber so viele Jahre hingegangen, und die Zeit läßt Alles vergeben — ein anderer Grund war es, der den Prinzen, welcher sich nun zu einem

schönen und kräftigen Manne entwickelt, von dem bewegten Treiben des Hofstaates fern hielt.

Um diesen Grund zu verstehen, müssen wir uns die Vorgänge in dem Prinzen und um ihn kurz vergegenwärtigen.

Der schädliche Einfluß seines hinkenden Kammerherrn, der einst sein Schatten war, sein Mephisto, hatte nicht allein seine Seele, sondern zugleich auch seinen Körper betroffen.

Es ist eine Eigenschaft solcher teuflischen Rathgeber, daß sie ihre Opfer stets ganz systematisch ruiniren.

Die Berechnungen und Wege dieses Barons hatten etwas vom Jesuitismus an sich. Er zerrte den damals kaum zwanzig und einige Jahre alten, unerfahrenen Prinzen mit großem Geschick in die Arme jenes sündhaften Genusses, der stets seine Opfer allmälig mit verlockend süßer Speise zu Tode füttert.

Und ebenso sehr wie das Innere Waldemar's litt, wurde auch unmerklich und langsam seine Körperkraft geschwächt.

Wir sahen den Prinzen daher in jener Zeit schwächlich und bleich, müde und angegriffen.

Aber Schlewe verstand es, ihn in immer neue Zerstreuungen und Lustbarkeiten raffinirtester Art zu locken.

Er verschaffte ihm, sich als den eifrigsten und ergebensten Vertrauten hinstellend, stets diejenigen Genüsse, auf die er ihn vorher mit großem Geschick aufmerksam gemacht — und er war des höchsten Lohnes gewiß.

Das ging Jahre lang, und man wird ermessen können, daß, wenn jener wunderbare Zufall oder besser jene mehr als freche That Schlewe's — wir meinen die Einsperrung der unglücklichen Margarethe so nah dem Schlosse — ihn nicht entlarvt hätte, der Prinz Waldemar den Einflüssen seines Kammerherrn unrettbar erlegen wäre!

Der durch die Nacht klagend herüber tönende Hülferuf Schön-Gretchens war es, der ihn rettete!

Der Prinz erkannte endlich die Erbärmlichkeit seines Vertrauten, nachdem vorher schon eine mahnende Stimme in ihm erwacht war, die ihm, wenn er in stiller Nacht auf seinen Seiden-

kissen lag, zurief, daß er ein schnödes Unrecht an jenem schönen, unschuldigen Mädchen begangen, das, seinen Schwüren trauend, sich ihm ganz, von heißer, schöner Liebe erfüllt, hingegeben!

Seinen Schwüren hatte sie geglaubt — — und er hatte sie, Andern nachjagend, gebrochen!

Margarethe war, wir können es mit Bestimmtheit sagen, nicht die erste Unschuld, die ihm durch des Barons Hand zum Opfer gebracht wurde —

Aber zwei Umstände waren es, die sein Verhältniß zu Schön-Gretchen ernster sein ließen, die es mahnend in ihm wach erhielten, während alle Anderen wie längst vergessene Launen in das Grab der Vergessenheit sanken — das war seine Liebe für Margarethe, wie er sie weder vorher noch nachher je wieder zu empfinden vermochte, und sein Schwur, den er nie vorher, um zu seinem Ziele zu gelangen, angewandt, der ihm zu diesem liebreizenden, vertrauenden Mädchen vielleicht ein unwillkürliches und unerklärliches Bedürfniß geworden war — er liebte sie, und der Schwur heiligte jene Stunde in der einsamen Villa, die belauschen zu dürfen uns vor nunmehr fast vierzehn Jahren vergönnt war!

Der Vorwurf, daß er sie auf des Barons Veranlassung so bald verlassen, blieb nicht aus.

Er wußte nichts von den Leiden, welche Margarethe um ihn erduldete — er ahnte es nicht, daß Schlewe, als sie in furchtbarer Verzweiflung in jener Winternacht an seinem Schlosse erschien, sie mit frevelnder Hand von der Veranda stieß — daß dieser Elende die Hunde auf sie hetzte!

Und sie war in jener Lage, die eine geheiligte zu nennen Brauch aller Völker ist — der Schurke sah es — der Erbärmliche erkannte die hülflose Lage des zum Wahnsinn getriebenen Mädchens, und er stieß sie in die Nacht hinaus!

O, wenn es auf Erden eine Vergeltung giebt, wenn Gott im Himmel es wirklich oft so fügt, daß die fluchwürdigsten Sünder schon ihrer irdischen Strafe nicht entgehen, dann muß diesen verbrecherischen Baron ein Schicksal vor unsern Augen ereilen, vor dem wir uns entsetzen!

Hätte Waldemar diese Mordthat — denn eine solche war es — gesehen, wir glauben, daß er damals schon, plötzlich erwachend, dem Elenden seinen Degen durch die Brust gestoßen hätte!

Der Prinz aber ruhte in den Armen Leona's, die Schlewe zu seiner Genossin gemacht, um den Prinzen ganz zu beherrschen — er dachte nicht an Schön-Gretchen, er hörte nichts von ihr — und als es ihm endlich einmal einfiel, nach ihr zu sehen, da war sie verschwunden.

Waldemar wäre wahnsinnig vor Schmerz geworden, wenn er die junge Mutter damals in dem schneebedeckten Walde erblickt hätte, wie sie ihre Kinder in sinnloser Verzweiflung aussetzte — ihre Kinder, die auch seine Kinder waren!

War er doch schon von ungeheurer Entrüstung erfüllt, als er die Arme bleich und elend nach Jahren in dem Thurme fand! —

Er nahm sie in das Schloß, er sorgte mit rührender Liebe für sie — er schloß sie, überwältigt von glühenden Gefühlen, an sein Herz, nachdem er auf den Knieen von ihr eine Vergebung erfleht hatte — —

Margarethe, schöner denn je — ein Engelsbild von verklärter Herrlichkeit für ihn, zog ihn zu sich empor, und mit zitternder Stimme gestand sie ihm ihre unsägliche, nie endende Liebe — sie sah sich in seinen Armen, um ihm so schnell wieder entrissen zu werden — sie feierte ein wonnevolles Wiedersehen, um dann wieder neuen, immer schwereren Prüfungen anheimzufallen.

Aber die Liebe blieb in Beiden!

Man konnte sie trennen — man konnte sie strafen, martern, ewig scheiden —

Aber die Liebe, die sie erfüllte, stand unantastbar und hoch über Allem!

Margarethe schloß den fernen Geliebten in ihr Gebet!

Der Prinz Waldemar, der die schönste Blume seines Lebens nicht mehr auf dieser Welt wähnte, hielt sie wie eine Heilige in seinem Herzen.

Seit jenem kurzen, göttlich schönen Wiedersehen zog er sich

mehr und mehr von den bunten Zerstreuungen des genußsüchtigen Lebens zurück.

Er ging verbannt nach Paris — aber er lebte dort einsam und still unter angenommenem Namen wie ein einfacher Privatmann. Er arbeitete viel und drang in allerlei Geheimnisse der Natur, die ihm bisher verschlossen gewesen.

Der Prinz Waldemar, dieser einst so lockere, bleiche, hohläugige Freund der Genüsse, war ein ernster, stiller, edler Mann geworden, der, als er an den Hof zurückkehrte, sich in sein Schloß am Wildpark begrub und die wilden Freuden von ehedem mied.

Er war schön und stark geworden.

Seine Gestalt hatte eine üppige Reife angenommen, er sah wohl und kräftig, edel und stolz, und doch dabei milde und leutselig aus.

Sein Antlitz war von einem schönen dunklen Vollbarte umrahmt, seine Augenbrauen waren stark und schwarz, seine Wangen voll und von Gesundheit strahlend.

Er war ein Mann geworden von hoher, imposanter Gestalt, und wie sein Körper, so hatte sich auch seine Seele aufgerichtet und hoch vervollkommnet.

Das Geheimniß seines Lebens kannte Niemand in seiner Umgebung, nicht einmal diejenige kannte es, die seine aufrichtigste Freundin war: die Aebtissin vom Kloster Heiligstein.

Der Prinz Waldemar besuchte oft die Prinzeß Charlotte, die keine Prinzeß mehr war, seit sie den Schleier genommen und betend Frieden gefunden hatte — er fand einen wohlthuenden Hauch in ihrer Nähe — sie übte auf ihn einen milden, beruhigenden Einfluß aus.

War das der Umstand, daß Beide heimlich einen gleichen Schmerz zu überwinden hatten?

Oder hörte und sprach Waldemar gern mit Charlotte über jenen hochherzigen Mann, der jetzt fern in Paris weilte?

Was war es wohl, das nun den Prinzen mit Interesse und Liebe für jenen Eberhard erfüllte, den er einst mit scheelen Augen angesehen?

O, es gehen Wunder in unseren Herzen vor, und oft suchen wir vergebens nach Gründen, wenn wir rathlos vor einem jener Räthsel stehen, die wir bald Ahnung, bald Sympathie und dergleichen nennen.

Waldemar ertrug den Gedanken, daß Margarethe ihm ewig entrissen war, mit dem schweren Bewußtsein, daß das die Strafe für die frühere Schuld war — er trug schwer an diesem Bewußtsein — aber es war ihm dabei doch auch eine Wohlthat, gestraft zu sein!

Das klingt widersprechend — aber es vereinigte sich dennoch in ihm.

Eine schwerdrückende Last **kann** wohlthun!

Wir wünschen es keinem unserer Leser, daß er je diese Wahrheit an sich erfahre! Denn wem eine schmerzhafte Last eine Wohlthat dünkt, der muß der Vorwürfe allerbitterste und grausamste in seinem Innern mit sich umherschleppen.

Waldemar hielt Margarethe für todt — er liebte eine Todte mit aller Inbrunst seiner Gefühle! —

Um die Zeit, da Eberhard von dem Kloster zu Burgos nach Paris zurückkehrte, war eine der kleineren Städte in der Nähe des Klosters Heiligstein ein Opfer der Flammen geworden, und es hatten nahe an zehntausend Menschen weder Obdach, noch Kleidung und Nahrung.

In der Weltstadt, in der unser Roman spielt, hatte diese Nachricht selbstverständlich eine gewaltige Aufregung und ein allgemeines Mitleid erweckt.

Es hatten Sammlungen und Hülfeleistungen aller Art stattgefunden, Vorstellungen in den Theatern, Concerte, kurz, es war von allen Seiten Alles aufgeboten worden, um die grenzenlose Noth zu lindern.

Auch die stets sehr mildthätige, fromme Königin beschloß, außer der sofortigen Hülfe, die sie und der König gewährt, noch eine länger dauernde und umfangreichere zu eröffnen.

Die Königin hatte das Protectorat über mehrere milde Stif-

tungen und Verwaltungen — so auch über das Findelhaus und die Waisen-Anstalten der Residenz.

Sie eröffnete dem Hofe, daß sie gesonnen sei, einen Bazar einzurichten, dessen Gegenstände zum Besten jener Unglücklichen durch die Mädchen des Findelhauses und der Waisen-Anstalten verkauft werden sollten.

Sie sprach dabei den Wunsch aus, daß die Mitglieder des Hofes und die reichen Bewohner sie in ihrem Vorhaben unterstützen möchten und befahl, zum Ankauf von allerlei Gegenständen eine bedeutende Summe aus ihrer Privat-Chatulle zu entnehmen.

Der König ging sehr bereitwillig auf diesen Plan seiner frommen Gemahlin ein und erklärte, denselben noch dadurch ganz besonders begünstigen zu wollen, daß er den Fürsten von Monte-Vero darum ersuchen lassen werde, ihm zu diesem Zweck sein Palais zu leihen.

„Der Fürst, wir wissen es vorher, erfüllt uns umgehend unsern Wunsch, und der Bazar mag dann in dem wundervollen Sternsaal, der uns lieb ist, aufgeschlagen werden; wir versprechen der guten Sache dadurch einen ganz besonderen Erfolg, denn sehr Viele werden begierig sein, das schöne Palais des Fürsten bei dieser Gelegenheit bewundern zu dürfen!"

Die Zustimmung Eberhard's traf sehr schnell ein, und nach wenigen Tagen schon war der Bazar der Königin, zu dem von allen Seiten Beiträge geflossen waren, eröffnet.

Der Andrang der Käufer war, wie der König vorhergesagt, ein um so größerer, da Jeder den Palast des Fürsten von Monte-Vero sehen wollte, und außerdem galt es als ein Act der Nothwendigkeit, daß in den höheren Ständen keine Person ohne einen der Gegenstände blieb, die in dem Bazar durch die jungen Mädchen des Findelhauses verkauft wurden, und die oft die Reicheren mit dem zehnfachen Werthe bezahlten.

Die Königin selbst erschien täglich mit ihrer Umgebung in dem uns bekannten herrlichen Sternsaal, in dem die Gegenstände auf langen, weißgedeckten Tafeln ausgestellt waren.

Man wird es erklärlich finden, daß die ganze vornehme Welt

sich in dem Bazar versammelte, und daß der Erfolg desselben ein für die Abgebrannten überaus reicher war!

Am ersten Tage hatte mit dem ganzen Hofe auch der Prinz Waldemar den Bazar besucht. Er war, den Waisenmädchen einzelne Kleinigkeiten abkaufend, an den Tischen hingeschritten, als seine Aufmerksamkeit plötzlich durch eines dieser Mädchen in Anspruch genommen wurde.

Die kleine bescheidene und freundliche Verkäuferin trug, wie alle ihre Genossinnen, rings ein Kleidchen von blauem Tuch, eine zierliche weiße Schürze und ein weißes Knüpftuch um den Hals. Ihre blonden Haare fielen in natürlichen Locken bis auf den Nacken und der Schnitt ihres Gesichts war auffallend zart und fein.

Der Prinz hatte eben zu dieser kleinen Verkäuferin treten wollen, um auch von ihr eine Kleinigkeit sich reichen zu lassen, als sich ihm der Prinz August näherte und mit ihm eine Unterhaltung begann, die sich so ausdehnte, daß der Bazar für diesen Tag geschlossen werden sollte, als das Gespräch endlich beendet war. Waldemar aber fand gerade noch Zeit, in aller Eile zu dem kleinen, zierlichen Mädchen zu treten und demselben von all ihren Gegenständen eine Korallenschnur mit einem kleinen Kreuz abzukaufen.

Als das Mädchen, mit bescheidener Bewegung und mit ihren blauen Kinder-Augen ihn unschuldig anblickend, ihm den Gegenstand reichte, sagte der Prinz zu dem armen, lieblichen Kinde, das in ihm ein seltsames Mitgefühl erweckte, es möge die Schnur mit dem kleinen Kreuze behalten.

Das Mädchen dankte — und der Prinz ging.

Wenige Tage waren danach verstrichen, als der Prinz in Begleitung der Aebtissin vom Kloster Heiligstein noch einmal den Bazar besuchte, und er kam gerade zu rechter Zeit, um einer Scene unbemerkt beizuwohnen, die von großen Folgen sein sollte.

Charlotte hatte es nämlich vorgezogen, möglichst früh schon, also gleich nach dem Oeffnen, den für sie so erinnerungsreichen Sternsaal zu betreten, um nicht mit der von Stunde zu Stunde

wachsenden Menge zusammenzutreffen. Der Prinz Waldemar begleitete sie gern — er wollte seine fromme Cousine auf das liebreizende Waisenkind aufmerksam machen, das wieder zu sehen ihm ein unwillkürlich angenehmer Gedanke war.

Es waren noch fast gar keine Käufer im Saal.

Der Prinz trug außerdem Civilkleider, so daß man weder ihm noch der Aebtissin von Seiten des im Orden verzierten Leibrock auf und ab wandelnden Vorstandes eine Aufmerksamkeit schenkte — und das war Beiden recht erwünscht, da sie keineswegs hergekommen waren, um die langweiligen Phrasen dieser Herren anzuhören.

Charlotte ließ ihre Blicke durch den Sternsaal gleiten — es waren wohl erschütternde Gedanken und Erinnerungen, die aus der sternbesäeten blauen Höhe zu ihr herab wallten.

Der Prinz bemerkte während dieser Zeit, daß zwei der Herren des Vorstandes,. die in der Nähe gingen, sich von jenem Mädchen unterhielten, das ihm bei seinem ersten Besuche so vortheilhaft aufgefallen war —

„Wie kommt es, daß jene Verkäuferin dort von ihren Gegenständen fast nichts mehr hat?" fragte der Eine den Andern, „man wird die kleine Dirne im Auge behalten müssen, leider giebt es in den Waisenhäusern viele entartete Geschöpfe, denen man nicht trauen darf!"

„Sie hat die Gegenstände verkauft und, wie ich gesehen habe, die größten Summen abgeliefert!" erwiderte der Andere.

„So — was sollen denn aber die elenden Bilder, die auf den leeren Plätzen vor ihr liegen?" fragte der Erste wieder, ein ältlicher Mann mit einer wahren Criminalrichter-Miene, ohne Zweifel ein ehemaliger Subaltern-Beamter, „unmöglich hat man ihr dieselben zum Verkaufe übergeben!"

„Von den Bildern weiß ich allerdings auch nichts!"

„Das ist ja eine verwunderliche Unverschämtheit, diese Papierblätter mit den geschmacklosen Blumen beleidigen ja das Auge der Herrschaften!" mit diesen Worten näherte sich das eifrige Vorstands-Mitglied der kleinen Verkäuferin, die demselben mit jener

holden Unbefangenheit entgegen blickte, welche nur die wahre Unschuld verleiht.

„Wie heißt Du doch, Kind?“ fragte der Vorsteher ein wenig barsch, während der Prinz langsam näher trat.

„Josefine, hoher Herr!“ antwortete das Mädchen —

Der Prinz hatte den Namen nicht verstanden, wohl aber vernahm er das nun Folgende.

„Du hast nur noch sehr wenige Gegenstände — es ist doch Alles in Ordnung mit Dir?“ sagte der Vorsteher, indem er das arme Kind mit seinen Augen durchbohrte, so daß es wie mit Blut übergossen dastand.

„Wie — hoher Herr“ — stammelte das Mädchen — „die fehlenden Sachen sind verkauft und das Geld ist abgeliefert!“

„Du erröthest sehr, das ist niemals ein gutes Zeichen! Man wird auf Dich ein wachsames Auge haben! Ehrlichkeit währt am längsten, das wiederhole Dir täglich! Was sollen diese Tuschkleckse denn hier — wie kommen sie hierher — wer gab sie Dir?“

„Niemand, hoher Herr!“ antwortete kleinlaut und ihre blauen Augen niederschlagend, das Mädchen —

„Niemand — was ist das für eine Antwort? Wer hat diese geschmacklosen Blätter gemalt?“

„Ich, hoher Herr!“

„Wie — Du? Lernt man denn im Findelhause auch Malen? Ich dachte immer, daß man dort nur arbeiten lernte, anstatt die Zeit mit solchem Unsinn zu verbringen!“

„Ich zeichnete die Blumen in meinen Freistunden, hoher Herr!“ sprach das Mädchen.

„Und woher bekamst Du denn die Farben?“

„Eine fremde Dame, die vor Kurzem das Findelhaus besuchte, sah meine Zeichnung und schenkte mir einen Tuschkasten — da fing ich an, den Blumen Farben zu geben!“

„Und Du wagst es, diese elenden Blätter hier öffentlich auszustellen, zum Kaufe anzubieten, hier, wo die königlichen Herrschaften erscheinen? Eingebildetes Ding, Du denkst wohl, Kunstblätter geschaffen zu haben?“

„Nein, hoher Herr, aber ich wollte gern, wie so viele reiche Leute, auch etwas beitragen für die armen Obdachlosen, und da ich weiter nichts mein nannte, weiter nichts verstand, als diese Blumen hier zu malen, so brachte ich sie her und —"

„Schaffe die geschmacklosen Bilder sofort wieder vom Tisch, sie beleidigen ja das Auge, und wage es ja nicht noch einmal, Deine Unverschämtheit zu Tage zu bringen!" unterbrach sie der Vorsteher.

„Seid nicht böse, hoher Herr, es war von mir wohl unrecht, aber doch gut gemeint," bat das Mädchen, dem die Thränen in die Augen kamen, da es seinen kleinen Schatz, seine Blumenbilder, so verachtet sah — „ich dachte mir, daß es nicht auf den Werth der Gegenstände hier ankam, sondern darauf, daß Jeder giebt, was er besitzt — Ihr wollt es nicht — da muß ich meine Bilder wieder fortnehmen!"

„Ja, das bitte ich mir aus!" war der unfreundliche Vorsteher soeben zu sagen im Begriff, als der Prinz an den Tisch trat. Das Mädchen nahm schnell ihre kleinen Schätze zusammen.

„Zeige mir doch auch einmal Deine Bilder," sprach nun der Prinz freundlich und reichte nach denselben, während der Vorsteher vor Verlegenheit bald erröthete, bald erbleichte, und nun, den Prinzen erkennend, Bücklinge über Bücklinge machte und Worte durch einander stammelte, die nun ebenso sehr die kriechende Devotion wie diejenigen vorhin die größte Ueberhebung an sich trugen.

Der Herr Vorsteher war in der größten Wuth, daß er durch die Schuld des Mädchens seine wohleinstudirte Anrede nicht anbringen, dieselbe vielmehr nur in unzusammenhängenden Stücken verwerthen konnte —

Der Prinz weidete sich einen Augenblick, während die Aebtissin zu ihm trat, an der Verlegenheit und Ergebenheit des vorhin so groben Herrn — dann beachtete er ihn nicht weiter.

„Sieh, mein Kind, das sind sehr natürlich gemalte Blumen; bitte, meine theure Cousine, sehen Sie selbst!"

Waldemar reichte einige der kleinen Blättchen an Charlotte,

die mit Wohlgefallen bald die niedlichen Blumen, bald das liebliche, erröthende Kind betrachtete, das nun den Prinzen wieder erkannte.

„Aber — was ist das?“ sprach Waldemar, auf dem Tisch die Korallenschnur mit dem Kreuz bemerkend, „hatte man dieser kleinen Verkäuferin zwei solche Schnüre übergeben?“

„Nein, Königliche Hoheit, Jede hat nur eine derselben zum Verkauf erhalten!“ antwortete der Vorsteher, der nun allmälig wieder Fassung gewann und sehr erbaut davon war, dem Prinzen Auskunft ertheilen zu dürfen.

„Wie, dann hast Du also mein Geschenk verschmäht, kleines blauäugiges Mädchen?“ fragte der Prinz mit einem leisen Vorwurf — „ich hatte die Korallenschnur Dir doch bezahlt und dann geschenkt — —“

„Welche unerhörte Frechheit!“ bemerkte der Herr Vorsteher mit Entrüstung und wuthsprühenden Augen.

„Seid nicht böse, hoher Herr —“

„Königliche Hoheit, heißt das!“ raunte in höchstem Zorn der rothglühende Vorsteher. —

„Nicht doch, mein Lieber,“ flüsterte der Prinz, „Sie rauben dem armen, hübschen Kinde ja seine Unbefangenheit, die so entzückend ist!“

„Seid nicht böse, hoher Herr!“ wiederholte die Kleine, die die zornigen Worte des Vorstehers in ihrer Aufregung wohl überhört hatte, „ich habe das Geld abgeliefert und die hübsche Korallenschnur wieder hierher gelegt —“

„So gefiel sie Dir nicht?“ fragte Waldemar, während Charlotte ihre Blicke mit zunehmendem Wohlgefallen auf dem Mädchen ruhen ließ —

„O, sie gefiel mir sehr, sehr gut, hoher Herr — aber wir dürfen dergleichen nicht tragen! Und da Ihr sie mir doch geschenkt, dachte ich, daß ich mit ihr machen konnte, was ich wollte!“

„Ganz recht, mein liebes Kind, dazu hattest Du das höchste Recht!“

„Wenn ich die Schnur nun noch einmal verkaufte, kam ja

neues Geld für dieselbe den armen Hungernden zu gut — da entschloß ich mich denn, sie wieder hierher zu legen!"

„Wurde es Dir denn nicht schwer, Dich von der hübschen, rothen Korallenschnur zu trennen?" fragte Charlotte mit wohlwollendem Lächeln.

„Ach ja, hohe Frau — sie gefiel mir sehr und —"

„Nun, sprich ganz offen zu uns!"

„Und ich habe sie mir auch umgelegt — und das sah so kostbar und schön aus — dann aber habe ich sie schnell wieder abgenommen und hierher gelegt!"

„Du bist ja ein liebes, braves Kind!" sagte die Aebtissin, während der Herr Vorsteher etwas verblüfft einen Schritt zurücktrat, da er sah, daß die königlichen Hoheiten sich vielmehr mit dem Waisenmädchen beschäftigten als mit ihm — „wie alt bist Du denn?"

„Dreizehn Jahre, hohe Frau!"

„Um so mehr sind diese Blumen zu bewundern, die Deine kleinen Hände in den Freistunden so naturgetreu auf das dünne, schlechte Papier hier zauberten," gestand der Prinz mit zunehmendem Interesse — „wie heißt Du denn, mein Kind?"

„Josefine, hoher Herr!"

„Und weiter?"

„Weiter?" fragte das Mädchen zögernd, „weiter habe ich keinen Namen!"

Charlotte neigte sich zu dem Prinzen und flüsterte so leise, daß das Mädchen es nicht hören konnte:

„Es ist ja ein Kind aus dem Findelhause, eines jener armen namenlosen Wesen!"

„O mein Gott — ich vergaß es!" antwortete Waldemar ebenso leise, dann betrachtete er die Bilder genauer — „es sind ja lauter Feldblumen, Josefine, die Du gemalt hast! Weshalb hast Du nicht lieber andere gemalt, größere, kostbarere, Camelien, Centifolien oder Granaten?"

„Die kenne ich nicht, hoher Herr! Aber die Stiefmütterchen hier und die Vergißmeinnicht-Zweige und die wilden Rosen, die

sind mir lieb und die habe ich am Wege gefunden — sind sie schlechter als diejenigen, welche Ihr nanntet?"

Der Prinz war fast ein wenig verlegen bei dieser so unbefangenen und doch recht inhaltschweren Frage — er blickte immer aufmerksamer das liebreizende Waisenmädchen an —

„Nein, sie sind nicht schlechter, weil Jedermann sie sich pflücken kann — sie haben mir noch nie so gut gefallen, wie heute hier auf diesen Blättchen," sprach er, „willst Du mir Deinen Schatz überlassen? Ich glaube, die kleinen Bilder lagen zum Verkaufe aus!"

„Ich darf es nicht, hoher Herr, sie sind zu schlecht dazu, hat der Herr Vorsteher gesagt!" antwortete Josefine halb verlegen, halb traurig.

„Wie — zu schlecht? Das Opfer eines dreizehnjährigen Kindes zu schlecht? Und diese Blumen — — ei, ei, Herr Vorsteher," sprach Charlotte mit leisem Vorwurf, „das verräth weder Gefühl noch Geschmack!" Dann wandte die Aebtissin sich an den Prinzen: „Wollen Sie mir nicht auch einige dieser rührenden Beweise einer holden, reinen Kinderseele überlassen, mein theurer Cousin?"

„Es sind, wie ich sehe, acht Blumenbilder — dürfen wir sie alle nehmen, Josefine?" fragte der Prinz, „wir wollen sie natürlich für die armen Obdachlosen, denen sie, wie Du sagtest, zu gut kommen sollten, bezahlen!"

„O hoher Herr, nehmt sie alle! Wenn Ihr und die hohe Frau sie nehmt, dann weiß ich, daß ich nicht verachtet und mit höhnischen Blicken angesehen werde — ich habe sie sehr lieb gehabt — aber ich male mir neue!"

Die kleine, liebreizende Josefine sagte das mit einem so kindlichen Vertrauen, mit einer so natürlichen Aufrichtigkeit, daß Charlotte und Waldemar einen Blick wechselten, der, in Worte übersetzt, etwa hieß:

„Wie lieblich und anmuthig ist dieses Mädchen!"

Die Prinzeß sah mit Wohlgefallen zu der kleinen Josefine hin — die blonden, vollen Locken, die blauen Vergißmeinnicht-

Augen, die zierliche Gestalt mit dem blendend weißen Knüpftuche — Alles sah so entzückend aus, daß Charlotte über die äußere Entwickelung wie auch über die reine, holde Unschuld des Mädchens um so mehr erfreut war, als man dem Findelhause einen solchen Erfolg nicht zutrauen wollte. Es hieß in der Weltstadt, daß man dort Alles durch das Gebet zu erreichen strebte, und daß die Mädchen und Knaben, wenn sie in das Alter des Austritts gekommen, gewöhnlich nicht viel mehr gelernt hatten, als sich zu verstellen! —

Hier war ja aber gerade das Gegentheil bewiesen! Diese Josefine war das liebreizendste Bild der Unschuld und Unbefangenheit, und wenn sie Zeit gefunden, in den Freistunden mit den elenden Wasserfarben so reizende, natürliche Blumen zu malen, dann mußte doch auch wohl das ganze Gerücht von dem Findelhause sich nicht bestätigen, so dachte die Prinzeß.

In Waldemar wie auch in ihr bildete sich in diesem Augenblick ein und derselbe Gedanke, ohne daß sie ihn zu einander aussprachen. Der Herr Vorsteher aber, der durch die Schuld Josefinens einen tüchtigen Seitenhieb abbekommen, schäumte innerlich vor Wuth, während er äußerlich die kriechendste Miene annahm.

Die königlichen Hoheiten gaben der kleinen Hexe ihre Hände und ihn würdigten sie beim Abschied kaum eines Blickes! Das war denn doch unerhört! Er, der Herr Vorsteher mit dem decorirten Frack, der weißen, untadelhaften Binde, der großen Tuchnadel und der schweren Erbsenkette kaum eines Blickes gewürdigt — seine Kenntniß der Hof-Etiquette belächelt — Gefühl und Geschmack ihm abgesprochen!

Und Alles um die verdammte Hexe aus dem Findelhause! Der Herr Vorsteher — Polizei-Secretair a. D. Schwarz mit Namen — jetzt, nachdem er eine alte Wittwe geheirathet, Rentier und Verwalter mehrerer städtischer Aemter, auch Bezirks-Vorsteher, Armen-Vorsteher, Kirchen-Vorsteher und nun Bazar-Vorsteher — wurde bald dunkelroth, bald kreideweiß, während Charlotte und Waldemar den Sternsaal verließen.

Wie er seinem Zorn gegen Josefine Luft machte, werden wir im nächsten Kapitel sehen!

Vorläufig wies er am folgenden Tage der „Hexe", die nur noch so wenige Gegenstände hatte, einen andern Platz an, ganz versteckt und entlegen, und beauftragte einen der Inspectoren, dem Mädchen ganz besonders scharf auf die Finger zu sehen.

Als der letzte Tag der Ausstellung herangekommen war, die übrigens eine so gewaltige Summe eingebracht, daß den Obdachlosen nun dauernd geholfen war, erschien in Begleitung des Hofes, der am letzten Tage noch einmal in dem Bazar sich sehen lassen wollte, auch der Prinz Waldemar. Er hatte lange zu suchen, bis er das liebreizende Waisenkind gefunden, um das er im Grunde doch nur gekommen.

Es war ihm eine Freude, mit dem unschuldigen Kinde zu sprechen — ja, wunderbarerweise hatte das Bild des Mädchens ihn fortwährend umgeben!

Waldemar hatte wohl hundert Mal die vier Blumenbilder Josefinens, die er in sein Schloß genommen, mit immer größerem Wohlgefallen betrachtet und sich dabei der Worte erinnert, die sie in ihrer Unschuld gesagt und die auf ihn von großem Eindruck gewesen!

Endlich erblickte er den kleinen Lockenkopf und seine Mienen verklärten sich.

Der Prinz näherte sich dem versteckten Tisch, an dem die liebliche Josefine stand —

Aber was war geschehen — sie hatte geweint — ihre blauen Kinder-Augen waren trübe und roth —

Da erblickte sie den Prinzen und es war, als machte das solchen Eindruck auf sie, daß ihr reizendes Gesichtchen plötzlich alle Trauer ablegte — sie lächelte so froh wie Jemand, der etwas Liebes sieht — und die tiefblauen Augen glänzten wieder.

Waldemar mußte sich gestehen, daß die Freude dieses Kindes rührend war, und daß er es heute noch anmuthiger fand, wie bisher.

„Man hat Dich hier ganz versteckt, Josefine!“ redete der Prinz sie an — „und ich glaube, Du hast geweint?“

„Ein wenig, hoher Herr — nun aber ist es vorüber!“ antwortete das Mädchen.

„Sei nur getrost, Du wirst bald von mir hören! — Man hat Dir gewiß ein Leid gethan?“

„Die gnädige Oberin hat mir meinen Tuschkasten fortgenommen, damit ich nicht wieder solchen Unfug treibe — ich solle lieber beten, als malen und dergleichen sündhafte Dinge üben! sagt sie. Ich habe meine Farben sehr lieb gehabt — das war mir so traurig!“

„Wo ist denn nun die Korallenschnur geblieben?“ fragte der Prinz, mit den Blicken auf dem fast leeren Tische suchend — er hatte beabsichtigt, die Schnur heute beim Schluß des Bazars noch einmal zu kaufen und sie ihr dann zu schenken.

„Sie hat noch einmal fünf Goldstücke eingebracht!“ erzählte Josefine erfreut.

„O, das ist mir recht traurig, ich hätte sie doppelt so hoch bezahlt! Doch da das nun nicht mehr zu ändern ist, so höre, Josefine! Dein Tuschkasten ist Dir genommen —?“

„Die gnädige Oberin hat ihn aus dem Fenster geworfen, drei Stock hoch hinab!“

„Hier schenke ich Dir diesen Ducaten, hebe ihn auf, dafür sollst Du Dir einen neuen Tuschkasten kaufen!“

„O hoher Herr,“ sagte das Mädchen, und der freudige Schreck bei dem Anblick des Goldes und dem Gedanken an einen neuen Tuschkasten malte sich rührend auf ihrem lieblichen Gesichtchen — „die gnädige Oberin wird es nicht erlauben!“

„Dafür laß mich sorgen, Josefine! Vorläufig hebe Dir das blanke Goldstück recht sorgsam auf!“

„Das Herz hüpft mir ganz hoch vor Freude,“ gestand das Kind, dessen Augen leuchteten, „ich dank' Euch, hoher Herr — aber noch mehr werde ich Euch danken, wenn ich für das Goldstück erst einen Tuschkasten haben werde!“

Waldemar lächelte — er erfreute sich an der Seligkeit des so leicht beglückten Kindes.

„Wo wirst Du das Goldstück so lange verwahren, liebe Josefine?“ fragte er.

„Ja — da habt Ihr Recht, hoher Heer, das weiß ich nicht — wir dürfen keine Taschen tragen — doch halt — ich werde es hier hinter meinem Mieder verbergen!“ und schnell entschlossen lüftete sie das weiße Knüpftuch und ließ den Ducaten an ihrem Halse verschwinden.

„Wirst Du ihn dort auch nicht verlieren?“

„Nein, nein, hoher Herr — aber Ihr sorgt bald dafür, daß ich den Tuschkasten bekomme?“

„Ich verspreche es Dir, meine liebe Josefine, hier, nimm meine Hand darauf!“

Der Prinz reichte dem Kinde seine Hand hin und dieses legte die seine mit solchem Vertrauen in diejenige Waldemar's, daß er froh lachte.

Dann verabschiedete er sich von dem kleinen, lieblichen Mädchen und verließ den Bazar.

Zehntes Kapitel.

Josefinens Vaterhaus.

Bevor wir sehen, ob Margarethe am Leben blieb, ob es dem Fürsten von Monte-Vero vergönnt war, seine Tochter zu besitzen, erfordert es der Lauf unserer Erzählung, daß wir einen Blick in jenes Haus werfen, dessen Aeußeres wir damals mit Interesse betrachteten, als die unglückliche, junge Mutter ihr Kind in den Korb legte, der sich in einer Nische dieses geheimnißvollen Hauses befand.

Geheimnißvoll und dunkel ist Alles, was dieses Gebäude, wie eine Weltstadt es braucht, umgiebt, wenn auch sein Aeußeres so harmlos und menschenfreundlich und einladend erscheint.

Das Findelhaus ist ein Sammelplatz elternloser, armer Geschöpfe, die dem Mitleid jener Reichen preisgegeben sind, welche diesen Ort, dieses Asyl gegründet haben! —

An der Straßen-Front des Hauses, dessen Fenster so hoch liegen, daß diejenigen, welche den niedrig angebrachten Korb benutzen wollen, nicht von ihnen aus gesehen werden können, liegt keine Thür. Der Eingang befindet sich am Hofe hinter dem Hause.

Dieser Hof ist ein großer, mit Bäumen bepflanzter Spielplatz. Man erreicht ihn, wenn man an einer der beiden freiliegenden Seiten des Hauses hingeht durch eine Pforte, die stets verschlossen ist.

Eine an der Seite derselben befindliche Glocke ruft den Hauswart, welcher nach dem Begehren fragt und von der Oberin die Entscheidung einholt, ob er die Pforte öffnen darf oder nicht.

Oft hat er sie nicht zu erschließen — meistens lautet die Antwort der Oberin, daß das Findelhaus für Neugierige nicht geöffnet wird!

Gehört man aber zu jenen Bevorzugten, die entweder durch eine einflußreiche Empfehlung, oder um eins der Kinder anzunehmen, Eintritt erlangen, dann wird man angenehm berührt durch den Anblick der grünen Bäume auf dem weiten Hofe, in dessen Hintergrunde das breite Gebäude sich erhebt.

Nähert man sich demselben, dann liegen rechts und links von der Eingangstreppe die Zimmer der Lehrerinnen und Helfer des Findelhauses, dicht am Eingange die kleine Wohnung des Hauswarts, der eine sehr gottesfürchtige Miene hat, und in dem Gang, den man, die Treppe hinansteigend, erreicht, die Zimmer der Oberin.

Rechts von denselben befinden sich die Säle für die Knaben unten und oben, links, diejenigen der Mädchen.

Unten wohnen und schlafen die kleineren, oben die größeren Kinder.

Ueber den Gemächern der Oberin liegt der große Saal, in dem die Speisung derjenigen geschieht, die schon selbstständig zu essen vermögen.

Die ganz kleinen Kinder werden unten durch die sogenannten Helferinnen gefüttert.

Der Arzt des Findelhauses wohnt vorn heraus an der einen Seite der Korbnische — an der andern liegen die Kassenzimmer und Verwaltungsräume.

Das wäre mit möglichst kurzen Strichen die Beschreibung des Vaterhauses der kleinen Josefine — aber vorerst nur seiner äußeren Gestalt.

Das Findelhaus — ein Vaterhaus!

Wahrlich, in diesen wenigen Worten liegt die ganze Schwere des Schicksals jener Unglücklichen, jener großen Zahl Namenloser, die, eine Familie bildend, von dem Geschick hier zusammengeweht sind!

An dem Tage, an dem der Schluß des Bazars der Königin

stattgefunden hatte, näherte sich gegen Abend der Herr Polizei-Secretair a. D. Schwarz, Bezirks-Vorsteher, Armen-Vorsteher und Kirchen-Vorsteher, dem Findelhause.

Er schien in großer Aufregung zu sein, denn sein Gesicht glühte in einem wahren Blauroth.

Kundigen Schrittes näherte er sich, an der Seitenfront des frei liegenden Gebäudes hingehend, der Mauer des Hofes und dann der Pforte.

Es war, als sollte man in ein Kloster, in ein frommes Institut gelangen.

Der Herr Polizei-Secretair a. D. zog an der Glocke.

Er hatte nicht lange zu warten.

Der außerordentlich gebeugte, fromme Portier des Findelhauses verstand dieses kräftige und sichere Läuten — er erkannte durch das kleine Fenster der Pforte den Herrn Kirchen-Vorsteher.

Mit sehr diensteifriger Hand öffnete er.

„Guten Abend, lieber Hauswart! — Ist die Oberin anwesend?“

„Sehr wohl, Herr Vorsteher!“

„So melden Sie mich, mein Lieber! — Ich habe Sie mit Vergnügen am letzten Sonntag wieder das Abendmahl nehmen sehen, Sie und Ihre ganze Familie — recht so!“

„Ich gewähre mir die Gnade, alle vierzehn Tage, Herr Vorsteher!“ berichtete mit einem Bückling der Hauswart.

„Sehr recht, mein Lieber — beten, beichten und büßen, das soll unser ganzes Leben sein!“

„So sagt auch unsere gnädige Oberin immer, und ich richte mich streng danach — eine sehr kluge und gütige Dame! Ich werde den Herrn Vorsteher sofort melden!“

Der Hauswart mit der frömmelnden Miene eilte voran in das Haus, während Herr Schwarz ihm langsam folgte.

Der Abend senkte sich eben auf die Bäume des Hofes.

Die Mädchen des Findelhauses waren längst aus dem Bazar in ihre Säle zurückgekehrt.

Nach kurzer Zeit erschien der Hauswart auf der Treppe und winkte.

„Die gnädige Oberin freut sich, Herrn Vorsteher empfangen zu dürfen!“ sprach er mit einer Büßermiene.

Der Polizei-Secretair a. D. Rentier Schwarz fühlte sich in seinem nicht gering zu veranschlagenden Einfluß.

Er erstieg, ein wenig pustend, da es ein gewitterschwüler Herbsttag war, die Treppe.

Der Hauswart trat mit einer händefaltenden Verbeugung bei Seite, und der Herr Vorsteher ging in das Haus.

Die Oberin, eine ältliche Frau mit einer auffallend strengen und unduldsamen Miene, einer grauen, klösterlichen Kleidung und einer Magerkeit, die beängstigend war, empfing in der Thür ihres Zimmers den Herrn Kirchen-Vorsteher.

Ihr hageres, finsteres Gesicht nahm einen erzwungen freundlichen, aber dabei auch sehr gottesfürchtigen Ausdruck an.

„Dort steht mein Gruß!“ sagte sie und zeigte nach der weißgetünchten Wand, auf der mit großen, schwarzen Buchstaben geschrieben war:

„Gott segne Deinen Eingang und Deinen Ausgang!“

„Die heilige Mutter Gottes sei mit Ihnen alle Zeit, Amen!“ antwortete Herr Rentier Schwarz, sich ein wenig beugend. Dann trat er an der Hand der frommen Oberin in das Zimmer, dessen Thür dieselbe hinter sich verschloß.

„Nehmen wir Platz, mein lieber Herr Vorsteher,“ sprach die gute Frau, die ohne Zweifel fortwährend fastete und dadurch, wenn auch nicht durch ihr anderes Thun und Treiben, Gott zu gefallen dachte, „was verschafft mir die Ehre Ihres lieben Besuches? Wir begrüßten uns am letzten Sonntag wieder in der Kirche!“

„Wie an jedem, meine fromme Frau — setzen wir uns! Ich komme leider schon wieder, um zu klagen und mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen, um die abtrünnigen Schafe dieses Hauses mehr der Buße und dem Gebet zu erhalten! Es ist unglaublich, daß immer wieder einzelne dieser Geschöpfe, die nun doch hier

durch unsere Gnade Alles erhalten, von einem bösen Geiste befallen werden — unerhört ist es! Man sollte meinen, daß diese aus Gnade und Barmherzigkeit hier erzogenen und gefütterten Geschöpfe nichts Anderes, als nur Demuth und Gebete kennen sollten!"

„Sie erschrecken mich, Herr Vorsteher! Schon wieder eine Klage? Da nennen mich die sogenannten Freisinnigen in einigen Schandblättern unserer Residenz eine zu strenge und zu gottesfürchtige Frau — aber ich frage Sie, der Sie die Verhältnisse und Umstände besser kennen — bin ich nicht noch viel zu nachsichtig und gut?"

„Strenge Zucht und Buße ist Gott lieb, meine fromme Oberin! Ich komme allerdings, um zu klagen, daß man die hier erzogenen Mädchen wohl noch nicht strenge genug hält — noch nicht demüthig genug erzieht, und ihnen Sachen gewährt, die nicht für solche durch Gnade und Barmherzigkeit lebenden Geschöpfe sich passen! Wie kommen z. B. die gottlosen Künste in dieses Haus des Gebetes?"

„Ich stimme Ihnen bei, Herr Vorsteher, und glaube, Sie sprechen von Josefine? — Der Farbekasten ist ihr genommen — er ist zertrümmert, und ich werde sie mehr, werde sie strenger zur Buße anhalten!"

„Josefine hieß allerdings das Geschöpf, das wirklich freche und unangenehme Geschöpf, das ich meine — sie ist eine Hexe, und ich bitte Sie, die größte Aufmerksamkeit auf sie zu richten! Mit Recht habe ich sie in Verdacht, daß sie unehrlich ist, denn dafür, daß sie die meisten Gegenstände des Bazars verkauft hat, war ihre Einnahme zu gering!"

„Unerhört!" rief die Oberin, ihre Augen mit ihren klapperdürren Händen verhüllend, „welche Botschaft!"

„Und außerdem hat sie trotzig nicht meine Worte beachtet, als die königlichen Hoheiten sie eines Einkaufes würdigten — denken Sie, meine fromme Oberin, sie nannte die allerhöchsten Herrschaften, obwohl ich ihr das Richtige zuflüsterte, immerfort nur hohe Frau und hoher Herr!"

„O, ich vergehe vor Aerger und Scham! Was muß man am Hofe von meinem Hause denken?“

„Mit wirklich peinigender Unverschämtheit drängte dieses Geschöpf den höchsten Herrschaften die geschmacklosen Bilder auf, die elenden Feldblumen —“

„Wie, die höchsten Herrschaften hätten es gesehen, daß —“

„Daß in dem Findelhause, anstatt Gebet und Buße, gottlose Künste geübt werden! Die höchsten Herrschaften wurden durch die Hexe genöthigt, die elenden, geschmacklosen Bilder zu kaufen, bevor ich dieselben entfernen konnte!“ erzählte Herr Schwarz.

„O Ihr Heiligen — das ist ja gräßlich!“ rief nun die magere Oberin mit einem Ausdruck des Gesichts, der wirklich furienhaft war — „Josefine hatte also heimlich die gottlosen Machwerke, die sie eben so heimlich angefertigt hat, statt zu beten — man kann nicht immerfort um die heuchlerischen Geschöpfe sein! — nach dem Bazar der Majestäten gebracht und dort ausgestellt — —?“

„So ist es, meine fromme Oberin!“

„O, diese Brut! Diese scheinheiligen Kreaturen! Wenn man sie beobachtet, singen und beten sie, und wenn man den Rücken wendet, sind sie Schlangen! Haben Sie über die Anderen auch zu klagen?“

„Nein, meine fromme Oberin! Die Anderen waren bescheidene, ehrliche, bußfertige und demüthige Kinder!“

„Also wieder nur dieses tückische Geschöpf — wieder nur diese Josefine! Warten Sie einen Moment, mein geehrter Herr Vorsteher, ich hole die Erbärmliche hierher!“

Benutzen wir den Augenblick der Entfernung dazu, hier gleich zu bemerken, daß Josefine unter der ganzen Zahl der Knaben und Mädchen die einzige Unschuld, die einzige Reine war — alle Anderen waren Scheinheilige und Heuchlerinnen, Josefine allein betete still, wenn sie auf dem elenden Lager des Saales lag — und darum wurde sie für eine Unbußfertige, die Anderen aber für Fromme gehalten!

Wir müssen es sogar offenbaren, daß, während Josefine,

ohne nur einen Gedanken daran zu haben, etwas zu veruntreuen, die meisten derjenigen, die bei der Oberin für die Frommsten galten, Gelegenheit gefunden hatten, sich täglich unbemerkt von den Einnahmen des Bazars für sich zum Vernaschen etwas einzustecken. Aber diese Heuchlerinnen, durch den Einfluß der Oberin vollständig verdorben, waren schlau genug, es gehörig verbergen zu können und Alle durch ihre scheinheiligen Mienen zu täuschen!

Dergleichen vermochte Josefine allerdings nicht, sie verschmähte es, sich zu verstellen!

Sie betete zu ihrem Gott aufrichtig und treu, wenn sie das Bedürfniß dazu fühlte — ihr Herz verabscheute die Falschheit der meisten Mädchen des Findelhauses — sie hatte an ihnen so viele abschreckende Beispiele — aber wenn sie dieselben auch nicht gehabt hätte!

Josefine wäre nie im Stande gewesen, ihr Herz zu einem Pfuhl der Heuchelei und Scheinheiligkeit zu machen — obwohl sie noch so jung war, hatte sie doch für das Gute und das Böse jenes feine Gefühl, das man bei Kindern die Stimme eines guten Engels nennt!

Sie saß in dem Saal, in welchem außer ihr etwa dreißig Mädchen hausten.

Während diese heimlich sich von ihrem Naschwerk mittheilten und für die noch erübrigten Groschen Verstecke suchten, saß Josefine am Fenster des Saales und blickte auf die herbstlich gerötheten Kronen der Bäume hinaus.

Vor ihren Blicken spannten sich wohl liebliche und schöne Bilder aus, denn jeder Schmerz war von ihrem reizenden Antlitz verschwunden und dafür hatte eine freudige Zuversicht sich ihrer bemächtigt — —

Sie lächelte — —

Solch ein Antlitz, solch eine holde Kindermiene trägt die Hoffnung, wenn die Maler sie verkörpern!

Ihre blonden Locken hingen ungekünstelt, wie die Natur sie geschaffen, bis zu den Schultern herab — die blauen Augen schwebten, nach innen gerichtet, träumerisch über die Zweige der

Bäume hin — die kleinen, zierlichen Hände hatten das weiße Knüpftuch von dem blauen Mieder gelöst und bei Seite gelegt. Ein rosiger Hauch lag auf den frischen Wangen, und der kleine Mund war noch so kindlich spitz und, wie die vielversprechende Gestalt, noch unentwickelt.

Da plötzlich that sich die Thür des Saales auf — —

Die stets auf dergleichen vorbereiteten andern Mädchen hatten sehr schnell ihre Näschereien versteckt und machten demüthige Gesichter — —

Josefine aber hörte es gar nicht, daß die Thür sehr hastig geöffnet wurde.

Ihre Seele war in dieser Stunde nicht in dem Findelhause, das ihr „Vaterhaus" war — in dem sie so viele schwere Tage erlebt, so viele Strafen erlitten!

Obwohl schuldlos, hatte sie Alles stets mit Ruhe und einer Ergebung ertragen, wie man sie einem zwölfjährigen Kinde kaum zuzutrauen vermag — das gute Gewissen und ihr Gottvertrauen hatten ihr überall weiter geholfen.

Die Oberin aber und die frommen Helferinnen nannten das Trotz und wurden immer böser und gehässiger gegen die arme Josefine.

Da fand sie Trost darin, daß sie die lieben Blumen, die sie im Sommer bei Ausgängen am Wege fand, die auch so einsam und verlassen waren, wie sie, nur Gott und den Himmel über sich, auf kleine, ärmliche Blättchen zeichnete und dann gar malte! Das war ihr zu einer unsäglichen Wonne geworden — und sie sollte ihr wieder erwachsen durch die Güte jenes fremden Herrn, der dreimal im Bazar zu ihr getreten war!

Er hatte es ihr versprochen, ihr für das blanke Goldstück wieder einen Tuschkasten zu kaufen — sie forschte, ob sie dasselbe auch nicht verloren hatte — sie konnte es durch das Mieder fühlen!

Da erscholl der wüthende, zornige Ruf: „Josefine!" durch den Saal, daß es von den weißgetünchten Wänden, an denen Bett an Bett stand, wiederhallte.

Das kleine, liebe Mädchen fuhr empor — es erkannte die Stimme sofort — die böse Oberin war es, welche rief!

„Josefine — Du siehst nicht einmal, wenn ich erscheine — Du träges Geschöpf faullenzest schon wieder? Da sitzt sie am Fenster und stiert in den Abend hinaus! Sieh Deine Geschwister an — Jede hat eine Arbeit in der Hand! Folge mir in mein Zimmer!“

„O mein lieber Gott!“ flüsterte das arme Kind seufzend — in den Zimmern der Oberin hatte sie schon so oft die schwersten Strafen verbüßt — was war es nun wieder, das ihr bevorstand?

Aber im nächsten Augenblick hatte sie, der Oberin folgend, neuen Muth gefaßt — —

Unsere Leserinnen ahnen wohl, woher dieser Muth kam?

Sie erinnerte sich des liebevollen Fremden, der ihr neue Farben versprochen!

Dieser Gedanke ließ sie Alles tragen!

Die Oberin packte Josefinens kleine Hand so unsanft, daß sich in diesem wüthenden Kniff ihre ganze Unduldsamkeit und ihr Zorn kund gaben.

„Du nichtswürdiges, undankbares Geschöpf,“ sprach die fromme Frau mit einer abschreckenden Miene, „wenn ich Dich doch nur endlich einmal los würde! Aber warte nur, Deine Zeit kommt sehr bald heran, und ich will Dir einen Platz verschaffen, an dem Du Dich bessern sollst! Meine Nachsicht und Güte sind es, die Du mißbrauchst — aber diesmal will ich ohne Erbarmen strafen!“

„O mein Gott,“ flüsterte Josefine nach diesen Worten, „ich habe ja nichts begangen!“

„Wie, Du elende Kreatur — Du willst Dich rechtfertigen? Du denkst wohl wieder mit Deinen frechen Lügen durchzukommen? Warte, sie sollen Dir vergehen! Hier, Herr Vorsteher,“ sprach die Oberin, die Thür ihres Zimmers öffnend und Josefine in dasselbe schiebend, „ist die Schlange!“

Das zitternde Mädchen sah den Mann mit den unheimlich

großen, schwarzen Augen vor sich, der es in dem Bazar so schnöde behandelt hatte — seine Blicke ruhten durchbohrend auf dem Kinde, so daß es seine Unschuldsaugen niederschlug.

„Ja, das ist das unfolgsame und eingebildete Ding!“ antwortete der Herr Kirchen-Vorsteher Schwarz — „nun, wir werden ja Mittel finden, sie zu bessern!“

„Ich bitte Sie, stehen Sie mir bei, mein lieber Herr Vorsteher — ich bin immer noch zu nachsichtig und gut!“

Josefine blickte verwundert zu der Oberin auf — nachsichtig und gut, sagte sie? Und dabei verdrehte sie verhimmelnd ihre Augen?

„Wann hast Du jene Bilder gemalt, die Du auszustellen wagtest?“ fragte der Vorsteher.

„Antworte! Wann hast Du sie gemalt?“ wiederholte die Oberin.

„An Sonnabenden, wenn die andern Mädchen und Knaben auf dem Hofe spielten!“ antwortete Josefine.

„Abgesehen davon, daß das nicht wahr sein wird,“ sagte mit höhnischem Lächeln der Herr Armen- und Kirchen-Vorsteher, „ist es ganz unerlaubt und sündhaft!“

„Ganz unerlaubt und sündhaft — lieber beten und büßen!“ bekräftigte die Oberin — „ich habe ihr den Farbekasten genommen und sie wird daher nicht mehr malen!“

„Sehr recht, meine fromme Freundin, sehr recht! — Hast Du das Geld, das Du eingenommen, alles abgeliefert, wie die andern Waisenmädchen?“

„Ja, Herr!“ antwortete Josefine.

„Und hast Du nichts für Dich behalten, trägst Du nichts bei Dir?“

Das Mädchen zögerte mit der Antwort.

Behalten hatte sie nichts — aber sie trug ja das Goldstück bei sich, das ihr der fremde Herr geschenkt!

„Nun — Du schweigst?“ rief die Oberin und ihre grauen, stechenden Augen wurden groß wie Mühlenräder.

Josefine wollte eben sagen: „Ja, ich habe Geld bei mir!“

als ihr der Gedanke einkam, daß es ihr dann abgenommen werden konnte, und daß der so heiß erwünschte Farbekasten dann verloren war!

Außerdem hatte der fremde Herr das Goldstück ihr ja geschenkt! —

„Ich habe nichts behalten und nichts bei mir!“ brachte sie endlich schnell heraus.

„Du erröthest ja — Schlange, Du lügst!“

„Meine Ahnung wird eintreffen!“ sagte der Polizei-Secretair a. D. Schwarz.

Josefine konnte sich nun nicht länger bemeistern — sie brach in einen Thränenstrom aus — —

„Weshalb weinst Du, Lügnerin? Lege Deine Kleider ab, ich will sie untersuchen!“ sprach die Oberin mit einer eisigen Strenge.

Das Mädchen schluchzte und konnte keine Worte finden — sie war vollständig eingeschüchtert.

„Hörst Du nicht? Lege Deine Kleider ab,“ wiederholte lauter die Oberin, „oder die Hausmutter soll sie Dir abnehmen!“

Der Herr Kirchen-Vorsteher konnte sich nicht des Gedankens erwehren, daß das äußerlich sehr hübsche und zierliche Mädchen für ihn einen sehr anziehenden Anblick gewähren mußte — er liebte, da die Verhältnisse ihn gezwungen, eine Frau zu nehmen, die fast zwanzig Jahre älter war als er, die Mädchen jeden Alters sehr sündhaft — aber er beichtete dann tüchtig und betete allsonntäglich in der Kirche. Seine Augen blitzten daher außerordentlich.

Josefine zögerte noch immer, dem wüthenden Befehl der alten, hageren Oberin nachzukommen —

„Hier nicht!“ sprach sie endlich verschämt, mit einem Blick auf den Herrn Kirchen-Vorsteher.

„Wie, das Ding wagt es, jetzt noch ungehorsam zu sein?“ rief Herr Schwarz noch zorniger wie die Oberin, „das Ding denkt schon, daß man nach ihm sieht, denkt schon groß zu sein und einen Willen zu haben?“

Die Oberin packte sie am Arm und zog sie schnell und unsanft mit sich in das Nebenzimmer — dort riß sie, bevor die arme Josefine etwas sagen konnte, ihr das Mieder auf und das Röckchen ab.

Im nächsten Augenblick fiel etwas hellklingend auf den Boden des Zimmers — —

„Da haben wir's!“ riefen die Oberin und der Kirchen-Vorsteher im Nebengemach fast zu gleicher Zeit.

„O mein lieber Gott — stehe mir doch nur bei!“ betete leise das Mädchen.

„Ein Goldstück!“ schrie die Oberin entsetzt und hob den blitzenden Ducaten auf, „o diese Schlange, dieses nichtswürdige Geschöpf — ein Goldstück! Schweige, Diebin! O ich Unglückliche, so etwas muß hier in meinem der Frömmigkeit geweihten Hause vorkommen!“

Die alte, eifernde Person drückte, wie stets, wenn sie in höchster Aufregung war, ihre dürren Hände vor das Gesicht und that dann so, als wischte sie aus ihren verhimmelnden Augen einige Tropfen —

„Ein Goldstück!“ sprach sie tonlos, zu dem Kirchen-Vorsteher zurückkehrend und ihm den Ducaten hinhaltend, „o diese Schande ist ja entsetzlich!“

„Trösten Sie sich nur, meine fromme Freundin! Es war mir fast zur Gewißheit geworden — die Welt ist arg und voller Sünde, meine liebe Oberin, denken Sie, so jung und schon eine gefährliche Diebin!“

„O, ich überlebe diese Schande nicht! Ihre Majestät die Königin, die hohe Protectorin dieses Hauses, wird es erfahren — die Schlange hat ja nicht einmal den hohen und edlen Zweck des Geldes heilig gehalten, das in dem Bazar einkam —“

„Das habe ich wohl!“ sprach Josefine, die schnell ihre ärmlichen Kleider wieder angelegt und eingetreten war.

Der Herr Kirchen-Vorsteher wollte bei dieser Frechheit in die Erde sinken —

„Das habe ich wohl heilig gehalten!“ wiederholte das Mäd-

chen, dessen Augen plötzlich muthig aufblitzten, „ich bekam eine Korallen-Kette geschenkt — ich habe sie wieder hingelegt, um sie von Neuem zu verkaufen —"

„Und das Geld einzustecken!" ergänzte Herr Schwarz bitter.

„Ich habe meine Bilder, meine lieben Blumenbilder, das Einzige, was ich besaß, mit Freuden hingegeben für die armen Obdachlosen!"

„Schlange," rief die Oberin keuchend, „elendes Geschöpf, Du wagst es, noch zu leugnen? Dieses Goldstück fiel ja aus Deinem Mieder!"

„Ich habe es geschenkt bekommen!" sagte Josefine fest.

„Dabei steht man starr!" meinte der Herr Kirchen-Vorsteher, die Hände faltend.

„Geschenkt bekommen?" rief die Oberin, „o mein Gott, gieb mir Kraft, daß ich diese Schlange nicht würge!"

„Erlauben Sie einmal, meine fromme Freundin," unterbrach sie der Herr Polizei-Secretair a. D. Schwarz mit einer Miene, als hatte er einen guten Gedanken — „erlauben Sie einmal! Du sagst, daß Dir das Goldstück geschenkt worden sei? Von wem denn, he?"

„Von einem Herrn mit einem dunklen Barte," antwortete Josefine, „ich that nur unrecht, daß ich es nicht gleich sagte, aber ich glaubte, dann würde es mir abgenommen werden!"

Die Aufrichtigkeit des Kindes verschlimmerte nur noch immer mehr ihre unglückliche Lage — —

„Abgenommen werden!" rief fast schon athemlos die dürre Oberin, „die Schlange will mich verdächtigen!"

„Wer war denn der Herr, der Dir einen Ducaten schenkte?" inquirirte der Herr Polizei-Secretair a. D. weiter, „wie hieß er?"

„Das weiß ich nicht!" antwortete das Mädchen.

„Aha — da haben wir's ja! Nun sind wir so weit! Sie hat es gestohlen und macht es wie alle erfahrenen Diebinnen, indem sie einen Unbekannten zu ihrer Entlastung angiebt — nun, meine fromme Freundin, strafen Sie! — Für diesmal soll der Fehltritt der kleinen Verbrecherin noch nicht zur Kenntniß der

Gerichte kommen — wiederholt er sich aber, dann ist ihr das Zuchthaus sicher!“

„Ich habe das Goldstück geschenkt bekommen, Herr, Ihr mögt nun glauben, was Ihr wollt!“ rief Josefine in kindlichem Zorne — der Schändliche that ihr mit seinen Worten so weh, daß sie im Stande gewesen wäre, über ihn herzufallen — sie war bleich geworden und zitterte heftig — „der fremde Herr wird hierher kommen — und dann wird es sich ausweisen, daß ich schuldlos bin!“

„Du denkst, durch dieses schlaue Versprechen Deine Strafe aufzuschieben und mich hinzuhalten?“ sprach die Oberin, „Du wirst Deine Strafe so lange erleiden, bis jener Fremde gekommen ist!“

„Sehr recht, fromme Frau, auf diese Weise hat sie selbst über die Dauer ihrer Strafe das Urtheil gefällt! Sie wird dieselbe nun so lange erleiden, bis der Unbekannte erschienen ist, und das dürfte wohl ewig dauern!“ meinte der Herr Kirchen-Vorsteher, indem er sich von der Oberin mit einem frommen Gruß empfahl.

Die magere Person dankte dem Herrn Vorsteher für seine Rücksicht und seinen Beistand, dann, als Herr Schwarz sich entfernt, fiel sie, mit ihren dürren Händen nach Josefine greifend, wie eine entfesselte Furie über dieselbe her —

„Du gottlose Schlange!“ schrie sie mit unterdrückter Stimme und wollte nun ihre Wuth an dem zarten Körper des Mädchens auslassen.

Josefine aber richtete sich plötzlich empor und nahm eine drohende Stellung an —

„Rühren Sie mich nicht an!“ rief sie todtenbleich, „ich bin schuldlos!“

„Wie, Du willst Deine Hand gegen mich erheben, Du willst Dich wehren, Elende? — diese Hand wird Dir aus dem Grabe wachsen!“

„Schlagen Sie mich nicht — diesmal würde es nicht gut werden! Wenn ich eine Schuldige wäre, würde ich mich beugen,

um die Schläge zu empfangen, so aber dürfen Sie mich nicht schlagen!"

„Da kommt ja Deine Tücke zum Vorschein, Du Heuchlerin, Du Diebin! Ich soll Mutterstelle an Dir vertreten und Du wagst es —"

„Mutterstelle?" wiederholte schmerzlich fragend das Mädchen „o mein Gott, haben Sie mich denn je wie Ihr Kind behandelt? Haben Sie mich je Ihr Kind genannt?"

„Nein, Schlange, weil Du es nie verdient hast! Hinaus mit Dir, aus meinen Augen! Du begiebst Dich sofort auf den Boden! In der entlegenen Kammer wirst Du Deine Strafe verbüßen! Diese guten Kleider wirst Du ablegen und Dir schlechte anziehen, und damit Jeder hier in Dir eine Verbrecherin erkennt, wirst Du die Schuhe ablegen und barfuß gehen, auch für die frommen Helferinnen und die Lehrer Wasser holen, und Alles verrichten, was sie Dir befehlen werden!"

„Ich werde es thun," sprach Josefine ernst und bleich, mit zitternder Stimme — — dann aber warf sie sich plötzlich schluchzend der Oberin zu Füßen — „o erbarmen Sie sich doch — ich bin ja unschuldig, bei allen Heiligen! Schicken Sie mich nicht in die entlegene Bodenkammer — es ist so gräßlich dort!"

„Nun gerade, weil ich sehe, daß Dir diese Strafe so furchtbar ist," sagte die Oberin, indem sie sich an der Gebeugten ergötzte, „sollst Du sie um so länger erleiden! Ich werde Dich schon bändigen, freches, böses Geschöpf! Ich habe schon noch starrere Gemüther gebeugt! Aus meinen Augen! Hinauf in die Kammer!"

Die Oberin zog an einer Klingelschnur —

Der Hauswart trat ein.

„Diese gottlose Person bezieht heute Abend auf unbestimmte Zeit die Bodenkammer," rief ihm, auf Josefine zeigend, die sich langsam erhob, die wüthende Oberin zu, „bei Wasser und Brod soll sie büßen und beten lernen!"

„Büßen und beten, das thut noth!" bestätigte mit frommem Augenblinzeln der Hauswart.

„Sie wird dabei die ältesten und schlechtesten Kleider tragen, die die Hausmutter in Verwahrung hat, und barfuß alle Dienstleistungen verrichten!“

„Die gnädige Oberin haben nur zu befehlen!“

„Kein Licht wird ihr verabreicht, kein Buch, keine Feder! Büßen und beten soll die Schlange, damit sie sich bessere!“

„Thut sehr noth!“ nickte der stupide Hauswart.

Die Oberin zeigte, ohne ein Wort zu Josefine zu sagen, mit jenem Stolz, welcher so oft von den sogenannten Frommen den armen, ihnen Untergeordneten fühlbar gemacht wird, während sie nach oben hin ekelhaft kriechen, nach der Thür — der Hauswart wollte das Opfer hinauszerren —

Josefine aber, das kaum dreizehnjährige Mädchen, trat von ihm zurück —

„Rührt mich nicht an, Hausvater, ich gehe allein!“ sprach sie fest und drohend — dann wandte sie sich an der Thür zu der Oberin noch einmal um —

„Gott im Himmel verzeihe Ihnen!“ sagte sie und die Worte kamen aus ihrem tiefsten Herzen — „Gott im Himmel, stehe mir bei!“

Sie verließ, vor dem erstaunten Hausvater hinschreitend, das Zimmer. —

Es war finster in den schmalen und winkligen Gängen des Findelhauses. Josefine kannte die Bedeutung der Strafe, die sie erleiden sollte — sie hatte schon einmal drei Tage und drei Nächte durch die Schuld eines heuchlerischen Findelkindes, das sie verdächtigte, in der einsamen Bodenkammer zugebracht.

Diesmal aber war die Strafe verschärft!

Es war, nun die Nacht hereinbrach, kalt geworden. Sie trat in die Wohnung der Hausmutter, legte ihre Kleider und Schuhe ab und empfing einige zerlumpte, elende Hüllen.

So begab sie sich, ohne zu murren, während die alte Hausmutter sie mit einer Laterne und einem Wasserkruge begleitete, die steilen Treppen hinauf.

Endlich erreichten sie den düsteren, unheimlichen Boden.

Hinter den Latten standen alte, zerbrochene Möbel, drüben hingen ausrangirte Kleider und hier befanden sich allerlei Vorräthe des Hauses, doch nur solche, die von den Ratten und Mäusen verschont wurden, welche ihr Reich hier oben aufgeschlagen.

Nachdem sie in den dunklen, zugigen Gängen eine zeitlang hingeschritten, hatten sie die Kammer erreicht.

Die Hausmutter öffnete das alte Vorhängeschloß.

Es war ein finsterer, kalter, leerer Raum, in welchen Josefine kam; das elende Strohlager befand sich im Hintergrunde, dort, wo das Dach schräge hinabreichte, so daß das Mädchen, wenn es, sich vergessend, wo es sich befand, aufrichtete, sich den Kopf stoßen mußte.

Die Hausmutter setzte den Krug mit Wasser hin, holte ein Stück Brod herauf und verschloß dann die Kammer wieder.

Josefine empfand ein heimliches Frösteln. Ein kleines, noch kaum dreizehnjähriges Mädchen wird von Furcht geschüttelt, wenn es sich in einem abgelegenen, finsteren, unheimlichen Raume befindet.

So auch Josefine! Sie wagte es nicht, sich in die wollene Decke zu hüllen und das dumpf riechende Strohlager aufzusuchen. Der Zugwind, der durch die Luken wehte, klapperte beängstigend mit den Riegeln und ließ die weißen alten Wäschesachen sich gespensterhaft bewegen. Dazu hielten die Ratten und Mäuse ungestört nicht allein in den Gängen, sondern auch in ihrer Kammer Jagd, ja, sie fielen über das Brod Josefinens her und betrachteten es als einen guten Raub.

Das Quieken war entsetzlich und ängstigte das Kind so sehr, daß es sich weinend zusammenkauerte und sich nicht zu rühren wagte.

Am frühen Morgen kam die Hausmutter und ließ sie heraus, damit sie ihre Arbeit verrichtete. Mit ihren kleinen, bloßen Füßen und ihren Kinderhänden mußte sie für die Helferinnen und Lehrer Wasser vom Brunnen holen und Alles thun, was dieselben ihr befahlen.

Die andern Mädchen verhöhnten sie heimlich und zeigten mit Fingern auf sie.

Josefine aber verrichtete die Arbeiten ohne Trotz — nur vor den Nächten hatte sie eine qualvolle Angst!

Endlich aber besiegte die Müdigkeit dieselbe und das Kind schlief auf dem elenden Stroh so sanft, wie die Kinder der Reichen in den Daunenbetten!

Nach wenigen Tagen herrschte eine eiskalte Luft, und als der Abend nahte, wehte der den Winter ankündigende Sturm den ersten Schnee auf die Straßen und Dächer.

Josefine zitterte vor Frost in der kalten, öden Bodenkammer, und als sie plötzlich in der Nacht, von eisiger Kälte geschüttelt, erwachte, fühlte sie, daß der Schnee auf der dünnen Decke lag, in die sie sich gehüllt — er war durch die zerbrochenen Dachpfannen gedrungen. Ihre kleinen Händchen waren ganz starr und ihre Zähne klapperten —

So erwartete sie sehnsüchtig den Morgen, um die kalte und finstere Bodenkammer verlassen zu können.

Ihre Füßchen waren fast erfroren und vor Schmerz rangen sich heiße Thränen aus ihren Augen!

Endlich drang ein grauer Schimmer durch die Löcher des Daches in die Kammer und bald kam die Hausmutter, die ihr Brod und Wasser brachte. Kaltes Wasser für das halb erfrorene Kind! Nicht ein Tröpfchen warmer Suppe oder ein wenig Caffee, nicht eine Tasse Milch reichte man dem armen Mädchen!

Josefine trippelte, um ihre erstarrten Füße zu erwärmen, durch die Bodengänge und erreichte endlich die behaglicheren Räume unten, in denen sie sich nur so lange aufhalten durfte, wie es zur Verrichtung ihrer langen und mühseligen Arbeit nöthig war. Eine kalte Luft herrschte draußen und der Schnee lag auf dem Hof des Findelhauses, auf dem der Brunnen stand.

Die kleine Josefine mußte mit ihren von der Kälte rothen und erstarrten bloßen Füßen immer wieder durch den Schnee eilen, um die Kannen und Schüsseln an dem Brunnen zu füllen, an dem das abtröpfelnde Wasser gefroren war.

Da, es mochte etwa elf Uhr des Vormittags sein, rollte eine Equipage auf der Straße heran und hielt in der Nähe des Findelhauses.

Der fromme Hauswart, der soeben den Weg über den Hof vom Schnee befreite, trat an die Pforte und erblickte eine königliche Equipage.

Schnell eilte er in das Haus und benachrichtigte die Oberin, daß wahrscheinlich hoher Besuch bevorstände.

In demselben Augenblick ertönte auch schon laut die Glocke.

Die magere, pietistische Oberin rief sofort die Helferinnen und Lehrer zusammen, und in wenigen Secunden ertönten in allen Sälen fromme Lieder.

Der Hauswart meldete athemlos, daß ein königlicher Diener an der Pforte sei und für die Aebtissin vom Kloster Heiligstein Einlaß begehre.

Die Aebtissin vom Kloster Heiligstein!

Diese Worte übten eine gewaltige Wirkung auf die Oberin aus. Wie sie ging und stand, eilte sie, während der Hauswart ihr schnell folgte, über den schneebedeckten Hof der Pforte zu — in ihrem Eifer bemerkte sie es gar nicht, daß Josefine eben an dem Brunnen die letzten Kannen füllte.

Mit der demüthigsten Miene und Geberde empfing sie an der Pforte die hohe Aebtissin, in deren Begleitung sich ein in einen Militairmantel gehüllter Herr befand.

„Die heilige Jungfrau segne die fromme Prinzeß!“ sprach die Oberin mit einer singenden Stimme und gefalteten Händen, während sie mit Genugthuung vernahm, daß die abgesungenen Lieder der Kinder, welche die Lehrer wohl zu lautem Anstimmen mit sehr unchristlichen Drohungen aufmunterten, herüber drangen, „die Gnade dieses Besuches erhebt und beglückt mich!“

Charlotte blickte, nicht sehr erbaut durch die gar zu kriechende und fromme Art und Weise der Oberin, musternd auf dieselbe.

„Schon gut, meine Liebe,“ sagte sie ein wenig kühl, „wir kommen nicht allein, um dieses Haus unglücklicher Waisen in Augenschein zu nehmen —“

„O, der Herr schenkt demselben seinen Segen, die fromme, hohe Prinzeß möge den Wegen, welche man hier wandelt, doch nur ihren gnädigen Beifall schenken!“ schaltete die Oberin, eine kurze Pause in den Worten Charlottens benutzend, ein.

„Ich hoffe es, meine Liebe! Doch führt uns außerdem noch ein zweiter Grund hierher — wir kommen, um uns nach einem Ihrer armen Kinder zu erkundigen!“

„Sie sind alle wohlauf und werden in Demuth und Buße, in Gesang und Gebet erzogen!“

„Das höre ich, meine Liebe! In Demuth und Buße — das ist sehr gut, wenn sich dazu vor Allem die Arbeit und die Herzensreinheit gesellen! Ich muß Ihnen gestehen,“ fuhr Charlotte fort, „daß ich, ohne daß Sie es wissen, eine warme Vertheidigerin Ihres Hauses bin, seit mein hoher Vetter hier, der Prinz Waldemar, und ich zufällig eines Ihrer Kinder durch einen Zufall kennen und lieben lernten — doch lassen Sie uns in das Haus treten!“

Die Oberin war entzückt und ihre Mienen und Bewegungen wurden immer salbungsvoller, da sie sich gelobt sah.

„Die Kinder in Ihrem Hause treiben in ihren Freistunden auch, wenn sie Neigung haben, das Zeichnen und dergleichen?“ sagte die Prinzeß, während sie neben dem Prinzen und der Oberin über den Hof hinschritt.

„Die Heiligen mögen die Herzen meiner Kinder vor solchen sündhaften Neigungen bewahren!“ antwortete die Oberin.

„Wie“ — fragte Charlotte — „dergleichen wäre verboten?“

„Es kommt nie vor — Demuth und Buße wird gelehrt!“

Die Prinzeß blickte ein wenig erstaunt und unangenehm berührt ihren Begleiter an, der soeben an dem eisbedeckten Brunnen eins der kleinen Mädchen erblickte, das mit bloßen Füßen im Schnee stand und die kleinen, krebsrothen Händchen rieb.

Josefine war es, die den ihr geltenden Besuch der Aebtissin und des Prinzen nicht bemerkte.

Sie empfand wohl heftige Schmerzen an ihren Füßen und

ihren Händen, denn fast unwillkürlich füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Sehen Sie doch drüben das arme Kind, meine theure Cousine!“ redete der Prinz die Aebtissin an, die nun auf Josefine aufmerksam wurde.

Sie blieb erschrocken stehen — —

„Wie, meine Liebe,“ fragte sie schnell, „tragen die armen Kinder dieses Hauses in Schnee und Eis keine Schuhe?“

„Es ist eine Strafe, die jenes ungerathene Kind abzubüßen hat — die fromme, hohe Prinzeß möge die junge Verbrecherin dadurch schwer strafen, daß sie unbeachtet bleibt!“

„Und was ist es, das sie begangen hat?“ fragte die Aebtissin — als der Prinz plötzlich rief:

„Mein Gott, das ist ja unsere kleine Josefine!“

Die Oberin glaubte nicht richtig gehört und verstanden zu haben, sie blickte mit großen Augen zu dem Prinzen, der durch den Schnee nach dem Brunnen schritt.

„Sie ist ja kaum mehr kenntlich!“ rief Charlotte — „sie ist bleich und elend geworden! Was ist mit ihr geschehen?“

„O, die heilige Jungfrau erleuchte das verirrte Schaf!“ sprach die Oberin verhimmelnd, während der Prinz sich der kleinen, vor Frost zitternden Josefine genähert hatte, die nun in ihm ihren Wohlthäter erkannte.

Schmerzen, Kälte, Thränen, Alles war vergessen!

Verklärt lächelnd trat sie dem Prinzen, ihrem hohen Beschützer, entgegen — —

„Entsetzlich,“ rief Charlotte, „das arme Kind! So sagen Sie doch, meine Liebe, was Sie bewog, jenes arme, kleine Mädchen so schwer zu strafen?“

„Sie ist — mein Herz blutet, während ich es sage — eine Diebin, die ein Goldstück in ihren Kleidern versteckt hielt, das sie aus dem Bazar entwendet hatte!“

Charlotte war tief ergriffen, aber in diesem Augenblick trat Josefine an des Prinzen Hand schnell herbei.

Die Oberin bekam wieder so große Augen wie Wagenräder bei diesem Anblick.

„O hoher Herr,“ hörte sie die Schlange sagen, „nun erzählt es doch der gnädigen Oberin hier, daß Ihr mir das Goldstück geschenkt habt, und daß Ihr mir einen neuen Farbekasten für dasselbe kaufen wollt!“

Die Oberin fühlte, wie es ihr nun ganz eiskalt über den Rücken lief.

„Eine unerhörte Brutalität!“ konnte der auf's Tiefste empörte und gerührte Prinz sich nicht auszurufen erwehren — „sehen Sie, meine theure Cousine, dieses liebe — dieses so unglückliche Kind!“

„Königliche Hoheit hätten wirklich das Goldstück — —? Der Herr Kirchen-Vorsteher Schwarz sagte doch — —“ stotterte die hagere, nun vor Schreck todtbleiche und ganz zerknirschte Frömmlerin.

„Ich habe wirklich diesem kleinen, lieben Mädchen den Ducaten geschenkt!“ sprach der Prinz sehr unwillig, während Charlotte die kleine Josefine küßte — „und Sie, eine fromme Frau, haben wirklich dieses zarte Kind unverantwortlich leiden lassen?! Es dürfte an der Zeit sein, daß milde Institute, wie dieses hier, welche für unglückliche, bemitleidenswerthe, kleine Wesen errichtet sind, in mildere und bessere Hände, in wahre Christenhände kommen!“

„Wie Du zitterst, meine liebe Josefine!“ sagte die Aebtissin und hüllte das über die Rechtfertigung, noch mehr aber über die nun in Aussicht stehenden Farben lächelnde Kind in ihren warmen Ueberwurf — „komm, arme Kleine — ich nehme Dich mit mir!“

„Sie haben, meine theure Cousine, nun wohl eben so wenig, wie ich, das Verlangen, noch mehr von den Resultaten der jetzigen Verwaltung hier zu sehen!“ sprach der Prinz bitter, „ersparen

Sie sich daher weitere Mühe, Frau Oberin, und lassen Sie die armen Kinder in den Sälen nicht länger ihre kleinen Lungen überanstrengen! Mit Singen und Beten wird weiter nichts erreicht, als Heuchelei, wenn sich nicht Arbeit und Wohlfahrt dazu gesellen! Darüber, scheint mir, dürfte man hier nachzudenken haben! — Darf ich Sie nach unserem Wagen zurückführen, meine theure Cousine?"

Die Oberin, deren Kniee zitterten, wollte sich noch einige Worte der Erklärung, sowie zu ihrer Entschuldigung erlauben, aber sie war zu verwirrt — —

„Ich habe Sie für eine Mutter dieser Kinder gehalten, deren Vaterhaus das Findelhaus ist!" sprach Charlotte mahnend — „wehe Denen, die es zu vergessen suchen, daß Gott die Liebe ist! Ich mahne Sie an das Wort: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht! Es war eine schmerzliche Erfahrung, die ich machen mußte!"

„O zürnet doch der gnädigen Oberin nicht so sehr, hoher Herr!" bat halblaut die kleine Josefine, indem sie bittend zu dem Prinzen aufschaute — „sie zittert schon!"

„Königliche Hoheit —," stotterte mit gefalteten Händen die Frömmlerin — „es wird nicht mehr vorkommen — ohne Strenge geht es nicht — und Beten und Büßen sei unser Werk! — Ich habe noch — den Ducaten abzuliefern — —"

„Kaufen Sie für denselben einige nützliche Dinge für die armen Kinder!" sagte der Prinz zu der Oberin, und dann zu Josefine: „Einen Farbekasten, liebe Kleine, kaufe ich Dir deshalb doch!"

Die Aebtissin und der Prinz grüßten die Oberin kühl, nachdem die Erstere erklärt hatte, daß sie die kleine Josefine erziehen lassen wolle.

Die Hausmutter legte derselben im Hause, das sie zum letzten Male betrat, die Schuhe wieder an, dann sagte Josefine

den Helferinnen und Lehrern, auch den Knaben und Mädchen ein Lebewohl und folgte, mit freudestrahlendem Gesicht, der Aebtissin und dem Prinzen in die Equipage.

Die Oberin bekam von dem Schreck und der Aufregung einen heftigen Migränen-Anfall und ließ sich in den nächsten Tagen vor Keinem sehen! —

Zur Beruhigung für unsere Leser aber wollen wir hier gleich noch bemerken, daß das Findelhaus nicht mehr lange in den Händen der Frömmlerin und ihres Anhanges blieb, sondern einer Verwaltung übergeben wurde, die neben dem Gebet indeß mehr auf die geistige und körperliche Entwickelung jener armen Wesen, deren Vaterhaus dieses Findelhaus war, sah, als die frühere Verwaltung! —

Elftes Kapitel.

Die Büßerin.

Kehren wir nun zu Eberhard und Margarethe zurück.

Der Morgen dämmerte bereits, als der Fürst mit seiner endlich aufgefundenen Tochter aus dem Kloster auf das Feld trat; ein bleiches Halblicht lag rings ausgebreitet — das Wäldchen in der Ferne aber ruhte noch in Dunkelheit gehüllt.

Von dem Mönch Antonio war nichts zu sehen, er hatte sich möglichst schnell aus dem Staube gemacht und den Baron in der Gewalt Sandok's zurücklassen müssen.

Die Wuth Schlewe's wuchs, als er den Fürsten, der das ohnmächtige Mädchen trug, und Martin näher kommen sah — aber er erwartete, daß Margarethe nicht mehr zum Leben erwachen würde. Er kannte alle Geheimnisse, die in der Vergangenheit des Mädchens lagen — er wußte, was Eberhard mit Schmerzen erst erfahren sollte!

Schlewe sah sich ganz in den Händen seines Feindes, und er sann, während seine grauen Augen blitzten, auf ein Mittel, sich seiner Gewalt zu entziehen! Aber es war wenig Aussicht dazu vorhanden, zu entkommen, da der Mohr ihn mit Argus-Augen bewachte.

Eberhard dachte in dieser Stunde nicht an den schurkischen Baron, dessen Feindschaft und Bosheit er so oft zu fühlen gehabt, seine Seele war nur mit Margarethe beschäftigt, mit seiner unglücklichen Tochter, die bleich und leblos in seinen Armen ruhte. Sie war so schön, obwohl ein tiefer Schmerz auf ihrem blassen, leidenden Antlitz lag!

Die Augenlider hatte sie geschlossen — die blonden Haare fielen schwer und lang an ihr herab — die ärmlichen Kleider verriethen die Noth, die sie gelitten!

Der Fürst von Monte-Vero war von diesem Anblick so tief ergriffen, daß er lange sprachlos dastand —

Es war als betete er! —

Martin eilte nach dem Wäldchen, in dem er einen Wildbach bemerkt, und holte frisches Wasser herbei, um die Stirn und die Lippen Margarethens damit zu benetzen.

In den Klöstern wollte Eberhard keinen Beistand für seine Tochter suchen — mußte er doch befürchten, daß die ihr dort gereichte Arznei oder Erquickung ein heimliches Gift enthielt!

Es wurden daher Decken ausgebreitet, und auf diese legte der Fürst die Leblose — er wollte ihr die erste Hülfe hier leisten und dann sich am Morgen entscheiden, auf welche Weise er mit Margarethe die Rückreise nach Paris antreten sollte.

Mit rührender Sorgfalt betrachtete er die Arme — mit väterlicher Liebe hüllte er sie ein in seinen Mantel, damit die feuchte Morgenluft ihr nicht schadete —

Er hatte sein Kind gefunden! Margarethe war endlich in seinen Händen — aber was sollte er hören und erleben!

Verrieth doch schon die bleiche, elende Erscheinung des Mädchens die Leiden und Kämpfe, die dasselbe zu bestehen gehabt! Und wie furchtbar müssen die Erlebnisse gewesen sein, von denen nur eins mit anzusehen ihm in böser Absicht gewährt worden war — — er dachte an die grauenhafte Stunde, da er Margarethe in Ketten erblickt!

Sie war unschuldig gewesen — sie war freigesprochen — aber konnte man ihr dadurch zurückgeben, was man ihr durch jenen Vorwurf und Verdacht, durch jene Zeit der Qual geraubt?

Und das war ja nur ein ganz geringer Theil der Leiden, die diese arme Verstoßene hatte erdulden müssen!

Der Fürst von Monte-Vero fühlte das wohl — er fühlte auch, daß Margarethe nicht allen Versuchungen, die an sie, die

Hülflose, herangetreten waren, widerstanden — ihr bleiches, gramerfülltes Antlitz verrieth es ihm, daß eine Büßerin es war, zu der er mit Schmerz und Freude, mit Furcht und Hoffnung hinab blickte! —

Aber er hatte sie doch gefunden — er konnte sie mit liebevoller Vaterhand zurückführen auf den Pfad des Edlen und Guten!

Er hatte eine heilige Verpflichtung dazu, mit mildem Urtheil, mit liebevollem Herzen Alles gut zu machen, was geschehen war!

Wehmuth beschlich seine Seele — Mitleid verlieh seinen Augen einen tiefen Glanz, und seine Lippen murmelten:

„Alles, Alles sei Dir verziehen, meine Tochter! Was auch geschehen sein mag, in dieser hoffnungsreichen Stunde schwöre ich es, daß nie ein Wort des Vorwurfs, nie ein zürnender Blick Dich treffen soll!

„Gott gebe nur, daß es mir vergönnt sei, Dich mit liebevoller Hand mit mir zu führen!

„Dann will ich Alles zu sühnen, Alles abzutragen suchen, was in der Vergangenheit liegt, dann will ich Alles mit Wonne nachholen, was Dir und mir, nicht durch meine Schuld, so lange verwehrt war!

„Und die Mutter Gottes wird es geben, daß ich nicht zu spät Dich fand — daß Du mir erhalten bleiben wirst!

„Mein Vaterherz zittert bei dem seligen Gedanken, daß es mir vergönnt sein soll, Dich, Du Arme, mit jener Liebe weiter zu führen, die Du so lange entbehrt hast! Deine Sorgen, Dein Elend sollen sich in Freude verwandeln — denn Alles ist Dein, Alles, was ich besitze, gehört Dir allein! War ich doch mit Freuden bereit, es hinzugeben, nur um Dich, meine verlorene Tochter, zu erlangen!

„Der Himmel wird gnädig sein — er wird mich nicht eine Todte haben finden lassen, der ich meine Liebe nicht mehr entgegen tragen könnte — es wird nicht zu spät sein, es ist, als ruft der gnädige Gott es mir zu!

„Ich führe Dich in meinem Arme nach Paris zurück — ich

will Dich schützen und pflegen — Alles will ich aufbieten, um Dich aus dem Chaos der Vergangenheit zu Glück und Frieden zu führen!

„Nach Monte-Vero eile ich mit Dir! Dort in der schönen Luft, dort, wo Alles Dir entgegen jauchzen wird, wo man Deinen Einzug mit Freuden feiern und Deinen Weg mit Blumen bestreuen wird, dort in dem gottgesegneten Lande, auf den herrlichen Gefilden, die Dir gehören, wird Deine Seele und Dein Leib genesen!“

Martin kehrte mit dem erquickend frischen Wasser des Baches zu Eberhard zurück und der liebevolle, besorgte Vater benetzte die Stirn der Leblosen und ihre Lippen mit demselben.

Seine Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden!

Margarethe schlug ihre Augen auf — aber es war ein glanzloser Blick, der Eberhard traf!

Seine wiedergefundene Tochter erwachte zum Leben — aber das gebrochene Auge sagte ihm, daß es mehr als eine Ohnmacht war, was auf der Armen lag!

„Margarethe — meine Tochter!“ rief Eberhard, der neben der nun verklärt Lächelnden kniete, „erwache — sei mein! Sieh, Dein Vater ist es, der neben Dir weilt, der Dich mit Schmerzen gesucht und endlich gefunden hat! Er breitet seine Arme aus, um Dich an sein Vaterherz zu schließen, um Dich zu retten aus aller Noth und allen Gefahren, um Dich zu beschützen und nun ewig sein zu nennen!“

Dem alternden Martin, dieser ehrlichen Schifferseele, traten die Thränen in die Augen, und er wandte sich ab —

Margarethe aber schien die Worte des Fürsten zu hören und zu verstehen!

Sie reichte mit ihren Händen nach ihm — sie lächelte vor Seligkeit und zog die Hand ihres Vaters an ihre Lippen, um den ersten Kuß des für die Rettung dankbaren Kindes auf dieselbe zu hauchen.

Sprechen konnte sie nicht! Schwäche und Rührung ließen es wohl nicht zu! Aber der obgleich glanzlose Blick sagte Alles,

was in diesem Augenblick das Herz des Mädchens stürmisch erfüllte und bewegte —

Eberhard neigte sich zu Margarethe hinab und küßte ihre Stirn — dann reichte er ihr den kühlen, erquickenden Trunk und sie schlürfte von demselben — aber er schien die Kraftlose nicht zu beleben.

Der Fürst bat Martin, ein wenig Wein in das Wasser zu schütten und dieser Labetrunk schien der Geschwächten wohlzuthun — sie dankte mit ihren Blicken und reichte immer wieder nach demselben hin.

Dann schien sie in einen Schlaf zu verfallen, in einen unruhigen Schlummer, der sie mit Traumbildern umgab, welche quälend waren, da sie viel seufzte und ängstlich athmete — ja, Thränen selbst rannen an ihren Schläfen hinab!

Eberhard sah, daß er vor Allem seine kranke und durch die Jahre der Noth und des Elends geschwächte Tochter in sein Palais nach Paris führen mußte, damit sie dort Ruhe und die Pflege empfing, die ihr überaus nöthig schien!

Er empfand nun die schönste Freude in der Hoffnung, sein Kind sich erhalten zu können.

Er blickte mit seliger Wonne zu ihr hinab, und Martin trat hin zu ihm, wie wenn er nicht anders konnte — er war ja mehr als ein gewöhnlicher Diener! Er hatte ja so manche Gefahr, so manchen Schmerz mit dem Fürsten ehrlich getheilt —

„Die Heiligen mögen ein gutes Ende geben, Herr Eberhard!" sprach er mit etwas unsicherer Stimme, „die gnädige Tochter — Prinzeß heißt es nun wohl —"

„Martin," ermahnte der Fürst, indem er mit Rührung die tiefe Theilnahme des alten Steuermanns erkannte, „für Dich bleibe ich Herr Eberhard und meine Tochter, wenn sie Gott uns erhält, das Fräulein Margarethe!"

„Die gnädige Tochter sind sehr krank und schwach — ich werde nach Burgos gehen und einen Wagen besorgen, aber einen besseren und sichereren als der, mit dem wir kamen! Wir dürfen nicht lange hier säumen! Je früher wir nach der Grenze und

nach Paris zurückkommen, je besser ist es! Die Aerzte wissen doch am Ende noch ein wenig mehr wie wir, was in diesem Falle noth thut! Es ist nur ein wahrer Segen, daß wir die gnädige Tochter endlich gefunden haben!"

„Lange genug hast Du treulich mit mir gesucht, Martin, Du gute Seele!"

„Potz Himmeldonnerwetter, Herr Eberhard — ich glaube, uns Beiden werden schon wieder die Augen feucht! So oft ist mir das ja in zehn Jahren nicht passirt, wie in den letzten zehn Minuten! Wenn's auf mich angekommen wäre, dann hätten wir die gnädige Tochter schon längst gefunden und wären seit Jahren schon wieder zurückgekehrt nach unserm schönen Monte-Vero!"

„Geduld, mein alter, guter Martin, die Zeit naht und ich muß Dir gestehen, daß ich nun, da ich meine Tochter gefunden, Deinen Wunsch theile!"

„Ich werde nach Burgos eilen, Herr Eberhard, und einen recht bequemen Wagen anschaffen! Es ist bereits heller Tag und die Thore werden geöffnet sein!"

„Ja, geh, Martin," antwortete der Fürst, „ich möchte nun vor allen Dingen möglichst schnell wieder die Grenze erreichen!"

Der biedere Steuermann der Germania schwang sich auf eins der bereitgehaltenen Pferde und sprengte über das Feld hin dem Gehölze zu.

Margarethe lag schlummernd auf den ausgebreiteten Decken. Da fiel Eberhard's Blick auf den Baron, der neben dem Mohren stand und seine grauen Augen unheimlich umher schweifen ließ — —

Der Fürst war schon im Begriff, in großer Milde diesem bösen Menschen die Freiheit wieder zu geben, als es ihm gerathen schien, denselben doch lieber so lange gefangen zu halten, bis er seine Tochter glücklich in einem sicheren und bequemen Wagen hatte. Er wußte ja nicht, was dieser Schurke seinem Kinde gethan, er ahnte ja nicht, daß dieser elende Heuchler neben Leona der schlimmste Feind seiner Tochter war!

Eberhard glaubte, diese Elenden durch Großmuth beschämen

und bessern zu können, vielleicht auch folgte er, ohne dergleichen zu erhoffen, nur dem Drange seines Herzens, das überall zur Gnade geneigt war, das gern vergab!

Er hatte seine Tochter nun ja in seinen Armen —

Er verschmähte es, seine Feinde zu verderben! Den Schlimmsten hatte er endlich in seinen Händen — aber er wollte zum verstohlenen Aerger Sandok's von dieser Gunst keinen Gebrauch machen.

Als Martin nach einigen Stunden mit einem bequemen Reisewagen aus der Stadt zurückkehrte und Eberhard seine leidende Tochter in dieselbe gehoben, befahl er dem Mohren, den Baron freizulassen.

Schlewe nahm diese unerwartete Rettung stumm hin — Sandok aber schwur nichts desto weniger, und dem Fürsten heimlich zürnend, dem Baron Rache.

Auch Martin schüttelte bedenklich den Kopf, aber er wagte es nicht, Einwendungen zu machen, da er wohl sah, daß der Fürst glücklich war, seine Tochter zu besitzen, und daß ihm die Fortführung Schlewe's nur Aufenthalt und Umstände bereitet haben würde.

Außerdem war es ja auch Herrn Eberhard's Absicht, sehr bald nach Monte-Vero zu eilen, und dann mochte der Herr Baron thun, was ihm beliebte.

Die Reise bis zur Grenze war ängstlich und beschwerlich.

Margarethe hatte nur selten klare Augenblicke. Sie war so sehr angegriffen und elend, daß die Reisenden in den Städten oft die Nächte abwarten mußten und nur die Tage dazu benutzen konnten, weiter zu eilen.

Eberhard durchschaute den gefährlichen Zustand seines Kindes.

Ihre Seele schien furchtbar gelitten zu haben! Oft schien es, als wär ihr Geist umnachtet. Sie phantasirte dann heftig und das Herz des Vaters blutete dabei.

Ein Bild war es, das sie vornehmlich quälte und umgab —

„Seht Ihr?“ rief sie dann wohl mit geschlossenen Augen,

während ihr Athem flog — „seht Ihr — sie sind todt — beide todt — ich habe sie gemordet! Im Schnee sind sie umgekommen! Weh! —

„Das Eine nur kann ich an meiner Brust erwärmen — das Andere ist fort — gebt es mir wieder! Habt Erbarmen, Ihr habt es mir geraubt! O gebt es mir wieder, sonst muß ich umkommen vor Seelenpein! Sie verfolgen mich — seht Ihr dort die Soldaten? Sie suchen mich! Verbergt mich! Helft mir — rettet mich — sie suchen nach mir — weil ich — mein Kind — in der Winternacht — getödtet habe! Grausam! Fort — weit fort — Todesangst martert mich — mein Kind — mein Kind!“

„Margarethe,“ ermahnte Eberhard dann wohl mit eindringender Stimme die Arme, die so furchtbar litt, „komm zu Dir, meine Tochter! Du bist bei Deinem Vater, der Dich schützt!“

„Ja — ja — das ist schön!“ hauchte sie aufathmend, „das thut wohl — schütze mich!“ Dann aber nach wenigen Augenblicken fuhr sie wieder fort:

„Du kannst mich nicht schützen — sie werden auch Dich verderben! Sie haben mein Kind gefunden — todt am Wege — erstarrt in der Winternacht — sie suchen nach mir — hu — da liegt es vor mir, das Engelsbild — bleich und todt — —“

Eberhard konnte sich nicht verhehlen, daß an diesen qualvollen Bildern der Fiebernden etwas Wahres sein mußte, und er schauderte zusammen —

Dann aber rief er sich zu, was er, Margarethe findend, sich geschworen:

„Was auch geschehen sein mag, nie soll ein Wort des Vorwurfs, nie ein zürnender Blick Dich treffen! Mit liebevoller Hand will ich Dich zurückführen auf den Pfad des Guten — Alles will ich sühnen, Alles abzutragen suchen!“

Aber die Traumesworte Margarethens waren gräßlich!

Wenn es wirklich geschehen war, was sie verwirrt nur andeutete, dann gab es allerdings wohl nie eine Sühne, dann war

sein Leben und das seines Kindes ewig in Nacht und Gram gehüllt!

Schwer waren die Stunden, die der edle, hochherzige Fürst neben seinem an Seele und Leib kranken Kinde zubrachte.

Er fühlte, daß sie an seinem Herzen zehrten, er fühlte, daß er zu spät seine verlorene Tochter gefunden, um je mit ihr einen Glücksschimmer zu erleben!

Dann aber wuchs mit dem Schmerz seine Liebe!

Er vergegenwärtigte sich die Leiden, die die Arme ausgehalten, und er empfand die heilige Verpflichtung, für sie Alles zu ertragen, sie zu retten!

Aber seine Seele zürnte nun auch drohend derjenigen, die diese Furchtbarkeiten verschuldet!

Als Eberhard endlich die französische Grenze erreicht hatte, und nun die Eisenbahn benutzen konnte, waren die schlimmsten Gefahren überstanden.

Er eilte nun mit seiner kranken Tochter nach Paris.

Als er mit ihr in seinem Palais in der Straße Rivoli angekommen war, sorgte er vor Allem für Ruhe und die ausgesuchteste Pflege.

Die herbeigerufenen Aerzte gaben dem Fürsten den Trost, daß die Kranke, welche mit großen Seelenleiden und Entbehrungen, wie sie sagten, lange zu kämpfen gehabt haben muß, nun bald genesen werde.

Eberhard fand den kleinen Johannes, der sich sehr nach ihm gesehnt, wohlauf.

Die Sprache des Knaben wurde bei der Anleitung tüchtiger Lehrer immer verständlicher, und es unterlag nun wohl keinem Zweifel, daß der sich geistig wie körperlich ganz vortrefflich entwickelnde Johannes dem Fürsten sehr viel Freude machen würde! —

Der nun fast dreizehnjährige Knabe hörte mit großem Interesse, daß der Onkel Eberhard seine Tochter mit heimgebracht habe, und er bat ihn, sich an der Pflege und Bewachung der Kranken betheiligen zu dürfen.

Rührend war es zu sehen, wie vorsichtig er, auf den Zehen gehend, wenn er in dem Gemache Margarethens sein durfte, Erfrischungen für dieselbe herbeitrug und ihr reichte.

Eberhard gewann ihn dadurch immer lieber und beschäftigte sich viel mit ihm.

Nach langen Monaten hatte die Wiedergefundene endlich sich so weit erholt, daß sie ihr Glück fassen, aber auch die Schmerzen der Vergangenheit wieder ganz ermessen konnte.

Sie war tief gebeugt, und es war ihr eine Wohlthat, als sie ihrem Vater die Geschichte ihres Lebens erzählen konnte.

Sie verhehlte ihm nichts. Sie schüttete ihm ihr ganzes Herz aus, und Eberhard bemühte sich, ihr Trost und Hoffnung zuzusprechen.

Als sie aber sagte, daß der Prinz Waldemar es gewesen, der ihr die schwersten Stunden bereitet hatte, da verhüllte der Fürst von Monte-Vero, von tiefem Gram überwältigt, sein Antlitz!

Er fühlte, daß ein schweres Verhängniß auf seinem Hause ruhte und daß die Vergangenheit seiner Tochter wohl nie mehr gesühnt und geheilt werden konnte!

Margarethe erzählte ihre Flucht durch die Schneenacht, sie erzählte, wie jener erbärmliche Schlewe sie von der Veranda des Schlosses gestoßen.

„Ich war dem Wahnsinn nahe," fuhr Margarethe fort, während es in dem Gemach, in dem sie mit ihrem Vater saß, dunkelte, „Verzweiflung erfaßte mich — ich verlor meine Sinne und meine Vernunft! In diesem gräßlichen Zustande, zerrütteten Geistes, überkam mich meine schwere Stunde, und ich vollbrachte jene grauenhafte That, die meine Sünde in die Ewigkeit verlängerte! Ich setzte, von Wahnsinn erfaßt, meine Kinder aus — es war eine eisige Winternacht — dann brach ich ohnmächtig zusammen! Als ich erwachte und Alles furchtbar mahnend wieder vor mich trat, eilte ich zurück nach den Stellen, an denen ich meine Kinder wiederzufinden hoffte — eins nur fand ich! Ich

suchte — suchte immer verzweifelter, immer hastiger — vergebens — nur das eine meiner Kinder sollte ich wiederfinden!"

„Und keine Spur fandest Du von dem andern?" fragte Eberhard mit seiner tiefen Stimme.

„Keine Spur, mein Vater! — Da schloß ich das kleine Wesen, das mir geblieben war, inbrünstig an mein Herz. Gott im Himmel hatte ja schon eine große Gnade der Sünderin erwiesen, indem er ihr wenigstens dieses Mädchen geschenkt — wiedergeschenkt! Denn die Gottlose hatte ja in wahnsinniger Verzweiflung ihre Kinder von sich gestoßen!"

„Armes, schwergeprüftes Mädchen!" murmelte Eberhard, tief erschüttert von der ergreifenden Erzählung eines Menschenlebens, das in Glück und Frieden hingeflossen wäre, statt in Noth und Elend, wenn es nicht in der Wiege schon von einer grausamen Mutter in den Abgrund gestoßen worden. — „Und wo ließest Du jenes zweite Kind, das Gott Dir anvertraute?"

„Rathlos und elend, verfolgt und gefährdet, gab ich es, nachdem ich es mit meinem Leben den wilden Thieren abgerungen, die es schon zu zerreißen im Begriff waren, dem Findelhause!"

„Dem Findelhause? Wehe uns — dann ist es verloren! Denn wie soll aus der großen Zahl der dort hingebrachten Wesen dasjenige zu finden sein, das uns gehört?"

Margarethe erhob sich.

In ihren Augen zitterten Thränen — sie sank vor ihrem Vater auf die Kniee, der von dem Kinde mit unendlicher Liebe gesagt: „Das uns gehört!"

Diese drei Worte thaten dem Herzen der jungen Mutter so wohl — sie übten eine heilsamere Wirkung aus, als alle Arzneien der Aerzte.

„Das uns gehört?" wiederholte sie mit bebender Stimme und drückte einen heißen Kuß auf die Hand ihres Vaters.

Eberhard aber zog seine büßende, schwer geprüfte Tochter zu sich empor.

„Ja, Margarethe, mein unglückliches Kind," rief der Fürst und küßte des schluchzenden Mädchens Stirn, „mein ist Alles,

was Dich angeht, mein ist Dein Schmerz und Deine Hoffnung! Alles will ich mit Dir theilen, Du Arme, und was Gott im Himmel nun auch herabsenden mag, ich will es für Dich tragen, ich will Alles versuchen, um Dein Leben zu lichten und Deinem Herzen den Frieden zu geben!"

„Deine Liebe erhebt und stärkt mich, mein Vater! Deine Liebe, nach der ich mich gesehnt, ich, eine Heimathlose, die zu Schmerzen geboren zu sein schien! Ich war eine Sünderin, eine schwere, gottverlassene Sünderin, mein Vater — ich glaubte den Schwüren Waldemar's, ich sehnte mich nach Liebe, weil ich sie von meiner frühesten Kindheit an entbehrte — ich glaubte, diese Liebe bei ihm zu finden —"

„Und — er betrog Dich — wie es Alle machen — —"

„Nein, mein Vater — vergieb ihm — er trägt nicht die Schuld!"

„Wie — Du bittest für ihn? Ich glaube — — Margarethe, nur das nicht! Ich fürchte, Du liebst den Prinzen noch heute?!"

„Ja, mein Vater — ich liebe ihn! Vergieb es mir, wie Du mir Alles mit Deiner Großmuth vergeben willst! Ich liebe ihn — denn er ist schuldlos an Allem!"

„Gieb diese Liebe auf, mein unglückliches Kind — lerne überwinden und vergessen — Deine Liebe ist sündhaft und ohne Erhörung — Du darfst sie nicht nähren!"

„Gut denn, mein Vater! Wer in seinem Leben so viel gelitten und überstanden hat, der vermag auch auf dem Wege der Buße den letzten schönen Stern zu verlassen, der fern herableuchtet — — nun ist Alles leer und finster! Deine Hand aber mag mich führen — Deinem hohen und edlen Willen werde ich mich fügen ohne Frage, ohne Murren, Du wirst am besten wissen, was Deinem armen Kinde nöthig und gut ist! Meine Lippen werden nie mehr den Namen jenes Mannes flüstern, der mein Abgott war und ist — mein Herz soll sich entwöhnen, ihn zu lieben und sich nach ihm zu sehnen — es ist eine schwere Auf-

gabe, mein Vater, die schwerste Entsagung wohl, die jemals ein Menschenherz überstanden hat — aber Dein Wille soll geschehen!“

„Ich sehe, daß ich Dich retten und beglücken können werde, meine Tochter!“ sprach der Fürst, Margarethe in seine Arme schließend.

„Beglücken, mein Vater? — Die einzige Wohlthat, die der armen Margarethe, nun sie Dich gefunden, noch bereitet werden kann, ist diejenige, daß sie ihr Kind wieder erhält, das zarte, liebliche Mädchen, das sie in Tagen des Elends dem Findelhause übergab! Du nanntest es unser Kind! Erlöse mich aus der halben Pein meines Lebens — vollende Dein Werk der Rettung — suche es! Es wird Dir leicht werden, das Mädchen zu finden, da Gott es gezeichnet hat! An seiner Schulter trägt es die Merkmale der Finger jenes Grausamen, der mich in der Schreckensnacht von der Veranda des Schlosses stieß!“

„Ich werde es suchen und in Deine Arme führen! Von dem andern Kinde hörtest Du nichts?“

„Nein, mein Vater — Gott strafte mich für meine That der Verzweiflung, indem er alle meine Versuche, es zu finden, ohne Erfolg ließ! Ich eilte immer wieder nach der Stelle, an der ich es ausgesetzt — ich suchte es mit Schmerzen — seit jener Winternacht ist es mir entrissen! Der Tod wird es ereilt haben, oder ein Mitleidiger hat es vielleicht vom Wege aufgenommen! Gott ist gerecht! Er hat mich schwer gestraft, und mein ganzes Leben wird eine Buße sein! An Deiner leitenden Hand werde ich sie vollbringen können! Aber Eines wirst Du mir nicht verwehren wollen, mein Vater —“

„Sprich, Margarethe!“

„Die Wohlthat, an Waldemar denken und für ihn beten zu dürfen!“

Eberhard war tief gerührt durch die unsägliche Liebe seiner Tochter — —

„Es wäre grausam von mir, sollte ich Dir diesen Drang

Deines Herzens schmälern! Laß mich hoffen, daß Du betend Deine Entsagung vollenden wirst! Der Prinz darf nie Dich besitzen! Es wäre Dein Unglück nach dem Geschehenen!"

„Ich glaube Dich zu verstehen, mein Vater!" sprach Margarethe mit dem Zuge schmerzlicher Entsagung — „ich werde es überwinden! Nur eile — hole mein Kind herbei! Dann wird Gott mir helfen und mich trösten!"

„Was ich thun kann, um Deinen Schmerz zu lindern und Dir Frieden zu bringen, das soll geschehen!"

„Habe Dank für Alles, mein Vater! Erhebe mich mit Deiner Liebe — laß mich von Dir lernen, wie man die schwersten Stunden des Lebens übersteht! Eine Büßerin ist es, der Du den Weg zum Frieden zeigen sollst — und diese Büßerin ist Deine Tochter!"

Der Fürst von Monte-Vero schloß die Weinende mit treuer Vaterliebe an sein Herz — er hoffte, daß er sie nach kurzer Zeit zur völligen Genesung über das Meer zu jenen Gefilden führen würde, auf denen einst auch er überwinden gelernt! —

Zwölftes Kapitel.

Das Muttermaal.

Wenige Wochen waren seit dem eben Erzählten verflossen.

Während in Paris der Schnee nur spärlich herabfiel und der Winter größtentheils durch Stürme und Regenströme sich austobte, lag die deutsche Weltstadt, der der Fürst von Monte-Vero zueilte, in tiefem Schnee und hartem Frost.

Auch das nur wenige Meilen entfernte Kloster Heiligstein lag traurig und öde in winterlicher Hülle da.

In der Nähe der kleinen Stadt B. erhob es sich an dem Fuße eines bewaldeten Berges. Ein hoher Kirchthum verkündete weithin die fromme Stätte.

Im Sommer lag das Kloster wie ein einladendes Asyl in dem Grün der Bäume und Gebüsche rings, und eine gewürzige Waldluft erquickte die zahlreichen Schwestern, die hinter diesen Mauern eine ersehnte Zuflucht gefunden.

Das Kloster Heiligstein war groß und geräumig. Es machte im Sommer den Eindruck eines alten Schlosses — im Winter aber hatte es wenig Einladendes.

Eine hohe, braunrothe, oben hoch mit Schnee bedeckte Mauer zog sich in weitem Viereck hin und schloß diese Colonie der Beterinnen von der Welt ab. —

Es war an einem Sonntage, als sich dem Kloster auf der breiten, schneebedeckten Landstraße ein mit vier schönen Pferden bespannter Wagen näherte.

Die Frühmesse war längst vorüber — die Nonnen mußten wohl schon in ihre Zellen zurückgekehrt sein.

Der Wagen hielt in der Nähe der Gitterpforte in der Mauer.

Man konnte durch dieselbe auf den breiten Klosterhof sehen, an dessen Seiten sich alte, breitästige Bäume befanden, die im Sommer Kühlung und Schatten gewährten; ein reingefegter Weg führte von der Pforte zu dem Portal des Klosters, das, wie auch die Zellenfenster, Spitzbogen trug.

Hinter dem grauen Kloster erhob sich die alte, röthliche Kirche, und vor ihr lag der seltsame, große Stein, welchem das Kloster seinen Namen verdankte.

Es war eine jener Sagen mit ihm verknüpft, die in einzelnen Gegenden sich von Mund zu Mund weiter vererben.

Auf dem Stein, der in ovaler Form den Umfang eines großen Gebüsches hatte, befand sich oben auf einer Abplattung ein tief in den Stein abgedrückter Pferdefuß und daneben drei viereckige Eindrücke, in der Größe der Spielkarten.

Die Sage erzählte, daß zur Zeit der Verbreitung des Christenthums ein frommer Pilger hierher gekommen war und auf der Stelle, wo nun das Kloster steht, seine Klause errichtet hatte, um die Heiden rings zu bekehren.

Damals hatte der Stein noch nicht die Eindrücke. Es hieß vielmehr, daß eines Tages der Satan zu dem Apostel getreten wäre, um ihn in seine Netze zu locken. Er wußte, daß dieser einst weltlich gesinnte Mann damals dem Laster des Spiels gedient hatte, und der Satan führte ihn zu dem Stein, legte Karten und Goldstücke auf denselben und lud den frommen Mann ein, mit ihm zu spielen.

Dieser aber schlug, so erzählt die Sage, ein Kreuz und sprach ein Gebet.

Da hatte der Satan wüthend ihm drei Karten hingeworfen, und sie waren in den Stein gedrungen, als war derselbe von Wachs.

Der fromme Mann aber hatte schnell sein Crucifix aus seiner Hütte geholt und es dem bösen Feinde hingehalten.

Da war der Satan auf den Stein gesprungen, so heftig,

daß sich auch sein Pferdehuf in demselben abdrückte, und auf und davon gefahren.

Von Stund an pilgerten nun die Menschen von nah und fern herbei, um das Zeichen zu sehen, und der Apostel, welcher den Versuchungen des Teufels widerstanden, taufte unzählige Bekehrte.

Der Stein aber zeigte noch jetzt die seltsamen Eindrücke, und an Stelle der Klause hatte sich das Kloster erhoben, das nun den Namen Heiligstein trug.

Wir wollen hier die Wunder und Zeichen unerörtert lassen, wir wollen auch nicht zu erklären versuchen, wie die Eindrücke in dem Stein entstanden waren — sei es uns genug, wenn wir hören, daß sich in diesem Kloster unter der Führung der edlen und hohen Prinzeß Charlotte eine große Anzahl jener frommen Schwestern befand, vor denen Jeder Ehrfurcht hat, da sie Alle, ohne zu frömmeln, jenem wahren Glauben dienten, der in der Liebe und Duldsamkeit aufgeht, und dessen Wohlthat mit Recht von Jenen in Klostermauern aufgesucht wird, die ewig eine schwere, unheilbare Wunde ihres Herzens zu beweinen und zu überstehen haben.

Von dem Bock der Equipage sprang, als dieselbe in der Nähe der Mauer hielt, ein Diener und öffnete den Schlag, seine betreßte Mütze in der Hand haltend.

Der Fürst von Monte-Vero stieg aus dem Wagen auf den schneebedeckten Weg.

Er trug einen kostbaren Zobelpelz, der fast bis an seine Kniee reichte.

Sein Gesicht war ernst — sein starker, blonder Bart färbte sich noch nicht grau, obwohl er schwere Jahre zu überstehen, bittere Sorgen bei seinem unermeßlichen Reichthum zu bekämpfen gehabt hatte.

Auch seine majestätische Gestalt hatte sich nicht beugen lassen, er war noch heute ein schöner, vollendeter Mann, der in der vollen, ungeschmälerten Kraft strahlte.

Seine Hand nöthigte den Diener, die Kopfbedeckung, die

derselbe abgenommen hatte, wieder aufzusetzen — Eberhard war kein Freund von großen Devotionen!

So wollte er auch selbst sich an dem Kloster melden, obwohl es sonst wohl Sache Vornehmer ist, sich durch ihre Diener anmelden zu lassen.

Festen Schrittes näherte er sich der Pforte.

Er sah vor sich das graue, alte Kloster, und er mußte des Unterschieds gedenken, den dieses Haus der Frommen mit jenem hatte, aus dessen unterirdischem Gange er fast mit Gewalt sein Kind befreite!

Hier weilte Charlotte und mit ihr der wahre Glauben und Frieden — —

Dort in dem gährenden spanischen Reiche war es die mittelalterliche Verfinsterung und Mönchsherrschaft, welche die Klostermauern umschlossen.

Eberhard berührte den Glockenzug, der an der Seite der Gitterthür sich befand.

Ein heller Ton erscholl im Kloster-Portal, und gleich darauf näherte sich ein dienender Bruder der Pforte.

Er sah die Equipage und denjenigen, welcher Einlaß begehrte.

Es war ein weltlicher, ihm nicht bekannter Herr.

„Was ist es, das Euch herführt?“ fragte er mit tiefer Stimme.

„Meldet mich der hohen Aebtissin, mein frommer Bruder, und nennet ihr den Namen Eberhard von Monte-Vero!“

„Geduldet Euch einen Augenblick, hoher Herr!“ erwiderte mit einer Verbeugung der Dienende und eilte in das Kloster, um dann sehr schnell, einen Schlüsselbund in der Hand tragend, zu dem Gitter zurück zu kehren.

„Nun,“ fragte Eberhard, „wollt Ihr Euer frommes Haus mir öffnen?“

„Die hohe Aebtissin erwartet Euch, mein edler Herr — ich soll die Gnade genießen, Euch zu ihr zu führen! — Um diese Jahreszeit ist ein Besuch in unserm Kloster eine Seltenheit.“

„Das glaube ich Euch, mein frommer Bruder," antwortete der Fürst, auf den Klosterhof tretend und sich mit Theilnahme umblickend, „in Sommertagen muß es recht erquickend schön bei Euch sein!"

„Ja, edler Herr, sehr schön und recht segensreich, seitdem die hohe Aebtissin hier weilt!" meinte der Dienende, den Fürsten nach dem Portal führend.

„Ihr seid wohl schon recht lange hier in dem Kloster?"

„Bald dreißig Jahre, mein edler Herr!"

„Und wie alt seid Ihr?"

„Bald siebenzig! Anno 13 kam ich schwer verwundet zurück — mein rechter Arm war mir zerschmettert —"

„Darum schlosset Ihr auch mit dem linken auf — bei der Kutte sieht man Euer Elend nicht gleich!"

„Mit dem Arbeiten war es vorbei, und als nun gar vor Gram meine Mutter starb und mein Vater ihr folgte, da ging ich, noch immer nicht geheilt, hier in das Kloster — die heilige Jungfrau segne unsere hohe Aebtissin! Seitdem sie hier ist, habe ich ein gutes Loos!"

„Ihr seid sehr zu bedauern, mein frommer Bruder, nehmt diesen kleinen Dank von mir für Eure Thaten von damals hin!" Eberhard ließ in die linke Hand des dienenden Bruders eine ansehnliche Zahl Goldstücke gleiten.

„Habt vielen Dank, mein edler Herr, für Eure Großmuth! Aber ich brauche nichts, ich habe hier Alles, was mir nöthig ist — —"

„Ihr erinnert mich daran, daß Ihr das Gelübde der Armuth leistetet — nehmt mir meine Uebereilung nicht übel!"

„Gestattet mir, mein edler Herr, daß ich Eure reiche Gabe hier in diese eiserne Büchse lege!"

„Gewiß — thut damit, was Euch gefällt! Für wen ist der Inhalt derselben?"

„Für die Armen in den Dörfern rings!"

Eberhard mußte sich mit einer tief befriedigten Miene ge-

stehen, daß dieses Kloster wohl seinen eigentlichen, wahren und hohen Zweck erfüllte.

Er drückte die Hand des alten Mönchs und folgte ihm dann durch den Kreuzgang und die Treppe hinauf.

Oben im Chore erschien, ihm entgegen kommend, die hohe Aebtissin.

Der dienende Bruder trat zurück.

Eberhard verneigte sich vor der Prinzeß Charlotte.

Sie reichte ihm ihre Hand und führte ihn mit einem frommen Gruß in ihr Empfangsgemach.

Es verrieth nicht, daß eine Prinzessin in ihm weilte.

Charlotte war ja auch von der Welt des Prunkes und Genusses zurückgetreten, um hier in diesen einfachen Räumen ein Leben der Entsagung zu führen — —

Und nun, da ihre Seele schon den ersehnten Frieden zu finden im Begriff war, sollte sie noch einmal Wunden aufreißen, noch einmal den einst so heiß Geliebten sprechen — —

Was Andere vielleicht gefürchtet und gemieden hätten — ihrer Seele konnte es kein Leid mehr zufügen!

Sie liebte den Mann noch heute, der in ihr Gemach trat, den Mann, von dem sie mit Schmerzen Abschied genommen, den Mann, dem sie ihr Herz mitgab — aber sie liebte ihn heute wie einen treuen, edlen Freund, an dem man sich aufrichtet, und der, statt neue Kämpfe, neuen Segen mit sich bringt!

„Verzeiht mir, fromme, hohe Frau," sprach Eberhard mit weicher, zum Herzen gehender Stimme, „daß ich noch einmal den Frieden Ihres Lebens störe — ich hielt es damals, als ich ewig Abschied nahm, für unmöglich, daß mein Weg sich noch einmal mit dem Ihrigen kreuzen würde —"

„Sie hätten es gern vermieden, Eberhard, ich höre es! Aber lassen Sie es mich preisen, daß es mir vergönnt ist, noch einmal den edelsten und höchsten Menschen zu sehen und zu sprechen, den ich je kennen lernte und verstand! Ich grüße Sie und heiße Sie von Herzen willkommen!"

„Ihre Güte thut wohl, Charlotte —"

„Sie leiden, Eberhard — ich höre, ich sehe es — sprechen Sie, was ist geschehen?" rief die Aebtissin, die mit tiefem Blick in das Innere ihres lieben Gastes drang.

„Sie werden Alles verstehen — Ihnen werde ich Alles sagen!" antwortete Eberhard — „allerdings waren es schwere Stunden, die mir beschieden waren!"

„Ihre Stimme bebt — Ihr Kind — Ihre Tochter — —"

„Sie ist gefunden, Charlotte, sie lebt!"

„Der heiligen Jungfrau sei Dank für diese Botschaft!"

„Sie lebt, aber — —"

„Aber — sprechen Sie — ich muß Alles wissen!"

„Nie wird das Glück ihr schimmern — nie kann ihre Seele Ruhe und Frieden finden!"

„O mein Gott — Ihre Worte sind grausam! Sie sprechen damit auch Ihr Loos aus!"

„Mein Loos wird es sein, die Arme mit starker Hand zu führen, zu trösten! Gebrochen an Leib und Seele, erschöpft durch unendliche Kämpfe und Leiden, ist es der einzige Wunsch ihres Lebens, ein Kind wieder zu finden, ihr Kind, das sie vor langen Jahren in einer Stunde der Verzweiflung, um es vor Verfolgungen zu schützen, in das Findelhaus brachte!"

Charlottens Antlitz nahm einen Zug tiefster Trauer an — sie fühlte, wie schwer dem Fürsten diese Worte wurden.

„Der furchtbarste Theil ihres Geschickes, die qualvollste Strafe der Armen aber ist es, daß das zweite Wesen, dem sie zugleich mit jenem das Leben gab, und das sie einer Stunde des Wahnsinns aussetzte, ewig verloren ist!"

Charlotte fühlte, wie der Schmerz sie überwältigte — sie faltete ihre Hände —

„Das ist ein schweres Geschick, mein Freund," hauchte sie, „eine furchtbare Prüfung, welche auch Sie so unverdient mittrifft! Nun verstehe ich den Gram, den Ihre Mienen und Worte mir verriethen!"

„Die Seele meiner unglücklichen Tochter schmachtet nun we-

nigstens nach dem einen Theil ihrer selbst, und ich eilte her, um das Kind aus dem Findelhause zu holen — da — wunderbare Fügung! — berichteten die Beamten des Hauses mir, daß —"

„Meine Ahnung — daß — Josefine —"

„Daß Sie jenes Kind in Ihre Obhut genommen haben, Sie und der Prinz Waldemar!"

„Das ist eine Fügung des Himmels, Eberhard! Jenes Mädchen ist hier — ich erziehe es mit einer Liebe, die mir nun erklärlich ist! Doch — eine Frage, wie sie unter Freunden, wie wir es sind, wohl verzeihlich ist! Wer war der Elende, der das hülflose Mädchen, der Eure Tochter, die damals eine dem Elend preisgegebene Waise war, verführte und seinen Gelüsten opferte? Sprechen Sie, Eberhard, sprechen Sie — Sie wollen mir ausweichend antworten — —"

„Lassen Sie mich schweigen, Charlotte! Margarethe hat mir das Geheimniß vertraut — lassen Sie es in dem Grabe meines Herzens ruhen! Was geschehen ist, ist so grausam, daß ich nicht auch Ihre Seele damit belasten möchte! Widmen Sie meinem armen, so elend wiedergefundenen Kinde eine stille Thräne und ein Gebet, wenn Sie vor dem Heilande knieen!"

„Wahrlich, mein hoher Freund, Ihrer Hochherzigkeit und Seelenstärke bedarf es, um die Wiedergefundene aufzuheben und denen zu vergeben, die sich an ihr so furchtbar versündigten!" sprach die Aebtissin, dem Fürsten ihre Hand reichend, „Ihr Edelmuth ist so hoch und heilig, Eberhard, daß Sie mir immer wieder wie ein neuer Messias der Menschheit erscheinen, der Allen ein Vorbild sein soll! Wehren Sie mir nicht, lassen Sie mich Ihnen sagen, was mein Herz erfüllt und bewegt — es ist mir eine Wohlthat! Wenn Jemand hier auf Erden im Stande ist, die Vielgeprüfte aufzurichten, dann sind Sie es allein, Eberhard, Sie, der Sie auch mir Ihre gottgesegnete Hand reichten! Ich will für Margarethe beten, für Ihre büßende Tochter, die an den Qualen ihrer Vergangenheit die wenigste Schuld trägt! Die heilige Jungfrau wird ihr gnädig sein! O, ich werde es dem Prinzen sagen, daß Josefine dieses von uns dem Findelhause ent=

rissene, liebliche Mädchen Ihnen gehört, daß ich es Ihnen gegeben und damit einen Theil des Schmerzes gelindert habe, der die Seele Ihrer Tochter erfüllt!"

„Zürnen Sie mir nicht, Charlotte, wenn ich Sie bitte, dem Prinzen nichts von meinem Erscheinen mitzutheilen — fragen Sie mich auch nicht nach dem Grunde dieser Ihnen vielleicht seltsam scheinenden Bitte — es ist besser, wenn der Prinz nicht erfährt, in wessen Hände Josefine gekommen ist!"

Die edle, hohe Prinzeß, die ernsten Blickes den letzten Worten Eberhard's gefolgt war, wagte es nicht, nachzudenken oder zu vermuthen — furchtbar war es, was aus der Bitte des Fürsten ihr wie ein düsteres Fatum entgegen loderte — sie legte ihre Hände vor ihr erbleichendes Antlitz —

„Ihr Wille soll geschehen, Eberhard!" sprach sie nach einer schwülen Pause — „und ist es kein Zweifel, daß Josefine diejenige ist, die Sie in die Arme ihrer Mutter führen wollen?"

„Diejenige, die ich suche, trägt ein Muttermaal, Charlotte — es ist, als wollte der Himmel der Geprüften wenigstens die eine Gnade sichern, dieses Kind unter Tausenden wieder zu erkennen! Die Ursache dieses Zeichens ist zwar so grausam, daß selbst meine Seele vor Zorn bebt über denjenigen, der es verschuldet — doch damit will ich Sie, meine hohe, fromme Freundin, nicht belasten! Diejenige, die ich suche, trägt an ihrer Schulter, wie die Spuren verruchter Finger, die sich eingegraben haben, vier rothe Flecke in einem Halbkreise!"

„Sie ist es, Eberhard, kein Zweifel ist mehr möglich! Josefine ist diejenige, die Sie ihrer Mutter wiedergeben wollen! Blicken Sie her — ein Engelsbild ist es, das ich Ihnen zeige!" —

Charlotte trat leise und vorsichtig an eine Seitenthür des Gemaches, in dem sie mit Eberhard gestanden — sie bewegte unhörbar den Drücker des Schlosses und leise that sich die Thür auf —

Der Fürst von Monte-Vero sah in dem Nebenzimmer, das

nun vor seinen Blicken lag, an einem Tisch in der Nähe des Fensters die dreizehnjährige Josefine sitzen.

Die Aebtissin hatte Recht, wenn sie das liebreizende Mädchen ein Engelsbild nannte.

Die blonden Locken fielen ungekünstelt auf die Schultern Josefinens herab — sie bemerkte die an der geöffneten Thür Erscheinenden nicht — sie hatte ihre blauen Augen, aus denen die herrlichste Unschuld leuchtete, eifrig auf ein Blatt gerichtet, das vor ihr lag —

Eberhard sah, daß sie malte! Mit wonniger Miene trug sie die Farben auf — der Tuschkasten war ihre ganze Freude, man konnte es von ihrem reizenden Gesicht ablesen, das von Wohlsein und Schönheit strahlte!

Charlotte ergriff Eberhard's Hand und zeigte mit einer Miene stumm zu der kleinen, eifrigen Malerin, in der die Worte geschrieben standen:

„Sieh dorthin, hochherziger und edler Mann, sieh das Kind Margarethens und feiere eine Stunde des Entzückens! Jenes Engelsbild, jenes reine, liebe Kinderherz ist dasjenige, das Du suchst, das Du seiner Mutter bringen willst!"

Und der Fürst von Monte-Vero sah lange, lange stumm auf die kleine Josefine, die nicht ahnte, was ihr bevor stand!

Sie trug an ihrer Schulter das Muttermaal, das Zeichen, das Gott ihr angeheftet, damit Margarethe ihr Kind wiederfinden sollte!

Da plötzlich blickte sie auf — ihre blauen Augen sahen die Aebtissin und einen fremden Mann, der sie anschaute —

Aber sie erschrak nicht, sie lächelte nur verschämt, da man ihren Eifer und ihre Malerei belauscht.

Eberhard mußte sich gestehen, daß dieses kindliche Wesen, diese tiefblauen Augen, diese von Wohlsein und Fülle strahlenden Wangen sein Herz erfreuten!

Das Kind Margarethens war so hold und schön, daß er einen Augenblick der Wonne empfand, indem er seine Blicke wohlwollend und liebevoll auf ihm ruhen ließ!

Charlotte führte den Fürsten nun in das mild erwärmte Gemach, in welchem Josefine saß — sie erhob sich und grüßte artig und zierlich die Eintretenden.

„Da hat sie wieder bei ihren Blumenbildern gesessen, die kleine Malerin," sprach Charlotte mit gütigem Lächeln und zog das Kind zu sich heran, um ihm die blonden Locken von der Stirn zu streichen — „sehen Sie, Eberhard, sie ist ein Talent! Dem Prinzen und mir fiel diese kleine Malerin auf, als sie im Bazar der Königin für die Obdachlosen ihre ersten kleinen Bilder ausstellte und verkaufte!"

Der Fürst trat an den Tisch und nahm das Blatt in die Hand, auf das Josefine mit den Wasserfarben einen Heiden-Rosenzweig so natürlich gemalt, daß Eberhard augenscheinlich daran große Freude fand —

„Sehr hübsch, mein liebes Kind!" sprach er weich und liebevoll, „sehr naturgetreu!"

„Aber sie hat bei dem Malen nichts versäumt, was ihr nöthig und gut ist!" versicherte Charlotte.

„In Ihrer Nähe und unter Ihrer Leitung mußte sie gedeihen — haben Sie Dank für Alles, was sie an dem Kinde thaten — sie thaten es mir, Charlotte!"

„Das beglückt und erhebt mich, das läßt mich leichter von dem lieben Mädchen, dem ich sehr gut geworden bin, scheiden! Ja, ja, meine kleine Josefine, wir sollen scheiden!"

„O, das ist sehr traurig, sehr schrecklich!" sagte das Mädchen und umarmte stürmisch die Prinzeß — „hat denn der fremde Mann ein Recht, uns zu trennen?" fragte sie dann leise.

Charlotte lächelte halb wehmüthig und halb erstaunt über die Frage des Kindes — —

„Dieser Herr, Josefine, ist mein edelster und höchster Freund, der Dich Deiner Mutter bringen will!"

„Meiner Mutter?" wiederholte das Mädchen — „Ihr waret wie meine Mutter!"

„Das war ein schönes Wort und drückt Alles aus, was Sie an dem Kinde gethan haben, Charlotte!"

„O, Josefine ist so liebevoll und dankbar, so herzensrein und begabt! Du sollst nun aber Deine wahre Mutter sehen, und Du wirst sie bald ebenso lieb haben wie mich!“

Das Mädchen weinte —

Eberhard blickte ergriffen auf die rührende Scene —

„Deine Mutter sehnt sich nach Dir! Deine Mutter grämt sich um Dich, Josefine, mußt Du da nicht ihrem Rufe folgen? Sieh, ich vertrat nur ihre Stelle so lange bei Dir! Frage nur den Herrn Eberhard hier, der sehr weit hergekommen ist, um Dich zu holen!“

„Ja — wenn Ihr nur mitkommen wolltet!“ sprach das Mädchen endlich leise mit thränenerstickter Stimme.

„Du liebes, gutes Kind!“ rief Charlotte und bückte sich, um einen Kuß auf die Stirn Josefinens zu hauchen —

Eberhard aber erbaute sich an diesem Bilde —

„Fast wird es mir schwer, das Mädchen von Ihnen zu führen, Charlotte!“ gestand er.

„Auch mir wird es nicht leicht, meine liebe Josefine fortzugeben, aber ein heiliger Ruf ist es, der nach ihr ertönt, der Ruf der geängstigten Mutter, die wenigstens so bald wie möglich die eine Wonne erleben muß, dieses Kind in die Arme schließen zu dürfen! Die Mutter Gottes beschütze und geleite Dich, Josefine! Und wenn Du an dem Herzen derjenigen, die Dir das Leben gab, an Deinem wahren Heimathsorte ruhst, wenn das Mutter-Auge liebeselig zu Dir herabblickt und Du mit Deinen Aermchen an der Vielgeprüften hängst, dann denke an mich zurück, vergiß mich nicht ganz unter dem Sonnenschimmer der Mutterliebe — denke liebevoll an Deine ferne, für Euch betende Charlotte!“

Josefine weinte — sie konnte es sich noch nicht vergegenwärtigen, daß sie die Obhut dieser fürsorglichen Pflegerin, die sie beschützt und geliebt, verlassen sollte!

„Sei ruhig und getrost, mein Kind!“ sprach Eberhard, dem sehr ergriffenen Mädchen seine Hand reichend, „wir Beide wollen Dein Bestes! Und würde die liebe Tante Charlotte Dich wohl

von sich lassen, wenn es nicht Deine Mutter wäre, die nach Dir ruft und sich nach Dir sehnt?“

„Ja, Ihr habt Recht, hoher Herr — was Ihr bestimmt, soll geschehen!“

„Nicht hoher Herr nenne mich!“ sprach der Fürst mit jenem schwermüthigen und zugleich so liebevollen Lächeln, das auf Jeden, dem es galt, stets eine so zauberische Wirkung hatte, „die Worte klingen fremd und kalt —“

„Sage Onkel Eberhard, meine liebe Josefine, und ich weiß es vorher, daß Du bald sagen wirst: Mein guter, lieber Onkel Eberhard!“ sprach Charlotte — „ich will Dich einhüllen, damit Du Dich nicht erkältest — und Deinen Farbekasten will ich Dir einpacken und Deine Bücher! Die Bilder hier aber darf ich behalten, wie?“

Josefine nickte, da ihr das Sprechen schwer wurde, eifrig zustimmend — es war ihr sehr traurig um das Herz, und dann mußte sie immer wieder zu dem Onkel Eberhard blicken, der sie zu ihrer wahren Mutter bringen sollte —

Sie fühlte einen tiefen, schweren Kampf in sich! Sie sehnte sich nach ihrer wahren Mutter — ein Zug ihres Herzens, wie sie ihn nie gekannt, lockte sie fort! Und Liebe war es, was sie zu Charlotte zog!

Ein wunderbarer Kampf war es, der die Herzen Aller erfüllte, die das Gemach in diesem Augenblick umschloß —

Noch wenige Minuten und sie waren ewig geschieden!

Eberhard sagte sich, daß, wenn er diesmal von der Prinzeß ging, nie mehr eine Begegnung zwischen ihnen stattfinden konnte — —

Charlotte hatte am schwersten zu kämpfen, da sie Eberhard und Josefine scheiden sehen mußte!

Aber sie hatte ja gelernt, zu entsagen! Es war ihr ein wohlthuender Gedanke, daß Margarethe ihr Kind erhalten sollte.

Mit liebevoller Sorgfalt packte sie die Farben und Bücher

Josefinens zusammen, mit rührender Fürsorge hüllte sie das zarte Mädchen in warme Gewänder.

Dann schloß sie es noch einmal an ihr Herz, küßte es innig und bat es, sie lieb zu behalten!

Eberhard nahm Abschied von der hochsinnigen Frau und hob Josefine auf seinen Arm, um sie durch den Schnee nach dem Wagen zu tragen, der an der Klostermauer hielt.

Das Kind des Findelhauses, das einst barfuß durch Eis und Schnee hatte gehen müssen, wurde nun von dem Fürsten von Monte-Vero getragen!

Charlotte begleitete die Scheidenden bis zu dem Portal des Klosters — dann nahm sie den letzten Abschied von ihnen —

Josefine nickte ihr noch einmal zu, als der dienende Bruder die Gitterpforte geöffnet —

Eberhard schritt mit ihr der Equipage zu und hob sie in dieselbe —

Der Diener schloß die Thür des Wagens und schwang sich auf den Bock —

Die vier Pferde, vortreffliche, kostbare Thiere, zogen an — und hin flog die Equipage durch den Wintertag der fernen Weltstadt zu, von der aus Eberhard das Mädchen nach Paris führen wollte.

Gegen Abend erreichte der Wagen die Straßen der Residenz und bald hielt er vor dem Palais des Fürsten in der Marstallstraße.

Josefine fand hier eine Dienerin und ein für sie eingerichtetes Gemach, in dem sie bis zu der Abreise bleiben sollte.

Eberhard hatte die Absicht, vor der Fortsetzuag seiner Reise noch einmal seinen Stiefbruder zu besuchen, jenen ihm an Gestalt und Gesinnung so ähnlichen Ulrich, mit dem er einen engen Freundschaftsbund geschlossen, ohne zu wissen, wie eng er mit ihm durch Bande der Natur verknüpft war.

Er fand ihn nicht zu Hause.

Ulrich, der einst so kräftige und scheinbar so gesunde Mann, war leidend und hatte den Süden aufgesucht, um den Winter dort abzuwarten.

Der Doctor Wilhelmi, welchen Eberhard aufsuchte, erzählte ihm, daß Ulrich seinem Brustleiden wohl in kurzer Zeit erliegen würde, da dasselbe in den letzten Jahren einen beängstigenden Fortschritt gemacht hatte.

Diese Botschaft übte einen sehr traurigen Eindruck auf den Fürsten aus, der an eine solche Möglichkeit nicht geglaubt, vielmehr mit der Hoffnung sich getragen hatte, Ulrich würde ihn nach Monte-Vero begleiten.

Der Tag der Abreise war herangekommen.

Eberhard hatte bereits seine Reisekleider angelegt — die Equipage, welche Josefine, ihn und die Dienerschaft nach dem Bahnhof führen sollte, hielt schon vor dem Palais, als plötzlich der Wagen des Prinzen Waldemar vorfuhr — hatte er trotz aller Vorsicht, trotz der Bitte in Erfahrung gebracht, was ihm ewig verhüllt bleiben sollte?

Hatte er eine Spur, eine Aufklärung gefunden?

Der Fürst von Monte-Vero wollte den Prinzen nicht empfangen.

Obwohl die Worte Margarethens durch seine Seele zitterten, die sie ihm, als sie die Geschichte ihres Lebens erzählte, gesagt, war es ihm dennoch unmöglich, den Mann zu sehen und jetzt zu sprechen, der sich an seinem geliebten Kinde so schwer versündigt hatte — —

Sein Empfang und seine Worte hätten dem Prinzen auch wohl das Herz nicht leicht gemacht!

Der Fürst von Monte-Vero lehnte den Besuch Waldemar's ab — dann, als derselbe sich entfernt hatte, eilte er nach dem Bahnhof und dann mit Josefine und der Dienerschaft dem fer-

nen Paris zu, in dem Margarethe mit heißer Sehnsucht ihn und das Mädchen erwartete.

Es sollte ein Freudentag für die junge Mutter werden!

Eberhard führte ihr die kleine Josefine zu — —

Margarethe lüftete des Kindes Gewand von der Schulter — sie erblickte das Maal — —

Mit einem Freudenschrei schloß sie die Wiedergefundene an ihr Herz, während Eberhard in der Ferne stand und sich an dem erhebenden Anblick erbaute.

Ein Strahl des Glückes war es, der in das Palais der Straße Rivoli fiel — — aber er sollte sehr bald durch düstere Gewitterwolken wieder verdunkelt werden!

Wo war das andere Kind —? —

Und sollte der Prinz Waldemar wirklich erfahren, daß die Tochter des Fürsten von Monte-Vero diejenige war, dem seine Liebe gehörte?

Sollte er erfahren, daß Margarethe lebte? — —

Dreizehntes Kapitel.

Das Schaffot auf dem Place de la Roquette.

Jede gewaltige Weltstadt hat ihre Lustgärten und Oerter der Freude — jede hat aber auch einen Platz des Schreckens — einen Richtplatz, einen Ort des Grauens und des Blutes!

In unseren deutschen Reichen, in denen die Todesstrafe, während wir dieses schreiben, bald aufgehoben sein wird, hat man diese Richtplätze meistens hinter die Ringmauern der Gefängnisse verlegt, damit der Anblick der Hinrichtungen nicht mehr wie früher Jedem freistehe!

In Frankreich, in Paris, finden diese blutigen Schaustellungen noch immer auf offenem Markte statt.

Der weite Platz de la Roquette vor dem Gefängnisse gleichen Namens ist es, auf dem die Todesurtheile vor dem stets in unzähligen Massen versammelten Volke vollstreckt werden.

Der Henker von Paris aber hat es leicht!

Die Massenhinrichtungen der Revolutionen haben ihm die Guillotine vererbt, diese Mordmaschine, an der er weiter nichts zu verrichten hat, als an dem Hölzchen zu ziehen, welches das schwere Fallbeil in Bewegung setzt.

Die Civilisation hat auch das Schaffot und den Henker beleckt!

Während die Scharfrichter früherer Jahrhunderte ehrlose, geflohene Menschen waren, ist der Henker von Paris jetzt ein leidlich gebildeter Mann, der außer seinem blutigen Handwerk noch ein bürgerliches betreibt — vielleicht auch nährt das erstere seinen Mann nicht mehr wie früher!

Während einst eine Kunst dazu gehörte, die geübt sein wollte, das Beil zu führen und mit einem Schlage den Kopf vom Rumpfe zu trennen, hat man es jetzt selbst dem Henker in dem in der Civilisation voranschreitenden Frankreich bequem gemacht — wir leben im Zeitalter der Maschinen, des Fortschritts, des Dampfes —

Selbst die Hinrichtung muß maschinenmäßig geschehen —

Das Fallbeil der Guillotine arbeitet sicher und correct — die Knechte des Henkers von Paris haben nur den Delinquenten auf die Oeffnung zu schnallen —

Alles Uebrige verrichtet die Maschine!

Heidemann, der Henker von Paris, ist ein ganz umgänglicher, intelligenter und sogar gutmüthiger Mann — daß seine Guillotine so sicher und scharf ist, ist weniger seine Sache — die Leute, die er sich hält, müssen dafür sorgen, daß das an derselben angebrachte Beil scharf ist und leicht fällt!

Es ist für ihn entschieden viel angenehmer und leichter, das Hölzchen zu entfernen, welches das Fallbeil hält, als es früher seinen Vorgängern und noch jetzt seinen anderortigen Genossen ist, mit sicherer Hand das Beil auf den glattrasirten Nacken der Opfer zu schwingen!

Es hat immerhin sein Unangenehmes, das Fleisch eines Menschen zur Zielscheibe einer Schlächter-Arbeit zu machen, und wenn dieser Nacken auch noch so rund und einladend und für den Henker geschaffen zu sein scheint —

Die Guillotine ist ohne Zweifel in dieser Hinsicht eine für die Herren Henker ganz vortreffliche moderne Erfindung.

Wir können uns nicht versagen, sie und den Platz de la Roquette bei einer Hinrichtung unsern Lesern zu beschreiben, und zwar so, wie beides etwa vor unsern Augen erschien, als man den erbärmlichen Raubmörder Traupmann (nicht Tropmann, wie irrthümlich einige Zeitschriften, zum Beispiel das neue Blatt, so belehrend ihn nannte) hinrichtete, der auf dem in der Nähe von Paris befindlichen Felde von Pantin die Familie Kink umbrachte.

Wir verfolgen bei dieser Beschreibung aber nur einen für den ferneren Verlauf unserer Erzählung nöthigen Zweck, wie man bald erkennen wird!

In dem Gefängniß La Roquette pflegen die zum Tode Verurtheilten die letzten Tage zu vollbringen. Wenn sie in diese Zellen geschafft werden und ihnen in Bezug auf ihre Lebensweise Manches gewährt wird, ist es ein sicheres Anzeichen, daß ihr Todesurtheil von Napoleon vollzogen ist.

Die Pariser sind wunderliche Leutchen! Es giebt dort eine recht große Zahl solcher, die für jeden zum Tode Verurtheilten, für jeden Verbrecher en gros eine gewisse Vorliebe, ein so lebhaftes Interesse haben, daß sie nicht allein um jeden Preis ihn sterben sehen müssen, sondern ihm auch noch ihre Bewunderung zollen!

Einem elenden, bestialischen Raubmörder, wie Traupmann, spendete eine Unzahl von Menschen ein Leichenbegängniß, das seine Hinrichtung zu einer Art Feier machte.

Und nicht etwa nur entartete Männer waren es, die ihm ihr Interesse und eine gewisse Bewunderung zollten — nein, auch weibliche Wesen gab es in Paris in großer Zahl, die herbei strömten, um den Mörder von Pantin sterben zu sehen und ihre Tücher in sein gottverfluchtes Blut zu tauchen!

Wahrlich, wenn man noch immer über die civilisatorische Zukunft der Franzosen philosophirt, wenn man noch immer für jenes Voranschreiten schwärmt, das in jenem modernen Babel stattfinden soll — wir hätten es wohl gewünscht, daß jene Schwärmer Zeugen dieser Hinrichtung gewesen wären!

Oder wollen dieselben für Alles schwärmen, was den moralischen Verfall der Menschheit bezeugt? Nun, dann bedarf es wahrhaftig nicht eines Blickes auf Paris, dann brauchen wir nicht in unserer Zeit jene sittenlosen Schauspiele und Feste zu erneuern, die den Verfall der Griechen und Römer verkündeten und den die Geschichte uns in allen seinen Einzelheiten zur Warnung aufgehoben hat!

Da sagt man, wie zur Entschuldigung, die Demi-monde sei

es gewesen, die die Hinrichtung Traupmann's zu glorificiren sich bemühte! Aber das ist nichts, als eine unwahre, falsche Beschuldigung, nichts als ein wohlfeiles Abwälzen der Schuld auf Schultern, welche sich nicht rechtfertigen.

Nicht die männliche und weibliche Demi-monde war es, die den Platz de la Roquette bei Traupmann's Hinrichtung und jeder cause célèbre bevölkerte, wenn dieselbe auch wie überall so auch hier nicht fehlte — die sogenannte vornehme Gesellschaft, die beau-monde war es, die in Karossen herbeigeeilt war!

Die sogenannten Vornehmen, die den sündhaften Versuchungen Leona's erlegen waren, obwohl sie wahrhaftig durch ihre Erziehung und Bildung den besten Widerstand zu leisten Veranlassung gehabt hatten!

Die Beau-monde war es zum größten Theil und sie ist es, die bei solchen Gelegenheiten sich zu einem Schauspiel sammelt, das die Nerven unnatürlich erregt und kitzelt — allerdings bedarf es bei diesen Personen auch eines ganz besonderen Reizes, um die durch den übermäßigen Genuß überreizten Nerven vibriren zu lassen!

Und Paris soll unser Vorbild sein? Paris gebraucht man als ein Aushängeschild für Alles, was comfortabel und courfähig ist?

Nun, dann macht es uns um so mehr Vergnügen, versichern zu können, daß, was die Erzeugnisse des Fleißes anbetrifft, die meisten derselben von Deutschland erst nach dem modernen Babel durch speculative Agenten hinüber gesandt werden, um von dort, mit einem französischen Stempel und einer Pariser Firma versehen, wieder als echt Pariser Fabrikat zurückzukommen.

Während man nun vorher fast ganz dieselben Sachen hier für einen civilen Preis kaufen konnte, werden sie nun theuer und fashionable!

Wir stellen keine Möglichkeiten auf, sondern erzählen nur Wahrheiten, die wir selbst beobachteten.

Doch verlieren wir uns nicht zu weit von unserem Thema. Wir gerathen stets in eine vielleicht verzeihliche Extase, wenn man

sich bemüht, unser schönes, ehrliches, deutsches Vaterland jenem Sodom nachzustellen.

Wir empören uns gegen alle diejenigen, welche, wenn sie in Paris angekommen und kaum die ersten Straßen gesehen haben, ihr Vaterland belächeln und als elend und krähwinklig hinstellen zu müssen glauben.

Nur ein oder zwei Jahre mögen sie dort weilen, dann werden sie, natürlich, wenn sie aufrichtig und ehrlich sind, zurückkehrend uns eingestehen müssen, daß es ein Segen für uns ist, noch nicht so weit zu sein, wie man in Paris ist!

Allerdings, das Leben und Treiben ist gewaltig, lawinenhaft.

Es erdrückt den Kleinstädter, der sich plötzlich in diesem Gewühl sieht — das macht aber nur der Zusammenfluß so unzähliger Menschen — —

Man führte den Mörder Traupmann in der Nacht vor der Hinrichtung nach La Roquette.

Wir brauchen über die That selbst wohl nichts zu erwähnen, sie ist in ihrer Verruchtheit allgemein bekannt geworden!

Diese äußerlich schwächliche Bestie von zwanzig und einigen Jahren hatte ihre kräftigeren Opfer, die sie zu fürchten glaubte, vorher einzeln umgebracht, und nur die schwachen Mitglieder jener unglücklichen Familie Kink, deren sie gewachsen war, lockte sie auf das Mordfeld, um sie dort paarweise mit jenen Instrumenten zu beseitigen, die dieser Unmensch zu diesem Zweck hier schon bereit hielt.

Seine geschickt berechneten Versuche, den Glauben zu erwecken, daß er Theilnehmer gehabt, scheiterten — er wußte sie nicht anzugeben.

Er versprach, sie zu nennen, wenn man ihn nach einer Stelle des Elsaß führen würde, an der er seine Brieftasche vergraben haben wollte — aber die Richter glaubten diesen Worten nicht, sie durchschauten vielmehr die Absicht des geschickten Verbrechers, sich dorthin führen zu lassen, um dann bei einer günstigen Gelegenheit zu entspringen!

Der Kaiser bestätigte das Todesurtheil — und der Henker von Paris schlug auf dem Platz von La Roquette seinen Thron auf.

Während der ganzen Nacht war der Platz durch Militairwachen abgesperrt, damit der Henker nicht durch die neugierigen Massen gestört werde —

Die Geheimnisse des Schaffots enthüllen sich nur besonders Begünstigten und Eingeweihten — alle Andern sehen erst am Morgen das fertige, grauenhafte Gerüst in die Luft ragen.

Der Henker von Paris und seine Knechte haben ein ganz respectables Fuhrwerk, wie es ein handeltreibender Geschäftsmann sich wohl hält.

Von zwei Pferden gezogen, wird ein verdeckter Wagen nach dem Platz de la Roquette gefahren, auf dem sich die sämmtlichen Requisiten befinden.

Der Meister und die Gesellen aber begeben sich in einem unscheinbaren Fiacre nach dem Platz.

Unter dem Schleier der Nacht beginnt auf demselben dann die ungestörte, grausige Arbeit, welche selbst die in den umliegenden Häusern Wohnenden nicht genau zu unterscheiden vermögen, da das Licht der Fackeln, welche der Henker zu seiner Arbeit benutzt, sehr unsicher und flackernd ist.

Der Leser mag an unserer sicheren Führerhand in einer Nacht diesen blutgetränkten Platz betreten — es wird uns Niemand mit einem barschen, französischen:

„Zurück da — es darf Niemand passiren!“ — molestiren, wir können uns in aller Ruhe und noch dazu ohne wirklich eine Nacht zu opfern, die Verbrecher-Tribüne ansehen.

Die Gesellen des Henkers graben in der Nähe des großen Gefängnisses an Stellen, die immer dazu benutzt werden, die vier starken Balken in die Erde, auf denen das Gerüst hauptsächlich ruht.

Kleinere Stützen machen es sicher und fest.

Dann nageln sie obenauf ein Parquet von zum Theil übel gefärbten Brettern — geronnenes, schwarzes Blut, das bekanntlich nicht mehr von dem Holz abzuwaschen ist, in das es gedrungen, klebt in großen Lachen auf den Bohlen.

Es wäre zu kostspielig und wahrlich auch eine Verschwendung, wollte man für jeden Verbrecher neue Bäume fällen.

Dieses Parquet wird außerdem ja mit einem schwarzen Tuch bespannt, das auch über die Stufen fällt, welche einige Knechte des Henkers mit geübter Hand aufführen und mit dem Gerüst verbinden.

Nun erst schleppen die muskulösen Gesellen die alte, braunrothe Mordmaschine auf das Gerüst — die Guillotine.

Der Henker selbst legt Hand an, um sie hinauf zu heben.

Sie ist alt und bewährt —

Für jeden Kopf, der sich in die Oeffnung steckte und drüben hinab rollte, einen Louisd'or und eine ganze Stadt könnte von diesem Gelde erbaut werden!

Allerdings stehen mehrere dieser Mordmaschinen in dem „Magazin" des Henkers von Paris, und jene, welche die königlichen Häupter Ludwig's XVI. und seiner Gemahlin fallen ließ, wird wie eine Reliquie verwahrt und gezeigt — diejenige aber, welche man für Traupmann herbei geschafft, war eine vielbewährte, gute, welche schon viel Blut getrunken hatte! —

Aber man hatte praktischerweise die Mordmaschine schon so braunroth gefärbt, daß das Blut nicht darauf zu sehen war.

Sie besteht aus zwei starken Seitenbalken, die unten in einen blockartigen Untersatz, oben in einen Querbalken gefügt sind.

Das Ganze erscheint wie ein etwas grob gezimmerter Rahmen.

In den beiden Seitenbalken befinden sich Oeffnungen.

In dem linken liegt, halb versteckt von dem Holz, das breite, starke Fallbeil, wie ein erhobenes Rasirmesser. Ein Holzriegel hält es in der Höhe fest —

Löst der Henker denselben, dann schlägt das haarscharfe Eisen wuchtig auf den Block, der das Untergestell bildet, und mit einem Hiebe trennt er den Kopf von dem Rumpfe, dessen entblößten Hals man auf die erhöhte Stelle des Blockes fest geschnallt hat.

Die Knechte pflegen nun noch einige Behälter unterhalb des Gerüstes aufzustellen, um das Blut des Geköpften aufzufangen.

Sie haben darin eine große Erfahrung und speculiren mit Recht bei Sensations-Hinrichtungen auf die erhitzten, ja wir möchten fast sagen, wahnsinnigen Gemüther Derjenigen, die dann herbeigeeilt kommen, um ihre Tücher mit dem Blute zu tränken — sie sind dabei gegen ein anständiges Trinkgeld sogar behülflich!

Die grande Nation, sieht man, versteht es, ihre Intelligenz selbst bis zum Schaffot auszudehnen!

Der Morgen graut — die Vorarbeiten sind verrichtet —

In den Nebenstraßen staut sich die andrängende Volksmasse mehr und mehr auf.

An den Fenstern und auf den Dächern der umstehenden Häuser ist schon längst Kopf an Kopf zu sehen — man ist in dieser Nacht vor der Hinrichtung Traupmann's gar nicht zu Bett gegangen, um nur ja nichts zu versäumen, man hat die Nacht größtentheils durchzecht und zahlt nun enorme Preise für die sicheren Plätze an den Fenstern.

Der Platz de la Roquette ist gewaltig groß — er faßt entschieden mehr denn 20,000 Menschen.

Seit dem Abend schon haben Unzählige auf das Vorrecht gewartet, zu den Ersten zu gehören, die hinter dem Spalier stehen, welches die Wache zieht.

Mit dem Morgengrauen füllt sich der weite Platz mit Blitzesschnelligkeit.

Es ist, als ob er sich in ein wogendes Meer verwandelt — beängstigend ist diese Masse, dieses Gedränge!

Männer, Frauen, Mädchen, Alles bunt durcheinander, Zerlumpte und Gutgekleidete, Mütter, ihre Kinder tragend, Greise mit ihren Söhnen.

Im Hintergrunde schlagen einige speculative Arbeiter schnell Tribünen auf.

Auch die Bäume bevölkern sich mit Gamins, mit jenen stets schlagfertigen Gassenbuben von Paris. Hier und dort stürzt einer mit seinem allzu sehr beschwerten Zweige auf die Köpfe der Untenstehenden herab.

Schreie, Flüche, Hülferufe ertönen. —

Aber sie verstummen schnell unter dem Rauschen und Brausen, das eine so gewaltige Volksmenge erzeugt!

Verwundete und Todte giebt es stets bei solcher Gelegenheit in großer Zahl, das fällt nicht mehr auf — ja, man giebt sich kaum die Mühe, sie, wenn das Schauspiel gar zu nahe bevorsteht und man befürchtet, gestört zu werden, sofort aus dem Gedränge zu schaffen — —

Eine solche Volksmasse ist ein Ungeheuer!

An den Fenstern und auf den Dächern Kopf an Kopf — unten auf dem Platze Mensch an Mensch gequetscht.

Und noch müssen fast zwei Stunden vergehen, bevor das gräßliche Schauspiel beginnt.

Endlich dämmert der Morgen mehr und mehr.

An demjenigen Theil des Platzes, der durch Wachen mit Anwendung von Gewalt freigehalten ist, erscheinen unzählige Equipagen in langem Zuge — es ist ein eiskalter Wintermorgen, aber die zum Theil mit den höchsten Wappen verzierten Wagen sind ganz offen und in ihnen sitzen oder liegen vornehme Pariserinnen in einer Toilette, daß man glauben sollte, sie wären zu einem Schlitten-Corso oder einem Ballfest erschienen.

Und an den Fenstern dort die unzähligen, von Glanz und Schmuck umgebenen Damen — und die Herren mit den eleganten Handschuhen und den kostbaren Operngudern — Alle sind erschienen, um in höchster Toilette, wie auf einem Feste, einer — Hinrichtung beizuwohnen!

Dort in der Menge wird eine Frau in dem erstickenden Gedränge ohnmächtig — hier wird ein junger, bleicher Bursche, der fast so aussieht wie Traupmann, von Krämpfen befallen!

Was kümmert es die Schaulustigen?!

Die verhängnißvolle Stunde naht ja ohnehin!

Da verkündet die Uhr von La Roquette mit unheimlichen Schlägen die siebente Morgenstunde.

Man hat der Bestie von Pantin in seiner Zelle nun bereits das Todes-Urtheil verkündet und sie zum letzten Gange aufgefordert.

Der Geistliche des Gefängnisses hat sich des Mörders erbarmt und ihn vorzubereiten versucht.

Dieser Unmensch — dieser habgierige Tiger sollte im Stande sein, Reue und Buße zu empfinden?

O, wenn er solche Regungen äußerte, so waren dieselben doch wohl nur erheuchelt, um noch jetzt, im letzten Augenblick, dicht vor dem Schaffot einen Rettungsversuch zu machen!

Da fanden sich die Richter und die Verwaltungsmänner von La Roquette auf dem Gefängnißhofe ein. —

Die Wärter führten Traupmann aus seiner Zelle auf den Hof — —

Im Hintergrunde desselben stand die Wache. —

Die Henkersknechte gesellten sich zu ihrem Opfer und musterten es mit ihren erfahrenen Blicken.

Ihr Meister war schon am Tage vorher in der Zelle Traupmann's gewesen und hatte, ohne sich zu verrathen, den Kopf und Hals des Burschen angesehen.

„Oho," hatte der Mörder von Pantin gerufen, aus diesem Blick schon die Absicht des Fremden und sein Amt erkennend, „Ihr seid mein Mann! Schade, daß es eine Maschine ist, die

ihr Amt an mir verrichten wird, sonst hätte ich Euch gebeten, ein wenig gut zu treffen! — Sagt mir doch," fuhr der im Tode noch eitle Mörder fort — „drängt man sich schon herbei? Ihr könnt mit meinem Kopfe noch ein Geschäft machen! Man wird Euch meine Locken gut bezahlen! — Laßt daher nicht allzu viel abrasiren!"

Als nun die Knechte des Scharfrichters ihn in ihre Mitte nehmen wollten, gefiel ihm diese Begleitung wohl nicht so ganz recht — —

Er bat den Geistlichen, an seiner Seite zu bleiben!

An der andern mußte er es sich freilich gefallen lassen, einen Gesellen des Henkers zu sehen!

Die Glocke von La Roquette ertönte auf dem Gefängnißhofe — —

Der Schließer öffnete das Thor nach dem Platz.

Vor Traupmann erhob sich das Gerüst; dahinter aber die unabsehbare Menge, die seinem bleichen, burschenhaften Gesicht eine Miene der Befriedigung entlockte.

So hatte er es erwartet — er kannte die Pariser!

Ja, man scheute sich nicht, dieser Bestie zuzujubeln!

Und Traupmann lächelte, als schritt er nicht zur Guillotine, sondern auf eine Tribüne, um ein Held des Volkes zu sein!

Eine fast lautlose Stille folgte dem unartikulirten Beifallsjubel — —

Die Richter und Beamten betraten die schwarzen Stufen.

Traupmann mit dem Geistlichen und dem Henkersknechte folgten.

Der Meister stand oben an der Guillotine.

Traupmann erkannte ihn, aber er fand nicht mehr Zeit, ihn zu begrüßen, denn man war bemüht, die Sache nun möglichst schnell zu beenden.

Man befürchtete von den exaltirten und zum Theil durch Wein erhitzten Gemüthern unliebsame Auftritte.

Der Richter verlas noch einmal das Urtheil, damit der Henker seinen Befehl empfing.

Traupmann sah, daß er dem Tode verfallen war, dem Tode durch das Fallbeil, der für diese Bestie viel zu leicht und gnädig war! Siebenmal hätte dieser entmenschte, blutgierige Mörder sterben müssen!

Der Geistliche rief ihm ernst mahnende Worte zu.

„Sie sind am Ziele, Traupmann," sprach er zuletzt, „gestehen Sie, daß Sie allein Ihre furchtbare That vollbrachten?"

„Ich habe Mitschuldige!" antwortete noch jetzt der Mörder.

„So nennen Sie dieselben, Traupmann!"

Er winkte verneinend und sah sich, wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm, nach einer Rettung mit seinen in diesem Augenblick wieder grauenhaft leuchtenden Augen um.

Er konnte keine Mitschuldigen nennen, weil er keine hatte!

Die Knechte packten ihn unerwartet schnell.

Er sträubte sich wüthend.

Ein entsetzlicher Kampf spielte sich vor der Guillotine ab, aber nur kurz.

Die Knechte warfen ihn zu Boden und schnallten ihn auf den Block.

In der wüthenden Bestie erwachte in diesem Moment noch einmal die ganze Wildheit und Blutgier — sie biß dem einen Gesellen des Henkers den Finger ab, den der Unvorsichtige den Zähnen des Mörders zu nahe brachte!

Aber nun ließen die Knechte an ihm ihre Wuth aus, und sie zogen die Riemen so fest an, daß er sich nicht mehr zu rühren vermochte — die Todesangst machte ihn außerdem schwach und widerstandslos.

Da fiel das Beil — und Traupmann's Kopf rollte zu Boden.

Was die Knechte vorher gewußt hatten, geschah — viele Frauen und von dem Anblick halb wahnsinnig gemachte Mädchen eilten mit entarteten Mienen herbei, um ihre Tücher in das Blut des Verbrechers zu tauchen — als wenn er ein Märtyrer gewesen, dieser Raubmörder von Fach! —

Wir erzählten diese Hinrichtung nur, um unsern Lesern ein Bild des Schaffots von Paris zu geben, das für Fuchs bereits bestimmt war, als Eberhard mit Josefine in Paris eintraf.

Man war dieses gefährlichen Verbrechers, der dem Mörder Traupmann nicht viel nachgab, nur geschickter, schlauer und erfahrener, wie dieser, endlich habhaft geworden, und die Geschichte dieses Fuchs erregte damals fast eben so großes Aufsehen, wie jetzt diejenige Traupmann's.

Der rothe Ede war den Häschern entkommen, und das war für Fuchs ein sehr günstiger Umstand, da er fest darauf hoffte, durch diesen Genossen befreit zu werden.

Hören wir vor Allem, wie man des Fuchs habhaft geworden. —

Die beiden aus dem Bagno entspringenden Sträflinge hatten damals zwei Reisende ermordet, um sich der Kleider derselben zu bemächtigen.

Den Verwandten des Einen war es endlich gelungen, die Spur der beiden so wunderbar Verschwundenen zu finden, und ein gewisser Lucian Avantier ruhte nicht eher, als bis er, nachdem die Leichen der damals Begrabenen noch einmal untersucht waren, festgestellt hatte, daß dieselben nicht jene Sträflinge, sondern die Reisenden waren.

Die unerhörte That ging damals von Mund zu Mund, und es war zweifellos, daß die beiden Verbrecher, denen die Flucht durch diese neuen Morde so vortrefflich gelungen, sich nach Paris begeben hatten.

Man hielt die Entdeckungen möglichst geheim, da ohnehin die Verfolgung sehr schwierig durch den Umstand geworden war, daß eine ganze Reihe von Jahren zwischen der That und diesen ersten Spuren lag!

Lucian Avantier, ein junger, entschlossener Franzose, aber legte einen Eid ab, daß er nicht eher ruhen wolle, als bis er die gräßlichen Mörder seines Verwandten gefunden.

Die Polizei sagte ihm ihre Hülfe zu, und der Präfect er-

klärte, daß es ohne Zweifel gelingen werde, die beiden Verbrecher zu finden, da dieselben sich nunmehr vollkommen sicher fühlen würden!

Man forschte nun in den Listen der einzelnen Quartiere eifrig nach den Namen der beiden ermordeten Reisenden, da Fuchs und Ede die Papiere derselben für sich benutzt hatten — Lucian Avantier war unermüdlich und versprach den ihm beigeordneten Beamten große Summen, wenn es ihnen gelänge, die rechte Spur zu finden.

Die Verfolgung wurde möglichst geheim betrieben, und zwar gerade in jener Zeit, in der Eberhard nach Burgos geeilt war, um Margarethe zu befreien.

Es war eine mühevolle und gefährliche Arbeit, welche der junge, kühne Franzose und die Polizisten hatten, denn sie mußten gewärtig sein, daß, wenn sie die beiden nun nichts mehr fürchtenden Verbrecher wirklich fanden und in einer Spelunke zu ergreifen bereit waren, es zu einem blutigen Handgemenge kommen mußte.

Zu wiederholten Malen glaubten sie die rechte Spur gefunden zu haben, da die beiden Namen der Ermordeten aufgeführt waren.

Aber stets, wenn sie in das betreffende Haus drangen, waren die beiden Verbrecher schon wieder in ein anderes Viertel gezogen, natürlich ohne anzugeben, in welches?

Endlich überraschten die Beamten einen älteren Mann mit einem graurothen Barte und einen jüngeren in einem verdächtigen Hause, als sie eben mit lüderlichen Dirnen eine wilde Orgie feierten, und da die beiden Ueberraschten sich zu legitimiren weigerten, schleppte man sie mit Gewalt nach Mazas.

Dort allerdings erwies es sich, daß man Fuchs und Eduard nicht gefunden, dafür aber zwei andere Verbrecher, die man gleich im Gefängniß behielt.

Nach sehr langem Suchen und Spioniren entdeckte Lucian Avantier endlich, daß in dem Kloster der Straße St. Antoine,

die in einem ziemlich verrufenen Viertel liegt, oft zwei Männer heimlich verkehrten, die, wie die Arbeiterfrau erzählte, welche Lucian auf diese Spur brachte, wohl nicht auf rechten Wegen wären, da sie meistens den späten Abend und die Nacht zu ihren Besuchen wählten.

Viele derartige Angaben und Vermuthungen hatten den jungen Franzosen zwar schon getäuscht, aber er war unermüdlich und wollte daher auch diese Spur verfolgen.

Er ließ sich die beiden unheimlichen Besucher des Klosters beschreiben, und es erwachte nun in ihm die Hoffnung, daß er diesmal endlich auf der rechten Fährte sein würde! Die Beschreibung stimmte mit derjenigen, welche man ihm im Bagno gegeben, fast ganz überein.

Fuchs sollte ein ältlicher, nicht großer Mann sein, mit graugemischtem Haar und Bart, stechenden, unruhigen Augen, der deutschen und französischen Sprache mächtig.

Eduard — mit dem Beinamen rother Ede — sollte jünger, noch hagerer, aber äußerlich ungefährlicher scheinen, als sein Genosse.

Er trug seit längerer Zeit keinen Bart mehr, das Haar nach Art der Pariser Elegants zierlich über den ganzen Kopf gescheitelt, und auffallend lange, wohlgepflegte Nägel.

Beide Verbrecher — so behauptete die Arbeiterfrau noch — seien stets in der feinsten Toilette und verriethen durch nichts ihre Gefährlichkeit, als durch ihre späten und scheuen Besuche in dem an sich schon unheimlichen Kloster, in dem, wie der Volksmund behauptet, nicht viel Gutes vorging.

Als Lucian Avantier diese Botschaft den Polizisten mittheilte, machten dieselben etwas gekniffene Gesichter — es schien ihnen nicht sehr zu gefallen, daß man ein Kloster verdächtigte oder gar besetzen sollte.

Der junge Franzose aber, den Grund dieser plötzlichen Schwierigkeit, an deren Möglichkeit er nicht gedacht, nicht kennend, bot nun immer höhere Summen, in der Meinung, die Polizisten dadurch geneigter zu machen.

Die Verlegenheit der Beamten aber hatte einen andern Grund.

Lucian Avantier erfuhr denselben am nächsten Tage in einem vertraulichen Gespräch von dem Präfecten — ebenso vorsichtig, wie man damals zu Werke gehen mußte, als man das Schloß Angoulème verdächtigte, ebenso und wohl noch rücksichtsvoller mußte man jetzt auftreten, da es ein Kloster war, in dem man die Verbrecher zu ergreifen hoffte.

„Das geht nicht ohne Weiteres, geehrter Herr!“ sagte der Präfect mit großer Freundlichkeit, „ein Eindringen in das Kloster ist eine Unmöglichkeit, wir würden uns durch einen solchen Schritt allerhöchsten Ortes in Gefahr bringen. Ich muß es daher entschieden ablehnen!“

„Aber wenn die beiden Verbrecher sich in dem Kloster befinden?“ rief Lucian Avantier.

„Auch dann können wir nicht die Heiligkeit und Ruhe des Klosters stören, geehrter Herr, glauben Sie meinem Worte! Die Kaiserin ist die Schirmherrin aller Klöster und —“

„O, nun verstehe ich! Dann werden wir aber in genügender Zahl die Umgebungen des Klosters besetzen können?“

„Das soll heute Abend geschehen, doch bitte ich Sie, jeden Auflauf, jedes Bloßstellen des Klosters ängstlich zu vermeiden, ich möchte um keinen Preis, daß Klagen erfolgten!“

„Mein Wort darauf, Herr Präfect, daß das Kloster ganz und gar aus dem Spiele bleiben soll!“

„Sie geben mir Ihre Hand darauf — gut denn — heute Abend werden Sie zehn Beamte in der Nähe der Straße St. Antoine finden! Es liegt auch uns natürlich daran, zwei so gemeingefährliche Mordgesellen in unsere Gewalt zu bekommen, daher rechnen Sie ganz auf meine Hülfe, Monsieur Avantier!“ —

Der junge Franzose verließ, sehr von Hoffnung erfüllt, den Präfecten und erwartete mit zunehmender Ungeduld den Abend.

Als es dunkelte, begab er sich, mit einem Revolver bewaffnet, in das Quartier St. Antoine.

Lucian Avantier suchte nach den versprochenen zehn Polizei-Soldaten — verspäteten dieselben sich?

Ohne Zweifel, der Präfect hatte sie ihm ja zugesagt.

Sollte er nach dem entfernten Bureau eilen und sie holen?

Unter der Zeit konnten ihm die beiden Verbrecher schon wieder entwischt sein, und an einem der nächsten Tage waren sie vielleicht schon von der Verfolgung unterrichtet.

Immer ungeduldiger suchte Lucian nach den Polizisten — immer mehr rückte die Nacht heran —

Er begab sich in die Nähe des Klosters und bewachte nun, sich allein auf seine Kraft verlassend, die Pforte und die Straße.

Der junge, kühne Franzose sollte nicht umsonst warten!

Die Polizei-Soldaten erschienen nicht, wohl aber bald zwei in Mäntel gehüllte Männer, die ohne Zweifel die beiden Verbrecher waren.

Lucian war allein, kein Mensch in der Nähe!

Trotzdem vertrat er den beiden nach der Klosterpforte eilenden Herren dicht vor derselben den Weg —

„Fuchs!" rief er schnell und laut, „oder Herr von Renard!"

Fuchs und Eduard waren es wirklich, die nach dem Kloster zurück zu kehren im Begriff waren — —

Die so plötzliche Begegnung überraschte sie — war es ein Bekannter aus der Weltstadt, der sie ansprach?

Der rothe Ede merkte Unheil und entsprang so schnell und gelenkig, daß Lucian Avantier mit Fuchs zufrieden sein mußte — um so mehr, da er große Arbeit hatte, diesen Verbrecher an der Flucht zu hindern —

Während er laut um Hülfe rief, rang er mit Fuchs, der nach seinem Dolchmesser suchte —

Lucian sah es und riß seinen Revolver hervor —

In demselben Augenblick erschienen, als erstiegen sie plötzlich aus der Erde, mehrere der versprochenen und so lange vergebens gesuchten Polizisten neben den Kämpfenden, und Fuchs sah sich in einem Augenblick überwältigt.

Gegen solche Uebermacht sich zu wehren, wäre Wahnsinn gewesen, darum ergab er sich denn mit höhnischem Lächeln, indem er sagte:

„Keine Gewalt anwenden, meine Herren, ich liebe dergleichen nicht — lassen Sie uns fahren!“

Fuchs winkte an einer der nächsten Straßenecken einen Fiacre herbei und bestieg ihn mit den Polizisten, nachdem er dem Kutscher großmüthig ein Fünffrankstück zugeworfen.

Lucian Avantier folgte in einem andern Fiacre und hatte die Genugthuung, daß wenigstens der eine, und zwar der schlimmste, der beiden Verbrecher seiner Strafe nun nicht entging! —

Es stellte sich sofort in der Nacht heraus, daß der gesuchte Fuchs es wirklich war, den man gepackt hatte. —

Vierzehntes Kapitel.

Der Gefangene von La Roquette.

Man macht in Frankreich mit den Verbrechern nicht so viele Umstände, wie in unsern deutschen Landen.

Während bei uns ein des Mordes Angeklagter oft ein Jahr in Untersuchungshaft sitzt, fast immer aber doch ein halbes, macht man in Frankreich kurzen Prozeß.

Oft in einem Monat schon ist er entweder im Bagno oder, wenn er nicht zur Galeerenstrafe begnadigt wird, todt.

Und das scheint uns eine ganz vortreffliche Einrichtung!

Schnelligkeit bei der Justiz, wenn dabei die Gründlichkeit nicht leidet, ist entschieden außerordentlich lobenswerth.

Wozu auch einen derartigen Verbrecher so lange füttern, und wozu die langweiligen Büreau-Umstandsverhältnisse?

Fuchs wurde nach Mazas geschafft, dem großen Untersuchungs-Gefängniß von Paris, und nach wenigen Wochen schon war sein Schicksal entschieden.

Er wurde zum Tode verurtheilt, obwohl er alle Schuld auf den entwichenen Eduard schob.

Er wurde der Theilnahme an den Verbrechen so glänzend überwiesen, daß der Gerichtshof einstimmig ihm das Leben aburtheilte.

Der rothe Ede ließ diese Zeit nicht unbenutzt!

Er bot unter der größten Vorsicht Alles auf, um seinen Genossen zu retten — er wandte sich an Leona und den von Burgos zurückgekehrten Schlewe, um die Vollziehung des Todes-Urtheils zu verhindern, indem er sich sagte, daß der Einfluß dieser Beiden in letzter Zeit so gewaltig gewachsen war, daß, wenn eine Rettung überhaupt möglich war, vom Schlosse Angoulème allein sie ausgehen konnte, in welchem die höchsten und mächtigsten Persönlichkeiten verkehrten!

Der rothe Ede speculirte nicht falsch, als er in dem rachedürstenden Baron die Hoffnung erweckte, daß Fuchs allein, wenn er dem Tode entrann, im Stande war, seine Dankbarkeit beweisend, den Willen Schlewe's in jeder Hinsicht auszuführen.

Er bot seine ganze Redekunst auf, da die Sache eben so schwierig wie gefährlich war, und die Bestätigung des Todes-Urtheils bereits dem Kaiser in den Tuilerien vorlag.

Napoleon, das wußte der Baron, da er in der Nähe des Kaisers zahlreiche Bekannte hatte, pflegte die Aussprüche des Gerichtshofes stets zu respectiren und ließ auf sich in dieser Beziehung nicht einen Eindruck ausüben.

Und dabei drängte die Zeit, da, sobald der Kaiser das Urtheil bestätigt hatte, die Uebersiedelung des Verbrechers nach La

Roquette und gewöhnlich nach wenigen Tagen schon die Hinrichtung stattfand.

Als der Baron an das Gefängniß des Platzes de la Roquette dachte, fiel ihm eine Persönlichkeit ein, die ihm dort am Ende von großem Nutzen sein konnte, obwohl er dieselbe bisher wenig beachtet und fast über die Schultern angesehen hatte — diese Persönlichkeit war ein Herr de Epervier, Groß-Inspector dieses Gefängnisses.

Monsieur de Epervier war ein begeisterter Verehrer und Besucher des Schlosses Angoulème und seiner Freuden nicht nur, sondern auch der Gräfin Poninska, die er die Göttin aller sinnlichen Schönheit zu nennen pflegte.

Schlewe schloß auch aus dem luxuriösen Leben dieses adligen Ober-Inspectors, daß seine Stellung eben so einflußreich wie einträglich und selbstständig sein mußte.

Das Alles wollte erwogen werden — vielleicht ließ es sich gehörig benutzen!

Schlewe war nicht abgeneigt, den einzigen Menschen, den er für befähigt und geeignet hielt, endlich doch den verhaßten Fürsten und seine Kreaturen zu verderben, und der ihm schon manchen guten Dienst geleistet, zu retten, indem er sich sagte, daß derjenige, den er von der Guillotine gerissen, ihm seine Dankbarkeit gewiß beweisen würde, um so mehr, da er ihn im andern Falle ja immer wieder den Behörden zurückliefern konnte.

Am nächsten Tage schon wurde Fuchs durch den dazu bestimmten eisernen, ganz verschlossenen Wagen von Mazas nach dem Gefängniß des Roquette-Platzes überführt.

Das war so gut, wie die Verkündigung seines Todes-Urtheils — obwohl dieselbe erst nach zwei Tagen erfolgen sollte.

Fuchs war durch diesen Umstand einigermaßen unangenehm berührt.

In Mazas war es ihm zur Unmöglichkeit gemacht, zu entfliehen, und hier in diesem Todesgefängniß schien die Sache noch viel fataler —

Trotzdem prüfte er, als man ihn in die im ersten Stockwerk gelegene Zelle geführt, genau die Dicke der Mauer, den kleinen Umfang des stark vergitterten Fensters und die sehr sichere eiserne Thür, in der sich eine kleine Oeffnung mit einer Klappe befand, durch die man ihm die nun besseren Henkersmahlzeiten reichte.

Man wollte ihn für den letzten Gang mästen, sagte Fuchs sich mit einem wahren Galgen-Humor, damit man an ihm doch etwas hinzurichten habe, und den Parisern nicht ihr Schauspiel dadurch beeinträchtigt würde, daß man eine halbe Leiche auf das Schaffot schleppte

Aber es war ihm im Grunde seiner schwarzen Seele doch gar nicht behaglich zu Muth, als er sich in der engen Zelle umsah und dann durch das hohe, kleine Gitterfenster in den Hof des Gefängnisses hinabblickte, in welchem eine Militairwache hart unter ihm sich befand, und welchen doppelte Thore von dem Platz abschieden.

Eine Flucht war unmöglich.

Für Fuchs aber gab es eigentlich keine Unmöglichkeiten!

Dieser in Verbrechen aller Art ergraute, ehemalige Kanzlist, der mit Fälschungen angefangen und dann raubend und mordend fortgefahren hatte, war niemals um einen Ausweg in Verlegenheit.

Selbst hier in dieser letzten Zelle, aus der es nur einen Weg gab, den nach dem Schaffot, wie wir es aufgeschlagen sahen, gab dieser Fuchs die Hoffnung nicht auf, sich mit List oder mit Gewalt zu retten.

Wahrlich, dieser ausgefeimte Schurke, der in seinem Leben wohl eben so viele Menschen umgebracht hatte, wie Traupmann, war doch ein anderer Bösewicht, wie dieser!

Wir möchten Fuchs, wenn diese Worte hier erlaubt wären, feiner und intelligenter nennen.

Traupmann war nichts, als eine gemeine, gierige Bestie — Fuchs war ein Verbrecher par excellence! Traupmann war ein ungeschickter Massenmörder, der sich in wenigen Wochen der

Guillotine überlieferte, allerdings hätte aus ihm etwas werden können, wenn er Schlauheit besessen — Fuchs war ein routinirter, geschickter, äußerlich sehr umgänglicher und darum um so gefährlicherer Mörder, der es verstand, einflußreiche Personen sich verbindlich zu machen.

Er trug sich jetzt mit dem Plan, bei nächster Gelegenheit seinen Wärter, so wie er Abends seine Zelle betreten haben würde, um sie zu revidiren, zu packen und zu würgen — —

Daraus ließ sich dann etwas machen — —

Muth hatte er und Kraft, trotz seines vorgerückten Alters, ebenfalls —

Da aber geschah etwas, was seinen Plan änderte.

Es war am Abend nach seiner Ueberführung in das Gefängniß von La Roquette, als in dem Gange, der nach seiner Zelle führte, Stimmen laut wurden, deren eine ihm sehr bekannt schien — —

Fuchs lächelte sarkastisch und boshaft — —

Die hohen Gönner, die er in seinen Aussagen geschont, schienen dankbar zu sein — der Baron Schlewe, den er arg hätte compromittiren können, was er indeß nicht gethan, da es ihm nichts helfen konnte, schien ihn nicht vergessen zu haben, kam er, um ihn zu trösten?

Die Schlüssel rasselten an dem Schloß der Zellenthür.

Im nächsten Augenblick öffnete sich dieselbe — —

Der Wärter stand im Hintergrunde des Ganges — in der Thür erschien neben dem Herrn Ober-Inspector de Epervier — der Baron von Schlewe, dessen Stimme er erkannt hatte.

Der gute, fromme, mitleidige Herr kam in das Gefängniß — er suchte den Verbrecher Fuchs auf!

In der That, das war ein Opfer, wie es nur bei Leuten denkbar ist, die so fromm und menschenfreundlich sind, wie dieser edle Baron von Schlewe!

Der Groß-Inspector verneigte sich sehr verbindlich und ließ ausnahmsweise den Baron in die Zelle des zum Tode Verur-

theilten treten, für den der Henker von Paris bereits seine Vorbereitungen zu treffen im Begriff war, und das Fallbeil schleifen ließ —

Er hätte sich die Mühe ersparen können!

Obwohl ihm dieses Opfer eben so sicher schien, wie alle früheren, sobald sie in dem unheimlichen, großen Hause des Platzes de la Roquette saßen, machte dieser Fuchs doch eine Ausnahme.

Er begrüßte wahrhaft chevaleresk den Baron, der es nicht verschmähte, ihn aufzusuchen — —

„Verzeihen Sie es mir," sprach er lächelnd, „daß ich nicht einmal im Stande bin, Ihnen einen Fauteuil anzubieten, Herr Baron — man nennt Paris den Vorort der Civilisation, aber es ist noch sehr weit zurück!"

Schlewe lächelte nun gleichfalls — der Humor dieses Todes-Candidaten schien ihm zu gefallen — —

„Lassen Sie es gut sein, mein lieber Fuchs — wir können stehend verhandeln! — Es ist mir sehr traurig, Sie hier zu finden, da ich Sie für unschuldig halte!"

„Das steht Ihnen frei, Herr Baron, die Beweise sind schwach, da die Todten bekanntlich schweigen!"

„Es bereitet mir Schmerz, daß man Ihren Hals bedroht," fuhr Schlewe leise fort, indem er ein wenig näher trat, „Sie waren stets ein Mann, auf den man bauen konnte!"

„Der bin ich auch heute noch, Herr Baron, mein Wort darauf!"

„Leider ist in meiner Abwesenheit — ich war im spanischen Kloster zu Burgos — in Geschäften — Ihre Sache in den Sumpf gerathen?"

„Ein wenig tief, scheint mir!"

„Leider, wiederhole ich — indeß hoffe ich, daß es noch nicht zu spät sein wird!"

„Eine Rettung, mein theurer Baron, ist nie zu spät, sobald wir noch nicht auf der Guillotine liegen!"

Der Baron hüstelte — das „wir", welches Fuchs anwandte, kitzelte ihn im Halse — —

„Sie haben sich gegen manche Personen sehr ehrlich bewiesen," fuhr Schlewe endlich fort, „und diese Personen möchten gern etwas dazu thun, Sie zu retten."

„Es dürfte dazu die höchste Zeit sein!"

„Sie scheinen Ihre Lage zu kennen?"

„Das war stets meine Sache — ich verhehle mir nichts!"

„Nun denn, jene Personen werden etwas für Sie thun, wenn sie auf Ihre Dankbarkeit und fernere Verschwiegenheit rechnen können, mein lieber Fuchs!" flüsterte Schlewe.

„Jene Personen sollen etwas erleben, mein theurer Baron, wenn ich dieses unheimliche Haus verlassen habe!"

„Der Fürst von Monte-Vero hat seine Tochter gefunden!"

„Das ist mir neu — der Mann hat Glück! Sagen Sie der Gräfin Poninska, mein theurer Baron, daß das Glück in drei Tagen beendet sein soll, so wie es mir gelingt, aus dieser verdammten Falle zu entkommen!"

„Kann die gnädige Herrin von Angoulème sich darauf unter allen Umständen verlassen?" fragte Schlewe lauernd.

„In jedem Falle, Herr Baron! Hielt Fuchs nicht stets, was er versprach?"

„Sie hatten Unglück bei Ihren bisherigen Unternehmungen!"

„Sie meinen in Rio und bei dem Brande? — Allerdings — doch die Uebung macht den Meister, mein theurer Baron!"

„Sie sind ein Spaßvogel, Fuchs!"

„Nah auf dem Schaffot, Herr Baron!"

„Recht so, das zeigt von Genie!"

„Kommen Sie, um mir Ihre Hülfe zu leihen? Zur Sache!"

„Ich kam, um Sie zu trösten, jedoch —"

„Wenn Sie nichts Besseres vorhatten, dann werde ich mir selbst zu helfen wissen —"

„Unterlassen Sie Alles, Fuchs — morgen Nacht werden Sie frei sein!"

„Morgen Nacht wird es zu spät sein! Sie wissen ohne Zweifel, Herr Baron, daß man die Verurtheilten in der letzten Nacht mit zwei Wärtern und einem Prediger versieht — ich glaube, daß die nächste Nacht meine letzte sein soll.“

„Die Wärter mit Licht und Wein werden erst um Mitternacht zugleich mit dem Richter in Ihre Zelle kommen, der Prediger folgt, wenn Ihnen das Urtheil verkündigt ist — um elf Uhr werden Sie Ihre Zelle verlassen!“

„Es ist gewagt! Wenn Sie mich in dieser letzten Stunde im Stiche lassen —“

„Dann ist die Gräfin Poninska um Ihre Hülfe betrogen!“

„Ich verstehe, mein theurer Baron! Sagen Sie der gnädigen Gräfin, daß ich mich diesmal dankbarer zeigen werde, als je zuvor, und daß in dem Palais der Straße Rivoli in drei Tagen sich eine Leiche befinden soll, an der ein Fürst gebrochen knieen wird!“

„Sehr gut, mein lieber Fuchs — und dann werden Sie ohne Zweifel von Havre aus nach Amerika reisen —?“

„Sie errathen meine Gedanken, Baron! Jedoch nicht von Havre, das ist mir zu gewöhnlich — ich werde einen andern und besseren Weg wählen!“

„Das soll Ihnen überlassen bleiben!“ flüsterte Schlewe, „der Pact ist abgeschlossen! Halten Sie sich an den Herrn Ober-Inspector von La Roquette, ich eile jetzt zu ihm, von ihm werden Sie das Weitere erfahren.“

„Tausend Dank!“

„Schlafen Sie nicht, Fuchs, damit Sie selbst im Traume nicht etwas von demjenigen verrathen können, was wir gesprochen — und — in drei Tagen eine Leiche im Palais der Straße Rivoli!“

„Es bleibt dabei, mein theurer Baron!“

„Die Heiligen mögen Ihnen gnädig sein!“ schloß Schlewe nun laut die Unterhaltung, da die Schlüssel an der Thüre rasselten —

Die Unterredung war abgelaufen —

Herr von Epervier selbst schloß die Thür der Zelle auf — eine unerhörte Gunst! Er hatte sich aber auch, um seinen Händen nicht zu schaden, dazu wildlederne Handschuhe angezogen — —

Der Baron trat ihm entgegen.

Der Herr Ober-Inspector überließ es dem Wärter, die Thür wieder zu verschließen, als Schlewe, zu ihm in den Gang tretend, die Zelle verlassen hatte.

Die beiden Herren gingen, von dem kühlen Herbstwetter und den letzten Pferderennen sprechend, durch den Gang hin und näherten sich den am Ende desselben liegenden Gemächern, welche nach dem Platz de la Roquette hinaus lagen.

Es waren die sehr elegant und bequem ausgestatteten Gemächer des Herrn von Epervier.

Die Candelaber brannten bereits in dem Salon, in welchen der Groß-Inspector seinen Gast führte — —

Er lud denselben ein, mit ihm auf den Sammetsesseln Platz zu nehmen.

Der Diener des Herrn von Epervier brachte vorzüglichen Madeira und sehr kostbar geschliffene Bordeaux-Gläser herbei —

Man schien dem Baron alle Aufmerksamkeiten erweisen zu wollen.

Als die beiden Herren, die, wie schon erwähnt, ihre Bekanntschaft im Schlosse Angoulème gemacht hatte, allein in dem Zimmer waren, sprachen sie zuerst von den bewundernswürdigen, neuen Genüssen, welche die Gräfin Leona Poninska bot.

„Die schöne Frau ist eine Zauberin!“ gestand Herr von Epervier mit einem Eifer, welcher den Baron nicht länger zweifeln ließ, daß dieser unbedeutendste Besucher des Schlosses für Leona am meisten entbrannt war.

„Sie ist ebenso schön wie klug und unerreichbar!“

„Unerreichbar —“ wiederholte Herr von Epervier klagend,

„fast glaube ich, daß Sie Recht haben, Herr Baron, Sie kennen die Gräfin lange?“

„Ich habe die Ehre, von ihr seit mehreren Jahren mit ihrem Vertrauen beschenkt zu werden! Die hohe Frau ist viel von Mißgeschicken heimgesucht!“

„Das glaubt man nicht, wenn man sie strahlen sieht!“

„Es sind Geheimnisse, mein werther Herr, Familien-Geheimnisse zartester Art!“

„O, diese Gräfin ist die schönste Frau der Erde, die herrlichste Gestalt, die ich je sah!“ rief in wahrer Begeisterung der verliebte und für starke Damen leicht empfängliche Herr von Epervier, der allerdings von der noch immer entzückend üppigen Erscheinung der verführerischen Leona ganz und gar berauscht war, und er füllte das Glas des Barons, von dem er eine Gelegenheit, die begehrteste Schönheit von Paris in der Nähe zu sehen, zu erlangen hoffte — „stoßen wir auf das Wohl der schönsten Frau an, Herr Baron!“

„Mit Freuden!“ erwiderte Schlewe, leise das Glas des Herrn Groß-Inspectors berührend und dann von dem Madeira nippend, während Jener, es mit der schönsten Frau sehr gut meinend, sein Glas leerte, „der Grund meines Hierseins hängt mit diesen Geheimnissen zusammen!“ warf Schlewe in die Unterhaltung, um Herrn von Epervier neugierig zu machen.

„Hängt mit jenen Geheimnissen zusammen?“ wiederholte erstaunt der Groß-Inspector, „jener zum Tode Verurtheilte —“

„Den ich durch Ihre Güte sprechen durfte —“ bestätigte Schlewe.

„Jener Fuchs wäre mit der schönsten und höchsten Frau —“

„Geheimnißvoll verbunden!“ ergänzte Schlewe, „fragen Sie mich nicht, wie mein lieber Herr von Epervier, „es sind eben Geheimnisse! Die Gräfin gäbe Alles hin, wenn sie diese Verurtheilung ungeschehen machen könnte —“

„Ich bin auf's Höchste überrascht! Aber, mein Gott, man hat ja derartige unglückliche Familien-Verhältnisse überall! Den-

ken Sie nur an den Marquis von Chartre, dessen Bruder zu lebenslänglichem Aufenthalt in Cayenne verurtheilt wurde — denken wir nur an den Sohn des Duc de Montebello, der nach Australien entrann — —"

„Es gelang ihm, zu entfliehen!" benutzte Schlewe schnell dieses Beispiel des Ober-Inspectors, „das ist die Sache!"

„Er entging der Schande!"

„Dafür konnte der Herzog seinem Schöpfer und dem mitleidigen Beamten danken, der die Flucht ermöglichte."

„Vor fünf, sechs Jahren war dergleichen noch thunlich —"

„Sie meinen, Herr von Epervier, heute wäre das anders?" fragte Schlewe bedeutungsvoll.

„Das Kaiserthum hat dergleichen sehr erschwert, geehrter Baron, unendlich erschwert!"

„Das ist ein trauriger Bescheid, den ich der Gräfin Poninska zu bringen habe!" antwortete Schlewe, sich erhebend, mit wenig verhaltener Unzufriedenheit.

„O, geehrter Herr Baron, haben Sie die Güte, der schönsten Frau zu sagen, daß ich in Ergebenheit und Gehorsam für sie ersterbe!" versicherte der Groß-Inspector eifrig.

Schlewe lächelte höhnisch — sein blasses, faltiges Gesicht hatte für diesen Zug ein ganz besonderes Talent — es lagen Hochmuth, Bitterkeit und ein diabolisches Lächeln zugleich in seinen Mienen —

„Die Gräfin Leona Poninska pflegt leere Worte für das zu erkennen, was sie sind, Herr von Epervier — sie pflegt sie zu überhören und nur Thaten durch ihre Gunst zu belohnen!"

Der erste Inspector von La Roquette schien diese letzte Aeußerung Schlewe's ganz verstanden zu haben —

Er sann einen Augenblick, während die grauen Augen des Barons lauernd auf ihm ruhten —

Plötzlich ergriff Epervier Schlewe's Hand —

„So sagen Sie mir denn offen, was ich für die schöne

Gräfin thun kann, die mir den Schlaf raubt — die mir verführerisch in meinen Träumen erscheint!" sprach er hastig und leidenschaftlich.

„Sprechen Sie leiser, Herr von Epervier!" ermahnte Schlewe, „wir verhandeln, glaube ich, über Sachen — —"

„Die mir den Hals brechen können! Sie haben Recht, Herr Baron, trotzdem — sagen Sie mir offen, was die Gräfin Poninska verlangt!"

„Unter uns gesagt, mein lieber Herr von Epervier — es ist eine kitzliche Sache! Aber Ihnen wird es leicht sein, ich durchschaue es. Die Gräfin würde es gern sehen," flüsterte Schlewe, den Groß-Inspector unterfassend und mit ihm in dem Gemach langsam hinschreitend, „wenn der Gefangene von La Roquette der peinlichen Scene entginge, welche ihm nach dieser und der nächsten Nacht bevorsteht!"

Epervier zeigte einen großen Amtsbrief, der auf einem Seitentische lag —

Er enthielt die Anweisung, den zum Tode verurtheilten Fuchs nach zwei Tagen dem Henker auszuliefern —

„Ich muß für ihn so lange haften, Herr Baron — Sie wissen, was das heißt!"

„Der Gefangene wird erst von morgen Nacht zwölf Uhr an von zwei Wärtern bewacht, glaube ich?"

„So ist es!"

„Sie können ihn so lange unmöglich selbst bewachen, Herr von Epervier, dergleichen verlangt man nicht. Sie können mithin auch nicht dafür verantwortlich sein, wenn es dem Gefangenen von La Roquette gelingt, zu entspringen, während Sie einer Einladung der schönen Gräfin Poninska folgen, und, statt in diesem Hause, in dem Schlosse Angoulème zu vertraulichem tête-à-tête sich befinden!"

Ein tête-à-tête mit der Gräfin?" rief Epervier leidenschaftlich, „verstand ich recht —"

„Ich glaube es Ihnen versprechen zu können, wenn Sie es

dem Gefangenen möglich machen, sich der Execution durch eine Flucht zu entziehen."

„Bei allen Heiligen, Sie lassen mir eine knappe Wahl, Herr Baron!"

„Entscheiden Sie sich, mein lieber Herr von Epervier — morgen Abend um elf Uhr sollen Sie die schönste Frau der Erde belauschen dürfen, wie sie in ihrem sonst für keinen Sterblichen sichtbaren Boudoir den Ballerinen und den Marmor-Damen *) Anleitung zu den weltberühmten Darstellungen ertheilt — während um dieselbe Stunde der Gefangene in irgend einer Verkleidung seine Zelle verläßt —"

„Es ist unmöglich — man wird ihn erkennen!"

„Das lassen Sie meine Sorge sein, mein lieber Herr von Epervier! — Zwei Fragen vor allen Dingen: Besitzen Sie außer dem Wärter einen Schlüssel zu der Zelle der Gefangenen, einen sicher öffnenden Schlüssel?"

„Ich besitze deren zu allen Zellen."

„Vortrefflich! Leihen Sie mir denselben bis morgen Mittag — und nun die zweite Frage: Wer betritt außer dem Wärter morgen Abend die Zelle des Gefangenen?"

„Niemand darf sie dann mehr betreten!"

„Besinnen Sie sich, Herr von Epervier — auch nicht der Henker?"

„Ein Gehülfe desselben, Sie haben Recht, ich muß Ihre Umsicht und Kenntnisse bewundern, Herr Baron!" antwortete der Groß-Inspector, der in gewaltiger Aufregung war.

„Der Gehülfe des Henkers? vortrefflich! Sie haben, wenn Sie mir bis morgen Mittag den betreffenden Schlüssel geliehen haben, von welcher Gunst übrigens nicht einmal mein Schatten etwas erfahren soll, nichts weiter zu thun, kein anderes Opfer zu bringen, als die Equipage zu besteigen, die um zehn Uhr Sie an der Pforte unten erwarten wird —"

---

*) So nannte man in Paris die Darstellerinnen jener antiken Bilder-Gruppen, die wir bei Leona wiederholt sahen.

„Sie sind — furchtbar, Baron!“ flüsterte Epervier, der sich besiegt sah — „Sie sind — ein Teufel der Verführung —“

Schlewe lachte hell auf —

„Mein lieber Herr,“ sagte er dann, „ich lasse mir einen Teufel gefallen, der mir eine Gunst erweist, wie diejenige, das schönste Weib der Erde zu belauschen! Ich erwarte Sie morgen Abend einige Minuten nach zehn Uhr an der Auffahrt des Schlosses Angoulème — schlagen Sie ein!“

Herr von Epervier, dessen Augen glühten, legte seine fleischige, große Hand in die hagere Schlewe's —

„Und nun der Schlüssel, mein Theurer!“ erinnerte lauernd der Baron —

Epervier kämpfte augenscheinlich — er fühlte, daß er sich mit dieser Herausgabe entschieden hatte — daß er dann nicht mehr zurück konnte —

Schlewe sah, daß der Groß-Inspector schwankte —

„Sie sollen die schöne Gräfin so lange und so nah schauen, wie es Ihnen gefällt — in dem Marmor-Zimmer der Proben!“ sprach er leise.

„Gut denn — gut — wann erhalte ich den Schlüssel zurück?“

„Morgen Mittag — ich selbst bringe ihn Ihnen hierher!“

„Und der zweite Schlüssel —“

„Wandert nach dem Gebrauch in die Seine, mein lieber Herr von Epervier, Sie können ohne Sorgen sein, wenn ich bei der Sache mitwirke.“

Der Inspector trat in ein Nebenzimmer —

Schlewe's faltiges, fast graues Gesicht grinste unheimlich und seine Augen schielten vor leuchtendem Vergnügen —

Epervier kehrte nach wenigen Minuten zurück — er hatte einen ziemlich großen, etwas mit Rost befleckten Schlüssel in der Hand und knüpfte eben die Nummer ab, welche sich an dem Griff befand —

Dann reichte er ihn dem Baron.

„Haben Sie Dank für Ihre Gefälligkeit, mein vortrefflicher Herr von Epervier,“ sagte Schlewe, die Hand desselben drückend, „Sie sollen dieselbe nicht bereuen! Morgen Mittag incommodire ich Sie noch einmal, um Ihnen den Schlüssel wiederzubringen und Sie zu ersuchen, mich zum letzten Abschiede in die Zelle des Gefangenen von La Roquette zu führen!“

„Das geht nicht — das geht unter keinen Umständen — es würde uns verrathen!“

„Läßt man am letzten Tage nicht die Angehörigen noch einmal zu den Verurtheilten?“

„Die Angehörigen — sonst Keinen!“

„Nun, ich werde morgen ein wenig verändert, als der ergriffene Bruder des Gefangenen erscheinen und in Ihrer Gegenwart denselben besuchen, um Abschied zu nehmen!“

„Das ist ein waghalsiger Plan!“

„Sie haben bei demselben nichts zu riskiren, mein lieber Herr von Epervier, denn im schlimmsten Fall sind Sie getäuscht und daher nicht zur Verantwortung zu ziehen!“

„Sei es denn — ich weiß von nichts — ich überlasse Ihnen Alles, Baron!“

„Nur nicht den Besuch im Schlosse Angoulème, wie?“ lachte Schlewe sinnlich. „Leben Sie wohl, mein vortrefflicher Herr von Epervier! Um zehn Uhr erwartet Sie die Equipage und der göttlichste Anblick, der je einem Sterblichen zu Theil wurde — leben Sie wohl!“

Der Baron schüttelte des Ober-Inspectors Hand wie die eines neuerworbenen Freundes, und verließ dann, von ihm geleitet, die Gemächer.

Es war spät geworden. Ein Blick in die Gänge des Gefängnisses überzeugte den Baron, daß dieselben nicht allzu stark bewacht wurden. Zwei Wärter gingen in demjenigen leise plaudernd auf und ab, in dem die Zelle des Verurtheilten lag.

Unten befand sich der Schließer, der ohne Legitimation Keinen in das Haus oder hinaus ließ.

Er öffnete auf den Befehl des Herrn von Epervier sehr bereitwillig die hohe, schwere Thür — —

Der Baron trat nun auf den Hof — —

Hier und an dem großen Thorweg, der nach dem Platz de la Roquette führte, gingen Wachposten auf und ab — —

Der Schließer mußte auch diesen Thorweg öffnen, und nun erst befand sich der Baron im Freien.

Fünfzehntes Kapitel.

Susanna im Bade.

Am andern Tage war es trübe und regnerisch. Es wollte gar nicht hell werden. Die tief hängenden Wolken schütteten Schnee und Regen in fast behaglicher Ruhe und Ausdauer auf die Straßen von Paris, die naß und schmutzig waren.

Schlewe hatte am vorigen Abend sofort durch seinen Diener den Schlüssel des Herrn von Epervier zu einem unbedeutenden Schlosser in einer kleinen Seitenstraße geschickt und verlangt, daß der neue Schlüssel am andern Morgen schon fertig sein müsse.

Weder der Diener noch der Schlosser hatten eine Ahnung, was für ein Schlüssel es war, den der Baron vervielfältigen ließ. Er empfing am Morgen, wie er bestimmt, beide Schlüssel, und fand sie, als er sie mit den Blicken prüfte, vollkommen gleich gemacht.

Schlewe legte nun einen sehr einfachen, bürgerlichen Anzug an, setzte eine Perrücke auf, die er sonst nie trug, und die sein

Gesicht sehr veränderte, schminkte sich ein wenig und schickte seinen Diener fort, um unbemerkt sich zu Fuß entfernen zu können. Der Baron nahm einen alten, dunklen Mantel um, setzte einen unscheinbaren Hut auf und verließ seine Wohnung.

Niemand, selbst seine besten Freunde nicht, waren im Stande, in ihm jetzt den stolzen und vornehmen Vertrauten der Gräfin Poxinska zu erkennen.

Es war ohnehin eine Morgenstunde, in der es für Leute, wie den Baron, vollständig unpassend ist, schon auf der Straße zu sein — und noch dazu bei diesem Wetter zu Fuß.

Schlewe brachte allerdings ein großes Opfer, aber er verfolgte dabei einen Plan, der ihm nichts zu schwer sein ließ.

Er war, wenn es galt, ein geschickter Schauspieler, der seine Rolle täuschend auszuführen verstand.

Das Ziel seines so ungewöhnlich frühen Ganges schien sehr entfernt zu sein, denn er eilte immer wieder durch neue Straßen und Gäßchen, schritt über die Seine, bog um Ecken, eilte über Plätze, und wurde dabei durch den nebelartigen Regen recht gründlich durchnäßt.

Endlich schien er das Ziel seines Ganges erreicht zu haben. Er stand vor einem Hause, das etwas frei lag und hinten große Hofräume zu haben schien.

Es war das Gebäude des Henkers von Paris — —

Verschmähte der Baron es nicht einmal, diesen, wenn auch nicht mehr wie früher unehrlichen, so doch gemiedenen Mann aufzusuchen?

Der Scharfrichter durfte in früheren Zeiten nicht innerhalb der Stadt wohnen.

Das ist jetzt anders! Die Gebäude, vor denen der Baron stand, und die eben so aussahen wie alle andern, lagen zwar etwas frei, doch dehnten sich hinter demselben noch ganze Stadtviertel aus.

Er trat in das Haus, blickte sich in demselben um und gewahrte durch die offene Hofthür einen Mann, der sich an einem kleinen Wagen zu schaffen machte, welcher etwas unheimlich aus-

sah. Der Regen ließ das Holz desselben schwarz erscheinen — er hatte oben einen Deckel, der aufgeschlagen war, da der Mann das Innere dieses Kastenwagens wusch — —

Schlewe schüttelte sich unwillkürlich ein wenig — —

Es war der Wagen der Hingerichteten — der Gehülfe des Scharfrichters, eine muskulöse Figur mit zurückgeschlagenen Aermeln, wusch ihn für Fuchs — —

Man war reinlich — reinlicher wie zur Zeit der großen Revolution, in der man einen Leichnam auf den andern warf und das Blut gerinnen ließ — man säuberte den Wagen stets für den folgenden stummen Fahrgast.

„Pst — guter Freund!“ rief Schlewe mit gedämpfter Stimme.

Der Mann mit den bloßen Armen blickte auf und sah einen Fremden an dem Thorweg stehen.

„Guter Freund?!“ wiederholte er, nicht eben einladend — „Ihr seid der Erste, der mich so nennt! — Was sucht Ihr hier?“

Schlewe trat ein wenig näher, aber der Wagen roch ihm, vielleicht nur in der Einbildung, so unangenehm, daß er sich abwandte.

Der Mann auf dem Wagen lachte roh — seine schwarzen Haare hingen ihm von der Arbeit unheimlich wild um den Kopf, er trug ein durchnäßtes Hemde und Beinkleider, deren rother Streifen verrieth, daß sie einst beim Militair benutzt wurden. Seine Füße waren bloß.

„Ich hätte Euch gern etwas unter vier Augen gesagt!“ meinte der Baron von Schlewe, dem es etwas unbehaglich zu Muth war.

„Immer heraus damit — meine Arbeit drängt!“ antwortete, ruhig weiter scheuernd, der Gehülfe des Scharfrichters.

„Wir werden hier naß!“

„Das sind wir schon — was habt Ihr denn?“

„Ich hätte Euch gern um eine Gefälligkeit gebeten, lieber Freund, natürlich nur gegen eine entsprechende Geldvergütigung!“

Der Mann mit den bloßen Armen und Füßen schien nach den letzten Worten williger zu sein.

Das Wörtchen Geld übt nicht allein auf Minister und Räthe, sondern auch auf Todtengräber und Henkersknechte dieselbe Wirkung aus!

„Laßt hören — wir wollen unter den Thorweg treten!"

Schlewe lächelte etwas höhnisch — er klimperte, um seinen Erfolg noch zu vergrößern, mit dem Gelde seiner Börse in der Tasche.

Der so lange wortkarge und unheimliche Mann stieg von dem Wagen und trat mit dem Baron, den er nicht kannte, aber nun mehr achtete, da er hörte, daß er Geld hatte, unter den Schutz des Thorwegs.

„Es handelt sich um einen Scherz, um eine kleine Maskerade," sagte Schlewe, „einer meiner Freunde giebt morgen ein derartiges Fest! Ich wollte Euch auf demselben gern darstellen — es ist etwas Ungewöhnliches!"

Der Geselle des Henkers lachte — —

„Ihr wollt wohl die Damen graulich machen?" sprach er im Scherz.

„Ich wollte mir einen Anzug machen lassen, wie derjenige ist, den Ihr bei Euren Feierlichkeiten tragt."

„Bis morgen? Das wird schwierig sein!"

„Ich denke, es gehört nicht viel dazu!"

„Oho, wollt Ihr es sehen?"

„Ihr seid sehr freundlich — es wäre mir lieb! Könnt Ihr mir Euren Anzug nicht leihen, damit mein Schneider sich nach ihm richten kann?"

„Nein — ich brauche ihn heute Abend! — Da sitzt ja wieder Einer in La Roquette, dessen Hals ich mir ansehen muß, und für den wir in dieser Nacht den Thron aufschlagen!"

„Ah so — nun, dann nützt mir auch das Sehen nichts, denn beschreiben kann man die Sache nicht!"

„Weshalb denn nicht? Ein rothes Hemde, schwarze Hosen, unten in blanke Stiefel gesteckt — das ist so ziemlich Alles!"

„Eure Sachen sind wohl noch neu?“

„Ganz neu!“

„Ich möchte Euch wohl vierzig Francs geben, wenn Ihr sie mir bis morgen leihen könntet!“

„Vierzig Francs?“ wiederholte der Bloßarmige — „alle Wetter, das wäre ein Geschäft!“

„Meinem Schneider müßte ich sechszig geben, da gebe ich Euch lieber vierzig Francs und habe die Sachen im Original!“

„Ja,“ lachte der Knecht, „das habt Ihr!“

„Sind denn die Kleider bei Euch und Euren Kameraden gleich?“ fragte Schlewe.

„Natürlich, alle vollkommen gleich! Wartet, es wird sich am Ende machen lassen!“

„Vierzig Francs zahle ich Euch gern, und zwar auf der Stelle!“

„Ich werde Euch meine Sachen geben und borge mir für heute Abend, da ich sonst nicht in die Gefängniß=Gebäude gelassen werde, von Henry die seinigen! Bei Nacht nachher sind alle Katzen grau, und es ist ganz egal, ob beim Aufrichten des Schaffots einer von uns im weißen Hemde sich befindet oder im rothen!“

„Vortrefflich! Aber Ihr müßt darüber schweigen,“ sagte Schlewe, „da es mir nicht lieb sein würde, wenn Jemand erführe, daß ich auf dem Feste die Kleider —“

„Seid unbesorgt, es erfährt Niemand etwas davon!“ antwortete der Geselle des Henkers, und eilte über den Hof.

Der Baron sagte sich mit Vergnügen, daß die Angelegenheit sehr gut und glatt verlief.

Er konnte Mittags, wie er versprochen, in La Roquette sein.

Der Mann mit den bloßen Armen kehrte sehr bald mit einem Pack zurück, das er in dem Hausflur vor Schlewe auswickelte, um ihm zu zeigen, was er für das Geld erhielt.

Es war ein dunkelrothes Hemde, vorn mit einem silbergestickten Doppelbeil, schwarze Sammethosen und an denselben gleich festsitzende blanke Stiefel.

„Nehmt die vierzig Francs — ist damit Alles bezahlt?“

„Ihr wollt mir die Sachen ja wiederbringen?“

„Ihr wißt, wie das zuweilen kommt — wenn man mir das Hemde zerreißt und die Hosen mit Wein begießt — —“

„Oho — dann gebt nur gleich achtzig Francs,“ rief der rohe Gesell, „damit ich mir in diesem Fall neue Sachen machen lassen kann! Ich wußte ja nicht, daß Ihr in eine Kneipe gehen wolltet?“

Der Baron mußte sich viel sagen lassen! —

„Hier sind die achtzig Francs — seht Ihr, vier Zwanzigfrankstücke — seid Ihr befriedigt?“

„Einigermaßen — jedoch — wenn die Sachen noch brauchbar sein sollten, dann bringt Ihr sie mir doch wohl wieder? — Achtzig Francs für die Gefälligkeit und Abnutzung sind nicht zu viel!“

Schlewe merkte sehr wohl, daß der Bloßarmige die Gelegenheit auszubeuten versuchte —

Aber er war froh, daß er überhaupt in den Besitz der Sachen gekommen war, welche dem Gefangenen von La Roquette die Thüren öffnen sollten.

„Wann besucht Ihr denn heute Abend Euren Mann?“ fragte Schlewe noch — „es ist interessant, Derartiges zu hören!“

„Gegen elf Uhr!“

„Und wann beginnt das Aufschlagen des Schaffots?“

„Gegen zehn Uhr!“

„Und wann beginnt die Maschine, das vortreffliche Instrument des unsterblichen Doctor Guillotin, seine Arbeit?“

„Wenn Alles in Ordnung ist, morgen früh um sieben Uhr!“

„Ich werde mir den Spaß ansehen — es ist ja wohl der berüchtigte Fuchs, dessen letzte Stunde schlagen soll — der entsprungene Sträfling des Bagno?“

„Er ist es! Ich glaube, mit diesem Kunden werden wir unsere Arbeit haben!“

„Sein Kumpan ist entsprungen, höre ich?“

„Leider," meinte der Bloßarmige, „es hätte sonst morgen pro Mann zehn Francs gegeben, so giebt es nur fünf!"

„Habt Ihr den Fuchs schon gesehen?"

„Nein, aber heut Abend elf Uhr werde ich ihn mir sehr genau betrachten!"

„Hütet Euch vor ihm!"

„Ihr meint, daß er mir etwas anthun könnte?"

„Mit solchen Leuten ist nicht zu spaßen!"

„Wenn er eine Hand rührt, schlage ich ihn mit einem Hiebe wie einen tollen Hund todt!" meinte der rohe Knecht des Henkers.

„Oho, dann entzieht Ihr ihn ja der öffentlichen Strafe?"

„Was frage ich danach — er wäre nicht der Erste, den wir wie einen Todten zu der Madame Guillotine hinaufschleppen!"

„Es ist so interessant, mit Euch zu plaudern, daß ich gar nicht fortkomme! Doch nun — habt Dank!"

„Amüsirt Euch auf Eurem Maskenball!"

„Wollen's hoffen — und Ihr auf Eurem Hinrichtungsfeste — so hat Jeder seinen Spaß!"

Der Bloßarmige lachte — Schlewe nahm sein Gepäck vorsichtig unter den Mantel und ging.

Die Sache hatte noch ihre Schwierigkeiten! Der Schließer von La Roquette durfte durchaus nichts von dem zwar nicht umfangreichen, immerhin aber doch sehr gut bemerkbaren Pack sehen.

Der Baron schlüpfte daher in eins der ihm passend scheinenden Häuser, um dort die für Fuchs bestimmten Sachen gehörig zu verwahren.

Es gelang ihm, das rothe Hemde zusammengerollt in seine Manteltasche zu stecken — die Sammethosen mit den Stiefeln aber machten ihm Sorge.

Er mußte sich auf sein gutes Glück verlassen, und befestigte sie, so gut es ging, indem er den weiten Mantel hochzog, unter demselben.

Das dunkle, unheimliche Regenwetter begünstigte sein Beginnen.

Er schlug, während seine Miene einen immer traurigeren Ausdruck annahm, die Richtung nach dem Pere-Lachaise ein und gelangte in die Straße La Roquette.

Je mehr er sich dem verhängnißvollen Platze näherte, um so jämmerlicher wurde der Zug seines Gesichts.

Endlich sah er vor sich den freien Platz und die mächtigen Gefängniß-Gebäude.

Wir haben vorhin zu erwähnen vergessen, daß sich in der Nähe des großen Thores fünf Eisenkeile in der Erde befinden, die zur Befestigung der Guillotine dienen sollten — man benutzt dieselben aber nicht, um sie aufzuschlagen, weil sie zu nah an den Mauern stehen, sondern gräbt stets Holzpflöcke in den Boden.

Der Baron, sehr in seine Gedanken und Berechnungen vertieft, stolperte über einen der Eisenkeile und wäre fast gefallen.

Ein sarkastisches Lächeln umspielte seine Züge, als er sich, wie Jeder, welcher stolpert, nach der Ursache umsah und den Eisenstumpf bemerkte —

„Das wäre fatal, wenn auch ich über denselben zu Fall käme!" murmelte er und näherte sich dem Thor.

Die Gefängniß-Uhr verkündete die Mittagsstunde.

Herr von Epervier wartete ohne Zweifel schon schmerzlich auf den Schlüssel.

Schlewe zog so bescheiden und ängstlich, wie wohl ein Verwandter eines Verurtheilten zu thun pflegt, an der Glocke. Er versuchte es, seine Augen feucht zu machen —

Der Schließer folgte rasselnd dem Ruf und öffnete das Thor.

Er konnte den Baron nicht erkennen, da es am vorigen Abend schon finster gewesen war, als er ihn hinein und hinaus gelassen —

„Ich möchte wohl zu dem Herrn Ober-Inspector —" sagte Schlewe mit etwas schmerzbebender Stimme —

„Ist nicht zu sprechen!"

„O bittet ihn um einige Worte — ich bin ein Bruder des Gefangenen von La Roquette!“

Gefangener von La Roquette wird stets derjenige speciell genannt, welcher zum Tode verurtheilt ist, der Schließer wußte daher sofort, was die Worte zu bedeuten hatten.

„Ihr seid ein Bruder des Fuchs? — dann tretet ein!“

„Der unglücklichste Bruder von der Welt!“

„Wo sind Eure Papiere?“ fragte der Schließer, als er den großen, schweren Thorweg wieder geschlossen hatte, den Baron musternd —

Die Schildwache ging in der Nähe auf und ab —

„Papiere — — lieber Herr, ich habe dergleichen nicht mitgebracht, sagt es dem Herrn Ober-Inspector!“

„Wird nicht gehen,“ meinte der Schließer, „doch folgt mir!“

„Ich sehe, Ihr habt Mitleid mit mir, die heilige Jungfrau lohne es Euch!“ sprach Schlewe halblaut, hinter dem Schließer über den Gefängnißhof schreitend, an dessen vier Seiten sich die röthlichen Mauern steil erhoben. Er war nur bemüht, es zu verbergen, daß er etwas unter dem Mantel trug.

Endlich hatte er die Thür erreicht, die zu den Gängen führte — der Schließer öffnete sie —

Der Posten musterte den Baron —

Schnell schlüpfte er in den Gang.

„Legt nur ein gutes Wort für mich ein, es ist mir schwer genug, von meinem Bruder Abschied zu nehmen!“

„Ein schlimmer Bursche das!“

„Wer kann für seinen Bruder? ich habe noch keiner Fliege etwas zu Leid gethan!“

„Wartet einen Augenblick!“ sprach der Schließer und wandte sich zu den Gemächern des Herrn Groß-Inspectors.

Schlewe konnte sich nicht verhehlen, daß ihm ein wenig schwül war — aber der Gedanke an die Leiche in dem Palais der Straße Rivoli ließ ihn Alles überwinden!

Herr von Epervier trat auf den Gang.

Er erblickte den in den weiten Mantel gehüllten Baron und hätte ihn fast nicht erkannt.

„Tretet näher, mein Herr!“ rief er.

Der Schließer entfernte sich.

Schlewe eilte in das Gemach des Groß=Inspectors.

„Den Heiligen sei Dank!“ murmelte er, als Herr von Epervier die Thür hinter ihm geschlossen — „nun ist Alles in Ordnung!“

„Sind Sie es denn wirklich, Herr Baron?“

„Eine Comödie, mein vortrefflicher Herr von Epervier, hier ist Ihr Schlüssel — haben Sie Dank! Und nun gewähren Sie mir einen Abschied von dem Gefangenen von La Roquette!“

Der Ober=Inspector befestigte mit ängstlicher Hast die Nummer wieder an den Griff des Schlüssels.

„Ich habe eine schlaflose Nacht gehabt!“ gestand Epervier.

„Das glaube ich Ihnen, mein Lieber, wenn mir ein Anblick bevorstände wie derjenige, den Sie heute Abend haben sollen, würde es mir ebenso gehen!“

„Es ist eine um so fatalere Geschichte, da dieser Fuchs durch seine blutigen Streiche die Aufmerksamkeit des ganzen Hofes auf sich gelenkt hat und der Kaiser selbst geäußert haben soll, daß er über den Fang dieses gefährlichen Menschen Zufriedenheit empfinde!“

„Ammenmärchen, mein lieber Herr von Epervier, der Kaiser hat andere Dinge zu besprechen, als die Angelegenheiten dieses Fuchs! Ich wiederhole Ihnen, daß Sie ja nichts von Allem wissen, was geschehen wird!“

„Es kann mir trotzdem den Hals kosten!“

„Leona sehen und dann sterben, mein Werther!“ flüsterte Schlewe — „nach ihr giebt es keinen Genuß mehr!“

„Folgen Sie mir, Herr Baron!“

„Weiß Fuchs bereits den Wortlaut des Urtheils?“

„Nein, er erfährt denselben erst heute Abend elf Uhr!“

„Führen Sie mich wieder aus der Zelle zurück?“

„Ich muß es, ja!“

„Aber Sie brauchen doch nicht in derselben zu bleiben?“

„Das steht nicht in meinen Instructionen.“

„Vortrefflich, dann sind Sie außer aller Schuld!“

„Wie theilnehmend Sie sind, Herr Baron!“

„Und wie aufopfernd — ja, ja, mein lieber Herr von Epervier, das nennt man Menschenfreundschaft!“

Der Groß-Inspector lächelte kalt — er fühlte sehr wohl, daß Schlewe, indem er Fuchs rettete, einen ganz besondern Zweck verfolgte.

Beide traten aus dem Gemach auf den Gang, in dessen Hintergrund mehrere Wärter plaudernd standen —

Sie nahmen eine militairische Haltung an, als der Ober-Inspector mit dem Fremden nahte.

„Gril,“ rief Herr von Epervier, „öffnen Sie die Zelle des Gefangenen von La Roquette! Der Bruder desselben kommt, um von ihm Abschied zu nehmen.“

Der Gerufene trat sehr diensteifrig an die Thür des Verurtheilten, die dem Baron schon bekannt war.

Sie öffnete sich —

„Treten Sie ein!“ sagte der Groß-Inspector zu Schlewe, „zehn Minuten sind vorschriftlich zu einem solchen Abschied gewährt!“

„O Ihr Heiligen!“ stöhnte Schlewe, den Gerührten copirend, „ich werde den morgenden Tag nicht überleben!“

„Muth, mein Lieber, Sie sind ja schuldlos an dem Geschick des Gefangenen!“ antwortete Epervier, Schlewe in die Zelle schiebend.

Gril, der Wärter, schloß hinter ihm die schwere Thür.

Der Ober-Inspector ging im Gange auf und ab.

Die Aufseher zogen sich zurück.

Fuchs erblickte einen in einen Mantel gehüllten Fremden und blieb, den Prediger in demselben vermuthend, ruhig auf seinem Strohsack sitzen —

„Erspart Euch Eure Mühe, mein frommer Herr,“ sagte der ausgefeimte, gottlose Verbrecher, „an mir werdet Ihr kein Glück haben!“

„Fuchs," flüsterte Schlewe, „ich spiele die Rolle Eures Bruders — macht ein wenig Geräusch!"

Der graubärtige Verbrecher lachte leise, dann stieß er einige Laute aus, die draußen für diejenigen eines schmerzlichen Wiedersehens gelten konnten.

„Sie — Herr Baron —"

„Ich halte mein Versprechen, Euch zu retten — jedoch nur, weil ich darauf rechne, daß auch Ihr das Eure halten werdet, Fuchs!"

„Es bleibt bei meiner Zusage! Habe ich sie in drei Tagen nicht gehalten, dann übergebt mich den Behörden zurück!"

„Und nach vollbrachter That entflieht Ihr nach Amerika?"

„Sofort, Herr Baron, und zwar nach Mexico, dort soll noch etwas zu machen sein, jetzt, da die Franzosen und Spanier hingehen!"

„Nun denn, so hört," flüsterte Schlewe, „die Sache ist gefährlich, aber auch sehr einfach, wenn Ihr pünktlich und vorsichtig, vor Allem aber dreist seid!"

„Daran hat es, scheint mir, bei Fuchs noch nie gefehlt!"

„Um elf Uhr heute Abend soll ein Gehülfe des Henkers bei Euch erscheinen, um Euren Hals sich anzusehen! Kurz darauf wird der Richter, der Beichtiger und zwei Wärter mit Wein und dergleichen hier erscheinen —"

„Aha, die Sache geht schnell!"

„Um zehn Uhr beginnt man bereits auf dem Platze la Roquette das Schaffot für Euch aufzuschlagen!"

„Viele Mühe!"

„Ihr müßt die Zelle kurz vor elf Uhr verlassen und zwar so, daß der Gehülfe des Scharfrichters noch nicht bei Euch erschienen ist!"

„Seid ohne Sorge, ich werde aufpassen!"

„Ihr sollt nämlich als dieser Gehülfe das Gefängniß verlassen!"

„Das gefällt mir," lächelte Fuchs, „das ist ein Abenteuer, wie ich es liebe!"

„Hier ist das rothe Hemde —“

„Der Herr Baron haben sich damit geschleppt?“

„Erkennt es an und seid dankbar! Versteckt das Hemde! Hier sind die schwarzen Sammethosen mit den blanken Stiefeln daran — und hier,“ Schlewe sprach sehr leise, „hier ist der Schlüssel zu Eurer Zelle! Vielleicht ist es nöthig, daß Ihr, um dieselbe zu verlassen, einen unbewachten Augenblick benutzen müßt! Seid Ihr als Gehülfe des Nachrichters erst im Gange draußen, was Euch leicht sein wird, dann könnt Ihr ohne jede Gefahr die Gefängniß-Gebäude und den Hof verlassen!“

„Der Schließer dürfte sich nur wundern, daß der rothe Kerl in das Haus gekommen ist, ohne daß er es ihm geöffnet hat?“ wandte Fuchs ein.

„So sagt, daß Ihr mit dem Groß-Inspector von Epervier durch den andern Eingang von der Straße La Roquette hereingekommen seid und nun das große Thor benutzen wollt, um, nachdem Ihr bei dem Gefangenen gewesen, zu dem Platz La Roquette zu gelangen, auf dem Ihr Eure Arbeit fortsetzen müßt!“

„Vortrefflich — ich verstehe Alles, Herr Baron! Um elf Uhr finden die Herren ein leeres Nest!“

„Der Groß-Inspector von Epervier verläßt um zehn Uhr durch die Thür an der Straße La Roquette, nachdem er Euch eingelassen, wie Ihr sagen könnt, das Gefängniß, Ihr wißt nun Alles?“

„Alles, Herr Baron! Habt Dank!“

„Ihr kennt Eure Pflicht! Die zehn Minuten sind um — Gril klappert bereits mit den Schlüsseln! Versteckt die Sachen!“

Fuchs fuhr mit großer Geschicklichkeit, die Kleidungsstücke zusammenrollend, mit ihnen unter den Strohsack —

Dann nahmen die beiden Männer eine Stellung ein, als schieden sie mit schwerem Herzen —

Gril, der Wärter, öffnete die Thür.

Der Baron trat in den Gang zurück, wo Epervier ihn erwartete —

Sie schritten neben einander bis in die Nähe der Gemächer des Letzteren.

Dann verneigte Schlewe sich, indem er dankte, vor dem Groß=Inspector, da der Schließer ihn erwartete —

„Um zehn Uhr," fand er noch Gelegenheit zu flüstern, „an der Thür der Straße La Roquette!"

Dann stieg er mit dem Schließer wieder hinab, der ihn ohne Argwohn hinaus ließ.

Der Baron lächelte siegreich, als er auf den vom Regen und Schnee bedeckten Platz trat — er hatte ein großes Opfer gebracht, aber es war auch von Erfolg gewesen.

Er eilte nun durch die schmutzigen, winterlich unfreundlichen Straßen zu seinem Hause zurück, um, als wäre nichts vorgefallen, Toilette zu machen und dann nach dem Schlosse Angoulème zu fahren.

Er wusch sich sehr energisch, denn der directe Verkehr mit dem Gefangenen von La Roquette und den Kleidern des Henkers erweckte in ihm ein wenig Ekel.

Gegen Abend eilte er in seiner Equipage nach der Straße zum Wäldchen von Boulogne.

Die Gärten und Landhäuser machten in der winterlichen Oede und bei dem nebelartigen Regen einen traurigen Eindruck. Die Bäume und Gebüsche waren entlaubt, die Rasenplätze grau und gelb, die Bosquets durchsichtig und kahl —

Der Baron beachtete es nicht. Er hatte sich in das Polster seines Wagens gedrückt, hatte den Kragen seines eleganten Mantels hoch geschlagen und überdachte die Folgen der bevorstehenden Nacht.

Da fühlte er, daß er sein Ziel erreicht hatte, der Wagen bog in den Vorgarten des Schlosses und hielt nach wenigen Secunden auf der Rampe.

Obgleich an diesem Abend, wie er wußte, keine Gesellschaft bei der Gräfin Poninska war, sprangen doch mehrere reichbetreßte Diener herbei, um den Wagenschlag zu öffnen —

Sie erkannten die Equipage des Barons, der stets Zutritt zu den Gemächern der Gräfin hatte.

Schlewe stieg aus dem Wagen und befahl dem Kutscher, ihn um die elfte Stunde abzuholen.

Dann trat er in die hell erleuchtete Vorhalle und ließ sich durch den Kammerdiener Leona's in das Gemach führen, in welchem der Mohr vor Kurzem die Gräfin und ihn belauscht hatte.

Leona ruhte auf einem Divan, während Françoise ihr aus einem goldverzierten Büchlein Mirza Schaffy's Lieder vorlas.

Sie trug ein weites Gewand von dunklem Sammet — die üppigen, dunklen Haare waren wie die einer Römerin durch eine goldne Spange so zusammengesteckt, daß einzelne Locken sich zum Halse hinabringelten.

Ihre vollen Züge, ihr dunkles, lebhaftes Auge, ihr kleiner, aus Purpur zierlich gemeißelter Mund — nichts verrieth, daß Leona die Jugend hinter sich hatte. Sie war jetzt nur um so verführerischer.

Die Fülle ihrer Gestalt, die blendende Zartheit ihrer Haut, der sprühende Glanz ihrer Augen — Alles war schön, entzückend schön, so daß man sie mit Recht die Königin der Feste nannte, die sie gab.

Wohl waren in ihrem Schlosse jüngere und auch ausgesucht herrlich gewachsene Gestalten zu finden — aber es war ein eigenthümlich hoher Reiz, den die Gräfin ausstrahlte —

Sie erhob sich, als man ihr den Baron meldete.

Françoise entfernte sich nach einer recht vertraulichen Verbeugung vor dem eintretenden Schlewe — dieser alte Sünder, wir wissen es ja, begnügte sich bei seinen Liebkosungen wohl zuweilen auch mit der Zofe, wenn die Herrin nicht anwesend war.

Leona warf mit einer leisen Bewegung ihrer weißen Hand den Sammet ihres Gewandes in üppig malerische Falten, da derselbe sich, als sie auf dem Divan ruhte, ein wenig derangirt hatte.

„Ah, mein theurer Baron," sprach sie mit einem gnädigen Lächeln, „Sie bringen mir Neuigkeiten — aber auch ich habe Ihnen deren mitzutheilen!"

Schlewe verneigte sich und küßte Leona's schöne Hand — „Lassen Sie uns einen Austausch vornehmen, gnädige Gräfin, doch ich bitte zu beginnen!"

„Wohlan denn, nehmen wir Platz, Baron! Sie wissen, daß der Fürst von Monte-Vero seine Tochter glücklich hierher gebracht hat?"

„Niemand kann es besser wissen, als ich, Frau Gräfin!"

„Aber Sie wissen nicht, daß derselbe auch ein Kind gefunden und hierher gebracht hat, das dieser Tochter und dem Prinzen gehört?"

„Ein Kind — Sie haben sehr gute Berichterstatter, meine Gnädige, das wußte ich allerdings nicht!"

„Sie können nun ermessen, daß das Glück, welches in dem Palais der Straße Rivoli herrscht, ein vollkommenes ist!"

„Ich wiederhole, daß es nur Ihres Winkes bedarf, um dasselbe erblassen zu lassen!"

„Wissen Sie, mein theurer Baron," sagte Leona, mit der kleinen Goldkette ihrer mit Diamanten ausgelegten Lorgnette spielend, „was ich für einen Plan verfolge?"

„Ich bin sehr gespannt, ihn kennen zu lernen!"

„Jene Margarethe in das Schloß Angoulème zu locken?"

„Sie dürfte es vorziehen, nicht zu folgen!"

„Auch wenn der Prinz Waldemar sich hier befände?"

„Der Fürst würde es verhindern!"

„Jene Margarethe würde heimlich kommen, wenn sie im Auftrage des Prinzen die Einladung empfängt, ich kenne die Mädchenherzen!"

„Allen Respect vor Ihrer Kenntniß derselben, meine Gnädige! Trotzdem zweifle ich an dem Erfolge, so lange der Prinz nicht wirklich hier ist, und derselbe dürfte das Schloß Angoulème nicht betreten!"

„Mit List läßt sich Unglaubliches wahr machen! — Ich

bewundere Ihren Unglauben, den Sie mir bisher nie zu erkennen gaben, Baron!“

„Die Erfahrungen der letzten Zeit haben mich zum Zweifler gemacht, Frau Gräfin! Der Fürst bewacht seine Tochter, und diese Tochter wird auf eine von Ihnen oder mir ausgehende Einladung hier nicht erscheinen, auch nicht, wenn der Prinz hier ist!“

„Es wäre grob, wollten wir uns nennen, Baron! Doch wenn man durch List den Prinzen herlockte und ihn zu einer Einladung Margarethens veranlaßte — ich bin fest davon überzeugt, daß die junge Mutter dieser Einladung nicht widerstehen würde, da sie den Prinzen stürmisch liebt.“

„Es kommt auf einen Versuch an, meine Gnädige,“ sagte Schlewe, indem er sich erhob, „allerdings zerfällt dann mein Plan in Nichts!“

„O, ich sehe, daß Sie unangenehm berührt sind! — Das wollte ich nicht, mein theurer Baron! Ohne Zweifel ist Ihr Plan besser?“

„Wenn auch das nicht, Frau Gräfin, so doch näher liegend. Wenn Sie demselben günstig sind, befindet sich in drei Tagen in dem Palais der Straße Rivoli eine Leiche!“

„Verstehe ich Sie recht —“

„Es sind die Worte jenes Fuchs —“

„Des Gefangenen von La Roquette?“

„Der uns schonte!“ setzte Schlewe leise, aber mit Nachdruck hinzu.

„Und Sie trauen diesem Menschen?“

„Vollkommen, meine Gnädige!“

„Er ist ja aber selbst bereits verurtheilt?“

„Verurtheilt, aber noch nicht todt, Frau Gräfin!“

„Irre ich mich nicht, so ist die Vollstreckung auf morgen früh angesetzt?“

„Ganz recht — aber sie wird nicht stattfinden!“

„Sie sind ein Meister, ein Zauberer! — Erzählen Sie!“

„Ich bin mit meinem Berichte zu Ende, meine Gnädige,

die Hinrichtung wird nicht stattfinden, wenn Sie es nicht wollen!"

„So stände meine Macht über derjenigen des Kaisers?" fragte sie nicht ohne Stolz.

„Wäre das ein Wunder, Frau Gräfin? Ich denke, Sie kennen Ihre Allmacht, die sich über die ganze Erde mehr und mehr erstreckt, besser, als meine schwachen Worte es zu beschreiben vermögen!"

„Es mag etwas Wahres an Ihrer Behauptung sein — indeß, kommen wir zur Sache! Ihr Plan fängt an, mich zu interessiren — was kann ich für den Gefangenen von La Roquette thun?"

„Er ist gerettet, meine Gnädige, wenn Sie es dem Herrn von Epervier gestatten, Sie heute Abend bei Ihren Proben mit den Marmor-Damen zu belauschen!"

„Allerdings ein impertinenter Wunsch jenes Inspectors von La Roquette — es ist das Bild der Susanna im Bade, das ich einstudire — der Herr von Epervier kann es ja sehen, wenn es in meinem Theatersaal dargestellt wird?"

„Er zieht es vor, die schönste Frau der Erde bei diesem Bilde zu belauschen!"

„Und der Erfolg?"

„In derselben Stunde ist der Gefangene von La Roquette frei — in drei Tagen aber eine Leiche in dem —"

„Genug," unterbrach leuchtenden Auges Leona den Baron, „wenn dieser Fuchs aber nicht Wort hält?"

„So ist er in vier Tagen wieder in seiner Zelle!"

„Ich sehe, daß Sie auf Alles vorbereitet sind!"

„Auf Alles, meine Gnädige, nur noch nicht auf Ihre Entscheidung, denn unergründlich sind Ihre Entschlüsse und Wege!"

„Der Herr von Epervier mag kommen — ich will denselben aber nicht sehen!"

„Ihr Wunsch ist mir Befehl! Haben Sie Dank für Ihre Zustimmung, meine Gnädigste!"

Der Baron erhob sich wieder und machte ein sehr zufriedenes Gesicht —

„Jedoch — ich glaube, Sie werden zu spät kommen — hören Sie, die Pendule verkündet bereits die zehnte Abendstunde, in wenigen Minuten trete ich in den Garten-Salon meines Schlosses — um Mitternacht sind die Proben längst vorüber!“

„Ich weiß es, Frau Gräfin! Der Herr von Epervier ist in diesem Augenblick bereits auf dem Wege hierher und der Gefangene von La Roquette rüstet sich, seine Zelle zu verlassen!“ sprach Schlewe mit zufriedenem Lächeln.

„Wissen Sie nicht auch bereits, daß man im Palais der Straße Rivoli die letzte Beichte ablegt? Ich muß Ihnen meine volle Bewunderung zollen, Herr Baron!“

„Und ich Ihnen meinen Dank dafür sagen, daß Sie meinen Plan zu dem Ihrigen machen!“

„Er ist gut, scheint mir!“

„Hoffen wir es, meine Gnädige — nach meiner Berechnung muß er gelingen! Ich habe die Ehre, mich Ihrem Wohlwollen zu empfehlen!“

Leona lächelte kalt und ironisch — es war ein eisiger Zug auf ihrem Marmor-Antlitz —

„In drei Tagen hoffe ich Ihren Bericht zu empfangen!“ sprach sie, zum Abschiede mit der Hand winkend.

„Ich werde mich beeilen, Ihnen das Resultat mitzutheilen, Frau Gräfin — hoffentlich wird es Sie tief befriedigen!“

Der Baron grüßte die Herrin von Angoulème verbindlich und schritt dem Ausgang des Boudoirs zu, in dem Leona ihren Vertrauten empfangen.

Während sie durch ihr Schlafgemach in das aus weißem Marmor bestehende Badezimmer und aus diesem in den sommerlich warmen und mild erleuchteten Garten-Salon trat, eilte Schlewe hinab, um den Groß-Inspector zu empfangen, der in den nächsten Minuten eintreffen mußte.

Die unfreundliche Witterung hatte noch zugenommen — die ganze Luft war mit Schnee erfüllt — es stürmte dabei heftig, und der Baron wollte nicht gern zum zweiten Male an diesem Tage sich durchnässen lassen.

Er begnügte sich daher, in die Vorhalle zu treten und in den winterlichen Vorgarten hinaus zu blicken.

Endlich vernahm er das mit Ungeduld erwartete Geräusch eines näher kommenden Wagens —

Er hatte schon ängstlich sich mit der Möglichkeit beschäftigt, daß Herr von Epervier doch noch einen andern Entschluß gefaßt haben könnte.

Das Geräusch kam näher — kein Zweifel, er mußte es sein! —

Schlewe athmete auf — nun waren die Vorbereitungen vollbracht und das Uebrige lag an Fuchs.

Mißlang nun trotzdem die Flucht, dann hatte er sich weder einen Vorwurf zu machen, noch eine Gefahr zu fürchten.

In wenigen Stunden sollte er ja auch das wissen.

Fuchs wollte nach seinem Entkommen, in einen Mantel gehüllt, sofort dem Baron in seinem Hause die Meldung machen.

Da bog der Wagen, welchen der Baron dem Ober-Inspector geschickt, durch die Einfahrt des Gitters und näherte sich der Rampe —

Die Diener sprangen hinzu und öffneten den Schlag —

Schlewe erblickte den Herrn von Epervier!

Er athmete auf, während sein faltiges Gesicht, auf dem die gemeinste Wollust ihre Hieroglyphen hinterlassen, einen vergnügten Zug annahm —

„Seien Sie mir herzlich willkommen, mein lieber Herr von Epervier!“ rief er und kam dem etwas verstörten Ober-Inspector entgegen, um ihn die Marmorstufen hinauf und dann durch mehrere Gänge zu führen.

„Ich bin in der größten Aufregung!“ gestand leise der Ober-Inspector von La Roquette.

Schlewe lachte vor sich hin —

„Thorheiten, mein lieber Herr von Epervier! Sie ließen wohl, bevor Sie einstiegen, den Gehülfen des Scharfrichters in die Gefängniß=Gebäude treten?"

„Bewahre — ich weiß von nichts!"

„Sie ließen ihn hinein, es ist nöthig dazu, daß er wieder hinaus gehen kann!" meinte der Baron, bedeutungsvoll mit den Augen plinkernd —

„Verstehe ich recht — der Gefangene von La Roquette wird als der Gehülfe des Scharfrichters das Gefängniß verlassen?"

„So ist es, mein lieber Herr von Epervier, er thut es gewiß, während wir uns darüber hier unterhalten."

„Woher hat er den Anzug desselben?"

„Ich habe ihm denselben heute zum Geschenk gemacht."

„Ich muß Ihren verwegenen Plan bewundern, mein Herr Baron!"

„Wenn man einen Verbündeten hat, wie ich ihn an Ihnen besitze, ist die Sache sehr leicht und harmlos."

„Ich befürchte den morgenden Tag!"

„Nicht doch, mein lieber Herr von Epervier! Oder meinen Sie die Nüchternheit eines Erwachens nach stattgehabtem Genuß? Befürchten Sie dieselbe nicht! Es soll Ihnen nur jener Genuß werden, der statt der Nüchternheit nur neue Wünsche erweckt!"

Die beiden Herren gelangten in den Corridor, der in der Nähe des Garten=Salons von Angoulême sich hinzog.

Dieser Wintergarten des zauberischen Schlosses übertraf an Pracht und Natürlichkeit Alles — er war ein Kunstwerk, das der Natur ihre geheimsten Schönheiten abgelauscht.

Der Garten=Salon befand sich in der ersten Etage des Schlosses und grenzte an die Gemächer der Gräfin.

Es war ein Treibhaus in gewaltiger und märchenhaft schöner Anlage.

Orangerieen und Palmen zogen sich an den Glaswänden hin, blühende Jasmin= und Flieder=Lauben wechselten mit Grot=

ten aus künstlichem Gestein ab, aus dem Quellen in Marmor-Bassins rieselten. Bäume und Gebüsche prangten im üppigsten Grün und wurden von oben durch Lichtstrahlen beschienen, die durch das matte Glas mild herabdrangen. Statuen und Fontainen schimmerten durch die Gänge, und tropische Gewächse und Blüthen gaben diesem Garten-Salon das Aussehen eines jener schwebenden Gärten des Harems.

In dem einen Theil dieses entzückenden Raumes befand sich, von Bäumen und üppigen Pflanzen umgeben, eine kleine, runde Bühne.

Auf dieser Bühne wurden die Proben vor der Gräfin abgehalten.

Im Schatten der Lauben befanden sich in Zwischenräumen fensterartige Oeffnungen, die auf jenen zu einer Orangerie umgeschaffenen Corridor gingen, welcher sonst für Niemanden zugänglich war.

Der Baron betrat ihn in dieser Stande ausnahmsweise mit Herrn von Epervier.

Die Säulen, die zwischen den Orangenbäumen, die gewölbte Decke tragend, sich befanden, waren mit Epheu und andern Schlingpflanzen umrankt.

Ein magisches Halbdunkel herrschte in diesem Gange, aus welchem man hin und wieder in den Garten-Salon blicken konnte.

Die beiden Herren sprachen nicht — der Baron hatte Epervier's Hand erfaßt und zog ihn über den grünen Teppich hin, der ihre Schritte unhörbar machte.

Der Blüthenduft strömte ihnen entgegen — sie hörten die Quellen und Cascaden rieseln.

Unter den Bäumen sahen sie hier und dort, von ihnen unbemerkt, die Marmor-Damen scherzend auf- und abgehen.

Plötzlich zog der Baron seinen Begleiter zu einer der halbhellen, beschatteten Oeffnungen.

Man konnte durch die Palmen und Gewächse eine vom dunkelgrünen Laube gebildete Grotte übersehen, in deren Hinter-

grunde auf einem hohen Postament ein wasserspeiender Löwe lag. Er, wie auch das Bassin unten, in welches das Wasser hinabrauschte, war von weißem, untadelhaftem Marmor.

An der einen Seite des Postaments befand sich eine mit rothem Sammet bezogene Gartenbank, hinter welcher die dichten Bäume und Gebüsche zu einer malerischen Decoration wurden, und so natürlich ihre Ranken trieben, daß einige derselben auch den Marmor beschatteten.

Auf dieser Bank saß die Gräfin Leona Poninska — an der andern Seite des Löwen stand die nicht minder schöne Schülerin, welcher die Gräfin das demnächst aufzuführende Bild der Susanna im Bade zeigen wollte.

Die Decoration des Garten = Salons sollte dazu, täuschend nachgemacht, unten auf der Bühne des uns bekannten, großen Saales errichtet werden.

Die Vorbereitungen dazu waren bereits getroffen — —

Die Gräfin versprach sich von diesem Bilde der Sünde einen gewaltigen Erfolg, und um desselben sicher zu sein, wollte sie der Marmor=Dame, welche die Susanna darstellen sollte, selbst mit ihrer kühnen Grazie das Vorbild liefern.

Leona hatte ein kostbares, seidenes, golddurchwirktes Tuch um den obern Theil ihrer dunklen Haare gelegt und dasselbe mit einer Goldspange befestigt. Die Enden desselben fielen seitwärts herab — unter ihnen wallten die üppigen Haare auf den entblößten Nacken.

Sie hatte den weißen Ueberwurf, mit dem sie eingetreten, fallen lassen — er hing von dem einen Arm in natürlichen, aber malerischen Falten bis auf den Marmorrand des Bassins hinab, neben dem die Gräfin saß, ihren einen Fuß dicht über dem Wasser desselben haltend, gleichsam als wäre sie im Begriff, das Gewand von sich zu werfen und in das Wasser zu steigen, das blitzend bewegt wurde durch die aus des Löwen Rachen herabsprühenden Strahlen.

Der volle Busen und die üppige Gestalt Leona's, von einem weißen Tricot umgeben, das täuschend den Marmor nachahmte,

glichen einer lebenden Statue — sie hielt den freien Arm, dessen Form wundervoll war, zu dem Wasser hin, das von dem Löwen herabrieselte, und ließ sich die Hand von demselben benetzen — —

Das Bild, das sich den Blicken der in der Fensternische Lauschenden darbot, glich einer vollendeten, antiken Marmor-Gruppe, die in einem Park aufgestellt zu sein schien. Die herrliche, fast gewaltige und doch so harmonisch schöne Gestalt Leona's feierte den Triumph, in dieser Stellung alle Meisterwerke der Kunst zu übertreffen!

Das dunkle, herabwallende Haar, die leuchtenden Augen und der Purpurmund gaben dem Marmor der Gestalt ein räthselhaftes, wunderbares Leben, das überwältigend auf die Beschauer wirken mußte — —

Schlewe's graue Augen schielten vor Wonne, und er hatte so viel zu sehen, daß er gar nicht einmal die Wirkung beobachten konnte, welche dieser Anblick auf seinen Begleiter ausübte — —

Da plötzlich fühlte er, daß der Herr von Epervier heftig zitterte und wie in einem wahnsinnigen Taumel im Begriff war, sich durch die Fensternische in den Garten-Salon hinaus zu schwingen — —

Er wollte die blendende Statue, deren ganze, unverhüllte Herrlichkeit er bewundern konnte, wie in Raserei umschlingen — die Augen hatten nun nicht mehr Genuß genug — die Sinne Epervier's taumelten — Schlewe riß den Sinnlosen zurück.

„Was wollen Sie thun?" flüsterte er — „Sie haben, wie ich Ihnen versprach, das schönste Weib der Erde gesehen!"

„Es ist ein teuflischer Betrug — — ich muß sie fühlen dürfen!"

„Unsinniger! Sie ahnt ja nicht, daß wir lauschen!"

„Und wenn der Tod darauf stände — ich muß zu ihr!"

„Sie haben Alles gesehen — fort!" flüsterte Schlewe, und zog den Taumelnden mit Gewalt zurück von der Nische und mit sich durch den Gang.

„Sie sind unbarmherzig, Baron!“

„Nur so, wie ich es sein muß — fort!“

„Dann gewähren Sie mir wenigstens noch einmal den Anblick des schönsten Weibes!“

Schlewe war nachgiebig — vielleicht auch, weil er selbst nicht für sich mit diesem Genuß geizen wollte —

Er trat mit dem Entzückten noch einmal an die Oeffnung — noch einmal sahen sie die Marmor-Statue Leona's — das lebende Bild der in das Bad steigenden Susanna — —

Aber diesmal war der Anblick nur kurz.

Die Gräfin hatte der Schülerin die plastische Stellung gezeigt — sie warf den Ueberwurf wieder über ihre Schultern — —

Der Baron zog Herrn von Epervier mit sich fort — er erwartete in seiner Wohnung ein Zeichen, einen kurzen Besuch von Fuchs, damit er wußte, daß dem Gefangenen von La Roquette die Flucht gelungen war — darum hatte er Eile nöthig.

Es war etwa elf Uhr, als die beiden Herren ihre vor dem Portal haltenden Equipagen bestiegen, nachdem sie einen kurzen, höflichen Abschied genommen, da die Diener wartend in ihrer Nähe standen.

Herr von Epervier kehrte in seine Gemächer von La Roquette, der Baron in sein Hôtel zurück.

Er fragte seinen Kammerdiener sehr drängend, ob Jemand in seiner Abwesenheit nach ihm gefragt oder etwas für ihn abgegeben sei.

Es war Niemand in dem Hôtel gewesen.

Schlewe war durch diese Nachricht einigermaßen beunruhigt. Er wartete bis lange nach Mitternacht — vergebens!

Der von Unruhe Gequälte erhielt nicht die Botschaft, auf die er, den Schlaf aufgebend, wartete.

Sechszehntes Kapitel.

Die Flucht.

Kehren wir nun noch einmal zu dem Gefangenen von La Roquette zurück.

Fuchs war nicht zum ersten Male in Lebensgefahr.

Sein Vertrauen auf sein gutes Glück hatte ihn nicht getäuscht! Er war bisher immer dem Tode entronnen und, obwohl diesmal die Hülfe auch erst spät kam, so spät, daß er fast an ihre Möglichkeit nicht mehr zu denken gewagt, war sie dennoch in der zwölften Stunde gekommen.

Er war in der größten Seelenruhe, nun er sich durch die Vermittelung des Barons, den er als einen Kumpan von sich, wenn auch im Kammerherrnkleide, längst zu betrachten gewöhnt war, mit Allem versehen sah, was zu einer ganz gemächlichen und gefahrlosen Flucht gehörte.

Niemand hatte eine Ahnung davon, daß Fuchs bereits genau den Gang der ihn betreffenden Ereignisse kannte.

Man pflegte den Gefangenen von La Roquette, obwohl sie durch ihre Uebersiedelung in dieses Gefängniß schon ein vorläufiges Todesurtheil empfangen, die amtliche Mittheilung von der Bestätigung desselben und der Stunde des Todes immer erst in der Nacht vor der Hinrichtung zu machen, es war so Brauch.

Zugleich mit dem, das Urtheil verkündenden Richter, trat dann der Geistliche in die Zelle des Todes-Candidaten und außerdem zwei Wärter, die denselben nun nicht mehr zu verlassen hatten, damit er sich nicht ein Leid that und dadurch seiner Strafe entging.

Auch der Geistliche blieb bis zu dem letzten Gange bei dem Verurtheilten, um ihm Trost zuzusprechen, auch wohl, um ihn zu Geständnissen zu ermahnen und hauptsächlich, um ihn als einen reuigen Sünder sterben zu lassen.

Das Amt dieser frommen Väter ist nicht beneidenswerth, es ist gefährlich und undankbar, und nicht selten ist es vorgekommen, daß, ähnlich wie einst der gräßliche Ovinani, der seine Opfer zerstückelt in die Seine geworfen, den Henker bespie, bevor er sich ihm beugen mußte, die gottlosen und rohen Verbrecher selbst Hand an diese Beichtväter und Seelsorger legten.

Und nun bedenke man noch, daß dieselben in frommem und menschenfreundlichem Eifer es fast nie verschmähen, die armen Sünder bis auf das Schaffot zu begleiten, daß sie ihren letzten Gang theilen, daß sie betend noch vor dem Beile des Henkers neben ihnen knieen und dann Zeugen des Todes sind, wobei oft genug das Blut des Hingerichteten ihr frommes Gewand bespritzt —

Wir müssen diesen Männern gewissermaßen unsere Bewunderung zollen!

Fuchs wußte genau, daß man um zehn Uhr bereits das Schaffot für ihn auf dem Platze La Roquette aufschlagen würde, daß gegen elf Uhr ein Mann bei ihm erscheinen werde, ihn zu besichtigen, und daß dieser Mann der Scharfrichter oder einer seiner Knechte sein würde.

Ja, er wußte außerdem, daß dann mit Lichtern und Wein, mit Acten und Gebetbüchern die Richter, der Geistliche und die Wärter in seiner Zelle erscheinen würden —

Sein alterndes, listiges Gesicht lächelte bei dem Gedanken tückisch und nichtswürdig —

„Die schwarzen Herren werden sich wundern, wenn sie das Nest leer finden werden," sagte er sich, „hoho, wie sie suchen werden! Wartet, ich will mir noch einen Spaß mit Euch machen und Euch einen Schreck einjagen — da schlägt die Gefängniß-Uhr" — Fuchs zählte die Schläge —

„Acht Uhr," murmelte er, „noch zwei Stunden in diesem

Rabennest! — Heda, Fuchs, wie würde dir wohl zu Muthe sein, wenn der mitleidige, gutherzige Baron dir nicht seine hülfreiche Hand gereicht hätte? Ich glaube, ein wenig schwül! Es ist mit dem Ding, das der menschenfreundliche Doctor Guillotin erfand und das auch an ihm die Probe bestand, nicht zu spaßen! Morgen früh, eine halbe Stunde nach Sieben, hättest du unfreiwillig den Schritt in die Ewigkeit gethan, aus der es keine Rückkehr giebt! Hineinsehen möchtest du schon einmal – ich glaube, der sieht schon hinein, der seinen Kopf durch den Guckkasten der Guillotine steckt! Zwar — fünfzig und einige Jahre hast du bereits in Ehren zurückgelegt — viel kann es nun in keinem Falle mehr werden — trotzdem ist es ein unliebsamer Gedanke, so durch Gewalt zum Tode zu kommen! Allerdings dachte ich nie daran, wenn ich diese Gewalt ausübte! Je nun, wir Menschen sind ja alle mehr oder weniger Egoisten, was man Andern thut, mag man nicht immer auch selbst erleiden!

„Wie doch so Mancher sich freuen mag, daß ich mit einem Fuße schon auf dem Schaffot stehe! Es ist eine ganze Zahl, fällt mir ein! Zuerst der Fürst von Monte-Vero — er hat ein Recht dazu, wenn er sich freut, und ich verdenke es ihm nicht! Wenn ich hinauskomme, drehe ich vor allen Dingen dem nachtschleichenden Burschen, seinem Liebling, der das Feuer verrieth, den Hals um! Dann freuen sich die Behörden, daß sie einen Menschen los werden, um den sie Arbeit und Schreiberei haben – ich kenne das — Fuchs war Kanzlist! — hahaha — ein sauberes Brod! Wahrhaftig, man kann sich nicht wundern, wenn diese Beamten entweder verhungern oder stehlen! Bei etwa fünfzehn Thaler monatlichem Gehalt eine Familie ernähren, sich anständig kleiden, wohnen und Ehren-Ausgaben haben, ist ein Kunststück! Nebenher verdienen dürfen sie sich nichts, ohne besondere Zustimmung der Behörden — aber hungern dürfen sie!

„Dann freut sich noch auf meinen Tod hauptsächlich der Meister Henker!

„Dem Manne verdenke ich es auch nicht, der ist auf solche Einnahmen angewiesen!

„Girl, der Wächter, mag sich auch freuen, daß er mich los wird; recht trauen thut er mir nicht! Und wer weiß auch, ob ich ihm nicht heut Abend das Lebenslicht ausgeblasen hätte, wenn der Baron nicht gekommen wäre!

„Und nun die große Zahl Neugieriger, die sich freut, wieder einmal Einen unter der Guillotine zu sehen! Mag wohl Mancher dabei sein, dessen Freundin sie auch wird, und den sie einst umschlingt, um ihn nicht mehr los zu lassen!

„Ihr täuscht Euch Alle — Eure Freude ist umsonst! Es wäre schade um Fuchs, dessen letzte Stunde jetzt schon unmöglich geschlagen haben kann — —

„Neun Uhr" — schloß Fuchs sein Selbstgespräch — „ich glaube, Girl stattet mir seine letzte Visite ab!"

Es näherten sich allerdings schwere Tritte der Zelle des Gefangenen von La Roquette, der auf dem Strohsack seines Bettes saß, unter dem seine Hoffnung begraben lag.

Es war, ganz gegen die Regel, noch finster in der Zelle, in der sonst um diese Zeit längst die Laterne brannte — —

Sie sollte ja für diese Nacht sehr bald durch Kerzen ersetzt werden — ! —

Die Thür wurde geöffnet — Girl, der stämmige, mürrische Wärter mit den unheimlich seitwärts schielenden Augen trat in die Zelle. Er trug in der einen Hand die Laterne, in der andern seine Schlüssel.

Wie oft hatte Girl wohl schon den Gefangenen von La Roquette eine solche letzte Visite abgestattet!

„Nun, Girl," rief Fuchs, während der Wärter mit der Laterne eifrig in alle Winkel der Zelle leuchtete und dieselbe aufräumte — „die Sache ist wohl richtig mit mir?"

„Weiß nicht!" antwortete er kurz.

„Ich hätte noch gern von Euch Abschied genommen!"

„Das könnt Ihr immer thun! Steht auf, ich will Euer Lager in Ordnung bringen!"

„Oho," dachte Fuchs, „das könnte Dir gefallen!"

Dann setzte er laut hinzu:

„Laßt es nur gut sein, ich werde den alten Strohsack selbst nachher glatt legen!“

Girl schien in der letzten Nacht gutmüthiger zu sein, als sonst — er trat von dem Bett zu dem alten, großen Tisch, der in der Mitte der Zelle stand, und wischte ihn sauber ab.

„Bleibt Ihr für die Nacht nicht hier?“ fragte Fuchs.

„Nein, um zehn Uhr bin ich frei für die nächsten zwölf Stunden!“

„Lebt wohl, Girl — Ihr waret zwar ein verdammt mürrischer und wortkarger Kerl, aber ich nehme es Euch durchaus nicht übel!“

Fuchs reichte dem Wärter die Hand — —

Girl beobachtete mißtrauisch jede Bewegung und Miene des Gefangenen.

„Ich wünsche Euch ein schnelles Ende! Das Leben mag Euch doch wohl schon zur Qual geworden sein?“

„Wie man's nimmt — man muß sich nicht allzu viele Scrupel machen!“

„Habt Ihr noch einen Wunsch?“ fragte Girl, die Laterne auf den Tisch stellend.

„Dank' Euch — daß ich nicht wüßte!“ antwortete Fuchs, ruhig auf seinem Strohsack sitzend und ein Gesicht machend, als befand er sich in einer Herberge, in der der Wirth ihn nach seinen Wünschen fragte.

„Gott und die heilige Jungfrau seien Euch gnädig!“ murmelte Girl und verließ die Zelle.

Er verschloß sie zweimal sehr sicher — dann verhallten seine Schritte in dem Gange.

Fuchs erhob sich. Leise näherte er sich der Thür — er lauschte — es mußte bald zehn Uhr sein. Dann trat für Girl ein neuer Wärter ein.

Er hob die viereckige Oeffnung in der Thür hoch und blickte auf den Gang hinaus, welcher durch Gasflammen hell erleuchtet war.

Leider war die Oeffnung zu klein, um seinen Kopf durch

dieselbe zu stecken — er hätte gar zu gern gesehen, ob und wie viel Wärter am Ende des Ganges sich befanden, dort, wo die Stufen zu dem Schließer hinabführten und sich der Corridor zu den Gemächern des Ober-Inspectors abzweigte.

Er lauschte einen Augenblick — —

Man flüsterte am Ende des Ganges — —

Es mußten wohl mehrere Wärter dort stehen — — —

Plötzlich ertönte die Stimme des Herrn von Epervier — er rief, da er fortzufahren im Begriff war, den Wärtern zu, die Flaschen und Gläser aus seinem Büreau zu holen, die Lichte und was sonst noch für den Gefangenen von La Roquette bestimmt war.

Fuchs lächelte — die Wärter folgten diensteifrig den Befehlen.

„Laßt's gut sein, Kinder," murmelte er fast harmlos und gutmüthig — „ein Glas Wein würde mir zwar ganz lieb sein, aber Ihr laßt es Euch zu hoch bezahlen — ich werde es in einer Stunde draußen billiger haben!"

Fuchs legte schnell seine Blouse und die Beinkleider ab und schlüpfte in das rothe Hemde und die Hosen, an denen die Stiefel saßen — sie waren ihm zwar ein wenig zu groß, aber das war kein Fehler.

Der Gehülfe des Henkers hatte auch seinen dunklen Calabreser nicht beizulegen vergessen, vielleicht weil Alles, zusammengeschnürt, verwahrt gewesen.

Fuchs drückte ihn tief in die Stirn — —

Eins störte ihn noch: sein rothgrauer Bart, der ihn leicht verrathen konnte.

Aber ein routinirter Verbrecher, wie dieser Fuchs, ist nie in Verlegenheit — er öffnete die Laterne, benetzte seine Finger mit Oel und färbte sie dann in dem eisernen Ofen seiner Zelle schwarz — mit dieser fetten Farbe rieb er sich den Bart recht tüchtig ein, der dann auch bald in einem ganz vortrefflichen Schwarz erschien.

Den Schlüssel hielt er bereit — —

Er lauschte — man lief im Gange hin und her —

Die Gefängniß-Uhr verkündete die zehnte Stunde —

Aber Fuchs wollte sich mit den Herren, die um elf Uhr erscheinen sollten, einen kleinen Scherz machen.

Er zog Stroh aus seinem Lager, stopfte es in die Beinkleider und Blouse, die er abgelegt, und bettete diese Strohpuppe sorgsam dort, wo er so lange immer gelegen.

Aus dem nicht allzu sauberen Handtuch der Zelle machte er die Form eines Kopfes und drückte ihn oberhalb der Blouse auf das Strohkissen —

Wenn man eintrat oder durch die Oeffnung der Thür hineinblickte, mußte man die Puppe für ihn halten.

So weit war Alles ganz vortrefflich — jetzt kam es nur noch auf ein wenig Glück an, um ungestört das Gefängniß verlassen zu können.

Fuchs besaß diejenige Eigenschaft, welche das Gelingen des frechen Planes garantirte: nämlich eine große Sicherheit in seinem Auftreten. Furcht kannte er nicht! Was konnte ihm aber denn auch Schlimmeres geschehen, als dasjenige, dem er zu entfliehen im Begriffe war?

Erkannte man ihn, nun, dann war die Sache allerdings schlimm, und er mußte in die Zelle zurückwandern, um am nächsten Morgen sicher das Schaffot zu besteigen. Entkam er aber, gelang ihm sein Plan, dann stand ihm die ganze Welt offen!

Es war Zeit — er mußte fort!

Durch die Oeffnung in der Thür wollte er einen Moment abpassen, in welchem der Gang frei war, um den Schlüssel zu benutzen.

„Verdammt," murmelte er zähneknirschend, „die verfluchten Halunken gehen hier auf und ab —"

Zwei Wärter schritten wirklich in dem Gange hin, den er betreten mußte —

Fuchs blickte ihnen nach — Girl war es nicht — es mußte bald elf Uhr sein — er durfte daher nicht zögern. Seinen Schlüssel konnte er nicht anwenden, sonst verrieth er sich —

Er pochte laut —

„Heda,“ rief er mit tiefer, verstellter Stimme, „öffnet!“

Die Wärter schienen still zu stehen —

„Hört Ihr denn nicht, zum Donnerwetter,“ rief er lauter, „öffnet!“

Wenn in diesem Augenblick der wirkliche Geselle des Scharfrichters kam, war er verloren!

Der Wärter näherte sich der Zelle —

„Wer ruft denn da?“ fragte er barsch.

„Oeffnet, Girl hat mich zu dem Gefangenen von La Roquette gelassen, aber vergessen, die Thür offen zu lassen, ich will wieder hinaus!“

„Wer seid Ihr denn?“ fragte der Wärter und sah durch die Oeffnung der Thür in die Zelle, „ah so, Ihr seid es,“ setzte er dann hinzu, den Gesellen des Henkers erblickend, „wartet, ich will Euch die Thür öffnen — Girl durfte sie nicht offen lassen! Er hat vergessen, mir zu sagen, daß Ihr schon dabei waret, den Hals des Gefangenen zu untersuchen!“

Der Wärter rasselte mit den Schlüsseln und öffnete die Thür.

„Das ist ein verflucht pfiffiger Kerl!“ murmelte Fuchs, in den Gang tretend und nach der Zelle zurück zeigend.

„Ihr werdet seiner Pfiffigkeit bald ein Ende machen!“ antwortete der Wärter.

Fuchs nickte mit dem Kopfe und schritt durch den Gang hin, an dem zweiten Wärter vorüber und dann die Stufen der Treppe hinab.

Ihm war nun doch ein wenig schwül zu Muth.

Als er die Mitte der Treppe erreicht, vernahm er unten ein heftiges Klopfen —

Wenn jetzt der rechte Gehülfe des Scharfrichters eintrat — er blieb einen Augenblick stehen und that so, als klopfte er etwas von seinen Hosen ab —

Der Schließer kam aus seinem Zimmer schnell herbei und schloß die Hofthür auf —

Fuchs konnte hinab sehen — es waren die Richter und der Geistliche.

„Verdammt," murmelte er, „es ist die höchste Zeit!"

Sicheren Schrittes stieg er nun die übrigen Stufen hinab und ging an den schwarzen Herren, ihnen einen guten Abend bietend, vorüber —

„Laßt auf!" rief er dann dem Schließer zu.

Dieser wandte sich erstaunt um, er erblickte das rothe Hemde.

„Seid Ihr durch das Schlüsselloch gekrochen?" fragte er lächelnd — „ich habe Euch doch nicht herein gelassen?"

„Nein, alter Freund," antwortete Fuchs mit tiefer, roher Stimme, während die Richter und der Geistliche die Treppe hinan stiegen, „das habt Ihr nicht!"

„Ich sage ja, daß Ihr mit dem Teufel im Bunde steht!" scherzte der Schließer.

„Diesmal ist die Sache aber natürlich zugegangen," sagte Fuchs schnell, da er nun Eile hatte, „der Herr von Epervier hat mich höchst eigenhändig, als er um zehn Uhr von dem Thorweg in der Straße La Roquette fortfuhr, dort eintreten lassen!"

„So — nun, der Herr Ober-Inspector kann sich solche Ausnahmen schon erlauben!" meinte der Schließer, das schwere Thor öffnend, da er wußte, daß Herr von Epervier wirklich um zehn Uhr dort in einen Wagen gestiegen war.

Fuchs hatte den Hof glücklich erreicht — er eilte nun schnell dem letzten Hindernisse zu.

Der Schließer öffnete ihm auch das große, sichere Thor, das zu dem Platz führte —

„Ich danke Euch!" rief Fuchs und schlüpfte in das Freie.

Der ahnungslose Beamte schloß die Thür wieder hinter ihm sehr sicher zu.

Fuchs lachte heiser — er stand auf dem Platz La Roquette ganz in der Nähe des theilweise schon für ihn aufgerichteten Schaffots.

Der dichte, feine, mit Schnee gemischte Regen fiel noch immer herab, so daß man kaum zehn Schritte weit etwas unterscheiden konnte —

Der Gefangene von La Roquette athmete auf —

Er war dem Tode entgangen, während man bereits das Gerüst für ihn aufschlug.

Es war, nun die Flucht so glücklich gelungen, verführerisch für ihn, selbst mit Hand anzulegen — hatte er doch noch immer Zeit, zu entwischen, sobald Lärm entstand. Und trug er nicht die Livrée der Todesgesellen? Die herrschende Dunkelheit mußte diesen Scherz begünstigen, der ihn ohne Zweifel noch berühmter oder berüchtigter machte, als der der Flucht, an deren Möglichkeit Niemand glaubte.

Er trat näher. Das Untergestell zu der Guillotine war bereits aufgeschlagen — die Knechte bezogen es soeben mit dem schwarzen Tuch, das bis zum Morgen recht durchnäßt sein mußte — es wurde bei dieser Gelegenheit einmal ausgewaschen. Das that noth!

Der Scharfrichter und etwa vier seiner Gesellen, wie auch der Kutscher des Wagens, der die Requisiten herbei gebracht, waren eben dabei thätig, den schweren Holzrahmen von dem Wagen auf das Gerüst zu heben.

Fuchs stand seitwärts und amüsirte sich — er sah sich mit Muße das Ding an, das er im andern Falle am nächsten Morgen nicht so angelacht hätte.

Da sah er an der Stufe des Schaffots ein großes Stück Kreide liegen, das einer der Gesellen wahrscheinlich beim Aufschlagen des Gerüstes zum Abzeichnen der Bretter gebraucht —

Fuchs hatte einen guten Gedanken. Er hob die Kreide auf und wartete, bis die Henker-Gesellschaft oben mit der Befestigung der Guillotine emsig beschäftigt war — dann trat er ganz nah an die Stufen und schrieb mit so großen und immer wieder weiß überstrichenen Buchstaben, daß der Regen sie nicht zu vertilgen vermochte, etwas auf das schwarze Tuch.

Als er mit seiner Arbeit noch nicht ganz fertig war, erschollen aus dem Innern der Gefängnißhäuser auffallende Rufe durcheinander —

Es war Mitternacht —

Der Lärm nahm zu — die Wache des Hofes schien in das Gewehr zu treten — Trommeln rasselten —

Fuchs lachte und vollendete seine Arbeit — die Thoren suchten innerhalb der Mauern, annehmend, daß der Entflohene nicht habe das Freie erreichen können.

Dann machte er sich aus dem Staube.

Da man den Entsprungenen noch wieder zu ergreifen hoffte, ließ man das Gerüst stehen.

Die herbeiströmenden Pariser aber lasen im Morgengrauen an demselben die höhnischen, zwar etwas verlöschten aber doch noch deutlich erkennbaren Worte, die später erst durch die Knechte entfernt wurden:

„Diesmal war es nichts — lebet wohl, Pariser! Fuchs, der Gefangene von La Roquette.“

Man wird ermessen können, welches Aufsehen diese Flucht und dieser Hohn hervorriefen. Selbst bis zum Kaiser drang der Bericht. Aber alle Versuche, den Entsprungenen wieder einzufangen, waren vergebens! —

Fuchs und sein Kumpan, der rothe Ede, schienen wie in die Erde gesunken zu sein. —

Siebzehntes Kapitel.

Das Vermächtniß der alten Ursula.

Im Palais der Straße Rivoli herrschte jener Halbschimmer des Glückes, den wir mit einer Mondschein-Frühlingsnacht vergleichen möchten.

Er war nicht erwärmend und belebend, dieser Schimmer, wie das volle Sonnenlicht — er war der erste Strahl aufgehender Hoffnung, der durch die bisherige Nacht drang!

Und war es denn anders möglich?

Margarethe hatte ihren Vater gefunden — sie hatte sich, eine vielgeprüfte Büßerin, mit ihrer schwachen Hand an ihn geklammert — er führte sie mit sanften Worten auf den Pfad stiller Ergebung und Entsagung! Mit einem Herzen voller Liebe zog er sie zu sich empor — mit väterlicher Sorgfalt leitete er ihr Herz zu Gott — von Hoffnung erfüllt, suchte er sie aufzurichten!

Oft ging er mit ihr, sie stützend, wenn das Wetter es erlaubte, durch die Gänge des Parkes, während in der Ferne Johannes und Josefine in kindlichem Verkehre spielten oder wandelten.

Dann waren es reine und erhabene Gedanken und Lehren, welche Eberhard seiner Tochter predigte — und er schenkte ihr, damit sie sich in stillen Stunden der Nacht an seiner tiefen Bedeutung aufrichte, wie er einst, das Amulet mit den drei Wahrzeichen der Sonne, des Kreuzes und des Todtenkopfes!

Und Margarethe erkannte in dem Segen, welchen ihr hoher Vater auf sie ausströmte, Gottes Vergebung.

Ohne daran zu denken, daß sie als die Tochter eines Fürsten

eine andere Vergangenheit, eine freudvolle und schöne Jugend hätte haben können — ohne derjenigen zu zürnen, die ihr schweres Loos verschuldet, erbaute sie sich nur an dem Frieden, welchen ihr hoher Vater ihr zu geben bemüht war.

Margarethe dankte der Mutter Gottes für die Gnade, daß sie ihr Kind und sie in die Obhut des gütigen, vergebenden Fürsten gebracht, der ihr mit keinem Wort, mit keinem Blick einen Vorwurf machte, der ihr seine liebevolle Hand reichte, um sie an sein Herz zu ziehen.

Die Gnade, die ihr dadurch gewährt war, rührte sie in stiller Nacht, wenn Josefine längst auf den Seidenkissen des Gemaches schlief, und sie noch wachte, oft zu Thränen —

Dann trat sie an das hohe Fenster des Palastes, in dem sie, die so lange nur mit Sorgen und Elend gekämpft, nun mit ihrem Kinde an der Brust des edelsten Mannes ein Vaterhaus gefunden.

Sie blickte hinaus in die Nacht, in der sie einst rathlos und ohne Hülfe umher geirrt, und die nun von jenem milden, wohlthuenden Mondlicht erhellt war, das ihrer noch wunden Seele wohl that — —

Dann dachte sie in stillem Gebet an den todten Walter, der für sie Alles — Alles hingab, selbst sein Leben opferte — — dann dachte sie an jenes verlorene Kind, das sie am Wege aussetzte, dort, wo der Kirchhof von Sanct Paul sich hinzieht — dann grüßte sie den fernen Geliebten, der wohl nicht mehr an sie dachte — und es rangen sich Worte von ihren Lippen, welche Lenau, der Dichter des Seelenschmerzes, so schön zusammenfaßt in die Verse:

„Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet — —“

Ja — Margarethe betete für Waldemar! Sie betete für denjenigen, dem sie den tiefsten Kelch ihres Unglücks verdankte — sie betete für den Prinzen inbrünstig und mit weinendem Auge — —

Margarethe liebte den Fernen — sie liebte ihn noch heute mit der ganzen Allmacht ihres gebeugten Herzens — —

Nie, so sagte sie sich mit heißen Thränen, würde sie ihn wiedersehen — nie durfte sie hoffen, von Seligkeit erfüllt, an sein Herz zu sinken!

Sie hatte ihn damals in seinem Schlosse wiedergesehen, um die Qual der Trennung dadurch nur zu vermehren — doch nein, sie hatte einen unsäglich hohen und heiligen Gewinn von jener Stunde davon getragen! Sie hatte mit wonnezitternder Seele seine Worte eingesogen, die sie nun, ewig tröstend, begleiteten, daß er sie liebte — so heiß und treu liebte, wie sie ihn! — —

O, das Menschenherz, wenn es so viel gelitten und erduldet, wird genügsam!

Margarethe zehrte an der Erinnerung an jene Stunde — aber heimlich, so verborgen, daß sie selbst es sich kaum gestand, nährte diese Erinnerung die Hoffnung auf ein Wiedersehen!

Sie fragte nicht, welche Folgen es haben mußte — sie dachte nicht nach — sie wußte es selbst ja kaum, daß sie hoffte!

Hätte sie gewußt, daß Waldemar sich eben so heiß nach ihr sehnte — daß er sie wie eine Todte betrauerte — daß es nur eines einzigen Zeichens bedurfte, um ihn, alle Hindernisse überwindend, herbei eilen zu lassen, dann — ja dann hätte sie wohl mehr erhofft — —

So hauchte sie nur einen leisen Kuß auf die Wange ihres schlummernden Kindes, begleitet von einer heißen Thräne — und dann tief in der Nacht erst suchte sie ihre weichen, seidenen Kissen auf — — —

Sie, die in dem winterlichen Walde hülflos und verstoßen zusammengebrochen — sie, die in der Hütte des Waldwärters ihr Haupt nur auf das Lager von Laub gelegt, damit ihr Kind auf demselben weicher ruhte — sie, die in dem Kloster auf moderndem Stroh gekauert, lag auf kantenbesetzten Daunenkissen unter der Obhut eines Fürsten, der ihr Vater war!

Und drüben schlummerte jenes zarte Kind, das sie dem Findelhause hatte übergeben müssen — es war ein liebreizendes, herzens-

reines Mädchen geworden — mußte das der jungen Mutter nicht ein Lächeln der Wonne entlocken?

Ein Lächeln glitt denn auch, wie ein Mondschimmer durch den Park, über ihr Gesicht — aber es war ein wehmüthiges Lächeln — —

Margarethe mußte an das andere Kind denken, das ewig für sie verloren war — das ewig eine Leere in ihrem Herzen ließ — ! —

Aber sie dankte dem Himmel inbrünstig dafür, daß ihr wenigstens der Gnaden so viele gewährt waren, und Eberhard, der den kleinen, lieben Johannes fast immer um sich hatte, beobachtete mit Wonne das Gedeihen Margarethens und ihres Kindes, das mit Johannes bereits ein inniges Freundschaftsbündniß geschlossen hatte — —

Der Schimmer des Glückes verbreitete sich mehr und mehr — Eberhard sonnte sich an ihm und wirkte immer eifriger für das Wohl der Menschheit.

Er ahnte nicht, daß neues, schweres Leid ihm bevorstand —

Martin und Sandok aber waren treue Diener, die von unwiderstehlichem Mißtrauen erfüllt waren! — Sie bewachten das Palais der Straße Rivoli so sorgsam und gut, daß Fuchs sein Wort nicht zu halten vermochte — —

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" sprach er zu Schlewe, um Frist bittend — —

Der Winter ging zu Ende — von Schnee und Eis war längst in und um Paris keine Spur mehr.

Der Park des Fürsten wurde bereits von den Gärtnern bearbeitet, obwohl Eberhard die Absicht hatte, den Sommer mit seinen Angehörigen, zu denen der kleine Johannes ja auch gezählt wurde, nicht mehr in Paris zu verleben.

Die Germania, welche in den Docks von Nantes lag, sollte Alle nach Monte-Vero führen — —

Eberhard hatte die Hoffnung aufgegeben, das andere Kind Margarethens zu finden — er hielt es für todt, und sie theilte diesen Glauben.

Da erhielt der Fürst aus dem kaiserlichen Cabinet ein Schreiben, worin der Cabinets-Secretair Napoleon's im Namen seines Souverains den Wunsch aussprach, den Fürsten und seinen kleinen Zögling an der letzten Hofjagd Theil nehmen zu sehen, welche in zehn Tagen im Walde von Saint-Cloud stattfinden sollte.

Die Zusammenkunft der mit Einladungen beehrten, durchgängig sehr hohen Gäste sollte an dem bezeichneten Tage in dem Lustschloß von Saint-Cloud stattfinden, und die Jagd dann von dort aus vor sich gehen.

Der Fürst von Monte-Vero war einmal nur am Hofe des Kaisers Napoleon erschienen — er hatte es vorzuziehen gelernt, die Höfe zu meiden.

Dennoch konnte er diese Einladung nicht umgehen, da sie um so verbindlicher war, als sie auch, um dem Fürsten eine Aufmerksamkeit besonderer Art zu erweisen, seinen Pflegling mit inbegriff.

Der kleine Johannes, der übrigens ein sehr tüchtiger Reiter war, und auf seinem Irländer, einem kleinen, reizend gebauten Pferde, wahre Kunstreiterstücke zum Vergnügen Josefinens ausführte, war selig bei dem Gedanken, an der Jagd Theil nehmen zu dürfen und den Kaiser zu sehen.

Er war jetzt fast vierzehn Jahre alt und entwickelte sich ganz prächtig, so daß er einen allerliebsten, kleinen Jäger abgab, als der Fürst ihm einen grünen Anzug machen ließ und eine kleine Büchse kaufte.

Johannes übte unter Martin's Leitung tüchtig, um mit dieser Büchse, welche wie jede andere geladen werden mußte, und weit trug, schießen zu lernen, und nach wenigen Tagen schon verfehlte er selten das Ziel.

Eberhard war erfreut, daß sein Pflegling nicht allein in den Wissenschaften und in seinem Auftreten so große Fortschritte gemacht, daß Jeder sich über ihn freuen mußte, sondern noch mehr darüber, daß er seine Sprache vortrefflich erlangt hatte, und Niemand es ihm fast anhörte, daß er einst stumm gewesen.

Außerdem aber machte dem Fürsten auch der herzliche, geschwisterliche Verkehr zwischen Johannes und Josefine großes Vergnügen —

Beide konnten kaum ohne einander leben, und hatten sich von Herzen lieb.

Josefine erkundigte sich schon sehr besorgt, wie lange Johannes mit dem Onkel Eberhard zur Jagd fortbleiben werde, und als sie vernahm, daß drei, auch vier Tage bis zur Rückkehr vergehen würden, wäre sie am liebsten auch mitgefahren.

„Gefahren wird nicht, Josefine," belehrte Johannes, „bei Hofjagden wird nur geritten! Auch die Damen, wenn solche die Jagd mitmachen sollten, reiten im Jäger-Costüm — und Du kannst Dich ja nicht auf dem Pferde halten!"

„Das überlasse ich Dir — dafür kannst Du nicht sticken und malen!" antwortete Josefine — „übrigens werde ich den Onkel Eberhard bitten, daß er dem Stallmeister den Auftrag giebt, mir auch das Reiten zu zeigen, dann können wir später doch einmal zusammen ein wenig nach dem Bois de Boulogne reiten!"

„Ei sieh einmal, was Du für große Gedanken hast," lachte Johannes, „das wird der Onkel Eberhard nicht thun, denn für ein Mädchen paßt es sich nicht recht, das Pferd zu tummeln!"

Johannes hatte das vor Kurzem vom Fürsten gehört, und wiederholte es nun mit einer Wichtigkeit, daß Eberhard und Margarethe, die seitwärts standen, lachen mußten.

„Ach, lieber Onkel Eberhard," rief Josefine nun und eilte mit offenen Armen auf ihn zu, „nicht wahr, Du sagst es dem Stallmeister, daß ich lerne auf dem Pferde zu sitzen?"

Johannes blickte lächelnd und erwartungsvoll auf den Fürsten —

„Wir wollen sehen — ohne Zweifel müssen wir die Mutter dazu zu Rath ziehen!"

„O liebe Mama, Du erlaubst es gewiß! — Kannst Du nicht auch schon auf dem Pferde sitzen?"

„Nein, liebe Josefine, aber ich glaube, daß wir es Beide werden lernen müssen, allerdings nicht, um nach dem Bois de Boulogne zu reiten, sondern um in Monte-Vero nicht zurückzustehen, wo es uns nöthig und nützlich sein wird!“

Eberhard nickte zustimmend mit dem Kopfe und Josefine triumphirte — —

„Dann werden wir in Monte-Vero zusammen reiten — o, darauf freue ich mich schon sehr!“ rief sie, und hüpfte, mit den Händen vor Wonne klatschend, wie eine kleine Fee umher — „wann reisen wir nach Monte-Vero?“

„Sehr bald, liebe Josefine!“ antwortete der Fürst, während Margarethe sich an der Freude ihres Kindes ergötzte.

„Wir Alle, nicht wahr? Johannes doch auch?“

„Gewiß, Margarethe! Denkst Du, daß wir ihn hier lassen werden?“ meinte Eberhard.

„Nein, nein, dann bliebe ich auch lieber hier!“ rief das Mädchen, und faßte den kleinen Jäger, ehe er es sich versah, um und tanzte mit ihm über den keimenden Rasen hin.

Johannes ließ es sich gefallen, und die beiden hübschen Kinder gaben ein Paar ab, das dem Fürsten ein beifälliges Lächeln abrang — —

Die Vorbereitungen zu der Abreise nach Saint-Cloud wurden bald getroffen.

Eberhard hatte beschlossen, um die Reitpferde nicht anzustrengen, dieselben durch Sandok nach dem Lustschloß des Kaisers bringen zu lassen, während er mit Johannes einen Jagdwagen benutzen wollte.

Martin prüfte vor der Abfahrt mit erfahrener Miene noch einmal die Büchsen des Fürsten und seines Pfleglings, putzte die Beschläge spiegelblank und packte sorgsam Alles ein, was für die Jagd nöthig war.

Sandok brach mit den beiden Pferden schon zwei Tage früher auf, damit dieselben in den Ställen von Saint-Cloud erst volle Ruhe hatten.

Endlich war der von Johannes ersehnte Augenblick der Abfahrt gekommen.

Er schwebte in lauter Wonne und Entzücken.

Der zierliche Jagd-Anzug stand ihm vortrefflich, und als er neben dem Fürsten aus dem Palais auf die Veranda trat, um dort von Margarethen und Josefinen Abschied zu nehmen, konnte man ihn für einen Sohn desselben halten.

Er hatte alle Anlagen dazu, später die hohe, herrliche Gestalt Eberhard's zu bekommen, das verrieth jetzt schon sein für einen vierzehnjährigen Knaben auffallend weit vorgeschrittener Körperbau.

Eberhard küßte seine Tochter und die kleine, betrübte Josefine, und empfahl dann dem treuen Martin angelegentlich, für Alles ein fürsorgliches Auge zu haben.

Das war kaum nöthig, denn der brave, Herrn Eberhard's gnädige Tochter wie Josefine aufrichtig verehrende Steuermann der Germania wäre in jedem Augenblick ohne Zögern bereit gewesen, für sie sein Leben in die Schanze zu schlagen!

„Keine Sorge, Herr Eberhard, wenn Martin wacht, behält das Schiff seinen rechten Cours!“

Der Fürst schüttelte der biederen, alten, treuen Seele, die manchen Sturm mit ihm getheilt hatte, die Hand, während Johannes von Margarethen und dann auch von Josefinen Abschied nahm.

Er scherzte und war sehr vergnügt — —

Josefine weinte!

Weshalb trauerte das liebreizende Mädchen, da doch Johannes und der Onkel Eberhard in wenigen Tagen von St. Cloud zurückkehrten?

Hatte sie eine Ahnung, daß nur Einer von ihnen heimkehren sollte?

Wurde ihr darum der Abschied von dem liebevollen Onkel Eberhard und dem guten Johannes, der ihr treuer Spielgefährte war, so schwer?

Der prächtige Jagdwagen des Fürsten, bespannt mit zwei schwarzen Hengsten edelster Raçe, wartete an der Gitterthür des Palais.

Der reich galonirte Kutscher saß auf dem Bock — der Diener, welcher den Fürsten und den kleinen Junker, den Alle überaus lieb hatten, da er zu Jedem freundlich und gut war, begleiten sollte, stand neben dem Wagen —

Das Geschirr der kostbaren Pferde war reich, aber nicht prahlend, mit Silber ausgelegt — der leichte Wagen mußte, von den beiden Rappen gezogen, wahrhaft fliegen.

Eberhard und Johannes verließen die Veranda und stiegen ein — der Diener schwang sich auf den Bock —

Margarethe und Josefine winkten mit den Tüchern — Martin behielt seine Marinemütze in der Hand —

Der Jagdwagen flog durch die Straße dahin und verschwand in wenigen Secunden aus den Blicken der ihm Nachschauenden.

Martin entfernte sich, um seinen Amtsverrichtungen als Hauswart nachzugehen, während Margarethe und Josefine durch die Gänge des Parkes hinschritten —

Man konnte es sehen, daß sie Mutter und Tochter waren.

Die kleine, nun etwa vierzehnjährige Josefine, deren blonde Locken zierlich und natürlich auf die Schultern herab fielen, wuchs und gedieh prächtig. Sie war schlank und schön gebaut und anmuthig in jeder Bewegung, wie die Mutter, die ihre Blicke oft mit prüfender Sorgfalt und heißer Liebe auf ihr ruhen ließ.

Margarethe war noch jetzt in ihrer ganzen Erscheinung das Bild einer büßenden Magdalena. Noch jetzt waren ihre Wangen bleich und ein wehmüthiger Zug erfüllte ihr feines, zierlich geschnittenes Gesicht. Die tiefblauen Augen mit den schattigen Wimpern waren nachdenkend oft auf den Boden gerichtet — das blonde Haar umschloß in einem einfachen, tiefen Scheitel die Schläfe.

Ein schwarzes Kleid, das hoch bis an den Hals ging, fiel in Falten an ihrem schönen Körper herab — kein Schmuck war

an der Tochter des reichsten Fürsten zu finden — kein prahlender Ring glänzte an ihren weißen, zarten Fingern, wie eine Trauernde wandelte sie, Josefine an der Hand, durch die vom nahen Frühling schon angehauchten Gänge des Parkes —

Die Prinzessin von Monte-Vero hatte eine Vergangenheit hinter sich, welche schwer auf ihr lastete.

Sie konnte die Bilder nicht vergessen, die immer wieder wie eine Geister-Caravane an ihrem inneren Auge vorüber zogen, sie hatte ihren Vater gefunden, nach dem sie sich mit Schmerzen gesehnt — welcher Schleier aber lag auf derjenigen, die ihre Mutter war?

Sie wagte nicht zu fragen, und Eberhard hielt es noch nicht an der Zeit, ihr dieses schmerzliche Geheimniß zu offenbaren.

Er hielt es für besser, wenn Margarethe erst die Seelenschmerzen, die sie ohnehin schon erfüllten, überstand — sie sollte, um des Vaters Gram zu theilen, erst Kraft und Ueberwindung gelernt haben.

Martin hatte eine rührende Ergebenheit und ein für seine Erscheinung und sonstige Art und Weise fast zart zu nennendes Wesen zu der Tochter seines Gebieters. Es war ihm, als müsse er recht ehrerbietig zu ihr sein, da sie so viel Elend erfahren, als müsse er ihr beweisen, daß auch er für sie eine tiefe Verehrung und Liebe hegte.

Das kam zuweilen ein wenig komisch und eckig heraus, aber Margarethe fühlte sehr wohl, wie es gemeint war, und mit treuherzigem Dank nahm sie die Beweise seines Wunsches hin, ihr seine Hände unterzulegen.

Er stand oft kopfschüttelnd in der Ferne, wenn die schöne trauernde Prinzessin mit Josefine durch den Park schritt — er blickte ihr unbeobachtet nach und murmelte dann wohl:

„Sie kann noch immer nicht Frieden finden. Wären wir nur erst in Monte-Vero, damit nicht immer wieder die Erinnerungen an Allerlei in ihr wachgerufen würden! Potz Himmeldonnerwetter — Gott verzeih mir meine Sünde — aber es ist

ein Jammer, wenn man das sieht! Dort drüben würde sie den Prinzen und alles Geschehene schon vergessen, dort drüben hätte sie Zerstreuung! Sie lächelt — sie blickt mit ihrem schönen, milden Antlitz zu dem Kinde, das an ihrer Hand hinschreitet — es ist, als zöge wie ein Sonnenblick ein Schimmer des Glücks über die sonst so ernsten Züge — und wenn man's recht nimmt, hat Herr Eberhard doch auch schon viel erreicht! Wenn es jetzt nur Alles so bliebe, dann kann es ja noch gut werden! Aber es ist mir, als sagte mir eine Stimme, daß über kurz oder lang der Prinz Waldemar noch hier eintreffen wird, und dann geht der Jammer von Neuem los! Der Fürst mag ihn nicht sehen — und ich auch nicht! Potz Himmeldonnerwetter, ich bin auch einmal einem Mädel recht gut gewesen, aber als ich sie nicht bekommen konnt', hab' ich mir vernünftig zugeredet. Das war doch auch Liebe — so etwas aber kenne ich nicht, wie bei der gnädigen Tochter des Herrn Eberhard! Sei still, Martin, darüber hast du nichts mitzureden, und wenn der Prinz nur nicht kommt, dann wird sich die Sache ja auch bei ihr machen, dann wird sie schon zu Ruhe und Frieden kommen!"

Martin wandte sich, während Margarethe und Josefine sich dem Gitter näherten, das den Park von der Straße Rivoli schied, dem Domestikenhause zu.

Er hatte dort Mancherlei anzuordnen und wollte dann in das Palais zurückkehren, um während der Nacht in demselben, ohne daß Jemand es wußte, zu wachen, damit die Tochter Herrn Eberhard's recht ruhig sein und keine Gefahr ihr nahen sollte. —

Als Margarethe mit ihrem Kinde an dem goldverzierten Gitter hinschritt, erblickte sie plötzlich auf der Straße eine kleine, alte, gebückte Frau, die so phantastisch gekleidet war, daß sie ihr auffiel.

Es war eine alte Zigeunerin, die ihre kleinen, blitzenden Augen nach allen Häusern und Gärten richtend, langsam am Gitter hinschritt.

Sie trug einen bunten Rock, Sandalen an den Füßen und

einen Ueberwurf, der einer spanischen Capa glich. Sie hatte denselben über den Kopf genommen, an dem oben an der Stirn ein buntes Kopftuch sichtbar war. In ihrer einen knöchernen Hand hatte sie ein Kohlenbecken, mit der andern hielt sie die Capa am Halse fest.

„Ah, schöne Frau, schöne Frau!“ rief sie plötzlich in etwas gebrochenem Französisch, das Margarethe schon einigermaßen verstand, da sie, mit Josefine verkehrend, die ihr bisher fremd gewesene Sprache schnell erlernte, „alte Zinna will sagen von Zukunft und Schicksal —“ — und dabei reichte die Zigeunerin, ihr Kohlenbecken hart an dem Gitter auf die Straße stellend, die dürre Hand durch die Eisensprossen.

Margarethe schüttelte, die Bitte der Alten freundlich abschlagend, mit dem Kopfe.

„Ich danke Euch, liebe Frau, aber Josefine wird Euch deshalb doch einen Zehrpfennig reichen!“

Das liebreizende Mädchen nahm aus einer kleinen, zierlichen Tasche, die es trug, ein Geldstück und reichte es der alten Zigeunerin.

„O, gute Madame, sehr gute Madame,“ rief diese erfreut, und küßte, bevor sie es verhindern konnte, Josefines kleine Hand — „schöne Tochter! Alte Zinna will Dank sagen der guten Madame!“

Sie streckte ihre magere, unsaubere Hand so weit durch das Gitter, daß auch ihr dürrer Arm sichtbar wurde, an dem man jede Ader und jede Sehne zählen konnte.

Margarethe hatte bei diesem Anblick Mitleid mit der alten Zigeunerin und gab ihr die Hand.

„Alte Zinna hat keine Heimath — alte Zinna hat kein Kind — alte Zinna ist sehr arm und elend!“ rief die Zigeunerin, und hielt Margarethens Hand fest in der ihrigen.

„Erlaube es doch der armen Frau, daß sie Dir etwas aus der Zukunft sagt!“ bat in kindlich unschuldiger Weise Josefine.

Margarethe lächelte über den natürlichen Wunsch des Kindes.

„Linke Hand, gute Madame — linke Hand!“ rief nun eifrig

die alte Zigeunerin, und zeigte nach derselben, während sie die rechte nicht eher losließ, als bis sie die verlangte gegen sie ausgetauscht hatte.

Josefine trat, neugierig gemacht, dicht an das Gitter — das Gesicht der alten Zinna war so seltsam, daß sie es lange verwundert ansehen mußte.

Es war klein und wie mit gelbem Pergament überzogen. Die Nase war groß, schmal und so gebogen, daß ihre Spitze fast mit dem Kinn zusammen stieß, während der zahnlose Mund der alten Zigeunerin ganz eingefallen war. Tiefe, schmutzige Falten durchfurchten das Gesicht, aus dem die kleinen Augen listig hervorblitzten. Der dürre Hals wurde sichtbar, als sie die Capa unter dem Kinn aufschlug.

In den Furchen dieses markirten Antlitzes standen die Entbehrungen und Abenteuer geschrieben, die die Vergangenheit der Zigeunerin ausfüllten.

„O, alte Zinna hat viel gesehen und gehört, alte Zinna hat auch Schicksal prophezeit vielen Herzogen und Grafen, und Alles ist eingetroffen! Alte Zinna hat Zukunft gesagt sogar dem König Francisco von Spanien, hohen Gemahl von Königin Isabella — alte Zinna hat vorhergesagt Zukunft von Marschall Serrano — — war damals neugeborenes Kind, aber alte Zinna hat Krone erblickt in Kindeshand — kommt noch — kommt Alles noch!“

Margarethe hörte mit gesteigertem Interesse auf die Erzählung der Alten, und obwohl sie nicht Alles glaubte, was sie sagte, da sie die Sucht der Zigeunerinnen, zu lügen und zu betrügen, wohl kannte, hörte sie derselben doch gern zu.

Sie hatte ihr die verlangte linke Hand hingereicht.

Die alte Zinna schien, bevor sie in das Innere der Hand blickte, ein Gebet oder eine Zauberformel zu murmeln — das sah man an ihren zum Himmel gerichteten Augen.

„So, gute Madame, sollen nun hören, was geschehen wird! Gute Madame sollen merken auf jedes Wort von alter Zinna — jedes Wort ist wahr und jedes trifft ein! — Kleiner Sennorita auch Schicksal sagen nachher!“ plauderte gesprächig

die Alte, und drehte das Innere der Hand Margarethens um, sie aufmerksam betrachtend.

Sie machte ein Kreuz — dann aber nahm sie, nachdem sie dieselbe einer sorgsamen Prüfung unterworfen, eine Miene des Entsetzens an.

„O, gute Madame — arme, gute Madame — schlimme Zukunft, viele Thränen — sehr viele Thränen! — O, lieber Gott, was ist geschehen, daß arme Donna haben gehabt so viele schwere Stunden?! Hohe Donna, sieht alte Zinna hier oben — sehr hohe Donna — alte Zinna soll sagen Infantin: denn Vater von hohe Donna sehr reich und mit Krone!"

Margarethe konnte ein leises Staunen nicht unterdrücken, da sie diese Worte der alten Zigeunerin vernahm — —

„Hoher Infant lieben hohe Donna und werden kommen zu neuen Thränen!" fuhr die eifrige Wahrsagerin fort — „hohe Donna lieben auch den Infanten, aber Infant ist weit, sehr weit von hier! — Zwei Kinder — o, hohe Donna sind wohl Gemahlin von hohem Infanten? Hohe Donna haben zwei Kinder — eins," die alte Zinna blickte mit ihren kleinen, blitzenden Augen zu Josefine auf — „und noch eins —"

Margarethe war so überrascht durch die Worte der Zigeunerin, daß sie nicht die Kraft hatte, die Fortsetzung ihrer Rede zu verhindern, obwohl sie sah, daß die Alte mit dem gelben, faltigen Gesicht vor Schreck einen Augenblick schwieg.

„O, arme, hohe Donna," rief sie endlich, „armer Knabe morgen sterben, und viele Thränen hier im Palazzo! Viel Schicksal, viel Linien — sehr viel Schicksal! Ist verwirrt, wie Straßen von Madrid! Aber hier unten, hier zuletzt hohe Donna doch glücklich — alte Zinna sehen kommen den hohen Infanten hier zuletzt!"

Margarethe war den Worten der Zigeunerin mit gesteigerter Spannung gefolgt — sie hatte von zwei Kindern gesprochen — sie hatte gesagt, daß der Knabe morgen sterben werde — —

„Was sagt Ihr," sprach sie tonlos — „morgen stirbt der Knabe —?"

„Hat bösen Feind, sehr bösen Feind, hohe Donna — und wird morgen Geheimniß enthüllt werden von Knaben — o, alte Zinna weiß Alles, alte Zinna sieht Zukunft liegen wie Blumengarten vor sich, und kann lesen Alles, was geschrieben steht! Viele Thränen noch, hohe, schöne Donna, sehr viele Thränen noch! Linien in Hand sind wirr und bedeuten schwere Stund!"

Margarethe ließ sinnend ihre Hand herab sinken, während die alte Zigeunerin nach derjenigen Josefinens griff.

„Kleine Tochter vom hohen Infanten," meinte die Alte mit einem geheimnißvollen Lächeln zu Margarethen, „auch viel Thränen gewesen früher, aber werden zu lauter Perlen werden, strahlenden Perlen in Zukunft! Junger Infant wird kommen in drei Tagen mit Trauerbotschaft — o, hoher Infant, Sohn von Königin oder Kaiserin, und wird einst Gemahl von dieser kleinen Tochter der hohen Infantin! — Viel Glück, o, sehr viel Glück wird sein in Zukunft, aber fern von hier, unter fremdartigen Bäumen und Gebüschen! Werden Alle, Alle weit fortgehen über Meer — sehr weit fort, und dann wird viel Glück kommen! Kleine Tochter vom hohen Infanten wird Vater und Mutter und schönen, edlen Gemahl um sich sehen — aber vorher viele Thränen, noch sehr viele Thränen!" wiederholte die alte Zigeunerin — —

Margarethe hatte nun ihre Selbstbeherrschung wieder gewonnen, obwohl die Worte der Zigeunerin ihr tief in die Seele drangen — sie zog Josefine von ihr fort und reichte ihr ein Goldstück, um sie zu belohnen.

„O, ist viel zu viel, hohe Donna — alte Zinna hat ja nur gesagt, was in Linien der Hand geschrieben steht!"

„Behaltet es nur, gute Frau," antwortete Margarethe nicht ohne Mitleid, „es ist Euch gern gegeben!"

Die Zigeunerin rief noch in spanischer Sprache ihren Dank oder einen Segensspruch durch das Gitter, dann ergriff sie ihr Kohlenbecken wieder und humpelte, ihre kleinen, listigen Augen nach allen Seiten drehend, weiter.

Derartige Zigeunerinnen, von Spanien bis nach Paris vor-

dringend, sind nicht selten und halten in der gewaltigen Seinestadt gewöhnlich eine sehr reiche Ernte.

Auf Margarethe hatten die Prophezeiungen der alten Zinna einen großen Eindruck gemacht, und sie schritt sehr still und ernst, da es zu dunkeln begann, mit Josefinen der Veranda zu, um in das Palais zu treten.

Obwohl die Worte der alten Zigeunerin verworren gewesen, hatte Margarethe doch sehr wohl einen Sinn aus ihnen heraus gehört, und dieser Sinn war dazu angethan, ihr Sorgen mancher Art zu machen.

Sollte wirklich jener Knabe, den sie damals in der Winternacht ausgesetzt, noch leben?

Dieser Gedanke erfüllte Margarethe mit Furcht und Hoffnung — mit Furcht, da die alte Zinna gesagt, daß er morgen sterben werde! —

Wo weilte er? War es denn nicht möglich, daß sie ihn noch fand und rettete?

Sie lief noch einmal an das Gitter — —

Die alte Zigeunerin humpelte schon in großer Entfernung davon.

Margarethe rief sie zurück, während sie Josefine nach der Veranda schickte.

„Erbarmt Euch,“ bat sie, „sagt mir, wo sich der Knabe befindet, von dem Ihr vorhin sprachet, der Knabe, der morgen sterben wird! Ich will ihn suchen — ihn retten!“

„O, ist vergebens, hohe Donna, ganz vergebens!“ sprach die alte Zinna — „aber zeigt mir noch einmal Eure Hand, ich will sehen, ob ich Euch sagen kann, wo Linie von Knaben endet!“

Margarethe reichte der Zigeunerin in höchster Erwartung noch einmal ihre Hand — —

„Sagt es mir — ich beschwöre Euch — sagt es mir! Ich vergehe vor Angst und Gram!“ sprach Margarethe.

„Kann es mir denken, hohe Donna — aber ist nicht zu helfen! Das, was hier geschrieben steht in Hand, muß geschehen, das, was Ihr fürchtet, muß kommen!“

„So sagt mir nur, wo lebt jener Knabe, und wie geschieht es — daß er morgen stirbt?“

„Hat bösen Feind, hohe Donna, stirbt durch sehr bösen Feind, ist nicht allzu weit von Euch, aber hohe Donna können ihn nicht mehr erreichen, nicht mehr schützen und bewahren! Kugel schon gegossen für kleinen Knaben — muß sterben, hohe Donna, muß sterben!“

„Unglaublich — Ihr lügt — wie soll jenes arme Kind in meiner Nähe sein?“ sprach Margarethe erregt.

„Ist nichts unglaublich, hohe Donna, nichts gelogen, hohe Donna — wird Alles wahr, Alles eintreffen! Alte Zinna kann lesen in Zukunft!“

„O Mutter Gottes, stehe mir bei, daß ich den Knaben rette!“ hauchte Margarethe in Verzweiflung.

„Hilft kein Beten, hohe Donna, hilft kein Bitten und Suchen! Muß Alles eintreffen!“ sagte die alte Zigeunerin, und schritt wieder am Gitter hin — „spart Eure Thränen auf — in der Ferne ist Sonnenschein — aber vorher viel Elend und Gram!“

Margarethe verhüllte ihr Gesicht mit den Händen, während die alte Zinna im Halbdunkel des Abends verschwand — —

„Du lebst — Du, den ich, um noch einmal glücklich zu werden, mir ersehnte? Du, den ich, eine Wahnsinnige, eine Verzweifelte, in jener gräßlichen Nacht aussetzte — Du lebst, aber ich soll Dich zur qualvollen, von Gott dictirten Strafe nicht finden — ich soll Dich ganz verlieren? — Es ist grausam — aber ich habe es verdient!“ schloß Margarethe ihr Selbstgespräch und schritt dann, die Thränen aus ihren Augen wischend, nach der Veranda, wo Josefine, heimlich mitweinend, ihre Mutter erwartete, um dann mit ihr, nachdem sie von der Abendtafel fast nichts genossen, das Schlafgemach aufzusuchen.

Beider Herzen waren schwer — und dennoch hatten sie noch keine Ahnung davon, wie qualvoll die Prophezeiung der alten Zigeunerin in Erfüllung gehen sollte — —

Sie fühlten sich nur schwer bedrückt von demjenigen, was die wunderbare Zinna ihnen in dunklen Worten mitgetheilt — und

schon bereuten sie heimlich, daß sie derselben ihre Hände dargereicht.

Bald senkte sich die Nacht auf das Palais des Fürsten von Monte-Vero in der Straße Rivoli.

Die Armleuchter in dem Gemach von Mutter und Tochter erloschen.

Es herrschte tiefe Stille in dem Park und in dem Palais, dessen Zugänge Martin sorgfältig verschlossen hatte.

Die kleine Josefine war, für den Onkel Eberhard und den lieben Johannes betend, eingeschlummert.

Margarethe lag noch, wie so oft, wach auf den Seidenkissen, mit denen sie durch die Hand ihres Vaters das elende Lager früherer Jahre vertauscht hatte.

Die Worte der Zigeunerin zitterten noch in ihrem Ohre — sie fand keine Ruhe — —

Da endlich gegen Mitternacht schlief sie ein — aber es waren böse, unruhige Träume, die ihre Seele umgaukelten. Sie sah sich plötzlich in dem Lustschloß des Kaisers — rings bewegten sich steif und förmlich die geputzten Gäste — sie selbst prangte in einem prächtigen Jägerinnen-Kleide.

Da erblickte die Kaiserin Eugenia sie und näherte sich ihr — sie war sehr herablassend zu der Tochter des Fürsten, ja, sie reichte ihr die Hand und gab ihr die Erlaubniß, bei der Jagd neben ihr reiten zu dürfen.

Die Kaiserin sah so schön aus, daß Margarethe sie immerfort anstaunen mußte.

Plötzlich aber erschien neben ihr jener gräßliche Feind ihres Lebens, jener Kammerherr des Prinzen Waldemar! Also auch hier trat jener Elende auf ihren Weg?!

Margarethe erbleichte — sie glaubte zusammen brechen zu müssen — sie sah sich nach Schutz um, da der Gräßliche seine grauen Augen drohend auf sie gerichtet hatte —

Aber plötzlich war sie mit ihm allein — —

Sie wollte fliehen — er verfolgte sie — von Todesangst gequält, eilte sie hinaus — die Treppen hinab —

Er hinter ihr — sie hörte seinen hinkenden Tritt auf den Stufen —

Endlich erreichte sie das Freie — Schlewe war dicht hinter ihr — sie stürzte zu einem der nächsten Bäume, und nun begann um diesen eine gräßliche Jagd —

Schon war Margarethe athemlos — schon fühlte sie, daß ihre Füße ihr den Dienst versagten — sie wollte schreien, um Hülfe rufen, aber ihr Hals war wie zugeschnürt —

Der Verfolger berührte bereits ihre Gewänder — —

Da fiel ein Schuß — deutlich — sie zittern machend — der Baron lachte hell auf — —

Margarethe stürzte und — erwachte.

Sie war in Schweiß gebadet, die Tropfen perlten von ihrer Stirn auf die Seidenkissen.

Sie hatte so lebhaft geträumt, daß der Schall des Schusses noch in ihrem Ohre gellte, und sie hoch auffuhr, indem sie sich ängstlich in dem Gemach umsah.

Es war Niemand in demselben, als die schlummernde Josefine — in dem anstoßenden Vorzimmer schliefen die Dienerinnen — sie wollte die Glocke berühren, die neben ihrem Bett auf dem Marmortisch stand — aber sie überwand den beängstigenden Eindruck des Traumes und wollte die Frauen nicht unnütz aufschrecken.

Martin hatte sich, nachdem er im Park und im Palais Alles in Ordnung gefunden, in jenes Gemach begeben, in welchem früher der kleine Johannes mit der alten Ursula geschlafen.

Dieses Zimmer war unbenutzt seit jener Nacht geblieben, in der es zum Theil durch das Feuer zerstört wurde, dem die alte Duenna des Knaben so grausam zum Opfer fiel.

Es war zwar, gleich allen andern Räumen des Palais, wieder vollständig hergerichtet und genau eben so ausgestattet, wie es gewesen, doch mied man es in erklärlicher Scheu.

Die Gemächer Margarethens befanden sich in dem andern Flügel des geräumigen, prachtvollen Hauses.

Martin wollte in diesem überzähligen Zimmer die Nächte zubringen, in denen Herr Eberhard abwesend war. Es hatte für ihn etwas Beruhigendes, daß er wachend in dem Palais blieb. Er fürchtete, daß jene Schurken, die schon wiederholt ihre Mordanschläge versucht, diese Abwesenheit zu ihren Plänen benutzen könnten, und er wurde in diesem Gedanken noch mehr bestärkt, als er erfuhr, daß Fuchs der Hinrichtung durch seine Flucht entgangen war.

„Potz Himmeldonnerwetter!" murmelte er, als er gegen Mitternacht, eine Kerze in der Hand tragend, das gemiedene Zimmer betrat, dessen Fenster, wie wir wissen, in den Park hinaus führten — „wenn ich Herr Eberhard wäre, dann hätte ich diese Halunken alle längst unschädlich gemacht! Alle müssen sie in das Gras beißen, eher ist keine Ruhe! Nicht allein dieser nichtsnutzige Fuchs und der rothe Ede, sondern auch der verdammte Baron, der alle die Schandthaten begünstigt und angiebt — eigentlich auch die Gräfin — aber das darf Herr Eberhard nicht hören — der ist viel zu großmüthig und gut! Wenn ich es wäre, die drei Schurken hätte man schon längst irgendwo kalt und todt gefunden! — Nun, es ist noch nicht aller Tage Abend," murmelte der muskulöse Steuermann der Germania drohend, indem er das Licht auf einen geschnitzten und mit Nippsachen besetzten Tisch stellte, „ich halte mit ihnen doch noch einmal Abrechnung! Verhöhnt dieser mörderische Schurke die kaiserlichen Behörden und entkommt, um sein Bluthandwerk fortzusetzen! Kommt mir nicht unter die Finger, sage ich Euch, Ihr Halunken — laßt es Euch um aller Heiligen willen nicht einfallen, in einer dieser Nächte Euch herzuschleichen — Martin spaßt nicht! Er dreht Euch die Hälse um wie gefangenen Krammetsvögeln!"

Martin lauschte plötzlich — —

„Was war das?" murmelte er, still stehend — „klapperte das nicht eben wie Geld hier im Zimmer, als ich über die Dielen schritt? Aber wie sollte das zugehen? Es werden die silbernen Dinge da auf dem Tisch gewesen sein!"

Martin schritt weiter nach dem Fenster zu — er blickte in den Park hinaus — es war Alles kirchenstill rings.

Die Kerze auf dem Tisch verbreitete ein etwas unvollkommenes, unsicheres Licht in dem geräumigen Zimmer, in dem es mehrere Portièren und Vorhänge gab.

Der Steuermann der Germania war in der That nicht furchtsam, er gehörte zu jenen Menschen, von denen man zu sagen pflegt, daß sie sich selbst vor dem Teufel nicht fürchten — aber Martin war, wie fast alle Seeleute, abergläubisch.

Sandok, dessen Zimmer, damit er immer in der Nähe des Fürsten war, drüben an dem Gange lag, der durch das Palais führte, hatte vor einigen Tagen zu Martin erzählt, daß die alte Ursula umgehe.

„Mohr, Du bist verrückt!“ hatte Martin geantwortet — „laß ja nicht dergleichen laut werden, der Fürst ist kein Liebhaber von solchen Thorheiten!“

„O, Steuermann Martinez,“ hatte der Schwarze leise gesagt, „Sandok will kein guter Christ sein, wenn es nicht mit der Verbrannten seine Richtigkeit hat!“

„Nun, so erzähle doch, Du Geisterseher,“ hatte Martin halb scherzend, halb ernst gerufen, „vielleicht kann man auch einmal Deine Erscheinung zu sehen bekommen?“

„Ist nicht gut zu sehen — Sandok's Haare sind alle hoch gegangen!“

„Hasenfuß!“

„O, nicht sein Hasenfuß, Steuermann Martinez, sein muthig, Ihr wißt es doch! — Sandok hat nicht Furcht vor Tiger, nicht vor Löwen, nicht vor bösen Menschen — aber Sandok hat schlecht Gefühl in sich vor Gespenst!“

Allerdings ging es dem Steuermann der Germania ähnlich, aber der Einfluß Herrn Eberhard's hatte sich doch schon einigermaßen bei ihm geltend gemacht, und außerdem mußte er dem Mohren seine Ueberlegenheit zeigen.

„So sag' doch endlich, Potz Himmeldonnerwetter, was Du denn gesehen hast, Mohr?“

„Hab gehört Wimmern in Gemach, wo alte Duenna ist verbrannt, und als ich mich noch einmal umsah, da huschte es aus dem Gemach hinter mir her!"

„Und Du bliebst nicht stehen, und sahst, was es war?"

„Werd mich hüten, Steuermann Martinez, wißt Ihr denn nicht, daß Sandok und Alle ohnmächtig sind gegen Gespenst? Wißt Ihr denn nicht, daß Gespenst auf Nacken springt und nicht mehr fortgeht?"

„Du bist ein Thor, Schwarzer!"

„O, kein Thor — Sandok kein Thor, Steuermann Martinez! Denkt an Klabautermann!" *)

„Hm, das ist was Anderes, Mohr — auf dem Wasser gehen andere Dinge vor, als hier auf dem trockenen Lande!" hatte komischerweise mit der ernstesten Miene von der Welt die alte Seeratte eingewandt, „aber ich werde schon eine Gelegenheit finden, zu sehen, was an Deinen Worten wahr ist!"

Nun war diese Gelegenheit sehr schnell gekommen, und Martin wollte in den Nächten der Abwesenheit des Fürsten wachend in dem Zimmer der alten Ursula bleiben.

Er hatte sich, nachdem er den Erfolg beobachtet, welchen der Schuß Herrn Eberhard's auf das Geisterschiff gehabt, einen Revolver in die Tasche gesteckt, der ihm gleichzeitig auch sehr gute Dienste gegen etwaige ungebetene, andere Gäste leisten konnte.

Trotz alledem, und obwohl er es sich selbst nicht einmal gestehen wollte, war es dem Steuermann Martin doch nicht so ganz behaglich zu Muth, als die Mitternachtstunde herangekommen.

Die tiefe Stille rings — das flackernde, unsichere Licht — der Gedanke an die verbrannte Ursula, die er in der Erinnerung noch vor sich auf dem verkohlten Boden liegen sah — das Alles bewirkte unwillkürlich ein leises Unbehagen und Frösteln — —

Vielleicht war auch die kühle Nacht daran schuld und der

*) Klabautermann heißt das Gespenst, das, Unheil verkündend, in verschiedenen Gestalten, nach dem Aberglauben der Seeleute, auf Schiffen erscheint.

Umstand, daß Martin sonst um diese Zeit längst in seinem Zimmer des Domestiken-Hauses fest schlief und gewöhnlich tapfer schnarchte —

Er legte den geladenen Revolver auf den geschnitzten Tisch neben das Licht, und beschloß dann, in dem Gemach auf- und abzugehen.

Es schien stürmisch draußen zu sein. Die Zweige der Bäume rasselten und knisterten, und der Wind drängte sich durch alle Fugen und Schlüssellöcher.

„Tobe nur," murmelte der brave Steuermann der Germania, „bringst mich doch nicht hier fort — und wenn wirklich die alte Ursula erschiene, Martin ginge nicht! Was soll mir die alte Person auch wohl anhaben wollen? Ich würde sie in aller Ruhe fragen, weshalb sie sich und die Menschen stört, und ihr dann schon gern einen Dienst erweisen, damit sie ruhig schlafen kann! — Oho!" unterbrach Martin sein Selbstgespräch, indem er in seinem Gange durch das Zimmer plötzlich anhielt, da es wieder, und diesmal noch deutlicher, klapperte, wie von Geldstücken — „was bedeutet das? Die Silbersachen können es nicht sein — dem wollen wir auf den Grund kommen!"

Der Steuermann schritt wieder zu der Stelle des Zimmers zurück, an der vorhin schon und jetzt wieder der seltsame Laut entstanden war — er trat stärker auf — und nun erscholl auch das Klappern lauter.

„Das muß trotz alledem doch auf dem Tische dort sein!" murmelte Martin, und versuchte das Auftreten noch einmal mit demselben guten Erfolge.

„Potz Himmeldonnerwetter! Sollte hier ein Schatz vergraben sein? Das ist ein wenig sonderbar — und auf einem Tisch oder in demselben pflegt man doch nicht dergleichen zu verstecken — und die alte Ursula besaß auch keine Schätze!"

Mit diesen Reflexionen näherte Martin sich dem alten, geschnitzten Tisch, auf dem das Licht stand und der Revolver lag.

Es befanden sich auf demselben noch allerlei Nippsachen von Silber und chinesischem Porzellan, die man, als die Stube brannte,

mit dem Tisch noch rettete, und später, als die Verheerung des Feuers wieder gut gemacht war, in das Zimmer zurückbrachte und unberührt auf dieselbe Stelle an der Wand stellte, auf der der Tisch mit diesen Sachen früher gestanden.

Martin ließ forschend seine Blicke über die kleinen Vasen, Glocken und Figuren gleiten, und bückte sich dann, das Licht zur Hülfe nehmend, um den Tisch von unten zu betrachten.

Er hatte weder eine Schublade noch eine Füllung, er bestand vielmehr nur, wie die meisten dieser kostbaren, geschnitzten Tische, aus einer Platte, vier Seitenstücken und vier sehr künstlich geschnitzten Füßen.

Martin wurde eifriger, da ihm die Sache komisch vorkam, und er wollte sich daher schnell wieder aufrichten, um das Licht auf den Tisch zu setzen und dann noch einmal das Auftreten zu versuchen.

Aber — blinder Eifer schadet nur! Martin fuhr mit dem Licht gar zu schnell und unvorsichtig durch die Luft — es verlöschte und — der brave Steuermann der Germania stand im Dunkel.

Das Licht glimmte zwar noch, aber er versuchte es vergebens, wie er es in seiner Jugendzeit mit den Talglichten oft erfolgreich gemacht, es wieder anzupusten.

„Das sind die verdammten neuen Sachen! Kerzen brauchen nicht geputzt zu werden!" murmelte er sehr verdrießlich, da er keine Zündhölzchen bei sich trug, und daher nun unrettbar der Finsterniß anheim fiel — „das war früher anders!"

Martin setzte das Licht auf den Tisch, indem er sich nur auf den Gefühlssinn dabei verlassen konnte; zu sehen war in der That nichts in dem Zimmer.

„Potz Himmeldonnerwetter — Gott verzeih mir meine Sünde!" murmelte er — „aber das geht denn doch über den Spaß! Alles schläft, ich darf ein anderes Zimmer, um Zündhölzchen zu holen, nicht betreten, sonst erwacht die gnädige Tochter Herrn Eberhard's und hält mich für ein Gespenst! Was ist dabei zu thun? Geduldig so den Morgen abzuwarten, ist keine

leichte Aufgabe, denn es ist erst Mitternacht vorüber, und viel vor sechs Uhr wird es nicht hell! Du mußt einmal probiren, ob hier in einem der Kästchen und Nippsachen nicht einige Streichhölzchen zu finden sind, die dich aus dieser Finsterniß erretten! — Oho, den Revolver lege nur ganz vorsichtig und sicher bei Seite, sonst stößt du ihn an und — ein Schuß geht los!" —

Martin tastete langsam auf dem Tisch umher, fand den Revolver und legte ihn vorsichtig seitwärts auf die Erde — dann versuchte er es, die Silberkästchen und Porzellansachen zu öffnen.

In der Dunkelheit ist man ungeschickt und in seinen Bewegungen unsicher, um so mehr, wenn man etwas harte und große Hände hat, wie unser Seemann, die nicht daran gewöhnt sind, mit so kleinen und kunstvollen Sachen umzugehen. Er mußte sich gewaltig hüten, nichts zu zerbrechen oder gar auf den Boden zu werfen.

Schon hatte er mehrere Kästchen ohne Erfolg geöffnet, als er unter seinen Fingern eine größere, breite Porzellan-Urne fühlte.

„Darin werden keine Streichhölzchen sein!" murmelte er eben, und wollte mit seinen Fingern weiter tasten, als von dem Rücken der Urne wieder jenes Klappern entstand, das er vorhin vernommen — er hob den Deckel von der Urne und faßte mit der Hand in dieselbe — —

Aber die Hand fuhr sehr schnell zurück, als hätte sie etwas Unheimliches berührt — —

„Geld," murmelte er, „eiskaltes Geld — und Papiere darüber und dazwischen! Was bedeutet das — wo kommt es her —?"

Martin stand rathlos da — —

Die Finsterniß quälte ihn nun noch mehr! Er mußte um jeden Preis wissen, was es mit dieser Urne war. Er ließ sie offen stehen und suchte mit seinen Fingern hastig weiter. Da hatte er ein Kästchen erfaßt, in welchem es vielversprechend

klapperte — — schnell öffnete er es — seine Hand fühlte kleine Hölzchen — ohne Zweifel, er hatte endlich das Gesuchte gefunden.

Martin nahm sehr erfreut eins der Hölzchen und versuchte, es in Brand zu bringen — vergebens — es wollte nicht mehr Feuer fangen.

Ein zweites brach entzwei — —

„Potz Himmeldonnerwetter — du denkst schon wieder, daß du es mit Ruderstangen zu thun hast! Nicht so hastig!"

Diese Selbstermahnung half — Martin brachte ein drittes glücklich in Brand und zündete das Licht an.

Nun war er aus aller Verlegenheit.

Der Schimmer der Kerze fiel, als er sie näher rückte, in die chinesische, alte Urne, die wohl seit langer Zeit von keinem Menschen berührt worden — —

Rothes Gold war es, was ihm aus derselben entgegen blitzte —

Martin traute seinen Augen kaum — er rückte die Kerze noch näher — Goldstücke waren es wirklich, und zwischen ihnen lagen, wie es schien, beschriebene Blätter.

„Das ist ein seltsamer Fund!" murmelte er, und blickte sinnend in die alte Urne. „Wie kommt das Gold hierher? Vielleicht werden die Papiere darüber Auskunft geben!"

Martin nahm dasjenige, welches obenauf lag, hielt es an das Licht und entzifferte endlich mühsam die Worte:

„Das Vermächtniß der alten Ursula."

Es wurde ihm, als er diese Worte murmelte, ganz seltsam zu Muth, und unwillkürlich blickte er sich in dem ganzen Gemach um.

„Das Vermächtniß der alten Ursula?" wiederholte er langsam und ernst, und blickte noch einmal auf das Blatt mit der unsicheren, undeutlichen, zitternd abgefaßten Schrift. „Die alte Person hat ihren gewiß mühsam ersparten Schatz einem recht unsicheren Orte übergeben — aber allerdings dachte sie ja nicht daran, so plötzlich und so elend umzukommen."

Martin legte das Blatt auf den Tisch und begann die Goldstücke aus der Urne zu nehmen und auf dasselbe zu legen — es waren nahe an hundert Goldstücke — das Ersparniß der alten Ursula!

Zuletzt ergriff Martin das zusammengefaltete Papier, das nun noch in der Urne lag.

Es war ein großer Bogen, ganz bedeckt mit der unsicheren Schrift der alten Duenna.

Sie hatte gewiß lange dazu gebraucht, ihren letzten Willen niederzuschreiben — man sah es den einzelnen Absätzen an, daß sie oft aufgehört, und dann nach Tagen erst an die Fortsetzung gekommen war.

Aber sie hatte ihr Vermächtniß ganz vernünftig und auf ihre Art mit Ueberlegung angefertigt.

„Ich, Ursula Nesselmann," so stand auf dem Bogen, „bin am 10. Januar 1790 zu . . . . ." — (hier war der Namen der Weltstadt aufgeführt) — „geboren. Meine Eltern verlor ich früh und meine Verwandten haben sich nicht um mich gekümmert. Ich diente bei reichen Leuten bis zu meinem fünfzigsten Jahre. Da wurde es mir schwer, einen neuen Dienst zu finden, denn eine alte Person will Niemand haben!

„Um die Zeit suchte der Todtengräber von Sanct Paul, Samuel Bartels, da er, wie er sagte, zum Heirathen nicht Einnahmen genug hatte und Kinder nicht ernähren konnte, eine ältere Frau für sein Hauswesen.

„Meine Verwandten waren, wie ich gelegentlich von Zeit zu Zeit erfuhr, alle gestorben, und ich zog daher, ohne nach Lohn zu fragen, da bei dem Todtengräber von Sanct Paul die Armuth zu Hause war, nur um eine ruhige Stelle zu haben, zu Samuel Bartels, der einige Jahre jünger war, als ich.

„Er war ein wunderlicher, unfreundlicher Mensch, aber im Herzen war er gut.

„Darum ertrug ich seine Launen und manchmal auch den Hunger und verließ ihn nicht — ja, ich trug mich mit dem Gedanken, daß er mich zu seinem Weibe machen würde.

„Ich mochte etwa drei oder vier Jahre in seinem Hause sein — ich weiß es noch wie heute, es war ein kalter Wintertag — da wurde ein Grab bestellt, das schon am andern Tage fertig geschaufelt sein sollte.

„Samuel Bartels machte sich schnell an's Werk, aber er mußte die Nacht zur Hülfe nehmen, sonst konnte er, da die Erde hart gefroren und die Mühe groß war, am andern Morgen nicht mit der Arbeit fertig sein.

„Es kam selten vor, daß er bei Nachtzeit schaufelte — das war, wie ich jetzt einsehe, Bestimmung in jener Nacht.

„Der Schnee lag auf dem Kirchhofe und auf dem Wildpark, der sich drüben am Wege hinzog.

„Ich mochte nicht schlafen gehen, während Samuel arbeitete, und obwohl es sehr kalt war, trat ich doch, mich in ein Tuch hüllend, gegen Mitternacht aus dem Hause.

„Meine Augen suchten den Todtengräber an der neuen Grube, die man mit ihrem schwarzen Erdrande weithin aus dem Schnee ragen sehen konnte — er war nicht zu erspähen.

„Ich glaubte, daß er in der Grube stehen würde, und schritt zwischen den Kreuzen und Gräbern hin.

„Vergebens blickte ich in die dunkle Tiefe hinab — vergebens rief ich Samuel — er war nicht an dem frischen Grabe, das er bereits fertig hatte.

„Wo war er geblieben?

„Er verließ ja nie sonst, am allerwenigsten zur Nachtzeit, den Kirchhof.

„Da sah ich ihn im Mondschein fern an dem Thorweg stehen, der mit seinen Gitterstangen die Landstraße, die von der Stadt zum Schloß des Prinzen führte, von dem Kirchhof schied — er hatte sich halb an dem Mauerpfeiler versteckt und schien etwas zu belauschen oder zu beobachten.

„Was mag er vorhaben?" murmelte ich und, neugierig gemacht, schritt ich leise näher.

„Es war so kalt, daß der Frost mich schüttelte, während ich nach dem Thorwege ging.

„Samuel Bartels hätte seine Schaufel neben sich gestellt — er verließ in dem Augenblick, da ich näher kam, die Pforte, und schritt über den Weg draußen — —

„Was hatte er vor?“ so fragte ich mich — „was suchte er draußen am Wildpark? Was hatte er belauscht?“

„Als ich die Pforte erreicht hatte, kam er eben zurück — er trug etwas auf dem Arm.

„Ich erschrak heftig — —

„Ursula,“ flüsterte er, mich erblickend, „ein Kind!“

„Wie,“ rief ich, „was soll das — was wollt Ihr damit?“

„Hört, Ursula,“ sagte er leise, während er das halb erstarrte, neugeborene Wesen verhüllte — „es war ein Jammerbild eben! Da kam ein junges, armes Weib und legte das Kind drüben unter die Bäume —“

„Und Ihr nahmt es auf?“

„Es muß ja erfrieren, Ursula — es ist ja schon halb erstarrt!“

„Samuel Bartels, der sonst sehr unfreundliche, harte Mann, war in diesem Augenblick weicher wie ich.

„Was soll daraus werden, wie wollt Ihr es ernähren, Samuel?“ rief ich — „ladet Euch doch nicht fremder Leute Kinder auf den Hals! — Und was sollen die Menschen von mir denken?“

„Laßt sie denken, was sie wollen!“ antwortete er, nahm seinen Spaten und trug das Kind selbst nach Hause.

„Ich folgte ihm, ihn mit Vorwürfen bald laut, bald leise überhäufend.

„Heute thut mir das in der Seele leid — damals aber kam es mir so aus dem Herzen.

„Wir hatten allein oft nichts zu essen, und nun noch ein Kind — ein fremdes Kind, von dem doch Jeder denken mußte, daß es von mir war!“ —

Martin mußte, die Entzifferung unterbrechend, lächeln — er dachte an die alte Ursula, wenn sie ihm stets auf's Neue versicherte, daß sie keines Mannes Hand berührt habe, und daß der

kleine Johannes wirklich ein Findling sei. Hier in ihrem Vermächtniß stand ja Alles so aufrichtig und ausführlich erzählt! Außerdem aber hatte Martin nie gezweifelt, daß es sich so verhielt. —

„Der kleine, neugeborene Knabe," so hieß es weiter, „war elend und krank. Die rauhe Nachtluft hatte es ihm angethan — wenn er noch wenige Minuten liegen geblieben wäre — o mein Gott — dann wäre er unrettbar todt gewesen! Mit Mühe und Noth gelang es mir, ihn am Leben zu erhalten — ich sparte mir oft das Brod ab, nur um für ihn ein wenig Milch zu kaufen! Samuel Bartels sah das, und er liebte den kleinen Johannes, als wenn er sein eigenes Kind war!

„Aber er heirathete mich doch nicht, obwohl er sah, daß ich dem Kinde die Mutter ersetzte.

„So verging Jahr auf Jahr — der kleine Johannes wollte nicht sprechen lernen, und bald erkannten wir, daß er stumm war — das war die Folge der Kälte, sie hatte dem Kinde die Stimme genommen — —

„Sehr zufrieden war ich nicht darüber, daß wir noch einen Esser mehr hatten, ja, oft genug habe ich darum Zank und Streit mit Samuel Bartels gehabt.

„Jetzt erkenne ich wohl, daß ich unrecht daran that, denn wenn der kleine Johannes nicht gewesen, hätte ich wohl heut nicht so gute Tage!

„Da wollt' es das Glück — solch ein Findling hat immer einen Glücksstern, das ist ein alter Aberglaube — daß der kleine Johannes an einem Sonntage, da er schon laufen konnte, das Gitter verließ und über die Landstraße eilte. Es zog ihn immer drüben nach den Bäumen, unter denen er gelegen hatte — er wurde von einer Equipage erfaßt und übergefahren; der Herr Fürst von Monte-Vero kam hinzu, nahm ihn auf und brachte ihn uns zurück.

„Was das Kind für eine Liebe zu dem ihm und uns damals doch ganz fremden Herrn gefaßt hatte — ich verstand seine Zeichen und Gedanken — er dachte immerfort an den Fürsten!

„Und als der alte Samuel Bartels nun nach Jahren erkrankte und dem Tode entgegen ging, da eilte ich nach dem Palast in der Marstallstraße und sagte es dem hohen Herrn, und er kam und nahm den kleinen Johannes zu sich und auch die alte Ursula, als der arme Todtengräber von Sanct Paul seine müden Augen schloß.

„So ist Alles gewesen der treuen Wahrheit nach — da ist Gott im Himmel mein Zeuge!

„Von der jungen Mutter des kleinen Johannes ist niemals etwas zu hören gewesen — wie würde sie sich freuen, wenn sie hörte, daß der gnädige Fürst ihn zu seinem Pflegling gemacht!

„Meine Tage sind nun recht ruhig und glücklich — ich verbrauche das Geld gar nicht, das mir der gnädige Fürst allmonatlich auszahlen läßt! Wärend ich dieses aufschreibe, habe ich schon achtzig schöne, blanke Goldstücke mir erspart, und es werden immer mehr!

„Nun könnte es aber wohl kommen, daß ich über kurz oder lang meine Augen zumache, wie Samuel Bartels, welchen Gott selig haben möge! Ich bin bald fünfundsechszig Jahre alt, und da muß man sich auf die letzte Stunde vorbereiten.

„Darum schreibe ich, wenn der kleine Johannes schläft, dieses auf, damit man danach gehen kann.

„Es ist mein Wille, daß meine Ersparnisse, so wie sie in der Urne, in der ich sie aufbewahre, gefunden werden, dem jetzigen armen Todtengräber von Sanct Paul zufallen — er wird es nicht besser haben, als Samuel Bartels, und da werden ihm nach meinem Tode die Spargroschen der alten Ursula wohlthun. Nur eine Bedingung knüpfe ich daran — er muß von dem Gelde dem verstorbenen Samuel Bartels, der auf dem Kirchhofe von Sanct Paul begraben liegt, ein Kreuz setzen und darauf mit Gold schreiben lassen:

„Hier ruhet in Gott der Todtengräber Samuel Bartels, und dieses Kreuz ist ihm gepflanzt von Ursula Nesselmann, die in fremder Erde schläft!“

„Das ist mein letzter Wille!

„Die Urne und ihr Inhalt wird schon gefunden werden — ich habe keinen andern Ort, um meine Ersparnisse aufzuheben.

„Gott segne den gnädigen Fürsten und den kleinen Johannes! Ursula Nesselmann."

Martin war mit dem Schriftstück am Ende.

Er blickte auf das Papier und dann auf das Gold — —

Die alte Ursula, die so schändlich um das Leben gekommen, so sagte er sich, war eine gute, ehrliche Person gewesen! Was hatte sie von ihrem Leben wohl anders gehabt, als Plage und Noth, Arbeit und trockenes Brod? Und als es ihr endlich besser ging, da mußte sie fort!

„So ist es gewöhnlich," murmelte Martin, „wenn die Noth endlich ein Ende hat, dann können sie's nicht mehr genießen. Gute, ehrliche, alte Ursula, Dein letzter Wille soll heilig gehalten werden, dafür werde ich sorgen — ich bringe, so wie es Tag geworden ist, Alles der gnädigen Tochter des Herrn Eberhard, die wird es lesen und ausführen!"

Martin faltete das Schriftstück wieder zusammen und legte es auf das Gold.

Die Kerze war tief herab gebrannt — draußen dämmerte der Morgen bereits — von dem Geiste der alten Ursula, den Sandok gesehen und gehört zu haben meinte, war nichts zu erspähen gewesen, als dieses Vermächtniß, das Martin durch einen Zufall aufgefunden.

Als es hell war, verließ er das Gemach, um draußen nach Ordnung zu sehen.

Er ging in das Domestiken-Haus und in die Ställe, überall herrschte, obwohl der Fürst abwesend war, jene freudige Arbeitslust und jene ungezwungene Thätigkeit, die im Gegensatz zu der Knechtschaft und dem Sclaventhum so wohlthuend ist — überall, wo Eberhard's Geist waltete, wo seine Hoheit herrschte, gab es nur freie, edle, den Menschen erhebende Arbeit.

Als Martin Margarethe an dem Fenster erscheinen sah, begab er sich in Ursula's Zimmer, holte ihr Vermächtniß und brachte es der gnädigen Tochter Herrn Eberhard's.

Er entfernte sich, und nun las auch Margarethe die Aufzeichnung der alten Duenna.

Von Zeile zu Zeile wurde ihr Athem kürzer, ihr Herz enger — die Augen flogen über die Seiten hin — mit fieberhafter Aufregung nahm die junge Mutter jedes Wort in sich auf — und als sie an die Stelle kam, an der von dem Findling gesagt war, daß Samuel Bartels ihn in der Winternacht am Rande des Wildparks aufgenommen, da rief Margarethe, überwältigt von Gottes Gnade:

„Er ist es — es ist mein Kind — mein ausgesetztes Kind, das ich mit Schmerzen suchte und nun hier wieder finden soll! Johannes ist Dein Bruder, Josefine — o, die Mutter Gottes gebe nur, daß er bald, bald mit dem Onkel heimkehre! Johannes ist mein Sohn — er ist Dein Bruder!"

Margarethe zog, überwältigt von dieser Enthüllung, Josefine an ihr Herz, das gewaltig wogte und pochte.

Johannes war der verlorene Sohn — Johannes war der Ausgesetzte, nach dem sie gesucht, um den sie Nächte hindurch geweint — er war in ihrer Nähe gewesen, und sie hatte es nicht geahnt — er war ein Liebling Eberhard's und Niemand wußte, daß er ein Sohn Margarethens war — —

Josefine war zuerst ernst und still — dann aber schaute sie auf und hüpfte in dem Zimmer umher, rufend:

„Johannes ist mein Bruder! O, wäre er doch nur gar nicht mitgefahren — ich bange mich so nach ihm!"

Die Worte fielen der jungen Mutter schwer auf das Herz.

„Ja, auch ich bange und ängstige mich um ihn!" sprach sie — „wie groß wäre das Glück, wenn Alle nun hier wären — wenn ich Johannes und Dich an meine Brust drücken könnte!"

Margarethe und Josefine waren von seliger Freude erfüllt — so verschieden sie bei Beiden war, so innig war sie doch auch bei ihnen — —

Margarethe küßte die Zeilen der alten Dienerin und weinte, daß sie nicht mehr am Leben war — sie hätte ihr noch so Vieles erzählen können, obwohl die gute Ursula ja die Hauptsachen

gründlich zu Papier gebracht hatte! Wie viele Mühe mußten ihr die Buchstaben gemacht haben, die sie in stiller Nacht aufgezeichnet — wie lange mußte sie bei dieser ungewohnten Arbeit gesessen haben — und wie segensreich war dieselbe nun, so folgenschwer, wie es die alte Ursula nicht geahnt!

Es herrschte eine Seligkeit in dem Palais Eberhard's, ein Hoffen und Harren, ein Sehnen und Warten, das rührend war — —

Auch Martin wurde eingeweiht, und er schlug gerührt die Hände zusammen, indem er rief:

„Wenn der kleine Johannes und Herr Eberhard nur erst zurück gekommen wären — potz Himmeldonnerwetter — was wird das für eine Freude geben! — Das ist ja ein wahres Glücksfest!"

„Und Ihr habt das Vermächtniß der alten Ursula gefunden! Euch, mein guter Martin, gebührt der wärmste Dank!" sprach Margarethe und reichte dem alten, ein wenig verlegenen Seemann die Hand — —

„Nicht doch, das war Gottes Wille!" meinte er — „was wird aber erst Herr Eberhard dazu sagen?"

„O, mein guter Martin, wir wollen die Veranda bekränzen und das Gitter mit Guirlanden durchflechten!"

„Und ich will aufpassen, bis sie zu sehen sind!" rief die kleine Josefine vor Freude.

„Heute können sie noch nicht heimkehren, sondern morgen erst," belehrte Martin — „heut ist ja die Jagd!"

„Wenn wir sie nur gar nicht fortgelassen hätten!" meinte Margarethe.

„O, denke nur, was die alte Zigeunerin sagte!" flüsterte Josefine in diesem Augenblick.

Die junge, von Glück verklärte Mutter erbleichte — sie hörte noch die Worte der alten Zinna — und sie begannen bereits in Erfüllung zu gehen — —

„Die heilige Jungfrau sei mit uns!" hauchte sie, die Hände faltend und betend.

„Das ist Zigeunergeschwätz!“ meinte Martin abwehrend — „wenn man darauf hören will, dann kann man weiter nichts thun, als sich ängstigen! Hier soll Freude im Palais sein — wir wollen über Nacht Guirlanden winden lassen und Ehrenpforten bauen, und wenn dann morgen Herr Eberhard mit dem kleinen Johannes hier eintrifft — potz Himmeldonnerwetter — das wird ja ein Glück und eine Seligkeit ohne Gleichen sein! Der Herr Eberhard haben den kleinen Johannes auch immer so lieb gehabt! Wie das doch im Leben Alles zugeht! Wahrhaftig, wer hätte das gedacht!“

Der alte Martin war ganz außer sich vor Freude, und bewirkte es, daß auch Margarethe und Josefine die Worte der alten Zigeunerin vergaßen und sich ungetrübt der Hoffnung auf ein wundervolles Wiedersehen hingaben.

Gottes Wege aber sind unerforschbar — sein Wille ist unergründlich.

Oft scheint es uns schwarz und düster, was er uns sendet — oft ist es so schwer und dunkel, daß wir verzweifeln möchten.

Der ewige, unerforschliche Geist, der über uns schwebt, der ewig war und ewig noch sein wird, wenn die Welten vergehen und neue ersteigen, prüft unsere Herzen oft hart und furchtbar.

Es gehört in solchen Stunden eine große Glaubenskraft dazu, um nicht zu einem Zweifler und Gottesleugner zu werden.

Wir finden in unserem Leben oft Menschen, die durch solche Stunden dem Glauben entfremdet sind — und dann bedarf es noch neuer Schläge, um sie wieder zu beugen und zu Gläubigen zu machen.

Das Leben mit seinen zahllosen Prüfungen und Erfahrungen ist eine eherne Bibel für die meisten Menschen — sie lernen aus ihr das Wort Gottes erkennen — sie lernen ihre Hände zum Gebet falten, bevor sie, müde von der Arbeit, auf die Kissen sinken und der Schlaf die Glieder umfängt.

Arbeit und Gebet — das sind die beiden besten und treuesten Freunde des Menschen, die ihn nie verlassen und betrügen, die ohne Sonderzwecke ihm angehören — —

Arbeit und Gebet — wer sie in sein Haus genommen, der ist wohl aufgehoben und hat es gut bestellt!

Nicht jenes Gebet meinen wir, von dem so viele Pietisten schreien — nicht jenes Gebet, das immer mit der Buße von ihnen zusammen genannt wird, nicht jenes Gebet aus Furcht und Zagen — nein, das Gebet der Liebe und des Vertrauens meinen wir, jenes Gebet, das aus dem Herzen sich ringt — nicht das gedankenlose Geplapper jener Mucker und schwarzen Brüder, die die Augen verdrehen und in ihren Herzen den Teufel tragen!

Arbeit und Gebet — jedes zu seiner Zeit — sei es in der Kirche oder im Kämmerlein! Die Arbeit schon ist ein Gebet, und uns geht der schwarze Rauch, der aus einer Werkstatt aufsteigt, weit über den Weihrauchduft, der aus den Cathedralen sich aufwölbt.

Ob er nicht auch dem Gott und Herrn im Himmel lieber ist? — Die frommen Eiferer sagen: Nein!

Aber laßt uns doch einmal unser Herz fragen.

Unser Herz sagt uns: der Gott der Liebe sieht tief! Er durchschaut Alles! Die Arbeit wird vor ihm zum Gebet, denn zur Arbeit hat Gott uns geschaffen, nicht zu fortwährender Buße und Angst und Noth!

Arbeit und Gebet, das sind Gottes wahre Diener — das sind des Menschen treueste Freunde!

Wir haben sie erkennen gelernt — wir lieben sie eben so sehr, wie wir jene Mucker und schwarzen Brüder als die schlimmsten Feinde der Menschheit fliehen und bekämpfen.

Das Ziel unseres Lebens und Strebens ist es, ihnen die Schafspelze abzureißen, in die sie sich hüllen, damit Alle, die ihnen noch glauben, in ihnen die Wölfe erkennen, die unsere schlimmsten Feinde sind!

Alle unsere Reflexionen, alle unsere Arbeiten für das Volk gipfeln in diesem einen Wort, sie alle kommen, wie einst die immer wiederholten Worte des älteren Cato: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam!“ (Uebrigens ist es meine Meinung, daß Carthago zerstört werden müßte!), den dritten Punischen

Krieg betreffend, die endlich von glänzendem Erfolge waren, auf die eine Sentenz auch bei uns hinaus: „Uebrigens ist es meine Meinung, daß diesen Muckern und Heuchlern ein Ende gemacht werden muß!“

Wo sie zu finden sind, brauchen wir nicht zu sagen. Unser aufgeklärtes, deutsches Volk, das einer großen, hohen Zukunft entgegen geht, weiß sie heraus zu erkennen und zu fliehen, denn sie sind die Männer der Nacht und des Rückschritts, die Unterdrücker, welche jenem elenden, vermoderten Grundsatz aller Priesterkasten dienen: daß das Volk in der Dunkelheit am besten zu leiten und zu beherrschen sei!

Fort mit diesen falschen Aposteln — fort mit diesen Judashirten der Menschheit!

Gottes Sonne, das ewige Licht der Wahrheit und Freiheit, soll leuchten — und sie sind zu ohnmächtig dazu, es auszulöschen!

Heil aber sei jenen Predigern, die, wie einst der greise Johannes, der Vater Eberhard's, Liebe verbreiten und die Menschen zu Gott führen, indem sie ihnen die Arbeit und das Gebet predigen! —

Der büßenden Margarethe waren durch des Himmels Güte, durch Gottes wunderbar gnädige Hand ihre beiden Kinder wiedergegeben.

Sie sank auf ihre Knieen, als Martin das Gemach freudestrahlend verlassen hatte, und Josefine knieete sich zu ihr — Beide beteten — es riß sie dazu hin — sie mußten ihren Dankgefühlen Ausdruck geben!

Mutter und Tochter falteten ihre Hände — —

Ein Wunsch war es jetzt nur noch, der sie erfüllte: Eberhard und den kleinen Johannes bald heimkehren zu sehen, um ein Wiedersehen, ein Freudenfest ohne Gleichen zu feiern!

Nur wenige Stunden noch trennten sie von ihnen — sie zählten sie mit Ungeduld.

„Was wird der Fürst sagen?“ so dachte Margarethe, wenn sie ihm das Geheimniß enthüllte.

Der lange Tag verging — am nächsten mußten sie heimkehren.

Als der Abend nahte, war Martin mit der Dienerschaft damit beschäftigt, die von den Gärtnern geflochtenen Kränze und Guirlanden an der Veranda zu befestigen und die Einfahrt am Gitter zu einer blumengeschmückten, glänzenden Ehrenpforte umzugestalten.

Jeder legte mit Freuden hülfreiche Hand an! Es war, als schmückten Freunde das Haus des Freundes!

Bald strahlte es, als die Nacht hereinbrach, in einer wundervollen Blüthenpracht, und Martin sah sein Werk mit innerlicher Wonne an, die sich auf seinem wettergebräunten Gesicht abspiegelte — er vergegenwärtigte sich die Freude des kommenden Tages.

Margarethe und Josefine wachten noch in ihrem Schlafzimmer — die Freude und Erwartung verscheuchten den Schlummer — sie saßen beisammen wie zwei Schwestern, die von seligen Empfindungen und Hoffnungen erfüllt waren.

Da, die Nacht war längst hereingebrochen und Martin eben im Begriff, mit seltsamen Empfindungen das Zimmer der alten Ursula zu betreten, in dem er so große Freude gefunden hatte, ertönten draußen auf der Straße plötzlich die eiligen Hufschläge eines Pferdes.

Martin horchte hoch auf und trat auf die Veranda zurück — Margarethe und Josefine eilten an die Fenster —

„Was bedeutet denn das," murmelte der Steuermann der Germania — „der Herr Eberhard kann das nicht sein — es ist ja nur ein Reiter — Sandok vielleicht?"

Noch rieth Martin umher und glaubte endlich, daß der Reiter fremd war und nur die Straße passirte —

Da plötzlich parirte er sein schöngebautes Pferd dicht an der Einfahrt des Gitters —

„Es ist doch bei uns!" murmelte Martin und eilte die Stufen hinab und dann am Hause hin —

„Wer kommt?“ riefen Margarethe und Josefine erwartungsvoll fast zu gleicher Zeit —

„Werde gleich sehen!“ antwortete ein wenig zaghaft, was sonst nicht seine Sache war, der biedere Martin und erreichte das Gitter.

„Heda!“ rief eine jugendliche Stimme — es war diejenige des Reiters — „ist das hier das Palais des Herrn Fürsten von Monte-Vero?“

„Zu dienen, edler Herr!“ antwortete Martin, der in dem schaumbedeckten Reiter einen jungen spanischen Offizier erkannte.

„So meldet mich der Prinzessin Margarethe,“ befahl derselbe — „Ihr steht verwundert da, ohne Zweifel seid Ihr Martin, von dem der Fürst mir sagte?“

Dem Steuermann der Germania rieselte es bei diesen Worten unwillkürlich eiskalt über den Rücken —

„Der bin ich — hoher Herr — ist etwas geschehen,“ fragte Martin halblaut und öffnete den Eingang, „zu so später Stunde — —“

„Ist die Prinzessin schon in ihrem Schlafgemach? Ja, ja, es ging nicht früher, seht selbst mein Pferd an! Ihr müßt mich der Prinzessin melden, ich habe eine Botschaft des Fürsten für sie!“

„Gut, edler Herr — und wen habe ich zu melden?“

„Ja so — der furchtbare Vorfall hat mich verwirrt gemacht! Meldet der hohen Prinzessin den Grafen Ramiro von Teba! Und — vielleicht könnt Ihr mir bei dem schweren Auftrag, den ich empfangen habe, behülflich sein — der Fürst nannte Euch seinen vertrauten Diener!“

„Gern, hoher Herr — es ist ein Unglück geschehen — ich lese es von Euren Mienen!“ sagte Martin, indem er das schaumbedeckte Pferd den herbeigeeilten Dienern übergab und mit dem jungen Grafen in den Park trat.

„Ein schweres Unglück allerdings —“

„Der Fürst verwundet — —“

„Das nicht — sein Pflegling —“

„Der kleine Johannes — —“

„Ist todt — —, die Kugel eines Wilddiebs oder Verbrechers hat ihn heute Mittag während der Jagd bei St. Cloud ereilt!“

Martin war keines Wortes mächtig — er war bleich wie der Marmor der Veranda —

„Todt —“ murmelte er endlich und seine Stimme bebte.

„Der Fürst verfolgt die Schuldigen — es sollen zwei Fremde im Walde von Köhlern gesehen worden sein! Er kann daher erst morgen Abend mit der Leiche seines Pfleglings hier eintreffen! Der Fürst von Monte-Vero, den ich in wenigen Tagen lieben und verehren lernte, hat mich gebeten, in seinem Palais die Angehörigen vorzubereiten!“

„Ein schwerer Auftrag — schwerer, als selbst Herr Eberhard es ahnt,“ murmelte Martin tief erschüttert — „wir bauten Ehrenpforten — für eine Leiche!“

„Ich theile Euren Schmerz, mein Freund, auch der Fürst ist von namenlosem Schmerz erfüllt! Doch — er war ja nicht ein rechtes Kind des Fürsten, und es müßte auch dann Trost gefunden werden!“ sprach der junge, spanische Offizier, der etwa sechszehn Jahre zählte und in seinem Wesen die hofmännische, galante Art seines Vaters, des Don Olozaga, hatte, — „lasse uns nicht länger zögern — die Damen erscheinen bereits auf der Veranda!“

Der junge Don Ramiro hatte Recht —

Margarethe und Josefine, von zunehmender Angst erfüllt, hatten sich in ihre Gewänder gehüllt und die Veranda betreten —

„Er war nicht ein Kind des Fürsten,“ sprach Martin leise, da ihm der Schmerz die Zunge löste, „aber ein Kind der Prinzessin Margarethe!“

„Mutter Gottes — — das ist schwer!“ gestand der Graf. Er näherte sich mit militairisch galantem Gruß den beiden Frauengestalten —

Martin folgte ihm mit blutendem Herzen —

„Der Herr Graf Ramiro von Teba — im Auftrage des hohen Fürsten —" meldete er mit tonloser Miene —

„O mein Gott — es ist etwas Furchtbares geschehen!" hauchte Margarethe, den Abgesandten ihres Vaters todtenbleich begrüßend —

„Die heilige Jungfrau sei mit uns, Prinzessin," redete Ramiro die Tochter Eberhard's an, „sie schenke Ihnen Muth und Kraft!"

„Treten Sie ein, Herr Graf," sprach Magarethe mit zitternder Stimme, während Josefine in Thränen ausbrach — „sagen Sie uns Alles — ich bin an die schwersten Prüfungen gewöhnt — —"

Don Ramiro trat hinter den Damen in das Palais — sie gingen in den Salon, dessen Wandleuchter durch die Dienerinnen angezündet waren.

Ramiro ließ seine Blicke mit tiefer Theilnahme auf Margarethe und Josefine ruhen —

Dann sprach er, als die Dienerinnen sich entfernt hatten:

„Eine ergreifend traurige Veranlassung ist es, die mir die Gnade verschafft, mich Ihnen nahen zu dürfen! Der Herr Fürst von Monte-Vero, der erst morgen Abend heimkehren wird, hat mich beauftragt, Sie auf ein Ereigniß vorzubereiten, das selbst den Kaiser so tief berührt hat, daß die Jagd ein jähes Ende nahm —"

„Ich weiß Alles," stieß Margarethe hervor — ihre Augen waren thränenlos — ihre Mienen bleich und voll Entsetzen — „ich weiß Alles — Johannes ist todt — —"

Josefine sank auf ihre Kniee und umklammerte weinend ihre Mutter —

„Alle Versuche, ihn zu retten, ihn dem Leben zu erhalten, waren erfolglos!" berichtete Ramiro, der von dem Anblick des knieenden Mädchens tief gerührt war —

In der Thür des Salons erschien die gebeugte Gestalt Martin's —

„O, das ist die schwerste Prüfung meines Lebens!“ hauchte Margarethe, ihr Gesicht mit den zitternden Händen verhüllend.

Der Graf von Teba ehrte den Schmerz der jungen Mutter — er wandte sich ab —

Schimmerte nicht eine Thräne in dem Auge des jungen Edelmannes?

Es war einen Augenblick still in dem Gemach — eine schwüle, drückende Ruhe lag auf den Personen, die es vereinte —

Josefinen's Schluchzen nur und ein schwerer, seufzender Laut von den Lippen Margarethen's unterbrach dieselbe —

Sie sammelte sich — sie bekämpfte den Schmerz — der Abgesandte des Fürsten war ein Fremder — sie hatte Rücksichten zu nehmen — aber sie wehrte ihrem Kinde nicht, das den Schmerz noch nicht wie sie zu bemeistern verstand —

„Mein hoher, liebevoller Vater bat Sie, Herr Graf, das Opfer dieser eiligen Reise zu bringen — ein doppeltes Opfer, denn schwer ist es, der Vermittler so trauriger Botschaften zu sein, ich weiß es! Sie fühlen mit uns — und obwohl wir uns in dieser nächtlichen Stunde zum ersten Male sehen, habe ich tiefes Vertrauen zu Ihnen! Der Schmerz bringt die Menschenseelen schnell näher! Haben Sie Dank für Ihre Theilnahme!“

Margarethe reichte dem Grafen von Teba ihre Hand —

Ramiro beugte vor der schönen, ihm wie eine Heilige erscheinenden Tochter Eberhard's sein Knie und hauchte einen Kuß auf ihre Hand —

„Für den hohen Fürsten von Monte-Vero fühle ich seit dem ersten Begegnen eine tiefe Verehrung — auch Ihnen, Prinzessin, lege ich dieselbe zu Füßen! Die Mutter Gottes mag Sie umschweben, wenn der Schmerz Sie überwältigen will, und Sie trösten und stärken! Wahrlich, solcher Seelen, wie die Ihrige es ist, bedarf es für Schicksalsschläge wie dieser! Ich nehme — verwehren Sie es dem vor Ihrer Hoheit Knieenden nicht! — ein Bild aus diesem trauernden Palaste mit, ein Bild, so hoch und

heilig, daß es mich ewig begleiten wird! Vielleicht — es ist zu einem theuren Wunsche in mir geworden — führt ein gutes Geschick mich noch einmal auf Ihren Weg, Prinzessin, damit ich die Beruhigung empfange, daß Sie den schweren Schlag, den ich zu überbringen bestimmt war, überwinden lernten!"

Margarethe hob Ramiro auf und zog auch Josefine zu sich empor —

„Haben Sie Dank für Ihre tief empfundenen Worte, Herr Graf — es ist grausam, wenn wir etwas Ersehntes nur erlangen, um es dann auf ewig zu verlieren! Leben Sie wohl — die Heiligen mögen Ihnen solchen Kummer fern halten!"

Der Graf von Teba verneigte sich vor Margarethe und dann vor Josephine und verließ den Salon.

Sehen wir nun, was auf der Jagd geschehen war. —

Achtzehntes Kapitel.

St. Cloud.

Wenn man, Paris verlassend, das Bois de Boulogne erreicht hat, dieses Gehölz zur Erholung und Versammlung der höchsten Kreise und der Demi-Monde, während das auf der andern Seite der Stadt liegende Gehölz von Vincennes von dem Mittelstande benutzt wird, dann ist man auf dem besten Wege nach St. Cloud und Versailles, diesen Lustschlössern der verschiedenen Dynastieen von Frankreich.

Es erweckt eigenthümliche Erinnerungen, wenn man sich der bunten Geschicke erinnert, die sich an solche Punkte knüpfen.

Das Bois de Boulogne zieht sich weit hin, von der Stadt bis zu dem nächsten Bogen der hier in Schlangenlinien fließenden Seine. Hat man das Gehölz in seiner ganzen Länge passirt, und den Fluß überschritten, dann gelangt man nach dem kleinen Städtchen St. Cloud, das hauptsächlich aus vielen schönen Landhäusern reicher Pariser besteht.

Das kaiserliche Lustschloß liegt außerhalb der Stadt. Die Erinnerungen, die sich an dasselbe knüpfen, sind bunter Art. Hier wurde Heinrich III. durch Clement 1589 ermordet, hier wurde dann das Directorium gestürzt, dem die Consular-Regierung folgte.

Napoleon ließ das Schloß wundervoll ausschmücken und residirte hier gern als Consul und in der ersten Zeit als Kaiser. Im Jahre 1814 war hier das Haupt-Quartier der Verbündeten und an Stelle Napoleon's schlief im Jahre 1815 Blücher in den Gemächern.

Dann wurde es ein königliches Schloß Louis Philipp's — und nun war es wieder ein kaiserliches, und zwar eines Napoleon's.

Wahrlich, immerhin ein buntes Geschichts-Panorama, das sich an diesem Lustschloß von St. Cloud zeigt, und das zum Nachdenken anregt! Was wird sich noch mehr in seinem Hintergrunde ereignen? —

Nähern wir uns ihm zugleich mit dem Fürsten von Monte-Vero, als er mit dem kleinen Johannes der Einladung zu einer Jagd folgte, die ein so tragisches Ende nehmen sollte.

Eberhard's eleganter Wagen erreichte die Einfahrt gegen Abend.

Vor derselben befanden sich auf und ab gehende Wachposten. Der Diensthabende erbat sich die Karte des Fürsten und trat dann mit tiefer Verbeugung zur Seite.

Johannes blickte auf Alles mit großem Interesse und hatte viel zu fragen.

Das Schloß, das äußerlich ein wenig grau aussieht und fast unfreundlich zu nennen wäre, wenn dieser Eindruck nicht durch die riesigen Bäume, die es umgeben, im Sommer sehr gemildert würde, liegt auf einer Anhöhe.

Wenn man die Einfahrt passirt hat, führen zwei mit rothem Kies bestreute Fahrwege, den Vorpark durchschneidend, zu dem Portal des Schlosses.

Die Eindrücke der Räder und Hufe verriethen es dem Fürsten, daß vor ihm schon mehrere Gäste erschienen waren.

Der Kaiser wurde erst in einer Stunde erwartet.

Die noch unbelaubten Zweige der Bäume bildeten über dem Wege ein Dach, das im Sommer herrlich schattig sein mußte.

Auf den Rasenplätzen befanden sich Statuen, Fontainen und gewaltige Crystall-Kugeln, die im Kleinen ihre Umgebungen abspiegelten. Die Kanonen, die zwischen ihnen aufgepflanzt waren, boten einen seltsamen Contrast zu ihnen dar. Doch waren auch sie ohne Zweifel mehr des Putzes wegen als sonst zu irgend einem Zwecke da.

Der Wagen des Fürsten erreichte die Säulen, welche, den Balcon tragend, zugleich die Auffahrt schmückten.

In dem breiten, alterthümlichen Portal standen zahlreiche Jäger und Lakaien.

Der Diener des Fürsten war schnell vom Bock gesprungen und kam den Lakaien zuvor.

Als Eberhard und Johannes den Wagen verlassen hatten, und das Portal des Lustschlosses betraten, erschien in demselben der Herzog von Morny, um im Auftrage des Kaisers die Gäste zu bewillkommnen.

Dieser schon etwas ergraute Halbbruder des Kaisers verrieth durch seine Liebenswürdigkeit, die er dem Fürsten von Monte-Vero entgegentrug, am besten das Interesse Napoleon's an diesem „Freunde zweier Herrscher", wie der Kaiser den Fürsten stets zu bezeichnen beliebte.

Der Herzog von Morny, in elegantem Jagd-Costüm, wie Eberhard, führte ihn die Marmorstufen hinauf zu den für ihn bestimmten Gemächern und bat ihn dann, zu gemeinsamer Abendtafel in dem großen Empfangssaal des Schlosses zu erscheinen.

Der Fürst und Johannes orientirten sich zuerst in den ihnen für die Nacht angewiesenen Zimmern, die mit dem größten Luxus ausgestattet waren, und begaben sich dann in den in einem Lichtmeere strahlenden Saal, der in kaiserlicher Pracht glänzte, dabei aber überall verrieth, daß es Jagdliebhaber waren, die er heute in sich vereinte.

An den mit gewaltigen Spiegeln geschmückten Wänden befanden sich seltene, schöne Geweihe, grüne Drapperien verhüllten die Fenster und kostbare Waffen lagen auf den Marmortischen an den Säulen.

In der Mitte des Saales war die Tafel aufgeschlagen, auf der man etwa dreißig Gedecke zählte.

Als Eberhard mit Johannes eintrat, erkannte er sofort, daß der Kaiser noch nicht erschienen war. Der Herzog von Morny unterhielt noch die Gäste und kam dem Fürsten entgegen, um ihn mit denjenigen der Herren bekannt zu machen, die er noch nicht gesehen, es waren das: Olozaga, der Gesandte der Königin Isabella, und dessen Sohn, der junge Graf Ramiro von Teba; der

damals noch ein wenig jugendlich aussehende Fürst Metternich — der Lord Motherwell, Attaché der englischen Gesandtschaft — der Gesandte war zur Zeit in London — der Marquis de Montricoux und der damals noch nicht so leidende preußische Gesandte, Graf von der Goltz, der ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber war.

Napoleon hatte stets für seine Umgebung, so weit es ihm erwünscht war, sie zu gewinnen, ein sehr tief dringendes Auge, er verstand es, Jedem Annehmlichkeiten und Verbindlichkeiten zu bereiten, und das hatte für seine diplomatischen Beziehungen stets ganz bedeutende Folgen.

Die andern Herren, welche, gruppenweise plaudernd, im Saale standen, waren dem Fürsten von Monte-Vero bekannt. Es waren die Gesandten von Italien und Amerika und einige Marschälle.

Don Olozaga, der hofmännische Spanier, und der junge Graf von Teba schienen an dem schönen, hochgewachsenen Fürsten großes Interesse zu nehmen, denn sie verursachten ein längeres Gespräch mit demselben.

Der den Lesern unseres Romans „Isabella" bekannte Freund Serrano's und Prim's, dieser Diplomat, wie er sein soll, dieser einflußreiche Mann am Hofe Napoleon's, der unter dem Schein der Unbedeutendheit vielleicht der geschickteste Hofmann seiner Zeit war, dieser galante, feine Olozaga erkannte mit seinem tief dringenden Auge in dem Fürsten von Monte-Vero einen großen und edlen Mann.

Während Don Ramiro, der jugendliche Offizier der spanischen Armee, sich mit dem kleinen, aufgeweckten Johannes unterhielt, wandte Olozaga sich an Eberhard —

„So oft ich," sprach er halblaut, wie Diplomaten von Fach es stets thun, „von Eurer Hoheit auch gehört habe — noch nie war es mir vergönnt, mich Ihnen nähern zu dürfen! Ich preise daher diese Gelegenheit doppelt hoch!"

„Mein edler Don," antwortete Eberhard aus Galanterie in der spanischen Sprache, die ihm ebenso geläufig wie die deutsche, portugiesische, französische und englische war, „ich zog es vor,

mich von Hoffesten fern zu halten! Trotzdem wäre ich fast zu der Ehre gelangt, Ihren Einfluß schon vor einiger Zeit für mich zu erbitten!"

„Es wäre mir erwünscht gewesen, Ihnen dienen zu dürfen, Herr Fürst!"

„Ich gelangte durch Selbsthülfe zu meinem Recht, das in den spanischen Klöstern noch im Argen liegt, doch erst nach recht schweren Drohungen!"

Olozaga zuckte die Achseln —

„Mein hoher Fürst," sprach er mit jenem geheimnißvollen Lächeln, das er bei solchen Gelegenheiten gern über sein Antlitz gleiten ließ, „am Hofe von Madrid übt die Kutte noch einen großen Einfluß aus zum Aerger meiner Freunde, die denselben zu bekämpfen suchen! Ich glaube übrigens vernommen zu haben, daß am Hofe zu Rio Aehnliches der Fall ist!"

„Das ist ein Mißverständniß, mein edler Don! Der Kaiser Pedro —"

„Der Ihnen ein Freund ist, wie man sagt —"

„Ist ein energischer, thatkräftiger Mann, der sich nicht dem Willen eigennütziger und herrschsüchtiger Mönche unterordnet — Niemand weiß das besser als ich!"

„Sie haben Ihr Reich drüben in dem gesegneten Lande —"

„Meinen unbedeutenden Länderstrich, ja! Und ich hoffe, bald nach Monte-Vero zurückkehren zu können!"

„Es wäre mir interessant, morgen bei der Jagd in Ihrer Nähe sein zu dürfen," gestand der Diplomat, in dem Gedanken an Mexico, das mit Eroberungsgelüsten zu überziehen damals Absicht der spanischen und französischen Politik war, „man sagt, daß Sie ein vorzüglicher Schütze seien, Herr Fürst!"

„Ein wenig Uebung aus früherer Zeit, Don Olozaga, seit vielen Jahren, in denen ich in Deutschland war, ist das edle Waidwerk arg von mir vernachlässigt worden! Dennoch nehme ich Ihre Begleitung mit Freuden an, es wird mir Vergnügen machen, wenn das Wild spärlich ist, mit Ihnen mich unterhalten zu dürfen!"

Das Gespräch wurde durch die plötzliche Bewegung unterbrochen, welche das Nahen des Kaisers hervorrief.

Der Herzog von Morny eilte die Marmorstufen hinab —

Die Gäste bildeten den üblichen Halbkreis, um den hohen Monarchen mit einer tiefen Verbeugung zu empfangen.

Louis Napoleon trat nach wenigen Secunden mit seinem Flügel-Adjutanten schnell ein —

Er liebte es, zu überraschen oder doch sehr beweglich zu sein und schneller zu erscheinen, als er erwartet wurde.

Alle Formalitäten waren bei dieser Jagdpartie, zu der nur die Vertreter auswärtiger Souveraine und sehr hohe Gäste befohlen waren, ausgeschlossen.

„Ich begrüße Sie, meine Herren," sagte Napoleon mit seiner bekannten Handbewegung, „nur für diese Tage keine Ceremonien, ich möchte in Ihrem Kreise einmal einige angenehme Stunden zubringen!"

Der Kaiser wandte sich dann sehr huldvoll an Metternich und ebenso gütig an den Grafen von der Goltz —

„Ah," rief er dann, den Fürsten erblickend, „unser Fürst von Brasilien! Seien Sie mir willkommen! Sie entziehen meinem Hofe Ihre interessante Gesellschaft mit einer Consequenz, die ich oft zu bedauern hatte — weshalb das, Herr Fürst?"

„Mein vielbewegtes Leben, Sire, und die wirklich umfangreichen Arbeiten, da ich von hier aus meine Colonieen leite, lassen mich mit meiner Zeit geizen und erfordern oft die Nächte!"

„Ich glaube es Ihnen, Herr Fürst, seitdem ich von dem kaiserlichen Gesandten erfahren habe, wie gewaltig diese Ihre Anlagen sind," sagte der Kaiser, der dem Intendanten des Schlosses ein Zeichen zum Beginn der Tafel gab — „lassen Sie uns Platz nehmen — ich möchte Sie an meiner Seite sehen!"

Eberhard verneigte sich und folgte dem Kaiser zu der Tafel. Auch die übrigen Gäste näherten sich ihren Plätzen.

Der Herzog von Morny saß an der andern Seite des Kaisers —

Die Lakaien trugen die Gerichte auf und füllten eifrig die

Gläser, zuerst mit schweren Tischweinen, dann mit dem beliebten Champagner.

Der Kaiser trank sehr wenig und unterhielt sich desto aufmerksamer mit dem Fürsten von Monte=Vero, den dafür recht viele neidische Blicke trafen.

Eberhard beachtete sie nicht.

Ramiro saß neben dem kleinen Johannes, der die zahlreichen Orden der hohen Gäste ringsum bewunderte.

Man sprach auch von dem Schlosse Angoulême und der Gräfin Poninska, von der Sängerin Theresa und den Ballets —

Da der Fürst schwieg, erlaubte Metternich sich die Frage, ob er die Zaubernächte der polnischen Gräfin nicht kenne, und Eberhard verneinte es, während er wohl bemerkte, daß Napoleon's Augen ihn beobachteten —

Kannte der Kaiser das Geheimniß, das ihn mit jener Sünden=Gräfin verband?

Die Tafel wurde zeitig aufgehoben, da man sich am andern Morgen recht früh schon auf einer Wiese des Parkes versammeln wollte, um die Jagd zu beginnen.

Als Eberhard und Johannes die kostbaren seidenen Betten aufgesucht hatten, die in den für sie bestimmten Gemächern aufgeschlagen waren, sprachen sie noch lange über die Tafel und die Jagd. Der Fürst gab seinem Pflegling mancherlei Anleitungen, bis derselbe entschlummert war.

Eberhard fand keinen Schlaf — es waren quälende Gedanken, die nun, da es still geworden, in ihm aufstiegen — seine Tochter und ihr Kind — Leona, die wie ein böser Dämon stets in seiner Nähe war — sie Alle standen im Geist vor ihm.

Endlich graute der Morgen.

Auf den Höfen und in den Ställen regte es sich bereits, und bald eilten die Diener in den Gängen hin und her.

Die Meute wurde hinausgeführt — die Pferde aus den Ställen genommen, und bald ertönten die Hörner auf der wenig entfernten Wiese.

Sandok hielt im Schloßhof die für den Fürsten und den

kleinen Johannes herbeigebrachten Pferde bereit, Thiere von so vollendetem Bau, daß sie die Aufmerksamkeit aller Gäste und selbst des Kaisers erregten, der die Jagd mit dem Herzog von Morny in einem leichten Wagen abzuhalten beschlossen.

Die Jäger waren längst in dem Walde von St. Cloud, der sich meilenweit hinzieht, vertheilt.

Sie hatten, wie stets bei solchen Hofjagden, den Auftrag, das Wild dem Kaiser unter die Büchse zu jagen.

Man begrüßte sich verbindlich — die schmetternden Hörner tönten durch den noch völlig laublosen Wald — die Meute bellte ungeduldig, und die Pferde wieherten —

Die Zahl der Dienerschaft und der Jägermeister überstieg um mehr als das Doppelte die Zahl der Gäste und folgte in geringer Entfernung.

Der Marquis de Montricoux ritt neben dem Lord Motherwell, der Fürst von Monte-Vero neben Olozaga, dann sprengten einige Marschälle, die ihre muthigen Thiere kaum zu bändigen vermochten, daher, der Fürst Metternich unterhielt sich eifrig mit dem Grafen von der Goltz und Ramiro amüsirte sich über Johannes, welcher auf seinem Isländer die übermüthigsten Späße machte und das kostbare Pferd von kleiner Raçe zu den possirlichsten Capriolen anspornte.

Eberhard sah es und lächelte — Olozaga gestand dem Fürsten, daß der Knabe in seinem jugendlichen Uebermuthe ihm vortrefflich gefalle — auch der Kaiser grüßte aus der Ferne den kleinen Jäger, sich über den Pflegling des Fürsten von Monte-Vero amüsirend.

Man verließ durch das so lange bewachte Gehege den Park und gelangte nun in den Wald von St. Cloud.

In der Nähe des Schlosses, so weit wie etwa die Jagd sich erstrecken sollte, war derselbe von Jägern besetzt — weiterhin an den Höhenzügen, auf denen sich mehrere Köhlerhütten befanden, war er frei. Die Jagd sollte sich diesmal nicht nach der Gegend der Wald-Capelle ausdehnen, die in der Nähe der Schluchten und Höhenzüge romantisch lag und im Sommer fast alljährlich von

der Kaiserin besucht wurde. Wir werden dieselbe auch in einem der nächsten Kapitel zu betreten Gelegenheit finden.

Die Jagd zog sich seitwärts der Capelle und der Köhlerhütten hin.

Bald dröhnten die Schüsse durch den Wald und der Eifer der hohen Jäger wuchs von Stunde zu Stunde.

Da hatten die Forstleute für den Kaiser einen ganz besonderen Genuß vorbereitet — es hatte sich ein Eber gezeigt und man trieb denselben, natürlich wohlbewacht und mit Vorsicht, dem Wege zu, den der Kaiser passirte.

Napoleon gewahrte das wuthschnaubende Thier, aber da er damals schon zuweilen ein wenig leidend war, bat er den Fürsten von Monte-Vero, für ihn das wilde Thier abzufangen.

Das war immerhin eine Ehre — und Eberhard war zu derselben gut erwählt! Während der Fürst Metternich und der Lord Motherwell ein wenig besorgt auf das ungewöhnlich große, borstige Thier blickten, das mit seinen Hauern wüthend die Erde aufriß, sprang Eberhard von seinem Rappen, verneigte sich vor dem Kaiser und ließ das gefürchtete, wilde Thier mit einer imposanten Ruhe auf seinen Hirschfänger laufen — die Hörner ertönten jubelnd auf ein Zeichen des Kaisers, der seinen Wagen verließ und zu dem mächtigen Eber trat, welcher zuckend und zu den Füßen des Fürsten von Monte-Vero lag.

Auch die übrigen Jäger eilten herbei und bewunderten das auffallend große und starke Thier.

Napoleon aber gratulirte dem Fürsten und sagte ihm einige Schmeicheleien — dann überließ man das Ausweiden und Fortschaffen des Ebers den Forstleuten, welche mit Wagen folgten.

Niemand bemerkte bei der sich immer lebhafter entwickelnden Unterhaltung, daß der Pflegling des Fürsten, der kleine Johannes, nicht folgte — selbst Ramiro dachte nicht an ihn, da er von lebhaftem Interesse für den Fürsten erfüllt war und neben diesem und dem Don Olozaga ritt.

Auch der Dienerschaft und dem in der Ferne folgenden

Sandok war es entgangen, daß Johannes sich von dem Wege, welchen die Jagdgesellschaft verfolgte, abgesondert hatte.

Als der Eber die Aufmerksamkeit Aller auf sich lenkte und Ramiro, zum Wagen des Kaisers sprengend, den Pflegling des Fürsten aufforderte, ihm zu folgen, hatte dieser plötzlich seitwärts im Gebüsch einen Rehbock erblickt, der ihn gewaltig lockte! Er hatte noch keinen Schuß gethan, und er wollte doch um keinen Preis ohne eine Trophäe nach dem Schloß von St. Cloud zurückkehren, annehmend, daß für einen angehenden Cavalier nichts so kränkend und demüthigend sein könne, als ohne Erfolge zu bleiben!

Es war ein großer Ehrgeiz in Johannes, doch nur so viel, wie er für einen Jüngling, der etwas erstreben will, nöthig ist!

Johannes folgte daher nicht dem jungen Grafen von Teba, obwohl derselbe ihm sehr gefiel, sondern heimlich, um ihn allein zu erlegen, dem flinken Rehbock, der, als er den kleinen Reiter bemerkte, sich eilig in die Büsche schlug.

Dieses schnelle Entfernen reizte den nicht so leicht zu entmuthigenden Johannes nur noch mehr —

„Warte, Rehbock," rief er, nachdem er sich überzeugt hatte, daß Niemand ihm folgte, Niemand sein von ihm in's Auge gefaßtes Wild gesehen hatte, „es wäre ja eine Schande, wenn du mir entkommen solltest!"

Und Johannes, der kleine, kühne Jäger, gab seinem Isländer die Sporen, daß er sich hochauf bäumte und sprengte dann auf dem schmalen Waldpfade hin, der ihn immer mehr von der Jagdgesellschaft entfernte.

Es mochte etwa Mittag sein, die Sonne erhellte mit ihren schon den Frühling verheißenden Strahlen den noch unbelaubten Wald — nur hier den Theil desselben, dem Johannes sich nun näherte, durchdrangen die Strahlen spärlicher, da er meistens aus alten, breitästigen, immergrünen Tannen und Fichten bestand.

Wie ein fernes Echo ertönten die Hörner des kaiserlichen Zuges herüber —

Johannes hörte sie nicht — er hatte längst die für die Jagd

abgesteckte Grenze, welche die Jägerburschen schon verlassen hatten, um zu dem Zuge zu stoßen, passirt. Da sah er das Reh fern, nachdem es immer wieder zwischen den Bäumen aufgetaucht war, versinken —

„Oho," rief der eifrige Johannes, „was bedeutet das — du sollst mir nicht entgehen! Es wäre ja eine wahre Schmach, und ich dürfte mich vor dem Onkel Eberhard gar nicht sehen lassen, wenn ich dich nicht mit meiner Büchse erreichte!"

Er sprengte zwischen den Bäumen hin, den seiner Hand sich gern anvertrauenden Isländer geschickt zügelnd, der Stelle zu, an der das Reh versunken war.

Es hatte sich in eine der Schluchten zu retten versucht, hinter denen sich die Höhenzüge weithin erstreckten.

Ein Anderer wäre nun vielleicht umgekehrt — nicht so Johannes, den die neue Gefahr nur noch mehr lockte und reizte!

Mit einem lauten Jubelruf trieb er das Pferd an — er sah den Rehbock unten durch die Gebüsche eilen.

Johannes war ganz in der Nähe der Wald-Capelle — aber er hatte kein Auge für sie.

Ohne Zögern sprengte er in die nicht allzu steile Schlucht hinab und dann in derselben hin.

Da endlich glaubte er das Wild zum Schuß zu haben — er schloß seine Schenkel eng um die Weichen seines guten Isländers, ließ den Zügel fallen und riß die geladene Büchse an die Wange —

Der Schuß dröhnte —

Johannes jubelte laut auf, daß sein Ruf weit ertönte — er sah, wie der Rehbock einen verzweifelten Satz machte —

„Getroffen — hallo — getroffen!" rief er und wollte eben nach der offenen Stelle sprengen, an der das verwundete Thier zu Fall kommen mußte, als plötzlich ganz in seiner Nähe hinter einer dicken Ulme ein heller Strahl aufblitzte und er zugleich mit dem Schuß einen heftigen Schmerz empfand, der ihm die Besinnung raubte —

Johannes sank getroffen von seinem Pferde, das ihn durch

das Gebüsch mit sich schleifte, bis die kleinen Füße des Knaben sich aus den leichten Steigbügeln befreit hatten —

Er lag regungslos unter den Bäumen da, während der Isländer wiehernd davon jagte —

Hinter dem dicken Stamm der Ulme aber trat ein Mann hervor, der einen leichten Mantel trug und seinen breitkrempigen Hut tief in das Gesicht gezogen hatte — ein Zweiter, hinter einem entfernteren Baum vortretend, gesellte sich zu ihm.

Sie sahen aus wie zwei Wilddiebe und näherten sich der Stelle, an der der Knabe lag, aus dessen linker Seite das Blut rann —

„Er ist es!“ sagte halblaut derjenige, welcher geschossen hatte, seinen Hut ein wenig lüftend — Fuchs war es! —

„Die Kugel hat gefaßt, er kommt nicht mehr zu sich,“ meinte der Andere, in dem wir den rothen Ede erkennen, sich zu dem kleinen Johannes neigend und die getroffene Seite betrachtend, „es ist Herzblut, was da fließt!“

„Das war meine Rache, Eberhard von Monte-Vero,“ rief Fuchs laut — „die Gräfin und der Baron werden sich freuen, daß ich mein Wort gehalten habe!“

„Er kam Dir auch gerade in den Schuß!“

„Wenn er nicht gekommen wäre, wäre ich gekommen, und hätte ich bis in die Nähe des Jagdzuges dringen sollen! Der Flüchtling von La Roquette kennt keine Furcht, solche Thorheiten hat er gelernt sich abzugewöhnen! Hierher, hierher, Ihr Herren! rief er, daß es laut durch den Wald tönte, „hier ist noch ein getroffenes Hochwild!“

„Laß uns eilen, Fuchs!“ ermahnte der rothe Ede.

„Nicht doch! Nun will ich mir auch noch den Anblick gewähren, den meine Rache mir bereitet, den Genuß, einen Fürsten knieen und weinen zu sehen! Ja, dieser Fuchs ist ein gefährlicher Feind! Es soll Dir die Lust vergehen, ihn noch ferner zu verfolgen!“

„Hörst Du die Hörner näher kommen?“

„Sie rufen einen Todten!" antwortete Fuchs und das klang grauenhaft — —

Zu seinen Füßen lag der kleine Johannes mit gebrochenen Augen — sein grünes Jäger Habit war an der linken Seite wie auch die Erde rings mit seinem rothen Blute bedeckt — die Büchse war ihm entfallen — sie lag in geringer Entfernung unter den Bäumen — die Arme hingen schlaff an dem leblosen Körper herab — —

Der kleine Johannes hatte seine Seele ausgehaucht! Dieser liebliche, unschuldige Knabe sollte nicht seine Mutter sehen, sollte nicht an Magarethens Herz sinken und Josefine als seine liebe Schwester begrüßen!

Und doch sehnten sich Beide so nach ihm!

Er mußte sterben, während seine Mutter sich mit Schmerzen nach ihm bangte — er mußte sterben, ohne ihre Liebe empfunden zu haben!

Wehe dem Elenden, dem gedungenen, gräßlichen Mörder, der noch triumphirend an seiner Leiche zu stehen wagte!

Auch seine Stunde wird schlagen — und sie wird furchtbar sein!

Der kleine Johannes, der Liebling des Fürsten, der vielversprechende, herrlich sich entwickelnde Knabe, ein Opfer dieses verruchten Verbrechers — ein Opfer Leona's und Schlewe's!

Der hinkende, satanische Baron hatte ja den Gefangenen von La Roquette nur befreit, damit er noch diesen neuen Mord beging! — Dieser feige Schurke im Kammerherrnkleide hatte ja nicht einmal den Muth, selbst seinen Haß an dem hohen und edlen Fürsten von Monte-Vero auszulassen! Dieser Fluchwürdige haßte den herrlichsten Mann seiner Zeit, weil er vor ihm seine Niedrigkeit und Gemeinheit empfand — er haßte ihn wie jeder Erbärmliche den Hohen!

Ja, wenn er noch in seinem Haß den Muth gehabt, ihm selbst offen entgegenzutreten, ihn zum Zweikampf zu fordern — dann hätte er doch wenigstens einen Charakter gezeigt! So aber war er nichts, als ein elender, feiger Bösewicht, erbärmlicher

noch wie dieser gräßliche Fuchs, dessen Mörderhand er gebrauchte — erbärmlicher und verächtlicher, als die Gräfin Poninska, die doch noch einen Zweck kühn verfolgte, ein Ziel, wenn auch ein teuflisches!

Dieser feige Schurke, der sich einen Baron nannte und der allen Sünden heimlich diente, hatte eine Strafe verwirkt, die derjenigen nichts nachgab, welche der Himmel über Fuchs und seinen Kumpan verhängt hatte! —

Die Zeit dieser Vergeltung nahte!

Die Elenden thürmten selbst Schuld auf Schuld — nun war das Maß wohl bald übervoll! —

Die Hörner drangen näher und näher —

Man hatte in dem Jagdzuge des Kaisers ohne Zweifel die beiden kurz nach einander gefallenen Schüsse vernommen und den Pflegling des Fürsten vermißt —

Aber das ahnte wohl noch Niemand, daß der Liebling Eberhard's, ein Opfer verruchter Mörderhand, todt in der Nähe der Wald-Capelle an den Gebüschen lag.

Der rothe Ede erfaßte den Arm des frechen Mordgesellen, der noch neben dem blutenden Knaben stand — er zog ihn mit Gewalt fort von der rothgefärbten Stelle des Waldes —

„Laß uns bis zu der Capelle zurücktreten," sprach er, „von dort aus können wir Alles beobachten, was geschehen wird!"

„Sie kommen — sie folgen dem Schall," antwortete Fuchs und wich, dem Drucke Eduard's nachgebend, zurück, „ha, wenn sie uns fänden, das wäre ein Jubel, das wäre ein Fang! Aber Fuchs fürchtet Euch nicht! Der Einzige, den ich zu fürchten hätte, wird bei diesem Anblick unfähig sein, an mich zu denken! Ich glaube, die Lust, mit mir eine Feindschaft zu unterhalten, wird ihm vergehen! Das war für die Fahrt in der Nußschale auf dem Meere, für die Todesangst, für die Tage im Bagno!" rief er zähneknirschend.

Der rothe Ede riß ihn heftig zurück —

„Sie können Dich hören," rief er mit gedämpfter Stimme, „sie sind ja ganz in der Nähe!"

„Das sollen sie!“ schrie Fuchs, wie ein Wahnsinniger — er hatte Blut gesehen — das machte ihn immer wild!

Wirklich vernahm man bereits an mehreren Stellen deutlich die Rufe und Stimmen der Suchenden —

Das Geräusch durch die Gebüsche heransprengender Reiter wurde hörbar —

Fuchs und sein Begleiter zogen sich nach der Wald-Capelle zurück, die fern durch die Baumstämme schimmerte.

Als sie verschwunden waren, brachen Eberhard und Ramiro durch das Dickicht —

An allen Seiten ertönten die Signale der Waldhörner — ihr Echo hat etwas Klagendes, Melancholisches.

Da erblickte Ramiro zuerst die Büchse des kleinen Johannes und dann ihn selbst auf dem welken Laube an den noch dürren Gebüschen.

Er sprengte näher —

„Heilige Jungfrau!“ rief er entsetzt, „Sie hatten Recht, Hoheit, daß zwei Schüsse kurz hintereinander hier gefallen sind, und daß einen davon Johannes nur abgeben konnte!“

Der Fürst war zu der blutbedeckten Stelle gekommen — er sprang von seinem Pferde und warf den Zügel desselben dem ihm folgenden Mohren zu —

„Mein Johannes — ermordet!“ rief er, und diese Worte verriethen den tiefen Schmerz seiner Seele, die Liebe, die er für den Knaben empfunden — er bückte sich zu ihm hinab und hob ihn auf seine Arme — er sah in die gebrochenen, leblosen Augen —

„Er ist todt — unrettbar!“ hauchte er — „wer that mir das! Welcher Fluchwürdige mordete diesen unglücklichen Knaben? O, ich will ihn verfolgen — mir ahnt etwas Furchtbares! Sandok, bleibe bei meinem todten Liebling, bis ich zurückkehre!“

Während der Mohr sich mit lauten Klagen auf dem Leichnam des kleinen Johannes warf, den auch er liebte, sprengte der Fürst, begleitet von Ramiro, durch den Wald hin. Sie fanden den erlegten Rehbock und ließen die Wald-Capelle rechts liegen,

um zu den Köhlerhütten zu gelangen, welche links auf den Anhöhen sich befanden —

Eberhard hoffte von ihnen eine Aufklärung erhalten zu können.

Die zu Sandock stoßenden Jäger gaben die Signale, daß der Gesuchte gefunden, und es nahte sich im Auftrage des Kaisers sehr bald der Herzog von Morny in Begleitung des Marquis von Montricour.

Sie brachten dem Kaiser, der sofort befahl, die Jagd zu unterbrechen und zu beenden, die Trauerbotschaft, welche denselben sehr ernst berührte — nicht allein, weil er erwartet, in dem Walde von St. Cloud gegen Meuchelmörder gesichert zu sein, sondern auch, weil ihm der Fürst von Monte-Vero leid that.

Eberhard und der theilnehmende Graf von Teba erreichten die Hütten der Köhler und erfuhren von ihnen, daß sich zwei unheimliche Gesellen seit dem Morgen in diesem Theil des Waldes an verschiedenen Punkten gezeigt hätten.

Die Männer hielten sie für Wilddiebe.

Eberhard aber ließ sich, soweit es den Köhlern möglich war, die beiden Mörder beschreiben, und nun wurde es ihm zur Gewißheit, daß Fuchs und sein Kumpan die gräßliche That vollbracht hatten —

Ein Zug gerechten Zornes verdüsterte das Antlitz des Fürsten. Er sann einen Augenblick nach — dann bat er Ramiro um den Ritterdienst, da er entschlossen war, schnell den Wald, soweit es möglich war, zu durchsuchen, nach seinem Palais in Paris zu eilen, um dort auf seine Rückkehr vorzubereiten.

Er eilte zu der Leiche seines Lieblings zurück, befahl dem Mohren, den todten Knaben nach dem Schlosse von St. Cloud zu tragen, und stürmte, begleitet von einigen Jägern, während der Graf von Teba nach Paris eilte, hinter den entwichenen Verbrechern her.

Er fand ihre Spur und verfolgte sie mit Hülfe der Schweißhunde bis zur Seine — dort schienen die beiden Mordgesellen ein Boot bestiegen zu haben —

Vergebens suchte man bis tief in die Nacht nach einer Fortsetzung dieser Spur — die Verbrecher hatten eine Verfolgung unmöglich gemacht. Der einzige Erfolg des Suchens war der herrenlose Isländer, den man einfing.

Am nächsten Tage brachte Eberhard den todten Johannes in seinem Wagen nach seinem Palais, das er mit ihm so freudig verlassen — er vernahm dort erst die Enthüllung eines Geheimnisses, das seinen Schmerz nur noch vermehrte.

Neunzehntes Kapitel.

Der Schwur in der Wald-Capelle.

Tiefe Trauer herrschte in dem Palaste des Fürsten von Monte-Vero, Trauer bis auf den geringsten Diener — Alle hatten den kleinen Johannes, der Jedem stets in Tagen der Noth seine Hülfe gewährt, indem er den guten Onkel Eberhard voll Mitleid um Beistand für den Bedürftigen bat, sehr lieb gehabt! Er war ein guter Geist des Palastes gewesen, ein immer freundlicher Vermittler zwischen den Untergebenen und dem Herrn — nun lag er tief in der kühlen Erde — nun kam er nicht mehr mit übermüthiger Laune, die ihm so gut stand, und die nie in Ungezogenheit ausartete, zu den prachtvoll eingerichteten Ställen, um den Isländer nach der Reitbahn führen zu lassen, welche der Fürst für ihn im Hintergrunde des Parkes hatte erbauen lassen, nun schwang er sich nicht mehr mit einem kühnen Sprunge auf den Rücken des wiehernden, die dicke Mähne schüttelnden Thiers, das er so gern getummelt.

Der Isländer blickte sich immer wieder, still im Stalle stehend, nach seinem kleinen Herrn um — er spitzte vergebens die Ohren, auf den Ruf desselben wartend — —

Der kleine Johannes rief ihn nicht mehr — — die Reitbahn war still und öde geworden — im Parke sah man nicht mehr wie früher Josefine und Johannes in kindlich übermüthigem Spiele — es war Alles so anders geworden!

Der Isländer stand traurig da und ließ den Kopf hängen — der Stallmeister mochte ihn gar nicht ansehen — Martin ging gesenkten Kopfes einher, und Sandok grämte sich — —

Aber in dem Mohren war außer dem Gram noch eine andere quälende Empfindung — dieser Schwarze, instinctiv fühlend, woher dieser neue Schlag gekommen, konnte sich nach Art seines Stammes des tiefsten Hasses nicht erwehren, der in ihm von Woche zu Woche zunahm und reifte.

Zu Martin hatte er stets großes Vertrauen gehabt, und dasselbe war noch gewachsen, seitdem der Steuermann der Germania, treu sein Wort haltend, den Mohren stets „Bruder Sandok" nannte.

Man wird sich erinnern, daß Martin diese Auszeichnung dem Schwarzen versprach, wenn es ihm gelang, wirklich von der Gräfin den Aufenthalt Margarethens zu erfahren — Sandok hatte sein Versprechen erfüllt und Martin das seinige auch.

Als der Fürst mehrere Monate nach dem Tode des Knaben mit Margarethen und Josefinen durch den sommerlich grünen und schattigen Park wandelte, fand der Mohr den Steuermann der Germania in der Nähe des Domestiken-Hauses — er blickte den drei Trauernden nach und murmelte eben:

„Herr Eberhard wird es den Schurken schon bezahlen!" als Sandok seine Schulter berührte.

„Oho — ich habe Dich ja gar nicht gehört, Bruder Sandok, Du hast noch immer verdammt leise Tritte!"

„Leise Tritte sind gut, Steuermann Martinez, leise Tritte kommen aus Sandok's Herz!" flüsterte der Schwarze, und seine Augen rollten dabei, daß das Weiße sichtbar wurde.

„Das soll der Teufel verstehen, Afrikaner! Deine leisen Tritte kommen aus Deinem Herzen?"

„So ist es, Steuermann Martinez — Sandok ist von Haß und Racheburst erfüllt, und Nigger schleicht immer, wenn er haßt!"

„Potz Himmeldonnerwetter! — dann schleichst Du auch zu mir?"

„O, Sandok nicht hassen guten Steuermann Martinez!"

„Das wollte ich mir auch sehr ausgebeten haben!"

„Sandok schleicht, weil Herz voll Haß ist gegen Mörder von kleinem Liebling!"

„Das läßt sich eher hören, Bruder Sandok, mein Herz ist auch voll Haß gegen die Halunken!"

„Sandok hat nicht Ruhe, nicht Schlaf! Oft stehen Sandok auf in finsterer Nacht, und Zähne knirschen vor Wuth!"

„Oho, Dein Gesicht wird ja ordentlich blutgierig?"

„Sandok kann nicht länger warten, Sandok muß rächen Massa und kleinen Liebling!"

„Du bist ein sonderbares Geschöpf, Sandok —"

„O — Bruder Sandok heißt es!"

„Dazu hast Du ein Recht — also Bruder Sandok, Du bist ein sonderbares Geschöpf! Ueberlaß die Rache und Strafe nur Herrn Eberhard, der wird am besten wissen, was für diesen gottverdammten Fuchs, der dem Schaffot entkam, und für den rothen Ede am besten ist!"

„Gut, Steuermann Martinez, Massa wird strafen Fuchs und rothen Ede, Bösewichte, aber Sandok wird strafen andern Bösewicht!"

„Was hast Du denn schon wieder vor? Deine Augen rollen ja, daß Einem angst und bange dabei werden kann!"

„O, Sandok hat gute Bekanntschaft gemacht im Schloß von Kaiser — Sandok hat Geheimniß kennen gelernt!"

„Laß hören, was ist es für ein anderer Bösewicht, den Du strafen willst, und was ist es für ein Geheimniß, das Du in St. Cloud kennen lerntest?"

„Steuermann Martinez schweigen?“ fragte der Mohr.

„Gewiß, Bruder Sandok, heraus mit der Sprache!“

„Fuchs und rothen Ede wird strafen Massa, aber sind nicht allein Mörder von Johannes!“

„Du meinst, der Baron Schlewe ist der Schlimmste?“

„O ja, Steuermann Martinez, Baron ist der Schlimmste! Baron muß sterben — grausam sterben — sterben wie Massa von schwarzem Marzellino!“

„Potz Himmeldonnerwetter! Mohr — Du willst doch nicht auch mit dem Gurgel-Abbeißen anfangen?“

„Schlimmer sterben als Massa von Marzellino — Baron muß umkommen wie wildes Thier — Baron muß sterben zehn Stunden lang in Qual und Schmerz!“

„Das läßt sich hören, Bruder Sandok — dieser Kammerherr ist ein verdammter Schurke, der die meiste Schuld an Allem trägt, Du hast vollkommen Recht! Aber was hat das mit dem Geheimniß zu thun, das Du in St. Cloud erfuhrst?“

„O viel, Steuermann Martinez, sehr viel! Sandok hat getroffen in Schloß von Kaiser Bruder, schwarzen Bruder!“

„Wie, in St. Cloud ist ein Schwarzer?“

„Moro, Diener von Kaiser, wie Sandok Diener von Massa!“

„Den habe ich ja aber noch nie gesehen?“

„Moro bleiben in St. Cloud und nur bei Kaiser selten — aber Moro klug und gut!“

„Und dieser schwarze Bruder hat Dir ein so wichtiges Geheimniß vertraut?“

„Kam durch Zufall, Steuermann Martinez! Sandok einen Tag vor Massa in Schloß eingetroffen — Sandok müde und hat wollen schlafen in Gemach unten.“

„Potz Himmeldonnerwetter! Bruder Sandok, Du gehörtest in die Ställe und nicht in die Gemächer!“

Der Mohr lächelte — —

„Sandok wissen wohl — aber in Gemach unten, wo Sandok wollte schlafen, wohnt Niemand — Gemach mit schwebendem

Engel — sehr schön, Steuermann Martinez, so schön, daß Sandok nicht konnte fort von schwebendem Engel!"

„Das soll der Teufel verstehen! In dem Gemach, in dem Du schlafen wolltest, befand sich ein schwebender Engel?"

„O ja, Steuermann Martinez, so ist es! In Gemach an rother Wand schwebt weißer Engel über Bett unten."

„Und dort schliefst Du?"

„Nein, Sandok wollte schlafen auf Bett — Moro kam und riß Sandok fort von Bett!"

„Das glaube ich," lachte Martin, „Bruder Sandok war einmal unverschämt?"

„O, nicht darum Moro gekommen, nicht darum Sandok fortgezogen. Weißer Engel ist Würge-Engel — bringt um Jeden, der unten schläft!"

„Bruder Sandok, Du bist ein Narr!"

„Steuermann Martinez — —"

„Ich kann mir nicht helfen — Du bist ein Narr! Erst willst Du mir einreden, die alte Ursula spuke umher — ist kein wahres Wort daran! Und nun kommst Du mir mit neuen Gespenster-Geschichten — bleib' mir vom Halse!"

„O, Steuermann Martinez kann glauben und nicht glauben! Sandok hat keinen Schaden davon!"

„Wie der Afrikaner schon reden und denken lernt," meinte Martin, „also ich kann glauben oder nicht glauben, das ist Dir ganz gleich? Wenn ich Dir nun aber sage, daß Du Unsinn sprichst, he?"

„Wenn Steuermann Martinez sein ungläubig, kann Sandok nicht dafür und wird gehen."

„Potz Himmeldonnerwetter, Neger, Du wirst ja ordentlich kurz angebunden?" meinte Martin, den Schwarzen zurückhaltend.

„Neger? Bruder Sandok sagt Steuermann Martinez!"

„Richtig! Nun erzähle Deine Geschichte ordentlich, Bruder Sandok!" lachte Martin, der im Grunde doch ein wenig neugierig geworden war. Die Andeutungen des Schwarzen hatten nicht ihre Wirkung verfehlt.

„Moro zog Sandok fort aus Gemach, weil weißer Engel so schön, o so schön! ist Würge=Engel! Wer auf Bett schläft, ist am Morgen todt! Engel steigt herab und würgt in stiller Nacht —“

„Der Moro ist ein eben solcher Thor, wie mein Bruder Sandok!“

„Nicht Thor, Steuermann Martinez! Engel hat erwürgt erst Diener von Kaiser vor zwei Jahren, dann Haushälterin von Schloß vor einem Jahr und dann betrunkenen Leibkutscher in diesem Jahr! Haben immer am Morgen todt dagelegen und sind am Abend ganz gesund unter Engel eingeschlafen, Steuermann Martinez lachen, aber ist doch wahr!“

„Und zu dem Würge=Engel wolltest Du den Baron locken, Bruder Sandok?“

„Moro und Sandok werden locken!“

„Er wird sich hüten und Euch nach St. Cloud folgen!“

„O, Baron wird folgen, Steuermann Martinez, mein Wort, Baron wird folgen und wird an nächstem Morgen sein todt, wie kleiner Liebling von Massa!“

„Das wäre Dein Meisterstück, Bruder Sandok!“

„O, hat Steuermann Martinez schon voriges Mal auch gesagt und hat gelacht dabei,“ meinte mit listiger Miene der Schwarze, „und als Sandok nachher hat Briefe und Nachricht gebracht, da war nichts!“

„Du willst damit sagen, daß ich Dir diesmal auch glauben müßte, Bruder Sandok, doch das war eine andere Sache! Damals handelte es sich um Deine Geschicklichkeit und weiter nichts, diesmal sind es Zaubergeschichten —“

„Steuermann Martinez hat damals nicht geglaubt und muß doch armen Neger nun Bruder Sandok nennen — er glaubte diesmal nicht und wird doch bald sehen, daß armer Sandok hat wieder Recht gehabt!“

„Potz Himmeldonnerwetter, wie Du sicher bist! Nun, wir wollen sehen — ich will Dich nicht stören! Mach' was Du willst! Doch mit dem Würge=Engel bleib mir vom Halse, Bruder San=

dok, eine weiße Natur rückt und rührt sich nicht, und wenn Du auch tausend Sprüche murmelst! Da müßte die weiße Figur an Herrn Eberhard's Bett in Monte-Vero ja auch zur Nachtzeit herab steigen und Hokus Pokus machen! Laß Dich nicht auslachen, Bruder Sandok, und locke den Baron gar nicht nach St. Cloud, das ist nicht lohnend!"

„In zwei Monaten ist Baron erwürgt von Engel!"

„Nicht so eilig, Bruder Sandok!"

„Nun, Steuermann Martinez, Sandok will nicht versprechen, was Hinderniß ändern kann — aber in Jahr und Tag Baron ist erwürgt von Engel in Schloß!"

„Wir wollen sehen," lachte Martin, Herrn Eberhard, der sich mit Margarethe und Josefine in das Palais begab, folgend, „wollen sehen, Bruder Sandok!"

„Armer Nigger todt in Jahr und Tag oder Baron Bösewicht und Schurke todt!" rief Sandok eifrig hinter ihm her, „habt Ihr gehört, Steuermann Martinez? Sandok springen in Seine, wenn Baron nicht todt von Engel!"

„Nicht so hitzig, Schwarzer!" rief Martin zurück —

„Bruder Sandok heißt das — Sandok will sein Recht!"

Der Steuermann lachte herzlich vor sich hin, während er nach der Veranda schritt und der Mohr sich nach der Einfahrt des Gitters begab, da eine Equipage sich derselben näherte. Er war nicht in der besten Laune, da Martin ihm nicht wieder geglaubt hatte, außerdem war er, wie das bei den Schwarzen so leicht geschieht, sehr erregt, so daß ihm die Adern an der Stirn und an den Händen dick aufschwollen.

„Er soll erleben, daß Sandok Wort hält! Entweder in Jahr und Tag Baron erwürgt von Engel, oder Sandok in trüben Wellen von Seine todt!"

Mit diesen leise gemurmelten Worten näherte er sich dem Gitter.

Ein Diener sprang von dem Tritt der Equipage — ein zweiter blieb auf demselben stehen —

Der Mohr erkannte daraus, daß es ein ganz besonders vornehmer Besuch war, welcher nahte —

Er öffnete die Einfahrt, während der Diener zu ihm trat.

„Ist das hier das Palais des Herrn Fürsten von Monte-Vero?" fragte er in deutscher Sprache.

„O ja," antwortete Sandok freundlich, „ist Palais von Hoheit!"

„So meldet dem Herrn Fürsten sogleich den Prinzen Waldemar, Königliche Hoheit, mein Freund!" sagte der Diener.

„Sehr gut, Sandok wird melden!" rief der Mohr und eilte nach der Veranda und dann in Herrn Eberhard's Gemach. Der Fürst hatte dasselbe soeben aufgesucht, um noch bis spät in die Nacht allein zu arbeiten.

Martin machte sich noch in den Gängen des Palastes zu thun.

Eberhard erblickte den Mohren —

„Was giebt es, Sandok?" fragte er freundlich.

„Draußen am Gitter steht Equipage von hohem Prinzen, Massa," antwortete der Mohr.

„Nun — und weshalb störst Du mich?"

„Prinz Waldemar läßt sich bei Massa melden!"

„Wie, der Prinz Waldemar?" sprach Eberhard, sich erhebend — es war eine schnelle Bewegung, wie Jemand sie thut, wenn er heftig ist — dann ließ sich der Fürst wieder auf den geschnitzten Stuhl nieder, auf dem er an seinem Schreibtisch gesessen — „das ist seltsam —"

Eberhard überlegte einen Augenblick, ob er den Prinzen nicht abweisen sollte — ob er ihm die Gunst, ihn zu empfangen, wohl schuldig war —

Es wäre beleidigend und vor der Dienerschaft nicht recht gewesen, wenn der Fürst, das fühlte er, den Besuch des deutschen Prinzen von sich abwehrte, nun derselbe sich ihm melden ließ, nun derselbe ihn aufsuchte —

„Bitte den Prinzen hier in mein Gemach!" befahl er dem wartenden Mohren, der sich entfernte.

Eberhard's hohe Stirn verfinsterte sich —

Weshalb störte jener Mann die Ruhe seines Palastes? Was suchte er noch auf dieser Schwelle, nachdem er eine schwere Schuld auf sich geladen?

Wie war es möglich gewesen, daß er etwas vernommen, was Eberhard doch zu verschweigen gebeten hatte und was die zarte Prinzeß Charlotte auch nicht verrathen haben konnte?

Wenn Margarethe den Prinzen erblickte!

Wenn er eine Stunde früher gekommen wäre und sie — sie, die sein Opfer war, in dem Parke neben dem Fürsten gefunden hätte —?

Es wäre ein schmachvoller und erdrückender Augenblick gewesen, sagte Eberhard sich — —

Es war besser so, daß er allein den Prinzen sah und sprach — den Mann, den er nicht ohne ein Gefühl der Mißachtung betrachten konnte!

Eberhard's Leben war nicht befleckt durch eine Schuld, wie jener Prinz sie auf sich geladen — —

Seine Vergangenheit lag wie ein reines, aufgeschlagenes Buch da! Und fanden sich auf den Blättern auch zahlreiche Wirren und Kämpfe, Sorgen und Abenteuer verzeichnet — keins trug einen schwarzen Fleck — alle waren sie rein!

Eine Wolke lag auf der Stirn des Fürsten, während er dem Erscheinen des Prinzen entgegensah — der Edle zürnte — seine Seele war belastet.

Da öffnete Sandok die Thür des Gemaches —

Waldemar — nicht mehr der jugendliche, bleiche Prinz von früher, sondern ein schöner, kräftiger, ernster Mann, stand vor dem Fürsten, der demselben prüfend und schweigsam entgegensah — —

Die Portière schloß sich hinter ihm — er blieb einen Augenblick vor dem hohen, zürnenden Fürsten wortlos stehen — Waldemar erhob sich an der Herrlichkeit des edlen Mannes, vor dem er schweigend stand — er fühlte seine Nähe — es war ihm, als übten seine Blicke auf ihn schon einen tiefen Eindruck aus — er

fühle den Vorwurf, die stummen Fragen, die gerechten Worte des Zornes — und er ertrug sie wie ein wahrhaft Reuiger — wie ein Mann!

„Ich komme, Herr Fürst, um mein Leben in Ihre Hand zu legen," sprach Waldemar endlich mit tiefer Stimme, „ich komme weit her, um mein Schicksal von Ihnen bestimmen zu lassen!"

„Seltsame Worte, mein Prinz! Wir sind Sterbliche und unser Schicksal liegt nicht in unsern Händen! Wie ohnmächtig wir sind, haben Sie vielleicht noch nicht, ich aber sehr schwer erkennen gelernt! Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?"

Eberhard bot dem Prinzen keinen Sessel —

Was sie abzumachen hatten, sollte kurz sein — er wollte stehend die Förmlichkeit erledigen.

Waldemar erkannte es — er erbleichte heftig — —

Aber er mußte sich sagen, daß es gerecht war! Es loderte nicht in ihm zornig auf — er ertrug die Demüthigung!

„Hören Sie mich, Herr Fürst," sprach er mit etwas unsicherer Stimme — „was mich herführt, ist nicht eine Laune oder ein unüberlegter Schritt — es ist ein Drang meines Herzens, gegen den anzukämpfen ich keine Kraft habe! Ich komme nicht zu Ihnen als der Prinz Waldemar — ich komme als der Mensch Waldemar, der bei Ihnen Rath, Hülfe, Heilung sucht — verweigern Sie dieses Almosen mir nicht, diese Gabe Ihres großmüthigen Herzens, das so Viele beglückt — stoßen Sie mich nicht als einen Unwürdigen zurück!" — der Prinz sprach diese Worte mit gedämpfter Stimme, indem er sich dem Fürsten näherte — „ich komme bittend, komme hoffend zu Ihnen, seien Sie milde, wie Sie es immer waren!"

„Ich bemühte mich in meinem Leben, stets gerecht zu sein, Prinz Waldemar — die Gerechtigkeit und die Selbstüberwindung, das sind die Hauptfactoren für uns Menschen! Mein Wahlspruch war es zu allen Zeiten — ich bin ihm nie untreu geworden: Gleiches Recht für Alle! Sprechen Sie — ich will nach diesem Spruche das Urtheil fällen, das Sie von mir einfordern! Gestehen aber will ich Ihnen, daß es mir lieber gewesen wäre,

wenn Sie es nicht von mir gefordert hätten! Genug — ich bin bereit zu hören!"

„Ich werde kurz sein, mein Fürst, um Ihre kostbare Zeit nicht zu vergeuden! — Es lebte in einer deutschen Residenz ein Jüngling, dem sein Vater, bevor er starb, einen Erzieher gab, den er für gut und treu und klug hielt! Halb Erzieher, halb Rathgeber brauchte dieser Schändliche seine Macht, um den Jüngling, der seine schwarze Seele nicht erkannte, da er arglos und vertrauend war, mit allen Netzen in die Arme der Sünde zu ziehen! Der Jüngling hätte zurückschrecken müssen — er wäre früher erwacht, wenn jener Vertraute es nicht verstanden, seine Schlingen so sorgsam, so fein und geschickt auszuwerfen, so allmälig den Jüngling von dem Pfade des Guten und Edlen abzulenken, daß derselbe seine Verirrung gar nicht fühlte. Er lockte ihn von einer Lust zur andern, machte ihm Alles recht gefügig und leicht, kurz — er war ein Mephisto für den Jüngling, der ihn in den Abgrund hinabzog!

„Schon war der Arme bleich und widerstandslos! Die Macht der Sünde ist groß und ihr Verderben kommt über Nacht!

„Da erblickte der Jüngling eines Tages an einem einsamen Wege ein betendes Mädchen — er fühlte sich hingezogen zu dem kindlich schönen Wesen — er wollte es grüßen — aber es verschwand ihm! Er liebte dieses Mädchen — er hatte wahrhaft noch nie geliebt — dieses holde Wesen liebte er heiß und unsäglich!

„Das sah der elende Rathgeber! Unfähig, an wahre Liebe zu glauben, fand er Wege, jenes Mädchen aufzufinden und dem Jüngling zuzuführen —

„Der Verblendete sah das liebreizende Bild der Unschuld wieder — er vernahm, daß es seine Liebe erwiderte — und in einer Stunde leidenschaftlicher Verzückung schwur er dem schönen, ihm vertrauenden Mädchen ewige Treue und opferte es seiner Leidenschaft!

„Das war die letzte Sünde seines Lebens! An ihr sollte er

zu Grunde gehen — nein! An ihr sollte er gerettet werden, wenn Sie es wollen!

„Der schändliche Rathgeber erkannte wohl, daß des Jünglings Herz durch die Liebe zu diesem Mädchen ihm und seinen Planen entfremdet werden konnte, und er fand Mittel und Wege, die Unschuldige vor ihm so schwer zu verdächtigen, daß er sie verließ! Ja, dieser Erbärmliche stieß, während er dem Jünglinge Zerstreuungen vorgaukelte, das hülflose, arme, schöne Mädchen in Nebel und Nacht hinaus!

„Ja, noch mehr! Er sperrte die Unglückliche in ein entlegenes Haus und nannte sie eine Wahnsinnige, als der Jüngling die Hülferufe der Armen vernahm!

„Aber es war, als wenn Gottes Stimme ihm zurief: Glaube ihm nicht — er ist ein Elender!

„Von dieser Stunde an war jener Jüngling gerettet!

„Er eilte zu dem entlegenen Hause — er öffnete die Pforten — er fand sie wieder, die Arme, die er mehr liebte denn je zuvor —

„Der erbärmliche Rathgeber aber fühlte, daß nun des Jünglings strafende Hand ihn bedrohte! Er war auf Schleichwegen und durch Heucheleien zu Macht und Ehre gelangt und benutzte sie, um den zum Manne reifenden Jüngling zu verdrängen, zu verbannen!

„Wieder war der von Liebe und Sehnsucht Erfüllte von dem Mädchen geschieden, dem doch für alle Ewigkeit sein Herz gehörte — und als er endlich heimkehren durfte, als er mit Schmerzen nach der Vielgeprüften suchte, um Alles, Alles tausendfältig gut zu machen, was sie um ihn gelitten — — da fand er sie nicht mehr!" —

Waldemar schwieg — seine Stimme bebte — er drückte seine Hände vor sein Antlitz, auf dem die ganze Erschütterung seiner Seele geschrieben stand —

Der Fürst von Monte-Vero aber blieb regungslos.

Nach einer Pause fuhr der Prinz fort:

„Der Jüngling war ein Mann geworden — und mit sei-

nen besseren Eigenschaften wuchs seine Liebe — zu einer Verstorbenen! Er hielt es für eine Strafe von Gott, daß er, alle Freuden fliehend, dazu verurtheilt war, ewig eine Todte zu lieben! Er hing an ihrem Bilde — er betete zu ihr — ihr Name war es, der noch im Traum von seinen Lippen glitt — ihre letzten seelenvollen Worte umschwebten ihn wie ein heiliger Segen! Er liebte so heiß und rein, als sollte der Schwur wahr werden, den er einst in glühendem Entzücken geflüstert!

„Da wollte es eine jener wunderbaren Fügungen des Himmels, bei denen wir vergebens nach einer Aufklärung suchen, daß der ernste, gebesserte Mann ein Kind in dem Bazar der Königin erblickte, ein kleines, holdes Mädchen, das ihn geheimnißvoll fesselte! Er kam wieder — er wußte nicht, was ihn hinzog zu dem Kinde — er ahnte nicht, daß es sein eigenes Kind war, das er dem Findelhause entriß, um es liebevoller erziehen zu lassen! —

„Und nun vernahm vor wenigen Tagen erst dieser ernste, verschlossene Mann, daß auch die Mutter lebt!

„Er hörte mit hochklopfendem Herzen, daß Margarethe, die er mit wunder Seele wie eine Todte beweinte, lebt, daß sie Ihre Tochter ist — — —

„Mein edler, hoher Fürst! Der irregeführte Jüngling, der ernste, reuige Mann — bin ich — —“

Waldemar unterbrach sich einen Augenblick — er trat zu Eberhard und reichte ihm seine Hand —

„Soll es uns Menschen, die wir Alle irren, denn nicht vergönnt sein, einen Fehltritt gut zu machen? Sie bleiben kalt und still, mein Fürst — mit vollem, tiefbewegtem Herzen kam ich her zu Ihnen — mit einem Hoffnungsschimmer von himmlischer Verklärung — o lassen Sie ihn nicht verlöschen! Machen Sie zwei Herzen glücklich, mein Fürst — geben Sie mir die Hand Ihrer Tochter, die ich ewig, ewig liebe!“

Eberhard war ergriffen — für den Kundigen verriethen es seine Augen —

Er schwieg — er sann —

Dann reichte er dem vor ihm Stehenden seine Hand.

Es war, als wollte der edelste Mensch Frieden schließen und vergeben, als wollte er Alles vergessen, was ihn getroffen —

Waldemar sank vor ihm auf das Knie, wie wenn er mit stolzer Miene, mit edler Verklärung:

„Mein Vater!“ — rufen wollte — — —

Aber das Wort blieb ungesprochen — —

Die Zeit war noch nicht erfüllt!

Eberhard zog den Prinzen empor — er liebte es nicht, wenn Jemand kniete — —

„Es ist mir nun eine Wohlthat, mein Prinz, daß Sie her eilten, um mir Alles zu sagen! Ihre Worte, deren jedes wahr und treu, ich weiß es, haben mich versöhnt — auch mit Ihnen versöhnt, so weit das überhaupt möglich ist! — Kehren Sie zurück in Ihr Schloß am Wildpark, suchen Sie Frieden zu finden! Ich ziehe in kurzer Zeit mit meinem Kinde über das Meer nach Monte-Vero —“

Waldemar fuhr, während sich ein tiefer Schmerz auf seinem Antlitz abspiegelte, empor —

„So wollen Sie wirklich den Hoffnungsschimmer, mit dem ich kam, die heiligste Bitte meines Lebens, die treueste Liebe, die es auf Erden giebt, auslöschen?“

„Es ist besser, wenn ich Ihnen ohne Umschweife gestehe,“ erwiderte Eberhard, „daß ich die Hand meiner Tochter nie einem Prinzen geben werde! Die Erklärung dieser Worte ersparen Sie mir, da Sie ja Alles, Alles wissen, was in der Vergangenheit liegt! Friede sei zwischen uns — Friede sei mit uns, mein Prinz! Verkennen Sie meine Worte nicht — sie sind das Resultat reiflicher Ueberlegung und treuer Fürsorge!“

„Und giebt es keine Hoffnung — keine Aenderung für mich?“

„Keine, mein Prinz — wir müssen Alle scheiden für das Leben! Denken Sie, jene Unglückliche wäre wirklich todt und Sie hätten sie nicht mehr gefunden — sie ist für Sie todt, mein Prinz!“

„Leben Sie wohl!“ hauchte Waldemar schwankend — „das Dasein ohne Margarethe soll ein Ende nehmen — —“

„Sie nannten sich einen Mann,“ ermahnte Eberhard, „wollen Sie weniger Muth und Kraft zeigen, als jene Vielgeprüfte, um die Sie her kamen?“

„Leben Sie wohl — mein Fürst — das über uns Verhängte muß geschehen — —“

Der Prinz wankte aus dem Gemach —

Nach wenigen Secunden rollte die Equipage mit ihm davon.

Eberhard stand regungslos da — er sann — —

„Es war meine Pflicht so,“ murmelte er endlich — „Du selbst wirst es einst fühlen! Heute in der Aufregung vermagst Du nicht ruhig zu urtheilen — aber nach Jahren wirst Du mir sagen: es konnte nicht anders sein! — Margarethe liebt ihn und, ich habe es erkannt, auch er liebt sie — dennoch giebt es keine Brücke für sie — der Abgrund, der sie trennt, ist zu tief und zu groß! — Mag Deine Schuld an dem Geschehenen auch nur gering und verzeihlich sein, mag Eure Liebe Euch irrgeführt haben und jener Fluchwürdige die Hauptschuld an dem Elend tragen — nach dem Geschehenen ist es besser, wenn Ihr getrennt seid! Ein Prinz wird nicht die schweren Tage der Vergangenheit mit Dir tragen und überstehen können, Margarethe, meine unglückliche Tochter, und außerdem will ich Dir den Schmerz und die Demüthigung ersparen, von den deutschen sogenannten Vornehmen über die Schultern angesehen zu werden! Dort drüben ist das anders — dort, wohin ich mit Dir ziehen werde, wird nichts als Liebe und Theilnahme Dir begegnen — dort drüben weiß man schwere Erlebnisse und Vergangenheiten zu schätzen, während man sie hier noch mit thörichter Ueberhebung bekrittelt und belächelt!

„Margarethe soll gar nicht erfahren, daß ein Gespräch zwischen ihm und mir stattfand — sie soll nicht hören, daß der Prinz in ihrer Nähe war. Wozu alte Wunden aufreißen, die nicht zu heilen sind? Ich hoffe, sie wird an meiner Seite Alles überwinden lernen!“

So dachte der Fürst von Monte-Vero, der seine Tochter vor neuen, schweren Kämpfen bewahren wollte —

Margarethe aber, deren von echt weiblichen Gefühlen belebtes Herz wohl die äußerliche Ueberwindung lernte, liebte den Prinzen noch heute in tiefster Seele — nur einmal hatte sie geliebt — diese Liebe begleitete sie bis in Ewigkeit!

Sie wollte den Fürsten, ihren Vater, nicht betrüben — sie fühlte, daß er Recht hatte, wenn er, auf das Amulet zeigend, sagte:

„Sich selbst überwinden lernen ist des Menschen höchstes, edelstes Streben — glauben und den Tod nicht scheuen — wer das sich zu eigen gemacht hat, der hat das wahre Glück erreicht!“

Aber wenn sie auch ihre Sehnsucht und ihren Gram zu überwinden verstand — ihre Liebe zu Waldemar stieg immer wieder empor, sie konnte sie nicht überwinden und vergessen — sie war, wie von Gott ihr eingegeben, ewig und herrlich! Sie war ein wahrer Trost für die wunde Seele — sie erstieg leuchtend und stärkend, wie das ewige Sonnenlicht nach trüben Tagen durch Wolken bricht — sie war ihr Stern in dunkler Nacht!

Und eine Liebe, wie diese, rein und uneigennützig, treu und ohne Wünsche, veredelt sie nicht das Menschenherz? Erhebt sie nicht die vielgeprüfte Seele?

Eine Liebe, wie diejenige der Tochter Eberhard's, ist hoch und heilig — sie ist das höchste seelische Gut für uns Menschen!

Margarethe kannte den Entschluß ihres Vaters und seine Worte: „Nie sollst und wirst Du einem Prinzen Deine Hand reichen!“ lange und gut — sie verstand ihre Bedeutung und die Sorge, die aus ihnen hervorleuchtete — sie dachte ja auch nicht an Besitz und Vereinigung — ihre Seele aber gehörte ihm an!

Wenige Tage nach dem Gespräch des Fürsten mit Waldemar waren vergangen.

Der Kaiser hatte an der Stelle des Waldes von St. Cloud,

an der man den kleinen Johannes gefunden, einen Obelisken von schwarzem Marmor errichten lassen.

Alle nun mit dem größten Eifer betriebenen Verfolgungen jener beiden Mörder aber blieben erfolglos, und schon berichtete der Polizei-Präfect dem Kaiser, daß es denselben ohne Zweifel gelungen sein müsse, über das Meer zu entkommen.

Margarethe hatte den Wunsch geäußert, die Stelle zu sehen und in der Wald-Capelle beten zu dürfen, an der ihr Kind ein Opfer grausamer Rache geworden, und Eberhard hatte diesem Wunsche seine Zustimmung gern ertheilt — er konnte sich vergegenwärtigen, daß Margarethe den Drang fühlte, jenen Ort zu besuchen.

An einem sonnenhellen Morgen nahm daher des Fürsten Equipage die stets in Schwarz erscheinende Margarethe auf, um sie nach St. Cloud zu führen.

Niemand, so lautete ihr Wille, sollte sie begleiten — auch Josefine mußte zurückbleiben. Keine Dienerin stieg in den bequemen und eleganten Wagen, nur Sandok, gleichsam als Führer, durfte, neben dem Kutscher sitzend, die Trauerfahrt mitmachen.

Gegen Mittag erreichte die Equipage das Städtchen.

Margarethe befahl, bis zum Rande des Waldes zu fahren, dort verließ sie mit Sandok den Wagen, der im Schatten der Bäume auf ihre Rückkehr warten sollte.

Es war recht erquickend kühl und duftig in dem Walde, auf dessen Pfad die Trauernde hinschritt — der Mohr folgte ihr in geringer Entfernung.

Margarethe ging langsam wie eine Leidende — ihr schönes Antlitz war bleich und von Kummer erfüllt — ihre hohe, hinwandelnde Gestalt verrieth den Schmerz, der sie bedrückte — sie schwebte in ihren schwarzen Gewändern langsam und leise durch den durchdufteten Wald.

Als sie die Capelle, die stets für vorüberkommende Beter offen stand, erreichte, war es dem aufhorchenden Sandok, als vernahm er in der Ferne das Aufschlagen von Pferdehufen — er achtete aber nicht weiter darauf, da er der Trauernden die

seitwärts im Grün des Waldes liegende Stelle zeigen mußte, an der Johannes gefunden worden — —

Margarethe erblickte das schwarze Denkzeichen — es erhob sich genau an dem Orte, den das Blut benetzt hatte.

Lange stand sie sinnend und weinend da —

„Du unschuldiger Knabe mußtest Deine liebe Seele aushauchen, während ich Dich wiederfand und erkannte! Du mußtest schuldlos ein Opfer grausamer Mörderhand werden, ohne Deinen Tod zu ahnen, sprengtest Du ihm entgegen — hierher mußtest Du kommen, um mir entrissen zu werden! — O wenn es doch wahr, wenn es nicht nur ein irdischer Trost, ein schöner Glaube wäre, daß Du herabsiehst auf mich — sieh, ich breite meine Arme aus, ich sehne mich nach Dir — es war mir nicht vergönnt, an Dir das Unrecht und die Sünde gut zu machen, die ich an Dir beging! Aber wenn Du herabsehen kannst, dann blickst Du auch in mein Herz, dann erkennst Du, daß ich heiße, treue Mutterliebe für Dich empfinde — dann wirst Du mir vergeben, denn Dein Auge wird Alles ergründen und erkennen — dann wirst Du herablächeln zu mir und mich trösten, indem Du mir Deine Liebe und Deine Grüße zulächelst — ich möchte bei Dir sein, Johannes, ich möchte wie Du mit dem Kinderherzen eingegangen sein in die Seligkeit — ich bin müde, mein Johannes, hole mich bald! Nur einmal noch möchte ich vorher ihn sehen, von ihm Abschied nehmen, der mir so fern ist! Dann nimm mich zu Dir — die Erde hat keine Freuden mehr für mich!“

Thränen erstickten Margarethe's Stimme — —

Sandok stand in der Ferne hinter den Bäumen — er störte die Weinende nicht — er rührte kein Glied — es war ihm traurig und schwer um das Herz — und doch hätte er der Tochter seines Massa sagen müssen, daß sich dem Waldrande in der Ferne einige Reiter näherten.

Eine Trauernde aber, sagte er sich, eine weinende Mutter ist eine Heilige! Was konnte sie gefährden und treffen!

Dieser Mohr hatte ein tief empfängliches Herz für Gutes und Böses!

Margarethe nahm Abschied von dem Trauer-Orte. Sie wandte sich der vom Grün so herrlich beschatteten Wald-Capelle zu.

Es war ihr ein Bedürfniß, dort auf die Kniee zu sinken und zu beten!

Sie winkte Sandok, sie allein in dem kleinen Gottesraum zu lassen.

Die Wald-Capelle glich einer kleinen Kirche in gothischer Bauart. Die Thür stand offen — durch vier Bogenfenster fiel ein durch das grüne Laub mildes Licht auf die Fliesen. Im Hintergrunde erhob sich ein Betpult, zu dem einige Stufen führten und über dem ein Muttergottesbild schwebte.

Auf dem Betpulte stand ein kleines Crucifix.

Margarethe betrat gesenkten Hauptes die Capelle. Langsam schritt sie über die Fliesen hin —

Der blaßgrüne Schimmer, der durch die Bogenfenster fiel, verklärte ihre Gestalt und ließ ihr edelgeschnittenes Antlitz noch bleicher erscheinen —

Sie näherte sich den Stufen und sank dann an dem Betpulte nieder, ihre zitternden Hände an denselben stützend — ihre Augen waren hinaufgeschlagen zu dem Madonnenbilde.

Margarethe betete — ihre Lippen flüsterten inbrünstige Worte und ihre Seele war so ganz bei der Mutter Gottes, daß sie nicht die leisen, langsamen Tritte vernahm, welche sich, während draußen der Tag sich neigte, in der Capelle ihr und dem Betpulte näherten —

Sie war in diesem Augenblick der Welt entfremdet — sie schwebte hinauf in höhere Regionen — ihre Sinne dienten nur den Eindrücken des Himmels.

Der Fremde, welcher die Capelle betreten, blieb bei ihrem Anblick regungslos stehen —

Er faltete seine Hände — — sie bebten — —

Der Prinz Waldemar erkannte in der trauernden Dame, die an dem Betpulte kniete — seine Margarethe! —

Ein wonniges Leuchten erfüllte seine Augen — eine wehe Freude malte sich auf seinem schönen, männlichen Gesicht —

Er wagte es nicht, näher zu treten — er mußte mitbeten — es überwältigte ihn wie Gottes Mahnung, wie ein Zeichen der Gnade so hoch und schön, daß er regungslos dastand — —

So blieben Beide lange — so herrschte lange in der Wald-Capelle eine von der rothen Abendsonne wunderbar verklärte stumme Vereinigung!

Da endlich erhob Margarethe sich — sie faltete ihre Hände, schlug die Augen noch einmal in Andacht empor und wandte sich dann wieder dem Ausgange zu.

Seitwärts — die Hände erhebend — die Augen feucht — stand der Prinz Waldemar —

Sonst war, außer der Mutter Gottes, Niemand in der röthlich beleuchteten Wald-Capelle —

„Margarethe!“ hauchte der tief Ergriffene —

Er sah eine gebeugte Trauernde vor sich —

Margarethe erschrak — es war ihr wie ein Traum, daß in diesem Augenblick der Prinz dastand und seine Hände nach ihr reichte — —

Sie stand regungslos da — sie traute sich nicht, durch eine Bewegung, durch ein Wort die ersehnte Erscheinung zu verscheuchen —

„Margarethe — das ist Gottes Wille,“ sprach Waldemar endlich, indem er einen Schritt näher trat und ihre Hand ergriff — „wir sollen uns finden, uns wiedersehen!“

„Ist es kein Traum — kein Gnadenbild des Himmels?“ — flüsterte die von dem Abendgolde Verklärte —

„Kein Traum, meine Margarethe, Wirklichkeit ist es! Es sollte mir vergönnt sein, Dich hier zu treffen, zu finden, hier, wo wir Beide eintraten, um zu beten! Erkennst Du darin Gottes Hand?“

Margarethe blickte den Geliebten an — sie fand keine Worte — sie schaute wunderbar ergriffen ihm in die Augen, bis die ihrigen in Thränen verschwammen —

„Du bist es — — ich sah Dich wieder!“ hauchte sie — —

„Laß uns gemeinsam hier niederknieen, Margarethe, empfange

hier vor der Mutter Gottes noch einmal meinen Schwur, daß ich Dir ewig, ewig angehöre!"

„Wir dürfen uns nie besitzen, mein Prinz!"

„So laß uns, wenn auch unsere Hüllen getrennt bleiben sollen, doch einen Seelenbund schließen, Margarethe, kniee nieder mit mir — schwöre wie ich — unsere Seelen sollen sich ewig angehören —"

Margarethe folgte widerstandslos dem Prinzen —

Sie knieten Beide an dem Betpulte —

Die Abendsonne verklärte wundervoll ihre Gestalten —

Es war, als floß ein himmlischer Segen auf sie herab, auf Margarethe und Waldemar, die in dieser heiligen Abendstunde, in der einsamen Wald-Capelle vor Maria und Jesus ihre Seelen vermählten — —

„Ich schwöre es," flüsterte Margarethe — „ewig soll meine Seele Dein sein!"

Dann sank sie in seine Arme — Niemand lauschte — Niemand störte — nur Gottes Geist umschwebte die Liebenden, die in der Wald-Capelle sich gefunden hatten —

Sie schieden, als die Sonne untersank.

Margarethe kehrte nach Paris zurück.

Der Prinz Waldemar verschwand mit seiner Begleitung im Dunkel des Spätabends —

War dies das letzte Wiedersehen — und sollte es wirklich für die beiden Liebenden keine vollendete Vereinigung geben? —

Zwanzigstes Kapitel.

Der Würge-Engel.

Martin sah mit Spannung dem Tage entgegen, an dem Sandok sein Versprechen halten würde.

„In Jahr und Tag Baron erwürgt von Engel in St. Cloud oder Sandok in Seine!“ hatte er gesagt, und Martin gab etwas auf die Worte des Schwarzen, seit er sie damals in Betreff der Briefschaften so geschickt wahr gemacht.

Die Geschichte mit dem Würge-Engel war ihm unklar, und er sagte sich, daß, wenn Sandok sich auf Gespenster-Geschichten verlassen sollte, der Baron wohl doch länger leben werde, als der noch nicht alte und recht kräftig gewachsene Mohr, der so volle Glieder hatte wie ein üppiges Mädchen. Doch hoffte er, daß Sandok nicht so thöricht sein, sondern es schon so einrichten würde, daß eines schönen Tages der Baron seine Strafe empfange.

Er konnte sich nicht enthalten, bei nächster Gelegenheit den Mohren Abends im Parke anzurufen:

„Bruder Sandok! Wie stehen die Actien mit dem gottlosen Baron und Dir?“

„O gut, Steuermann Martinez, sehr gut,“ flüsterte der Schwarze, „Sandok warten nur noch gute Zeit ab, um Baron zu fangen! Nicht übereilen, Steuermann Martinez, lieber sicher Baron in Netz locken!“

„Recht so — nicht früher die Enterhaken auswerfen, als bis sie von Bord zu Bord reichen! — Aber — sage, Bruder Sandok — die Geschichte mit dem Würge-Engel hast Du doch aufgegeben?“

„O nicht doch aufgeben, immer gut bedenken — ist sehr schön mit Würge=Engel in Gemach von Schloß!"

„Ich gebe Dir mein Seemannswort darauf, daß die Geschichte einen Haken hat, Bruder Sandok! Der Teufel geht nicht mehr wie früher auf Erden spazieren, und dreht nicht mehr hin und wieder diesem oder jenem seiner guten Freunde den Hals um — und mit den Gespenstern hat es auch gute Wege!"

„Steuermann Martinez nicht glauben? O Steuermann Martinez heut Abend mitkommen und probiren!"

„Potz Himmeldonnerwetter — was meinst Du?"

„Steuermann Martinez sich unter Würge=Engel legen und Versuch machen — Sandok wird in Umgebung bleiben und Würge=Engel verjagen, wenn er will umdrehen Hals von gutem Steuermann Martinez!"

„Sehen möchte ich das Wunderding wohl einmal — aber daß ich gerade Lust verspüre, meinen Hals zum Versuch herzugeben —"

„O Steuermann Martinez glauben nicht an Würge=Engel, darum versuchen!"

„Ich verstehe schon, was Du meinst," schmunzelte der riesige Seemann, „aber mir wäre es lieber, wenn Du Dich hinlegtest und mich zusehen ließest?"

„O Steuermann Martinez, Sandok glauben ja an Würge=Engel, brauchen nicht hinzulegen — Martinez haben guten Rath!" lachte leise der Schwarze.

„Ich möchte den Wunder=Engel wohl einmel sehen, aber das läßt sich nicht so leicht machen!"

„O ganz leicht — Steuermann Martinez und Sandok nehmen Pferde und reiten jetzt nach St. Cloud. Moro wird gern empfangen Gäste — morgen früh sind wir Beide wieder hier in Palais."

„Hm," meinte sinnend der Steuermann der Germania — „wir werden doch auch Beide wieder zurückkehren?"

„O, Martinez haben Angst?"

„Nicht doch — es ist nur, weil Herr Eberhard uns morgen früh vermissen würde!“

„Ah so — Sandok verstehen! Morgen früh Beide wieder hier in Palais — von Schloß bis hier drei Stunden mit recht schnellem Pferd!“

„Eben verkünden die Uhren die achte Abendstunde — es gehört so einigermaßen zum Dienst — sei es denn, Bruder Sandok, hole zwei gute Renner heraus, ich bin gleich bei Dir!“

Der Schwarze war sehr erfreut über den Entschluß Martin's und eilte nach den Ställen, während der Steuermann das Palais betrat, um zu sehen, ob es für ihn und Sandok noch Dienst gab.

Es schien Alles dem Unternehmen für die Nacht recht günstig zu sein — —

Der Fürst arbeitete und hatte keine Befehle mehr für Martin und den Schwarzen — er gestattete es ihnen gern, einmal einen kleinen Ritt zu machen.

Sandok hatte zwei vortreffliche Renner leicht gesattelt und erwartete den Steuermann an der Straße.

Er lachte halblaut, als der Seemann sich ein wenig ungeschickt auf das Pferd schwang und, wie Seeleute fast immer, sehr vornüber gebückt in dem Sattel saß.

„Oho, Schwarzer, was nimmst Du Dir heraus?“ zankte Martin halb im Scherz, halb im Ernst — „das ist, wenn man zu Euch Negerpack gut ist! Potz Himmeldonnerwetter — ob de Steuermann Martinez gerade oder krumm sitzt, muß Dir ganz gleich sein, Schwarzer!“

„Bruder Sandok heißen es!“

„Nun, meinetwegen, Bruder Sandok — für Dich ist der Steuermann Martinez, gerade oder krumm, liegend oder stehend, eine Respectsperson!“

„Ist auch so — ist auch so!“ begütigte der Schwarze, und sprengte mit dem murmelnden Martin durch die abendlichen Straßen.

Sie wählten den nächsten Weg durch Vorstädte, um das Boulogner Wäldchen und dann die Straße nach St. Cloud zu erreichen.

Als sie an dem Schlosse Angoulème vorüber sprengten, sahen sie alle Fenster hell erleuchtet.

„Spiel und Tanz bei Gräfin — o, ist schön in Zauberschloß, sehr schön!"

„Da wird der Baron wohl auch wieder sein Vergnügen haben, und mit dem Operngucker nach den hübschen Mädchen sehen, daß er grau wird und ihm die Zähne klappern!"

„O recht so, Steuermann Martinez — alter Mädchenfänger, Baron lieben jeden hübschen Fuß und Bein!"

Martin mußte über den Schwarzen lachen —

„Ich glaube, Du hast Recht — der liebt Alles, was er sieht!"

„Baron lieben jeden nackten Arm und Busen, ohne zu blicken auf Gesicht, und zu fragen, wem schöner Arm gehört. Baron ist nicht wie Mensch, ist wie Thier — o, Sandok das benutzen, Steuermann Martinez wird Wunder erleben!"

Der Schwarze lächelte verschmitzt, während er neben dem muskulösen, schweren Steuermann die Landstraße nach St. Cloud erreichte und schnell auf ihr hinsprengte.

Es war eine laue, mondhelle Nacht. Am Tage war es übermäßig heiß gewesen, so daß den beiden Reitern die kühle Nachtluft recht angenehm entgegen wehte.

In den Straßen und Gassen von Paris war es stickig und übelriechend gewesen — hier draußen war es erquickend.

Es mochte etwa elf Uhr sein, als die beiden Reiter das kleine Städtchen passirten, und sich nun beeilten, um das Lustschloß, das ihnen auf der fernen Anhöhe winkte, möglichst bald zu erreichen.

Von dem kaiserlichen Hofe residirte Niemand in demselben, nur der Haushofmeister und die Dienerschaft waren dort im Sommer wie im Winter anwesend.

Zu dieser Dienerschaft gehörte auch Moro, der Schwarze,

dessen Bekanntschaft Sandok bei Gelegenheit der Jagd gemacht, und es ist wohl sehr erklärlich, daß sich zwischen den beiden Negern sehr schnell ein intimes Verhältniß angebahnt.

Gehörten sie auch verschiedenen Stämmen an, denen sie geraubt waren, so verständigten sie sich doch selbst in ihrer Muttersprache leicht, und sie hatten in den beiden Nächten viel von ihrer fernen Heimath geschwärmt.

Obgleich sie Beide es sehr gut hatten, und obwohl man niemals von Sandok's Lippen ein Wort des Heimwehs vernahm, war zwischen ihnen doch der Wunsch laut geworden, ihr Vaterland einmal wieder zu sehen.

Für immer zurück zu gehen, hätte Sandok nicht über sich gewonnen, da er Herrn Eberhard und Martin, kurz Alle sehr liebte, und da es ihm wohl ging — aber man wird es erklärlich finden, daß in dem Herzen des Schwarzen so etwas wie Sehnsucht erwachte, als er mit Moro von der so fernen Heimath plauderte.

Sandok freute sich, seinen schwarzen Bruder in dieser Nacht so unerwartet wieder zu sehen, der ihm alle Geheimnisse des Schlosses — darunter auch das des Würge-Engels — mitgetheilt hatte, obgleich der alte Haushofmeister streng anbefohlen, von dem „thörichten Geschwätz", wie er die Angelegenheit nannte, nichts zu erwähnen.

Das bewußte Zimmer blieb unbenutzt, damit war die wunderbare Sache vorläufig erledigt. Der alte Herr wollte sich in seinen letzten Lebenstagen nicht noch mit dergleichen Teufelskram abgeben, obwohl es heimlich auch ihm mehr als auffallend gewesen, daß jedesmal, sobald Jemand in dem Gemach schlief, eine Leiche in dem Schloß war.

Er befahl kurzweg, das Zimmer nicht mehr zu benutzen.

Dieses Befehles aber bedurfte es kaum noch, denn von der ganzen Dienerschaft des Schlosses wäre Keiner zu bewegen gewesen, in dem Gemach zu übernachten, Jeder hätte es vielmehr vorgezogen, selbst bei der strengsten Kälte lieber im Freien, als in dem weichen Bett unter dem schwebenden Engel zuzubringen.

Ja, die Gespensterfurcht, die bekanntlich bei den Dienstboten eines alten Schlosses bis zum Wahnsinn sich steigert, war so groß, daß Niemand den Schlüssel des Gemaches in Verwahrung nehmen und behalten wollte, daß derselbe aus den Händen der Kammerdiener in diejenigen der Lakaien überging, daß diese ihn bald den Hausdienern aufdrängten, und daß er endlich zu Moro, dem Schwarzen, kam, der ihn dann Keinem mehr zuschieben konnte, sondern behalten mußte.

Moro nahm die Sache auch nicht so schlimm.

Was konnte ihm der Schlüssel thun, wenn er ihn nicht benutzte? Und benutzen wollte er ihn nicht.

Oft zwar plagte ihn die Neugier, aber entweder das Verbot oder die Furcht hatten ihn bisher stets selbst dann noch wieder zurückgeschreckt, wenn er schon die Thür geöffnet und das geheimnißvolle, dumpf riechende Gemach betreten, das zu ebener Erde lag und seltsamer Weise kein Fenster hatte.

Nur zwei Oeffnungen an der Ecke befanden sich darin, um das Zimmer lüften zu können. Erhellt wurde es nur durch Wandleuchter.

So scheinbar auffallend auch dieser Umstand ist, so dürfen wir uns über denselben doch nicht wundern, wenn wir bedenken, daß man in Schlössern nicht nur Schlafgemächer, sondern auch Banketsäle oft ohne Fenster ließ, um in ihnen stets künstliche Nacht zu finden, die man durch zahlreiche Lichter nach Belieben ja immer, so lange man wollte, aufheben konnte.

Und alt war ja das Lustschloß von St. Cloud, wie wir gesehen haben, außerdem aber auch durch den verschiedensten Geschmack und Willen renovirt, geändert und geschmückt.

Was in dem Zimmer mit dem schwebenden Engel eigentlich vorgefallen war, was dasselbe so grauenhaft machte, wußte wohl Niemand zu erklären, da Alle, welche unter dem Engel einige Nächte geschlafen, erkrankt und, ohne das Geheimniß enthüllen zu können, gestorben waren.

Man erzählte sich zwar die seltsamsten und grausamsten Ge-

schichten verschiedenster Art, alle aber beruhten ja nur auf Vermuthungen.

In all' diesen abenteuerlichen Geschichten spielte der schwebende, schöne Engel eine Rolle, und man war zu dem Glauben gekommen, daß derselbe in der Geisterstunde herabsteige und die unter ihm Schlummernden würge, weil Alle — und es waren deren Fünf oder Sechs in Zwischenräumen von mehreren Jahren — unter denselben plötzlichen Anzeichen und Erscheinungen umgekommen, und die Aerzte immer wieder kopfschüttelnd von Herzschlägen und dergleichen gesprochen hatten.

Daß dahinter irgend ein bisher unaufgeklärter Grund, ein todtbringendes Geheimniß steckte, unterlag keinem Zweifel — es hatte bisher nur noch Niemand den Muth gehabt, seit der letzten Leiche sich in das Gemach zu begeben und die Sache zu untersuchen. —

Der alte Haushofmeister wollte dies nicht thun, und seine alternden Diener waren froh, daß sie es nicht brauchten.

Moro selbst dachte kaum mehr an den Würge-Engel, wenn er nicht zufällig, um für Sandok damals einen Raum zu suchen, an dem Zimmer vorüber geschritten wäre und dabei seinem schwarzen Bruder die seltsame Geschichte des gemiedenen Gemachs erzählt hätte.

Als Martin und Sandok die Einfahrt in der Mauer erreicht hatten, banden sie ihre Pferde an und traten ungehindert in den Vorpark.

Da der Kaiser nicht im Schloß weilte, befanden sich keine Posten und Wächter rings.

Im Schlosse schien längst Alles im tiefsten Schlummer zu liegen.

Martin zögerte daher, weiter vorzudringen — Sandok aber war dreister — er wußte, wo Moro schlief, und er wollte ihn wecken.

„O Steuermann Martinez," flüsterte er, ihn mit sich durch die Laubgänge des Parkes ziehend, „sehr gut, daß Alles schläft,

sehr gut — können ohne Störung zu schwebendem Engel, Moro wird führen!"

„Man könnte uns für Diebe halten!" murmelte Martin.

„O keine Sorge, wird Niemand uns für Dieb halten — hier in Schloß viele Ruhe, können Mäuse auf Tisch spielen, können machen, was wollen, Steuermann Martinez! Gouverneur von Schloß sein alt, sehr alt, Lakaien sein auch alt, Diener sein alt, schlafen gern, und lassen gehen wie gehen will!"

„So — nun, dann laß uns das Zimmer einmal besuchen! Ich muß Dir gestehen, Bruder Sandok, daß ich verdammt neugierig auf Dein Geheimniß bin!"

„Nicht Geheimniß von Sandok, Geheimniß von Schloß — in Schloß Jeder wissen von Todtenzimmer!" flüsterte der Schwarze, während er sich mit Martin dem linken Seitenflügel des Schlosses näherte.

Er blieb an der Ecke lauschend stehen, aber es regte sich auch nichts mehr auf dem breiten Schloßhof, nichts mehr drüben an den Ställen.

Martin wollte eben bemerken, daß es an diesem etwas abgesonderten Flügel, an der Mauer unten, merkwürdig rieche, doch kam er nicht dazu, da Sandok sich in demselben Augenblick zu einem der Fenster in der Nähe der Ecke des Seitenflügels emporreckte und leise an die Scheibe klopfte.

Es war wohl Moro's Schlafraum, der sich hier befand.

„Moro schlafen fest," flüsterte Sandok, „verlieren in Schloß ganz feines Gehör von Nigger!"

„Klopfe noch einmal, dann wird er erwachen!"

Sandok that dies, und nun regte es sich wirklich in dem Raume.

Nach wenigen Secunden erschien ein schwarzer Kopf an den Scheiben, dessen Gegenwart nur durch die Weiße der suchend rollenden Augen verrathen wurde.

Moro war es, der am Fenster erschien. Er schien etwas kleiner als Sandok zu sein, auch nicht ganz so stämmig, dabei aber von sehr proportionirtem Bau.

Er hatte kurzes, wolliges Haar, stark aufgeworfene Lippen, eine breite Nase und, wie Sandok und fast alle Neger, keinen Bart.

Er öffnete das Fenster und erkannte nun seinen schwarzen Bruder, der draußen mit einem Fremden stand.

„Moro kommen," flüsterte er und verschwand vom Fenster, um nach wenigen Augenblicken aus der leise sich öffnenden Thür des Seitenflügels zu treten.

Moro trug ein buntes Hemde und dunkle Beinkleider, sonst nichts.

Unhörbar näherte er sich auf dem Kies des Weges —

„He, Moro," flüsterte Sandok, „Steuermann Martinez, der Sandok Bruder nennt —"

„O Bruder nennen, sehr gut," lobte Moro und reichte nun beiden Gästen, die zu so später Stunde kamen, seine schwarzen Hände, „sehr gut!"

„Steuermann Martinez glauben nicht an Todesengel und wollen sehen böses Gemach hier unten!" fuhr Sandok fort.

„Wenn es Euch keine Umstände und Unannehmlichkeiten macht —" setzte Martin hinzu.

„Macht nichts," flüsterte Moro, der sehr beweglich und geschmeidig war, „sollen sehen Sterbezimmer, Moro hat Schlüssel und wird führen!"

„Wird uns auch Niemand überraschen?"

„Kommt kein Mensch hier nach Flügel, wo Todesengel ist, und nur Moro schläft!"

„Fürchtet Ihr Euch denn nicht vor dem Engel?"

„O nein, Moro fürchten nicht! Engel ist eingeschlossen in Zimmer und kann nicht heraus – geht nicht von seinem Platz, wartet auf Opfer, aber sucht es nicht auf!"

„Hm," murmelte Martin lächelnd, „Euer Engel muß ein wunderlicher Heiliger sein!"

„Steuermann Martinez will nicht glauben!" erklärte Sandok nun seinem schwarzen Bruder, der sehr vergnügt darüber lachte und seine Elfenbeinzähne zeigte, daß Sandok ihn besuchte.

„Wird schon glauben, hab' keine Angst," antwortete Moro, „hab' früher auch nicht geglaubt, aber bin fortgelaufen, als Engel lebendig wurde und herab stieg!"

„Potz Himmeldonnerwetter, macht den Zaubergeschichten ein Ende und führt mich hin!"

Sandok lachte lautlos — er freute sich, daß er dem Steuermann Martinez einmal zeigen konnte, daß er Recht hatte.

„Sandok hat gesagt," flüsterte er, „in Jahr und Tag Baron erwürgt von Engel oder Sandok todt in Seine!"

„Wo sind Pferde?" fragte Moro, der wie alle Schwarzen an Alles dachte.

„Angebunden drüben!" antwortete Martin.

„Sehr gut, folgen!" flüsterte der Schwarze und winkte.

Er schritt lautlos voran der Thür des, wie er gesagt hatte, fast ganz unbewohnten Schloßflügels zu.

Als er die Thür leise, und ihre verrätherischen Laute mit kundiger Hand vermeidend, geöffnet hatte, hielt er sie so lange fest, bis Martin und Sandok in den Gang getreten waren.

Dann erst schloß er sie wieder.

Es war sehr finster in diesem Gange. Moro flüsterte daher seinen Gästen zu, einen Augenblick zu warten.

Er eilte in sein kleines Domestikenzimmer und kehrte sehr bald, ein hell leuchtendes Licht in der Hand tragend, zu ihnen zurück.

Nun sah Martin, daß zu beiden Seiten dieses Fliesenganges hohe, weiße Thüren sich befanden.

Moro winkte — er schritt in dem langen Gange führend hin.

Endlich, als er nach Martin's Meinung sich in der Nähe seines Zimmers befinden mußte, blieb er wartend stehen.

Es schienen rechts und links die letzten Thüren des Ganges zu sein, man konnte die graue Mauer erblicken.

Moro lächelte, oder besser, er grinste geheimnißvoll, während er in seiner Hand einen Schlüssel bereit hielt.

Sandok und Martin traten zu ihm.

Links lag die halb offen stehende Thür, die zu dem kleinen Zimmer des Schwarzen führte — rechts befand sich eine breite Flügelthür mit Schnitzereien — sie war mit weißer Oelfarbe gestrichen.

„Hier ist Sterbegemach!" sagte Moro und deutete auf die Thür — dann näherte er sich ihr und steckte den Schlüssel in das Schloß.

Martin folgte erwartungsvoll jeder Bewegung —

Sandok nahm seinem schwarzen Bruder das flackernde Licht ab, damit derselbe die Thür geräuschlos und ohne Mühe öffnen konnte.

„Haben Revolver?" fragte Moro, sich halb zu Martin umwendend —

„Den habe ich zu mir gesteckt und mitgebracht!"

„Sehr gut — aber nicht abschießen! Revolver würde erwecken Gouverneur und alle Diener!"

„Verstehe schon," antwortete Martin, „ich trage solch ein Ding nur gerne bei mir!"

Moro öffnete die Thür — Sandok blickte mißtrauisch in das dunkle Innere des Gemaches, Moro nahm ihm das Licht wieder ab und trat zuerst ein.

Martin fand, daß ihm aus dem Zimmer ein eigenthümlicher, seltsamer Geruch entgegenschlug, doch schrieb er denselben dem Umstand zu, daß das Gemach seit langer Zeit nicht geöffnet war.

Er folgte dem leuchtenden Schwarzen — Sandok trat hinter ihm ein und schloß dann die Thür.

Es war ein schmales, längliches Gemach, in das man getreten war. An der schmalen Seite befand sich die Eingangsthür und drüben eine Balconthür mit zwei offenstehenden Fenstern. An den beiden langen Wänden befand sich links ein Bett mit einem zierlichen Nachttisch von Marmor, rechts ein Divan und ein Tisch nebst einigen Sesseln.

Moro stellte das Licht auf den kleinen Marmortisch neben dem Bett, über welchem, die zurückgeschlagenen seidenen Vorhänge haltend, ein weißer Engel schwebte. Diese sehr zierliche Figur

hatte gar nichts Auffallendes. Martin glaubte eben denselben Engel schon einmal in irgend einem Palais erblickt zu haben. Er war nicht aus Marmor gehauen, nicht ein Kunstwerk, sondern nur aus einer weißen, zarten Masse geformt — er hielt in seinem rechten, hochgehobenen Arm einen Ring, aus dem der seidene Vorhang, den Hintergrund des Engels bildend, zu beiden Seiten des Bettes herab fiel. Die linke Hand der schwebenden, zierlichen Statue war wie segnend herabgerichtet.

Sandok blickte aus der Ferne mit mißtrauischem Gesichtszuge zu der schwebenden Statue hinüber —

Moro zeigte, dicht an dem weichen, seidenen Daunenbett stehend, zu derselben hin —

„Das ist Todesengel!" sprach er zu Martin, der kopfschüttelnd zu demselben hinaufsah.

„Wollen einmal sehen," antwortete er, „es ist Mitternacht, das ist ohne Zweifel für Eure Wundergeschichte von großem Vortheil — die Geisterstunde spielt doch gewiß dabei mit!"

„Nicht Geisterstunde! Ist gewesen vor Mitternacht, ist gewesen nach Mitternacht, daß Engel gewürgt hat!"

„Kommt er denn schnell und wenn man wacht?"

„Moro hat versucht — Engel kommen erst, wenn Schlaf kommt!"

„Da werde ich am Ende lange liegen und warten können."

„Steuermann Martinez will versuchen!" erklärte Sandok.

„Nicht lange liegen und warten, o gar nicht lange! Engel steigen herab sehr bald — Martinez schreien, wenn Engel kommt, dann werden Sandok und Moro ihn verscheuchen!"

„Potz Himmeldonnerwetter, die Sache macht mir Spaß! Das klingt ja ordentlich abenteuerlich! Ist mir noch in meinem Leben nicht passirt und bin doch auch auf manchem Kutter gewesen, auf dem es nicht geheuer war!"

Moro trat an die im Hintergrunde des Zimmers befindliche Balconthür — Martin folgte ihm, um sich Alles gehörig anzusehen. Er liebte es stets, zuerst das Terrain zu recognosciren.

Die Balconthür, hinter deren Fenster ein mit Gewächsen geschmücktes Gitter sich befand, war verschlossen. Die beiden Fenster zu Seiten dieser Balconthür waren offen gewesen.

Moro schloß sie nun. Sie führten auf grüne Bäume und Gebüsche. An den beiden Langwänden des Gemaches befand sich kein Fenster. Die Ventilation desselben war mithin nicht sehr günstig. Was fragte aber der Steuermann Martin nach Ventilation? Bemerkte er es doch nicht einmal, daß nun der vorhin ihm auffallend erschienene Geruch des Zimmers, an den er sich gewöhnt hatte, zunahm.

„Recht behaglich hier," murmelte er, „eine Ottomane, wie man sie zum Ruhen sich nur wünschen kann — die Kissen des Bettes weich und mit Seide bezogen — gar nicht übel!"

„Sehr übel," meinte Moro, „sehr weich und schön und doch sehr übel, Steuermann Martinez!"

Martin lächelte. Er ließ seine Blicke zu dem Engel und den zurückgeschlagenen Vorhängen des Bettes gleiten — sie waren, während das Zimmer eine dunkelrothe Tapete trug, früher wohl tiefblau gewesen — aber die Farbe hatte sich sonderbar verändert. Sie war fahl und fast an manchen Stellen gelblich, grünlich geworden, er schrieb es ihrem Alter zu.

„Das Ding da oben soll sich rühren können," murmelte er unwillkürlich, das leblose Engelsbild betrachtend, „es soll herabkommen und würgen wollen? Geht mir doch! Es ist eine Thorheit, daß ich herkam!"

„Probiren, Steuermann Martinez, probiren!" meinte Moro, die Schulter des muskulösen Mannes klopfend.

„Nein, festhalten, Steuermann Martinez," rief Sandok mit eigenthümlichem Lächeln, „auch würgen wie Engel, einen Zweikampf machen!"

„Moro und Sandok kommen helfen!"

„Potz Himmeldonnerwetter, wollt Ihr mich zum Narren machen, Ihr Halunken?" lachte Martin, „meint Ihr, daß ich mit ihm nicht allein fertig werde? Ich habe Sehnen und Muskeln!"

Und der breitschultrige Steuermann der Germania hielt Moro, bevor derselbe sich's versah, mit steifem Arme in der Luft.

„Moro glaubt," rief der Schwarze, dem bei dieser Liebkosung die Luft verging, „o Moro glaubt! Aber noch so viele Kraft, kann Alles nicht helfen gegen Engel!"

„Hinaus mit Euch!" sagte Martin und drängte die beiden lächelnden Neger der Thür zu.

Moro wollte das Licht mitnehmen, augenscheinlich um den so Sicheren zu prüfen und zu necken.

„Oho, das geht nicht," rief Martin, seine breite Hand auf den Leuchter legend, „ohne Licht hat die Sache keinen Werth, ich will ja sehen, wie der da oben es anstellen wird?"

Er zeigte zu dem weißen Engel hinauf, der unbeweglich über dem Bett schwebte.

„Gut, Steuermann Martinez soll Licht behalten, aber hier seitwärts auf großem Tisch!"

„Weshalb denn das, Moro?"

„Kleiner Marmortisch kann umgeworfen werden und dann Steuermann Martinez doch ohne Licht!"

„Meinetwegen auch das, setzt das Licht auf den großen Tisch dort! Wollt Ihr mir nicht auch noch ein Brausepulver eingeben, Ihr schwarzen Kerle? ein Brausepulver mit etwas Opium, damit ich allerlei wahnsinnige Sachen sehe?"

„Nein, nichts weiter!" antwortete Moro.

„Aber wie wird Steuermann Martinez uns Zeichen geben," meinte Sandok, bevor er das Gemach verließ, „Zeichen wenn Engel kommt und Hülfe nöthig ist?"

„Macht die Thür zu und damit ist es gut!"

Moro zog Sandok mit sich, indem er ihm zuflüsterte:

„In einer Stunde sehen wir zu, wie weit es ist!"

Sandok war damit einverstanden, denn er setzte voraus, daß in einer Stunde die Gefahr noch nicht groß sein konnte.

Die beiden Schwarzen verließen das Gemach.

Martin war nun allein in demselben, und er sah sich mit

einem halb neugierigen, halb ungläubig lächelnden Zuge nach allen Seiten um.

„Bin doch begierig, was geschehen wird?“ murmelte er, nahm den Revolver aus der Tasche, legte ihn neben das Licht, das ein wenig trübe brannte, auf den größeren, ovalen Tisch, auf dem eine dunkle Decke lag, und trat dann an das Bett, die Decke desselben zurückwerfend.

Es war einladend weiß und weich, ein Lager, wie es vornehme Herren wohl benutzen.

„Kann ja auch einmal einen Augenblick auf Seide liegen,“ meinte er gutmüthig lachend, „habe ja oft genug auf der harten Erde meine Glieder ausstrecken müssen!“

Nun trat er noch einmal an die Balconthür, prüfte, ob dieselbe auch gehörig verschlossen war, untersuchte die beiden Fenster und fand Alles in Ordnung.

Durch die weiße Thür, die nach dem Gange führte, konnte nicht so leicht ein Fremder eindringen, da dort ja die beiden Schwarzen in der Nähe waren.

„Ich glaube doch am Ende, die beiden Halunken haben ihren Scherz mit mir vor — der sollte ihnen aber theuer zu stehen kommen! Du willst die Sache ausprobiren, und wehe ihnen, wenn nichts passirt! Sie sollen meine Fäuste kennen lernen! Ich glaube, ich höre sie leise lachen — lacht nur, Ihr schwarzen Teufel, ich lache zuletzt!“

Es war ein wenig schwül und stickig in dem Gemach, so schien es nun dem Steuermann der Germania, der sein blaugestreiftes Hemde öffnete und sich anschickte, sich auf die schwellenden Kissen zu legen.

Tiefe Stille herrschte rings — es war dem Einsamen, als trug dieses Zimmer mit Recht den Namen eines Sterbegemaches.

Martin schielte zu dem Engel hinauf — nach wenigen Secunden schon wieder — die Augen glitten unwillkürlich, und fast, ohne daß er es wußte, zu der schwebenden, zarten Statue.

Was war es mit ihr?

Martin sollte es ja erfahren!

Die Erzählung der seltsamen Vorfälle stieg nun wieder mit all ihren Wundern vor ihm auf und -- Seeleute sind fast ohne Ausnahme abergläubisch, so straff sie sich auch dagegen zu verwahren lieben.

Er wollte die vergilbten Vorhänge zuziehen, aber er unterließ es, damit das Licht, das auf dem, dem Bette gegenüberstehenden Tische stand, seine ohnehin schon nicht allzu hellen Strahlen ohne Hinderniß zu ihm senden konnte.

Die Vorbereitungen waren beendet. Martin legte sich, wie auf ein Ruhebett, auf die Kissen, angekleidet wie er war. Die Füße ließ er nicht mit der Seide des Bettes in Berührung kommen, sondern an der Seite heraus hängen.

Es lag sich recht bequem und verführerisch auf den weichen, schönen Pfühlen! Martin mußte sich gestehen, daß er so noch nie geruht hatte. Er legte die Arme recht ungenirt und behaglich oberhalb des Kopfes auf die Kissen und blickte nun gerade zu dem über ihm schwebenden Engel hinauf — man konnte gar nicht anders, wenn man auf dem Bette unter ihm lag.

„Mit dem Einschlafen wird es wohl gute Weile haben," murmelte der Ruhende, „es ist eine alte Geschichte, daß der Schlaf denjenigen flieht, der ihn herausfordert! Ja, wenn es auf der See wäre! Martin, du bist schon eine wahre Landratte geworden, es ist eine Schande! Wollte der Himmel doch nur, daß wir endlich nach Monte-Vero zurückkehrten, ich werde schon ungeduldig — es ist ein Hundeleben auf dem Festlande! Das Wasser ist mein Element, das Steuerrad meine Braut! Hei, wenn der Sturm so recht die Wellen jagt und staut, daß die schaumbedeckten Spitzen über Bord schlagen, — potz Himmeldonnerwetter, das ist eine wahre Lust — das Schiff liegt auf der Seite — bald ist es hoch auf dem Wogenthurm, dann wieder tief zwischen den zischenden Wasserbergen — das wiegt gut ein — — das ist eine Musik — wie ich — sie liebe — —"

Martin lächelte — er sah sich auf dem Meere — es wogte

um ihn — es sauste — er lag mit halboffenen Augen da und vergaß, daß er auf den Seidenkissen unter dem schönen Engel ruhte — —

Da fielen seine Blicke wieder zu ihm hinauf — eine Erinnerung, in welcher Absicht er hergekommen war, dämmerte in ihm auf — er blickte mit großen Augen zu der lieblichen Gestalt des Engels empor — er schien frei über ihm zu schweben — es war dem in einem Halbschlummer, in einem unbegreiflichen Taumel Liegenden, als senkte er sich herab — er schien näher, immer näher zu kommen — die segnende Hand war dicht über ihm — das schöne Gesicht des Engels lächelte so sanft, so verführerisch — das faltige, herabwallende, weiße Gewand schien sich zu bewegen — —

Träumte Martin? Aber er lag ja mit offenen Augen da wie in Fieberphantasieen — und er war doch der kerngesundeste Mensch von der Welt gewesen, als er das geheimnißvolle Gemach betreten hatte!

Was ging mit ihm vor? Er hatte nicht die Gewalt über sich, klar zu sehen, er vermochte es nicht, sich aufzurichten, oder vielmehr er wollte es nicht, denn der Anblick des Engels, der leibhaftig über ihm schwebte, von entzückender Schönheit verklärt, war so verführerisch, so wonnig selbst für den sonst nicht sehr weichen und empfindenden Martin, der kein Freund und Verehrer von Bildwerken und dergleichen war, der nicht einmal von weiblicher Schönheit sonst sich umstricken ließ, der überall vor Allem praktisch war und dachte.

Er fühlte, daß sein Blut rollte wie die Meereswogen im Sturm — hatte diese aufsteigende Empfindung ihm die Gedanken an seine liebe See vorgezaubert? Er fühlte, daß sein Gesicht roth und erhitzt wurde, daß seine Pulse jagten, die sonst stets so ruhig und kalt waren, daß er oft selbst von sich lächelnd sagte: er sei wohl eine halbe Amphibie, so ein Ding, das in der Luft und im Wasser leben könne, so eine Art Robbe mit menschlicher Gestalt —

Was war es denn nun mit ihm?

Martin vergaß, überwältigt von den geheimnißvollen in ihm aufsteigenden Eindrücken, ganz und gar die Warnung Moro's, die angezweifelten Erzählungen Sandok's, es war, als lähmte der schwebende Engel seine Glieder, als änderte er sein Inneres — er blickte mit Wohlgefallen auf die schöne Gestalt, die nun in Lebensgröße als ein wunderbar verführerisches Weib über ihm hing — er sah das holdlächelnde Gesicht, das ihn bezauberte — er sah den schönen, vollen, halb enthüllten Busen des schwebenden Engels — es war ihm, als bewegte er seine Lippen, und er fühlte, daß sein Herz immer wilder pochte, daß sein Blut immer heftiger wallte — er sah Alles deutlich in dem milden Schimmer des Lichtes — er empfand ein Wohlgefallen, so träumend, mit offenen Augen träumend, wie er es noch nicht gekannt hatte!

Aber zugleich auch stieg leise eine seltsame Angst in ihm auf, als würde ihm die Luft knapp — er riß seinen Mund weit auf und holte tief Athem — —

Sollte die märchenhafte Erzählung der Schwarzen wahr werden, sollte er sie wirklich erleben, er, der sich so dagegen gesträubt und gewehrt hatte?

Halb befand Martin sich schon in der Gewalt des Engels, denn schon war sein Widerstand gelähmt, verschwunden!

Was aber war es, das diese geheimnißvolle, räthselhafte Macht auf den ruhenden Mann ausübte, der mit seiner vollen Kraft hergekommen war und nun dalag wie ein fieberhaft Träumender?

Es war unerklärlich, es war wie ein überirdischer Zauber, der das vollbrachte! Wunder giebt es nicht, aber es giebt wunderbare Naturkräfte, deren wenigste wir erst in ihrer ganzen Wirkung kennen!

Fast eine Stunde war vergangen, als Martin in wachem Taumel deutlich zu sehen meinte, daß sich der Engel zu ihm herabließ — das Gemach, das ihn umgab, war versunken — er sah nur die schöne, lächelnde Gestalt über sich — sie kam ihm näher — immer näher — es war ihm, als empfand er sie

bereits auf seinem Körper — er wollte die Arme gebrauchen, aber er vermochte es nicht — er war wie behext, wie verzaubert! Der Engel blickte so unwiderstehlich zu ihm — er legte sich wie eine Wolke auf seine Glieder — und Martin wehrte sich nicht, was sollte dieses Traumwesen ihm denn auch anhaben, wie sollte er es fürchten? Waren doch die Warnungen vergessen oder zerstört durch die verklärte Lieblichkeit dieses Engels!

Es war ihm, als hörte er eine tiefe, unbeschreiblich leise und milde Stimme dicht über sich flüstern:

„Fürchte nichts — ich werde Dich zu ewiger Wonne führen, der Kampf soll kurz sein — ohne Schmerz ist keine Freude!“

Martin regte sich nicht — nun aber wurde es schwer auf seiner Brust — er keuchte — er sah den Engel auf sich, er fühlte die eisigkalte Wange desselben an seinem glühenden Gesicht — er wollte rufen, aber die Stimme versagte ihm den Dienst!

Da — es war ein Augenblick unsäglicher, grausamer Angst und Qual — fühlte Martin die Hände des Engels an seinem Halse — sie legten sich wie eisige Klammern um denselben — sie schnürten ihn zu, daß ihm die Luft ausging — er wollte rufen, wollte sich aufrichten — —

Vergebens!

Kalter Angstschweiß rieselte von seiner Stirn! Er wollte seine Arme gebrauchen, und die Gestalt, die ihm lächelnd den Hals zuschnürte, von sich stoßen —

Vergebens!

Die Arme lagen, wie wenn sie ihm nicht mehr gehörten, oberhalb seines Kopfes — er war verloren!

Er ächzte — seine hochgewölbte, breite, starke Brust hob und senkte sich stürmisch —

Es war ein Zustand, wie man ihn in seiner ganzen Furchtbarkeit nicht beschreiben kann — — und noch immer sah der Gequälte den Engel dicht über sich, nein, a u f sich!

Da plötzlich war es ihm, als drangen Stimmen, fern und für ihn unverständlich, näher — es war ihm, als wurde er ergriffen — —

Die Stunde war abgelaufen —

Moro und Sandok traten in das Gemach — ihre Stimmen waren es, die dem schon schwer Betäubten wie fernher ertönend erschienen — —

Die beiden Schwarzen eilten, die Thür offen lassend, nach dem Bett, auf dem Martin mit weit aufgerissenen Augen wie im Fiebertraum lag — —

„O, schlechter Geruch, schlechte Luft in Gemach," rief Sandok — „o armer Steuermann Martinez!"

„Wird glauben an Engel!" murmelte mit ängstlichem Aufblick zu dem ruhig über dem Bett Schwebenden der schnell entschlossene Moro, der vor allen Dingen Martin's Arme von dem Kopfkissen nahm und dann seine schwarzen Hände unter die Schultern des muskulösen Steuermanns schob — „nimm Beine, fort mit ihm aus Gemach!"

Sandok folgte sehr schnell, nachdem er das Fenster geöffnet hatte, der Weisung Moro's. Er packte Martin's Beine, und so trugen die beiden Schwarzen den Leblosen, welcher nicht eben leicht war, aus dem Zimmer, das nun auf sie einen noch unheimlicheren Eindruck im Schimmer des flackernden Lichts machte.

Der Engel mit dem holdlächelnden Antlitz schwebte unbeweglich an der Wand über dem Bett, wie wenn nichts vorgefallen war.

Moro und Sandok trugen mit richtigem Instinct den keuchenden Steuermann der Germania durch den Gang in's Freie — dort legten sie ihn unter die Bäume in das weiche, duftige Moos des Parkes.

Die alte Schloß-Uhr verkündete mit dumpfem Ton die erste Morgenstunde — —

„O Steuermann Martinez, guter Steuermann Martinez!"

rief Sandok, der neben dem noch immer Keuchenden kniete und ihm den kalten Schweiß von der Stirn wischte.

„Laß sein, Sandok, Steuermann kommt schon zu Leben wieder! O, nun wird Steuermann glauben, hat gefühlt, wie Engel würgt — Moro hat auch gefühlt, aber hat nicht abgewartet, ist aufgesprungen, und da hat Engel wieder auf seinem Platz geschwebt!"

Die frische, kühle Nachtluft schien wirklich einen wohlthuenden Eindruck auf Martin zu üben, und als Moro noch in einer Schale frisches Wasser herbei brachte und ihm zu trinken gab, war es, als erwachte der sonst wahrhaftig nicht anfällige, starke Mann aus einer schweren Ohnmacht.

Er mußte sich erst besinnen, was geschehen war — er blickte die beiden Neger mit großen Augen an.

„O guter Steuermann Martinez," rief Sandok, sehr glücklich darüber, daß derselbe wieder zu sich kam, „Bruder Sandok hat Angst gehabt für Leben!"

Martin lächelte über die treue Fürsorge des Schwarzen.

„Potz Himmeldonnerwetter!" murmelte er mit heiserer Stimme — „Gott verzeih mir meine Sünde — das war der leibhaftige Teufel — er wollte mir den Hals zudrücken!"

„Steuermann Martinez nun glauben an Engel?" wiederholte Moro mit gewichtigem Kopfnicken.

„Hol' Dich der Teufel — ich glaube — ja! Meine Glieder sind mir noch wie zerschlagen! Mich kriegen nicht zehn Pferde mehr in das verfluchte Loch mit den Seidenkissen!"

Sandok war überglücklich und lachte vergnügt —

„Guter Steuermann Martinez kann nicht reiten nach Palais zurück, wie?" fragte er besorgt.

„Gewiß werden wir reiten, und das bald, ich will mich nur noch hier ausruhen — das war ja eine Höllenqual, gerade gut genug für den Halunken, dem Du sie zugedacht hast!"

„O, Sandok wird halten Schwur! Baron kommt zu Engel in Sterbegemach!"

„Nennt mir den nicht mehr Engel, man soll an Märchen und Gespenster nicht glauben, aber — — dahinter steckt noch etwas Anderes!" murmelte Martin kopfschüttelnd, während Moro in das Zimmer eilte, um den Revolver und das Licht zu holen, und dann die hohe, geschnitzte, weiße Thür wieder recht sicher zu verschließen.

Nach einer Stunde vermochte Martin es, da seine Kräfte wieder ganz zurück gekehrt waren, sich auf sein Pferd zu schwingen — Sandok folgte ihm.

Beide nahmen Abschied von Moro und sprengten davon, um noch vor Tages-Anbruch das Palais in der Straße Rivoli zu erreichen.

Martin schüttelte sich noch jetzt, wenn er an das Erlebte dachte, aber er sprach kein Wort darüber.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Geheimniß des Herrn von Epervier.

Nach wenigen Tagen trafen in Eberhard's Palais zwei Gäste ein, die er mit offenen Armen empfing — zwei Freunde, die noch jetzt in seinem Sinne in der fernen Weltstadt wirkten — es waren der Doctor Wilhelmi und Justus von Armand.

Der Maler Wildenbruch war wieder auf Reisen, und hatte zu Justus geäußert, daß es sein höchster Wunsch sei, die Besitzungen des Fürsten von Monte-Vero noch einmal zu besuchen, und ihn, den er so sehr verehrte, dort zu finden.

Eberhard gestand, daß er diesen Wunsch theile, und daß er

mit Vergnügen von den weiten Umwegen Wildenbruch's höre, da es auch mit seiner Rückkehr nach Monte-Vero noch weite Wege habe.

Die Reise Wilhelmi's und Armand's hatte, was Eberhard sofort ahnte, außer dem Besuch in Paris, noch einen sehr ernsten Zweck gehabt, den Beide denn auch dem Fürsten sehr bald enthüllten.

Der an unheilbarer Abzehrung leidende Ulrich, der zuletzt in Palermo Erleichterung gesucht hatte, war vor wenigen Wochen seiner schleichenden Krankheit erlegen. Sie hatte den einst so starken, vollen, kräftigen Mann in wenigen Jahren zu einem elenden Skelett gemacht.

„Dankt Gott, Eberhard, daß Ihr ihn nicht mehr gesehen, daß Ihr Euch sein Bild von früher bewahrt habt!“ sagte Wilhelmi — „es war ein trauriger Anblick, den wir hatten — oft schon habe ich mit blutendem Herzen mir vorgeworfen, wenn ich nicht helfen konnte, daß wir Aerzte elende Stümper sind, die im Dunkeln tappen und wenig können — noch nie aber ist es mir so schwer geworden, nicht helfen zu können, wie bei ihm! Er hätte noch gern gelebt — er hoffte bis zu den letzten Tagen — aber dann war es vorbei!“

Eberhard war tief ergriffen von dieser Nachricht — Armand und Wilhelmi ahnten ja nicht, wie nah er mit dem Verstorbenen verwandt gewesen — —

„Und es war mir nicht mehr vergönnt, ihn noch einmal zu sehen und zu sprechen?!“ sprach wehmüthig der Fürst.

„Sein letzter Gedanke, sein letztes Wort gehörte Euch,“ berichtete Justus von Armand, „wir überbringen Euch seine letzten Grüße!“

„Es war die Todesangst, die ihn dazu trieb, mich rufen zu lassen, und die Gewißheit des Ablebens, die in ihm für Augenblicke auftrat, um dann immer wieder der Hoffnung auf Genesung zu weichen, welche ihn bewog, Armand an sein Lager zu bitten,“ erzählte Wilhelmi, „er erhoffte von mir Rettung — er glaubte, daß der Freund mehr können würde, als fremde Aerzte! Und

dennoch war das eine bittere Täuschung; als ich zu ihm trat, sah ich den Tod bereits in seinen Zügen — die Angehörigen weinten und fühlten, daß es keine Hülfe mehr gab! Unsern Justus von Armand hatte er zu sich gerufen, um ihm die Verwaltung seines Vermögens zu übergeben und ihm seine letzten Bestimmungen mitzutheilen. Er war bis in den Tod der edle Gleichgesinnte von Euch, Eberhard, er war werth, Euer Freund zu heißen! Seine Hinterlassenschaft ist groß, so daß seine Familie nicht allein sorgenfrei leben kann, sondern auch armen, erwerbsunfähigen Arbeiterinnen alljährlich eine bedeutende Summe ausgesetzt ist!"

„Daraus erkenne ich meinen Bruder Ulrich," murmelte der Fürst, „er hat ein großes, edles Herz!"

„Ich werde jeden, auch den kleinsten seiner Wünsche mit peinlicher Sorgfalt selbst erfüllen, es ist mir eine heilige Pflicht," gestand Justus von Armand, „eine doppelte Pflicht, denn Euer hoher Geist ist es, Fürst Eberhard, der aus Allem hervorleuchtet —"

„Seine Leiche ist auf seinen Wunsch, den er sterbend noch äußerte, von Palermo nach Deutschland unterwegs — er wollte in seiner Heimath ruhen," schloß Wilhelmi, „und selig ruhen wird er, denn sein Leben war rein!" —

Eberhard führte seine Freunde zu seiner Tochter, und auch Martin durfte hinzutreten, um die Herren zu begrüßen, die sich sehr bald mit Freuden entschlossen, einige Zeit die Gäste des Fürsten zu bleiben.

Es war das eine wohlthuende Zerstreuung für die wunde Seele Eberhard's nicht nur, sondern auch für Margarethe, die seit dem Tode des kleinen Johannes sehr litt.

Hatte auch das Wiedersehen mit dem Prinzen einen lindernden, erhebenden Einfluß auf sie ausgeübt, und eine dunkle Hoffnung in ihr erweckt, so rang sich der Schmerz über den verlorenen Johannes doch immer wieder und wieder thränenvoll hervor.

Der gewaltsame Tod dieses Lieblings des Fürsten von

Monte=Vero hatte aber außerdem auch, wie wir sogleich erfahren werden, die weitgehendsten Folgen.

Der Kaiser war durch den Vorfall so unangenehm berührt, daß derselbe nach Wochen noch immer wieder vor ihm aufstieg, wenn die Regierungs=Geschäfte ihn auch zeitweise in den Hinter=grund gedrängt hatten.

Daß dieser freche Mord so ungestört in der Nähe des Kai=sers hatte geschehen können, war es hauptsächlich, was denselben sehr beschäftigte und empörte, so daß der Polizei=Präfect viel zu leiden hatte.

Die Angelegenheit bekam aber noch einen ernsteren Charak=ter, als es unzweifelhaft erwiesen war, daß der Mörder kein An=derer gewesen, als Fuchs, der entsprungene Gefangene von La Roquette.

Dadurch kam man noch einmal darauf zurück, daß die Flucht dieses Verbrechers, die erste dieser Art, unter Umständen geschah, die von einem mystischen Dunkel umgeben war.

Allerdings hatte man durch die peinliche Untersuchung des Präfecten, die sich nun noch einmal wiederholte, festgestellt, daß der Gefangene als der Gehülfe des Henkers entkommen, aber es hatte nicht aufgeklärt werden können, auf welche Weise die Ver=kleidung dem gefährlichen Verbrecher möglich gewesen.

Die Untersuchung hatte erwiesen, daß außer dem Bruder des Fuchs Niemand seine Zelle betreten, und dieser Bruder war ja durch den Groß=Inspector von La Roquette, Herrn von Eper=vier, zu dem Gefangenen geführt worden.

Es war daher ganz undenkbar, daß durch ihn die Kleider in die Zelle gebracht worden, da man Alles eher annahm, als daß Herr von Epervier mit zu den Schuldigen zählte, da er ein felsenfestes und wirklich vielbewährtes Vertrauen genoß.

Daß er für eine Stunde das Haus verlassen, konnte ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden, denn ein Groß=Inspector ist doch kein Gefangener, der La Roquette nicht verlassen darf — hatte er doch ohnehin die Vorsicht gebraucht, das Haus durch den Seiten=Ausgang zu verlassen.

Es war daher der ganze Verdacht auf den Wärter Girl gefallen, der, als armer Unter-Beamter, wie es so oft der Fall ist, Alles büßen sollte, was er gar nicht verschuldet.

Girl war in Untersuchungshaft genommen und ihm der Vorwurf gemacht, daß er bestochen worden sei und die Flucht des Gefangenen möglich gemacht habe.

Die Einwendungen und Betheuerungen des armen Menschen wurden kaum beachtet, und selbst die Erzählung der Schließer nicht berücksichtigt, daß der Gefangene von La Roquette, als Scharfrichter, frech an den Richtern vorüberschreitend, angegeben, durch Herrn von Epervier an der Seitenpforte eingelassen zu sein — und dennoch mußte es doch auffallen, daß Fuchs davon Kenntniß gehabt.

Man nahm an, daß Girl ihn davon benachrichtigt, nicht berücksichtigend, daß dieser Unschuldige lange vor Herrn von Epervier das Gefängniß verlassen, ohne davon eine Ahnung haben zu können, daß der Ober-Inspector gleichfalls um die zehnte Stunde das Haus verlassen würde.

Girl sollte so lange in Haft bleiben, bis Fuchs wieder gefunden und eingeliefert war.

Der arme Girl wartete ungeduldig und mit gutem Gewissen auf diese Einlieferung des entsprungenen Verbrechers, der nicht allein die Behörden verhöhnt hatte, indem er das für ihn errichtete Schaffot bekritzelte, nein, der dann noch so unvergleichlich frech gewesen, den Liebling des Fürsten von Monte-Vero, während derselbe Gast des Kaisers gewesen, zu erschießen.

Aber die umfangreichsten Anordnungen und Bemühungen der Polizei blieben erfolglos — Fuchs war nicht zu finden. Ja, nicht einmal eine Spur von seinem Genossen, dem rothen Ede, war aufzutreiben, obwohl die durch zugesagte Belohnungen angespornten Männer des Gesetzes sich die größte Mühe gaben, endlich dem Treiben dieser beiden gefährlichen Menschen ein Ende zu machen.

Es war eine Schande, daß es den vereinten Bemühungen nicht gelang, den Schlupfwinkel derselben zu ergründen, und man

war in Gefahr, sich dadurch lächerlich zu machen, da nicht allein ganz Paris, sondern auch der Kaiser ungeduldig auf einen Erfolg wartete.

Man wird sich vorstellen können, daß der arme Girl viel darunter zu leiden hatte, denn die ganze Beamtenwuth ergoß sich nun auf ihn.

Zahllose Verhöre wurden mit ihm abgehalten, und immer wieder war er es, auf den man zurückkam, den man inquirirte, den man mit den bittersten Vorwürfen wegen seiner muthmaßlichen Amtsverletzung überhäufte.

Girl ließ, nachdem er vergebens in eine ohnmächtige Wuth gerathen war, nun Alles über sich ergehen! Er wiederholte nur immer mit stoischer Ruhe, daß er unschuldig sei und nichts wisse. Der arme Mensch konnte ja auch nichts weiter sagen und wenn man ihn zu Tode gequält hätte!

Wer aber glaubte ihm?

Wer konnte denken, daß nicht er, sondern Herr von Epervier eigentlich der Schuldige war?

Der immerhin vornehme Groß-Inspector ging leer aus und der arme Aufseher mußte büßen! Wie oft wiederholt sich wohl in dem Beamtenleben diese Ungerechtigkeit!

Herr von Epervier aber, obwohl er ein recht genußsüchtiger und etwas verlebter Mann war, empfand in seinem Innern einen Vorwurf! Er war nicht schlecht genug, um kein Gewissen mehr zu haben — er war nur leichtlebig und leichtsinnig. Es ist aber eine alte Erfahrung, daß die leichtsinnigen Menschen die gutmüthigsten sind — eins ist eng verschwistert mit dem andern!

Der arme, unschuldig leidende Girl that dem Herrn von Epervier leid! Aber sollte er ihn retten, indem er sich opferte, indem er sich als den Schuldigen hinstellte?

Das war selbst für einen Gutmüthigen ein zu starkes Verlangen!

Oder sollte er ein zweites Amts-Verbrechen begehen, indem

er mit Aufbietung aller Erfahrungen und Täuschungen nun auch Girl entspringen ließ?

Eine böse That erzeugt immer neue! Es wird zuletzt daraus eine Kette, die den Schuldigen am Ende unrettbar in den Abgrund reißt, und während es sich am Anfange um ein leichtes Vergehen handelte, hat es in seiner Folgerung immer schwerere Verbrechen erzeugt!

Herr von Epervier sann und schwankte. Er bereute den Augenblick, den imaginairen Genuß im Schlosse Angoulème, für den er sich Tage und Wochen des Vorwurfs erkauft hatte. Für den Anblick der schönen Gräfin Leona Poninska hatte er sich schlaflose Nächte, hatte er dem armen Girl eine schwere Gefangenschaft ausgewirkt!

Wahrhaftig — die Strafe war schnell eingetreten, sie war hart für den Herrn von Epervier!

Es reifte in ihm der Entschluß, dieser Sache eine andere Wendung zu geben, er wollte nicht geradezu sich in das Verderben stürzen, aber er wollte auch jenen Baron nicht schonen, der im Grunde die Schuld an Allem trug.

Dabei aber fiel ihm ein, daß, wenn er den schlauen und unzweifelhaft einflußreichen Baron compromittirte, er selbst mitfiel — durfte er sich doch nicht die Macht der Gräfin Poninska verhehlen!

Was war dabei zu thun? Herr von Epervier kam endlich zu dem Entschluß, auf eigene Hand eine Razzia nach Fuchs und seinem Genossen zu halten, und er war ein leidlich erfahrener Mann des Gesetzes.

Daß die beiden Verbrecher sich in Paris aufhielten, war unzweifelhaft, denn wo sonst waren sie sicherer als in den unzähligen Straßen und Häusern dieses Sodoms? Daß sie aber in Spelunken und berüchtigten Häusern zu suchen waren, bezweifelte Herr von Epervier sehr.

Er hatte Fuchs als einen viel zu erfahrenen Verbrecher kennen gelernt, als daß er ihm eine solche Unvorsichtigkeit und Thorheit zutrauen konnte.

In Privat-Familien hatte er wohl kaum Zutritt erhalten, viel denkbarer war es, daß er in einem Kloster unter dem Mantel gut gespielter Heuchelei eine Zuflucht gefunden.

Jedenfalls, so sagte sich der Ober-Inspector von La Roquette, war er noch mit dem Baron Schlewe in Verbindung, und durch diesen konnte er am leichtesten hinter den Aufenthaltsort des Verbrechers kammen.

Herr von Epervier fühlte sich durch das Geheimniß schwer bedrückt, das auf dem Geschehenen lag — er wollte es, ohne gerade sich selbst zu ruiniren, los sein, es gut machen.

Wem aber sollte und konnte er sich anvertrauen?

Wenn er sein Geheimniß, wenn er das Geschehene einem Menschen offenbarte, war er vogelfrei!

Er mußte daher sich entschließen, in dieser kritischen Angelegenheit sein eigener Diener und Vertrauensmann zu sein.

Gern hätte er diese Arbeit sich von einem Andern erkauft, gern hätte er eine namhafte Summe geopfert, um zu erfahren und zu ergründen, welche Verbindungen der Baron Schlewe unterhielt — aber es ließ sich nicht ermöglichen!

Herr von Epervier machte es sich klar, daß es nur einen Weg gab, sicher hinter den Aufenthalt des Gefangenen von La Roquette zu gelangen, und das war derjenige, selbst den Spion zu spielen.

Er faßte denn auch endlich den Entschluß, die Rolle zu übernehmen, und verließ Abends das Haus, um sich nach dem Hôtel Schlewe's zu begeben.

Die Sache hatte aber, wie er nun sah, ihre Schwierigkeiten.

Nicht allein, daß es mühsam und langweilig war, auf der Straße zu warten, bis es dem Baron gefiel, sein Hôtel zu verlassen; viel schlimmer war der Umstand, daß der Diener desselben ihn bald bemerkt hatte, obwohl er alle nur mögliche Vorsicht anwandte. Er erkannte das daraus, daß stets, bevor der Baron sein Hôtel verließ, der Diener die Straße musterte und Schlewe selbst dann noch sehr aufmerksam seine grauen Augen auf Jeden richtete, der ihm verdächtig vorkam.

Herr von Epervier aber gab seinen einmal gefaßten Plan nicht so leicht auf.

Dem Hôtel Schlewe's gegenüber befand sich ein Café, und das bot ja eine ganz günstige Oertlichkeit.

In diesem Café erschien der Ober-Inspector an jedem Abend, trank einige Liqueure und beobachtete das Hôtel.

Zweimal war er bereits in einem Fiacre der Equipage des Barons gefolgt, und immer hatte dieselbe die Richtung des Schlosses Angoulème eingeschlagen.

Am dritten Abend endlich faßte Herr von Epervier den Entschluß, heimlich an dem Schloß zu warten und abzupassen, was vor demselben geschehen würde.

Seine Ausdauer sollte von dem günstigsten Erfolge gekrönt werden.

Er war nicht nach dem Café gegangen, sondern direct nach dem Schloß gefahren, in der Nähe desselben ausgestiegen und unbemerkt in den Park getreten.

Es trafen zahlreiche Gäste, meistens sehr vornehme Herren, ein und stiegen an der Rampe aus.

Epervier beobachtete Alles, gedeckt durch das Dunkel des Abends, von einigen seitwärts stehenden Bäumen aus.

Da, es war schon spät und er schon im Begriff, seinen Versteck zu verlassen, näherte sich der Einfahrt noch eine Equipage —

„Sollte es diejenige des Barons sein?" murmelte der Wartende ungeduldig und neigte sich vor, um besser sehen zu können — „bei allen Heiligen, sie ist es — sie nähert sich dem Vorparke — aber was bedeutet das — sie fährt nicht nach der Rampe?"

Epervier sah, daß die Equipage des Barons lautlos über den Kiesweg hinglitt und an dem Schlosse vorüber fuhr, um diese späten Gäste an der hinteren Seite desselben abzusetzen.

Das war jedenfalls seltsam!

Herr von Epervier verließ daher seinen geschützten Platz an den Bäumen, um der Equipage zu folgen — er war so sehr im

Eifer, daß er die nöthige Vorsicht außer Acht ließ und, um besser sehen zu können, sich der Terrasse näherte, neben der des Barons Wagen hielt.

Die Terrasse war erhellt, der Schatten der Bäume deckte sie nicht, die Aussteigenden konnten ihn daher ebenso wohl sehen, wie er sie, obwohl er sich bemühte, seine Gestalt hinter einem der breiten Postamente zu verbergen, welche unten die epheuumrankten Gallerieen schlossen.

Der Diener öffnete den Schlag der Equipage — Schlewe stieg zuerst aus derselben und begab sich sofort durch den Neben-Eingang in das Schloß — nach ihm aber verließ ein in einen dunklen Mantel gehüllter Herr den Wagen, in welchem Epervier unzweifelhaft seinen Mann erkannte.

Fuchs wurde mithin in dem Schlosse Angoulème versteckt gehalten — vielleicht sogar gegen oder wenigstens ohne den Willen der Gräfin.

Allerdings war er hier am besten aufgehoben, denn Niemand vermuthete den Gefangenen von La Roquette in diesem Hause, das nur die vornehmsten Herren zu ihrer Zerstreuung betraten.

Epervier konnte sich nicht enthalten, den Hals sehr zu recken, um sich genügend zu überzeugen, und dadurch verrieth er sich dem aufmerksamen Diener des Barons, der, während der Ober-Inspector schnell nach Paris zurückkehrte, nichts Eiligeres zu thun hatte, als seinem Gebieter das Bemerkte zu berichten.

Kaum war daher Herr von Epervier nach La Roquette zurückgekehrt, um seine Schritte zu thun, als man ihm das Eintreffen eines Herrn meldete, der ihn unverzüglich zu sprechen wünsche.

Der Ober-Inspector, der nicht ahnte, daß der Baron schon ihn aufsuchte, gab dem Schließer den Bescheid, daß er zu so später Stunde nicht zu sprechen sei.

Aber der Schließer kehrte noch einmal mit der Meldung

zurück, daß sich der Herr nicht abweisen lassen wolle, ihm vielmehr seine Karte mitgegeben habe —

Epervier las auf derselben den Namen Schlewe's, und bevor er einen genügenden Grund gefunden, ihn abzuweisen, erschien der unheimliche Gast bereits auf der Schwelle.

Baron Schlewe schien ein wenig aufgeregt zu sein. Sein faltiges Gesicht war sehr blaß, er wischte sich den Schweiß von der Stirn und seine grauen Augen hatten wieder jenen schielenden Blick, der stets anzeigte, daß der Baron in Unruhe war.

„Verzeihung, mein werther Herr von Epervier," rief er, dem Ueberraschten seine von untadelhaften Handschuhen umhüllten hageren Fingern reichend, „tausendmal um Verzeihung, daß ich Sie zu so später Stunde störe —"

Schlewe unterbrach sich, um einen fragenden Blick auf den Schließer zu werfen, welcher noch im Zimmer war —

„Ich bin im Begriff, auszufahren, Herr Baron," sagte der Ober-Inspector kühl, ohne auf den Blick Schlewe's zu achten, „man lasse meine Equipage unten warten!"

Der Schließer entfernte sich nach einer Verbeugung.

Schlewe wartete, bis die Thür und die Portière geschlossen war, dann trat er hastig zu Epervier —

„Ich komme so eilig und so spät her, um Sie, mein werther Herr, vor einer Uebereilung zu bewahren, die Ihnen den Hals brechen würde — Sie wollen zum Polizei-Präfecten —"

„Und wenn es der Fall wäre, Herr Baron?"

„Es wäre Ihr Unglück — nein, noch mehr — es wäre Ihr Tod!"

„Sie sprechen in Räthseln, Herr Baron!"

„Lassen Sie mich nur erst zu Athem kommen! Sie waren im Schlosse Angoulème?"

„Möglich — fahren Sie fort!"

„Sie erblickten dort" — Schlewe sprach die folgenden Worte sehr leise — „den Gefangenen von La Roquette?"

„Auch möglich — nur weiter!"

„Sie wollen Schritte thun, ihn von Neuem zu verhaften?"

„Wie gut Sie rathen können, Baron! Unser Pact von neulich ist ja wohl von beiden Seiten erfüllt?"

„Erfüllt, aber noch nicht vergessen!"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß es Ihnen den Hals kosten würde, wollten Sie den Gefangenen nun den Gesetzen überliefern."

„Ich bin nicht ängstlich, Herr Baron! Ich möchte es daher auf einen Versuch ankommen lassen."

„Sehen Sie, meine Ahnung ist eingetroffen, meine Befürchtung ist begründet!" rief Schlewe in großer Aufregung — „hören Sie auf mich, mein theurer Herr von Epervier, glauben Sie nicht, daß Eigennutz mich herführt. Der Pact von neulich ist erfüllt, ist abgelaufen, aber Sie vergessen, daß wir Beide durch denselben für alle Zeit uns leider jenem Fuchs in die Hände geliefert haben?"

„Das glaube ich für mich nicht! Ich bin entschlossen, es darauf ankommen zu lassen," erwiderte der Ober-Inspector mit eisiger Ruhe.

„Ich beschwöre Sie Ihretwegen, mein theurer Herr von Epervier, diesen Versuch nicht zu machen. Man sagt mir soeben, daß jener Fuchs entschlossen sei, uns Beide dann gleichfalls den Gesetzen zu überliefern — denken Sie, uns Beide!"

„Das hat ohne Zweifel jener Fuchs selbst Ihnen anvertraut?"

„Nun Sie es aussprechen — ja!"

„Allerdings eine gute Quelle," meinte der Ober-Inspector mit einem etwas höhnischen Lächeln, „trotzdem darf ich, weil ich mich einmal verleiten ließ, meine Pflicht zu vergessen, diesmal nicht zögern, jene Uebereilung gut zu machen!"

„Sie ruiniren sich und mich!"

Epervier zuckte mit den Achseln —

„Es ist ja noch Zeit, daß Sie Ihre Entschlüsse und Vorbereitungen treffen!" sagte er kalt.

„Hören Sie doch nur! Es wäre ja ein übereilter Schritt,

der keinen Zweck hat! Sie meinen, daß jener Fuchs sich noch im Schlosse Angoulème befinde?"

Epervier fühlte nun erst, daß er einen unverzeihlichen Fehler dadurch begangen, daß er nicht sofort das Schloß gehörig hatte besetzen lassen. Allerdings wäre das mit den größten Schwierigkeiten und Umständen verbunden gewesen und außerdem war seine Schuld nicht allzu groß, da er nicht bemerkt hatte, daß seine Anwesenheit verrathen — —

„Sie wollen," fuhr Schlewe fort, sogleich erkennend, daß diese Worte Eindruck machten, „Sie wollen Fuchs in dem Schloß gefangen nehmen lassen, aber Sie vergessen, mein werther Herr von Epervier, daß derselbe das Schloß, während wir hier sprechen, längst verlassen hat. Sie würden durch Ihre Schritte also nichts erreichen, als sich selbst in ein doppeltes Unheil zu stürzen, in dem Sie unrettbar verloren sein würden!"

„Obgleich ich fühle, daß Sie Recht haben, wäre es mir doch erwünscht, von Ihnen nun noch zu vernehmen, worin das doppelte Unheil bestehen würde?" sagte der Ober-Inspector ein wenig düster, da er sich überlistet und betrogen sah. „Sie meinen einestheils meine Ihnen zu verdankende Schuld an der Flucht —"

„Einestheils — allerdings, mein werther Herr von Epervier, dann aber vornehmlich die Rache jenes Menschen, der nichts fürchtet und Ihnen in diesem Fall den Tod geschworen hat. Er ist ein gräßlicher Mensch! Ich bin ja in derselben Lage, in derselben furchtbaren Gefahr wie Sie — verkennen Sie doch nicht die Absicht, die mich herführt!"

„Sie gaben sich doch aber, wenn mich nicht Alles täuschte, dazu her, den Verbrecher jetzt noch zu verbergen?"

„Mein Himmel, mußte ich das nicht? Ich bin ja der unglücklichste Mensch von der Welt, da jener entsetzliche Fuchs meine damals ihm erwiesenen Dienste nun dazu benutzt, mich zu brandschatzen, mich zu zwingen, Alles zu thun, was er verlangt, indem er mir damit droht, Sie, mein theurer Herr von Epervier, und mich zu verrathen. Was macht sich dieser Galgenvogel daraus, wenn er sich dadurch mitverräth. Er ist der gefährlichste Mensch,

den die Erde trägt, und ich der unglücklichste, so lange ich nicht aus den Krallen dieses Furchtbaren erlöst bin!“

Der Baron sprach diese Worte mit so natürlicher Angst und so bewegter Stimme, daß Epervier sich nicht enthalten konnte, an diese Erzählung zu glauben, um so mehr, da sie wirklich sehr natürlich klang.

„So haben Sie den Verbrecher nur versteckt und unterstützt, weil Sie seine Rache fürchteten?“ fragte er.

„Allerdings! Natürlich, mein einziger Herr von Epervier!“ rief Schlewe, die Hand des Inspectors drückend, um seinen Worten mehr Geltung zu verschaffen, „ich komme ja nur her, um Sie um Rath zu fragen, auf welche Weise wir uns von dem entsetzlichen Menschen befreien können! Ich bereue ja meine damalige Gutmüthigkeit, in welche ich Sie gar noch verflocht, auf das Tiefste. Aber es ist doch nun einmal geschehen, und wir können nichts weiter thun, als uns verbinden, um dann diesen Menschen unschädlich zu machen.“

„Wissen Sie, wohin er sich begeben hat?“

„Nein, mein theurer Herr von Epervier, ich hatte ja nicht Zeit dazu, etwas darüber zu erfahren, da ich unverweilt hierher eilte, um das Fürchterlichste zu verhindern. Denken Sie, wenn Sie uns Beide unnütz den Gesetzen überliefert hätten — es ist ein gräßlicher Gedanke! Und Alles durch unzeitige Gutmüthigkeit! Geben Sie mir Ihre Hand darauf, daß Sie mir Ihren Beistand, mich von diesem entsetzlichen Menschen zu befreien, nicht versagen wollen, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß wir heimlich und vorsichtig zusammen die geeigneten Schritte berathen wollen, jenen Elenden unschädlich zu machen.“

Schlewe's Stimme verrieth eine große Angst — sie bebte —

„Das will ich gern,“ sagte Herr von Epervier, seine Hand in diejenige des Barons legend, „ich wußte nicht, wie die Sachen lagen! Nun Sie mich darüber aufgeklärt haben, glaube ich schon, daß Ihre Sorge gerechtfertigt ist. Wir Beide hätten uns dieselbe ersparen können. Haben Sie schon einen ungefähren Plan?“

„Unterwegs kam mir ein Gedanke ein — die Angst flüsterte ihn mir zu. Ich fand, als ich das Schloß verließ, um herzueilen, noch Gelegenheit, der Gräfin Poninska zuzuraunen, sie möge, was mir nicht möglich war, von Fuchs zu erfahren suchen, wohin er sich begebe?"

„Die Gräfin — verkehrt auch mit dem Verbrecher?" fragte Herr von Epervier erstaunt, da die Aeußerung des Barons auf Vertraulichkeit schließen ließ.

„Ich glaube, ich sagte es Ihnen schon einmal, mein theurer Herr von Epervier, daß ein Familien-Geheimniß dabei im Spiele ist — dieser Fuchs war ehedem ein ganz ordentlicher Mensch, ein Kanzlist, von jener Zeit her kennt ihn die Gräfin!"

„Und Sie meinen, daß er der schönen Frau anvertraute, wohin er sich begeben hat?"

„Ich zweifle nicht daran — aber selbst, um dies zu erfahren, müssen wir die größte Vorsicht anwenden, Sie glauben nicht, wie gefährlich, wie rachsüchtig und wie schlau dieser Fuchs ist!"

„Ich glaube es Ihnen, aber ich fürchte ihn dennoch nicht so, wie Sie!" entgegnete Herr von Epervier.

„Desto besser! Es wird uns gelingen, durch List seiner habhaft zu werden, und dann sind wir endlich unsere Besorgnisse los, die ich leider nur wieder durch meine Gutmüthigkeit uns bereitet habe. Treffen Sie morgen Abend mit mir im Schlosse Angoulème zusammen, mein theurer Herr von Epervier!"

„Im Schlosse Angoulème?" wiederholte der Ober-Inspector, nicht eben unangenehm überrascht.

„Lassen Sie uns die Gräfin, eine eben so kluge wie schöne Dame, mit zu Rath ziehen — aber lassen Sie uns auch die höchste Vorsicht anwenden, indem wir dort zusammentreffen — es darf Niemand davon etwas wissen! Hören Sie wohl, mein werther Herr von Epervier? Niemand!"

„Ich stimme Ihnen bei — wir wollen das Zusammentreffen ganz geheim halten!"

„Benutzen Sie nicht einmal Ihre Equipage, sondern lieber einen Fiacre!"

„Auch das soll geschehen! Um welche Stunde erwarten Sie mich, Herr Baron?"

„Die zehnte Abendstunde scheint mir die günstigste — Sie sehen dann noch etwas von den Vorstellungen, ohne sich selbst sehen zu lassen —"

„O, Sie sind außerordentlich gütig und aufmerksam!"

„Bitte, bitte, mein lieber Herr von Epervier!" flüsterte Schlewe, mit verbindlichem Lächeln seine Hand drückend — „danach wollen wir mit der Gräfin bei einem Glase Wein Rath halten!"

„Den Wein lassen wir fort, ich leide seit einigen Tagen an bedenklichen Blutwallungen!"

„Oh — haben Sie nicht Ihren Arzt consultirt?"

„Er sagte mir eben, daß ich mich, um einem Schlag-Anfall zu entgehen, aller Erhitzungen enthalten müßte!"

„Gut, mein theurer Herr von Epervier! Also auf Wiedersehn morgen Abend in dem Feenschlosse am Boulogner Wäldchen, ich gehe mit dem angenehmen Gedanken von Ihnen, Sie überzeugt zu haben, daß wir am besten gemeinsam und sehr vorsichtig operiren — ich wette, Sie verkannten mich!"

„So etwas Aehnliches war es in der That — ich bitte deshalb tausendmal um Entschuldigung!"

Schlewe lächelte liebenswürdig —

„Ich bin glücklich, Sie bekehrt zu haben," sprach er, sich verabschiedend — „leben Sie wohl so lange, mein theurer Herr von Epervier!"

Der Ober-Inspector geleitete den Baron bis zu dem an der Straße La Roquette wartenden Wagen, und war vollständig von der aufrichtigen Absicht Schlewe's überzeugt —

Dieser Baron war ein zu geschickter Comödiant!

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Gift-Limonade.

Herr von Epervier hätte, das wußte und erkannte Schlewe sofort, als ihm der Diener meldete, daß er in dem wiederholten Aufpasser den Ober-Inspector unzweifelhaft erkannt hatte, Alles daran gesetzt, die Verhaftung des Entsprungenen zu bewirken, und die Folge wäre gewesen, daß nicht allein der Baron für die zur Flucht geleistete thätige Hülfe vor die Assisen gekommen, sondern daß auch das Schloß Angoulème und die Gräfin in Mitleidenschaft gezogen worden.

Diese gefährliche Absicht Epervier's mußte daher um jeden Preis verhindert werden, das war dem Baron sofort klar.

Er ließ sich, bevor er nach La Roquette eilte, nicht Zeit, mit der Gräfin darüber zu berathen, sondern hatte vorläufig nur das eine Ziel im Auge, die Schritte Epervier's für diese Nacht zu vereiteln —

Und allerdings war das im Augenblick auch die wichtigste Aufgabe!

Die Pferde hatten ihn im Fluge nach La Roquette getragen, und er war auch diesmal, wie bisher so oft bei ähnlichen Gelegenheiten, zur rechten Zeit gekommen.

Er hatte das Einschreiten Epervier's so nachdrücklich und leicht verhindert, daß nun, als er in seiner Equipage beruhigt nach seinem Hôtel fuhr, ein triumphirendes Lächeln auf seinem grauen, faltigen, verlebten Gesicht lag.

Aber er hatte auch mehr, als nöthig war, erkannt, daß dieser Epervier wirklich der gefährlichste Mensch für ihn werden konnte, wenn er ihn nicht unschädlich machte.

Schlewe wußte es nur zu gut, daß derartige gutmüthige

Menschen, die plötzlich von Gewissensbissen ergriffen werden, sehr zu fürchten sind, da dieselben blind handeln —

Und außerdem mußte er auch den gefährdeten Fuchs schützen, nicht allein aus edelmüthiger Dankbarkeit für die durch denselben vollbrachten Thaten, vielmehr auch, weil er denselben noch gut gebrauchen zu können glaubte.

Der Baron wußte sehr genau, wohin Fuchs sich begeben, als das Schloß ihm gefährlich schien, er kannte sehr genau den Zufluchtsort der beiden Verbrecher.

Hatte er doch selbst ihnen denselben angeschafft!

Die Polizisten konnten lange in allen Stadtvierteln von Paris nach ihnen suchen — sie waren sicher, daß man sie nicht fand — —

In einem auch noch so abgelegenen Hause wären sie bei aller Vorsicht doch immer in Gefahr gewesen, verrathen zu werden, da die Polizei ihre geheimen Verbündeten bekanntlich gerade in Spelunken sich zu erhalten suchte — es war daher nöthig gewesen, einen besseren Zufluchtsort zu suchen, und sie hatten denselben in einem Schooner gefunden, welcher außerhalb der Stadt am Ufer der Seine lag.

Dieses nicht große, aber recht hübsche Schiff, mit welchem man im Nothfall bis zum Meere zu gelangen und auch auf demselben sich zu halten vermochte, hatte der Baron billig erstanden und es dem Fuchs und dem rothen Ede geliehen.

Niemand ahnte die Anwesenheit der beiden Verbrecher auf diesem fern von dem Gewühle der Stadt liegenden Schooner, da Fuchs dafür gesorgt, daß derselbe an einer ziemlich unbelebten Stelle der Seine vor Anker lag.

Das war um so weniger auffallend, da in einiger Entfernung noch zahlreiche größere und kleinere Schiffe unthätig vor Anker waren.

Die Revision derselben durch die Hafen-Polizei wurde dadurch umgangen, daß man weit außerhalb der Stadt lag.

Als der nächste Abend herangekommen war, begab der Baron sich eine Stunde früher, als verabredet, nach dem Schloß der

Gräfin Poninska, um dieselbe auf den Besuch des Herrn von Epervier gehörig vorzubereiten.

Es näherten sich der Rampe soeben die Equipagen der zahlreichen Gäste Leona's, die in dem Saale ihres Schlosses die Hochgenüsse des Lebens aufsuchten und fanden.

Obwohl man bereits in einigen andern Sälen ihre Schaustellungen nachzuahmen bemüht war, ja selbst außer den Marmorbildern auch den sinnekitzelnden Gesang der Theresa und den Cancan zu copiren versuchte, so waren das doch immer nur schlechte Nachahmungen, die dem Original nicht gleich kamen.

Im Schlosse Angoulème genoß man den Champagner-Rausch der Sinnlichkeit, den Schaum, den prickelnden, frischen, unvergleichlichen Schaum — an den anderen Orten war es der Bodensatz, die Hefe, die grobe Sinnlichkeit, die ihre Absicht zu sehr verräth.

Bei Leona war Alles Sünde, berechnete, kokette, herausfordernde Sünde — aber sie war plastisch, poetisch verkleidet und verhüllt —

Sie lugte nur mit ihren kleinen Teufelsfratzen und Hörnern verstohlen hinter den Brocat-Gardinen hervor, und sie reizte um so mehr, je geschickter sie sich zeigte.

Und darum verloren die Abende der schönen Gräfin auch nichts von ihrer Beliebtheit, während ihr verheerender Hauch sich mehr und mehr verbreitete und pestartig ansteckte.

Leona selbst war nie zu sehen, sie erschien selbst niemals unter den Gästen des Saales — sie leitete aus dem Verborgenen, einer dämonischen Gottheit gleich, ihre verderblichen Schaustellungen — sie war die Seele von Allem — sie verlieh den Genüssen Reiz — aber nur, indem sie dieselben leitete, arrangirte und ersann — —

Sie hatte ein Talent dazu, das ihr von der Hölle mitgegeben war.

Ihr Ziel — sie wußte es, sie fühlte es — war erreicht! Sie übte eine Herrschaft aus, sie war eine Despotin — und ihre

Häscher waren der Genuß, die Sünde, der Rausch und die Sinnenlust.

Sie herrschte — von ihrem Schlosse aus verbreitete sich ihre Macht mehr und mehr — — sie, die Tochter jenes ersten Napoleon, jenes herrschsüchtigen, unersättlichen Corsen, hatte diese Sucht, zu herrschen, von ihm ererbt — —

Sie scheute kein Mittel, um zu ihrem Ziele zu gelangen — eben so wenig, wie ihr Vater, der seinem Ehrgeize Millionen von Menschenleben opferte.

Was galten ihr die verlorenen Seelen — —?

Sie lachte höhnisch, wenn man davon zu ihr sprach — sie lachte, als wollte sie sagen: Was sind für mich diese Thoren? Herrschen will ich um jeden Preis! — Sclaven meines Willens sollen sie Alle sein — mir zu Füßen im Staube sollen sie liegen, und ich will meinen Fuß auf ihren Nacken stellen! —

Die Erfolge waren da — und Leona ergötzte sich an denselben — —

Sie saß in einer verschlossenen Nische des Saales, von der aus sie nicht allein unbemerkt die Schaustellungen und die versammelten Gäste beobachten konnte, von der aus sie auch in den Corridor gelangte, welcher hinter den verführerisch arrangirten übrigen Nischen und Lauben und Grotten hinlief.

Wir wissen bereits, daß sie von diesem versteckten Corridor aus in alle die scheinbar so unbelauschten, verhüllten Nischen blicken konnte —

Sie liebte es, die der Sünde Anheimgefallenen in ihrem Rausche zu sehen — sie hatte ihre Freude daran — sie empfand eine Wollust an diesem Anblick — sie fühlte eine Befriedigung, einen Genuß, ein Verzücken ihrer Nerven dabei.

Ein leises Pochen ertönte und scheuchte die üppige Gräfin von der Ottomane, auf der sie in der Nische ruhte, während die verführerischen Töne der Musik zu ihr drangen.

Das Klopfen überraschte sie — es gab nur einen Menschen, der den Corridor hinter den Nischen betreten durfte, das war der Baron von Schlewe — und er war es, der sich verneigte

und zu der Gräfin in die mattroth erleuchtete Rotunde trat, als sie die Thür geöffnet hatte.

„Sie sind erregt, Baron, ein rosiger Hauch liegt auf Ihren Wangen,“ flüsterte mit lächelnder Miene die Herrin von Angoulème — „was giebt es? Ah, ich erinnere mich, daß Sie gestern Abend in solcher Aufregung unser Schloß verließen?“

„In noch größerer, meine gnädige Gräfin, unzweifelhaft in noch größerer, denn heut erscheine ich hier mit fertigen Plänen und als Sieger!“

„Wie immer, Baron! Wann wären Sie wohl unterlegen, sobald es sich um — Klugheit und List handelt?“

„Sehr gütig, meine allergnädigste Freundin!“ flüsterte Schlewe, und führte, sich verbeugend, die weiche, weiße Hand Leona's an seine Lippen — sie ließ es sich gefallen — aber um ihren üppig schönen Mund zitterte ein ironischer Zug.

„Wer ist denn diesmal wieder der unglückliche Besiegte?“ fragte die Gräfin, indem sie den Baron einlud, Platz zu nehmen.

„Ich bewundere Ihre Arglosigkeit und Ruhe, meine Gnädige!“ sagte nun mit einer entsprechenden Bewegung des Kopfes der sich Setzende — „mir schien es, als vernahmen Sie gestern Abend die Meldung meines Dieners —“

„In Betreff des Herrn von Epervier?“

„Allerdings!“

„Nun — und was überrascht Sie dabei an mir?“

„Der große Muth und die geringe Neugier!“

„Ich muß Ihnen gestehen, lieber Baron, daß mir dieser Herr von Epervier und seine Angelegenheiten recht unwichtig sind!“

„Das theile ich mit Euer Durchlaucht — aber diesmal sind seine Angelegenheiten auch die unsrigen.“

„Sie meinen in Bezug auf jenen Fuchs?“

„Sie sprechen es aus, meine Gnädige!“

„Ich wüßte nicht, daß diese Angelegenheit des Herrn von Epervier die meinige wäre — —“

Schlewe wurde ein wenig blasser und grauer, als sonst schon — er lächelte spitz — —

„Ganz abgesehen von meiner unwichtigen Person, die in diese Angelegenheit verwickelt ist —“

„Ach ja, ich erinnere mich — Sie retteten jenen Menschen —“

„Ganz abgesehen davon, sage ich, wäre es wohl recht fatal, recht compromittirend gewesen, meine Gnädige, wenn man gestern Abend das Schloß Angoulème mit Polizisten besetzt und den entsprungenen Gefangenen von La Roquette in demselben gefunden hätte!“

„Weshalb wohl, Baron? Konnte jener Flüchtling sich nicht ebenso leicht, um sich recht sicher zu fühlen, in die Tuilerien schleichen und aus dem Schlosse des Kaisers durch die Polizisten geholt werden?“

Schlewe lächelte boshaft —

„Hm — hm — Durchlaucht vergessen, daß jener Fuchs von uns mehr weiß, als er vom Kaiser sagen könnte!“

„Kommen Sie zur Sache — worin bestand Ihr Sieg?“

„Der Erfolg desselben wird erst von Ihnen abhängen, meine gnädigste Freundin!“

„Ah, wie galant,“ lachte Leona, „ich bin begierig!“

„Herr von Epervier wird in einer Stunde hier erscheinen, um von Ihnen und mir zu erfahren, wo Fuchs sich befindet, und um Rath zu halten, wie man sich seiner bemächtigen kann.“

„Ich weiß darauf nichts zu antworten, Baron!“

„Und dennoch mußte ich so handeln, meine Gnädige, um zu verhindern, daß jener für uns ungemein gefährliche Epervier in der vergangenen Nacht schon Schritte einschlug, die für Sie und mich von den schlimmsten Folgen sein konnten. Verhehlen wir es uns nur nicht länger, meine gnädigste Gräfin, von den schlimmsten Folgen — denn Fuchs würde uns nicht schonen!“

„Jener Epervier, meinen Sie, wird sich bestimmen lassen, den Plan, sein Geheimniß den Beamten zu offenbaren, aufzugeben?“

„Das nicht, meine hohe Freundin, er wird entschieden die peinliche Angelegenheit, was ich damals nicht befürchtete, zum Austrag bringen, wenn — wenn er es erleben sollte!“

„Verstehe ich Sie recht, Baron?“

„Epervier wird uns schaden, uns ruiniren, sobald er erkennt, daß wir nicht seine Theilnehmer und Freunde sind, er wird uns furchtbar schaden, wenn er den morgenden Tag überlebt!“

„Sie sind also entschlossen — —“

„Es nicht dazu kommen zu lassen,“ ergänzte Schlewe, „vergessen Sie nicht, meine Gnädige, daß wir nur die Wahl haben zwischen uns und ihm!“

„Sie sind ein Mephisto, Baron! Mit welcher teuflischen Ruhe und Entschiedenheit Sie das Urtheil umschreiben und begründen!“ sprach Leona leise mit einem lauernden Seitenblick —

„Nennen Sie mich lieber einen Vorsichtigen, der nicht nur an sich denkt, sondern auch seine gnädige und hohe Freundin vor dem Fall bewahren möchte!“

„Also auch gütig und besorgt!“ antwortete Leona, während ihre Marmorzüge eine Miene anzunehmen versuchten, welche das Unbehagen verbergen sollte, das die letzten Worte Schlewe's in ihr hervor gerufen hatten.

„Sie scheinen unzufrieden mit mir zu sein, meine Gnädige, das betrübt mich tief — aber ich handle mit dem besten Bewußtsein! Es darf nicht dazu kommen, daß dieser Epervier die wahnsinnige That begeht, jenes Geheimniß zu enthüllen, das die Flucht des Fuchs umgiebt — es darf nicht dazu kommen, daß er uns verräth — ich ermesse die Folgen zu sehr, und darum sage ich: wir müssen den Groß-Inspector von La Roquette hier mit Zuvorkommenheit und Geschick empfangen, zerstreuen, ihm von Fuchs Einiges auftischen, Pläne schmieden — und vor Allem dafür sorgen, daß er nicht zu einem uns schadenden Schritte kommt.“

„Sie haben ohne Zweifel schon einen Entschluß gefaßt, mein theurer Baron? An Zuvorkommenheit und Zerstreuung soll es nicht fehlen!“

„Ich weiß es, meine gnädigste Gräfin! Wie konnte ich diese Worte nur zu gebrauchen wagen! Wer das Schloß Angoulème

betritt, hat ja Alles, was ich erwähnte, im Ueberfluß! Ich sehe eine Caraffe auf dem kleinen Marmortisch dort — sie enthält eine schönfarbige Flüssigkeit —"

„Es ist Limonade, Baron, und in dem Silber-Untersatz befindet sich Eis, damit sie kühl bleibt, ich liebe sie, haben Sie die Gefälligkeit, mir davon zu reichen!"

„Ich bin glücklich, Ihnen dienen zu dürfen, meine Gnädige!" flüsterte der Baron und erhob sich, um zu dem kleinen Tisch zu treten, der seitwärts im Hintergrunde der matt erleuchteten Nische stand. Schlewe ergriff die Caraffe mit der rosenfarbigen Flüssigkeit, die sehr kühl erhalten war, und füllte eins der zierlichen, kostbaren Crystallgläser, die daneben auf dem silbernen Untersatz standen.

Dann reichte er die Limonade der Gräfin —

„Haben Sie Dank — das Uebrige steht Ihnen zur Verfügung!"

Leona nippte von dem Glase und that, als sah sie es nicht, daß der Baron nach einer Verbeugung wieder zu dem Marmortische trat und etwas in die fast noch volle Caraffe schüttete — die Limonade schäumte einen Augenblick — dann aber wurde sie wieder vollständig klar.

Es näherten sich schwebende Tritte der Nische und die Thür derselben wurde leise durch eine der Bajaderen des Schlosses geöffnet. Die schöne Miranda, ein goldschimmernder Schmetterling mit schwarzen Haaren und tiefdunklen Augen, steckte mit lächelnd fragender Miene ihr reizendes Köpfchen durch die Oeffnung —

Leona blickte zu ihr hin — Schlewe grüßte sie mit seinen grauen Augen —

„Monsieur de Epervier!" meldete halblaut und kokett die zierliche Bajadere.

„Sehr pünktlich!" flüsterte der Baron.

„Führen Sie ihn her, liebe Miranda!" befahl die Gräfin.

Das schöne Mädchen verschwand —

„Er scheint bereits im Saale gewesen zu sein," sagte Schlewe

leise in der kurzen Zwischenzeit, die ihm zu dieser Bemerkung geblieben war, „dieser Groß-Inspector ist ein sehr eifriger Verehrer Ihrer Schöpfungen, meine Gnädige!“

Leona verzog kaum eine Miene ihres Marmor-Antlitzes — wo Herzoge und Fürsten knieten, galt der Beifall dieses Inspectors nichts.

Die zierliche Miranda öffnete die Tapetenthür der Nische — auf der Schwelle erschien, sich tief verneigend, der Herr von Epervier.

Die Gräfin erhob sich mit liebenswürdiger Miene von dem Divan, auf dem sie gesessen —

Die Bajadere schloß die Thür.

„Gestatten Sie mir, gnädigste Gräfin,“ sprach Schlewe, zwischen sie und den neuen Gast tretend, „Ihnen den Groß-Inspector von La Roquette, Herrn von Epervier, vorstellen zu dürfen — er ist der mir befreundete Herr, von dem ich mir erlaubte, Ihnen zu erzählen!“

„Seien Sie willkommen!“ hauchte Leona, während über ihr schönes Antlitz ein schimmerndes Lächeln glitt — ein unwiderstehliches Lächeln —

Epervier war von demselben geblendet, hingerissen — er sah die Gräfin wieder vor sich, ohne das Spitzenkleid in dem Wintergarten des Schlosses, als das Musterbild der Susanna, wenn sie in das Bad steigt —

„Auch mir soll die große Gastfreundschaft der gnädigen Gräfin zu statten kommen,“ brachte der etwas verwirrte Epervier heraus — „ich sage vor Allem meinen tiefgefühltesten Dank für diese Auszeichnung!“

„Ich wünsche nur, daß Sie sich noch recht oft hier zerstreuen mögen!“ antwortete sie lächelnd und winkte mit ihrem schön geformten, weißen Arm, an dem der weite Kanten-Aermel tief herabhing, graciöse zu den Sesseln in ihrer Nähe.

„Sie waren bereits im Saale?“ fragte Schlewe, nachdem man Platz genommen hatte.

„Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, es ist zu zauberhaft herrlich, was man dort hört und sieht!“

„Man hat Sie mithin bereits hier bemerkt?“ fragte Schlewe etwas unruhig, doch nicht so, daß es irgendwie auffallen konnte —

„Ich verstehe, was Sie sagen wollen, Herr Baron! Ich war Ihrer Worte eingedenk — es hat mich Niemand gesehen, als der goldschimmernde Schmetterling, der mich auf meine Bitte zuerst in eine der Nischen drüben und dann hierher führte.“

„Vortrefflich, mein theurer Herr von Epervier! Ich wäre nämlich nicht im Stande, Ihnen zu versprechen, daß jener geschickte und gefährliche Mensch sich nicht unter der Maske eines Generals oder Gesandten im Saale bewegt. Sie wissen ja, daß wir hier in Paris selbst am Hofe zuweilen nicht sicher sind, neben einem Hochstapler schlimmster Art zu sitzen.“

„Mein Amt hat mich mit dergleichen leider nur allzu bekannt gemacht! Ich muß gestehen, daß derselbe den bösen Nachtheil hat, das Mißtrauen überall an die Stelle der Unbefangenheit zu setzen. Das nimmt so überhand und wird so durch die oft unglaublichen Erfahrungen genährt, daß es Gesellschaften giebt, die ich nur heimlich bewaffnet besuche und in denen ich nichts genieße.“

„Haben Sie dieses Mißtrauen auch hierher mitgebracht?“ fragte Leona mit einem kalten Lächeln, indem sie Epervier mit ihren versteinernden Augen ansah —

„Für Blumen und Schmetterlinge, für Najaden und Dryaden muß man sich nur mit Enthaltsamkeit wappnen!“ antwortete der Groß-Inspector mit Verbindlichkeit.

„Und ich glaube trotzdem, daß Ihr Panzer gesprengt ist und daß Ihre Vorsicht, Ihr Mißtrauen, Ihre Bewaffnung Ihnen nichts genützt haben!“ lachte schelmisch der Baron — für denjenigen, der ihn tiefer durchschaute, lachte in diesem Augenblick der Teufel aus ihm.

„Ich höre," unterbrach Leona das Gespräch, „daß Sie den Baron dabei unterstützen wollen, sich endlich jenes Undankbaren, jenes Unverbesserlichen zu entledigen und zu versichern, dem auch ich leider allzu lange mein Mitleid schenkte — er ist ein entsetzlicher Bösewicht!"

„Ich glaubte so lange, daß er wenigstens sein Wort halten und Europa ungesäumt verlassen würde," setzte Schlewe hinzu, „er hat mich betrogen!"

„Darum lassen Sie uns ungesäumt einen Entschluß fassen, ihn unschädlich und unser Unrecht gut zu machen!" sprach Epervier mit ernstem Eifer.

„Gern, doch vor Allem — verzeihen Sie eine kleine Störung!" unterbrach Leona und drückte an der goldenen Glocke, die vor ihr auf dem Tisch stand.

Die goldschimmernde Bajadere erschien —

„Befehlen Sie, liebe Miranda, daß man uns Champagner herbringe!"

Die reizende, leichtfüßige Tänzerin wollte schon verschwinden, um den Befehl zu ertheilen, als Schlewe schnell seine Hand erhob —

„Bitte," sprach er sehr aufmerksam, „Herr von Epervier ist etwas leidend — der Arzt hat den Wein verboten!"

Leona schlürfte von der vor ihr stehenden Limonade —

„Sie sind allzu gütig, mein theurer Baron! Es wäre mir allerdings erwünschter, etwas Limonade annehmen zu dürfen!"

„Ich befürchte, Sie wollen nur so überaus galant sein, meinen Geschmack zu theilen!" — lächelte Leona, während die Bajadere eins der kostbaren Crystallgläser mit der kühlen Flüssigkeit der Caraffe füllte und es dann auf silberner Platte dem Herrn von Epervier reichte, der davon trank —

„Wie erquickend kühl und wohlschmeckend!" gestand er.

Miranda wollte einen zweiten Kelch für den Baron füllen — er dankte aber sehr schnell, augenscheinlich, um die schöne Bajadere rasch verschwinden zu lassen.

„Lassen Sie uns zur Sache kommen," sprach er mit gedämpfter Stimme, als die Thür sich geschlossen — „darf ich meinen Vorschlag machen?"

Leona antwortete durch eine einladende Handbewegung — Herr von Epervier schloß sich derselben an.

„Nun denn, ich halte es für das Beste, daß wir diesen Menschen fortschaffen, das heißt also, ihn auf einen Ostindienfahrer schleppen lassen — die Mittel und Wege dazu wären leicht!"

„Verzeihung, mein verehrter Baron, Sie vergessen in diesem Fall, daß dieser Fuchs mit dem nächsten Schiffe zurückkehren würde?"

„Er ist nicht mehr jung — außerdem ließen sich Vorkehrungen treffen, die es ihm unmöglich machen würden."

„Vor allen Dingen aber ist es nöthig, daß wir seinen Aufenthalt kennen lernen!" bemerkte Epervier.

„Diese Kenntniß verdanken wir, wie ich mir erlaubte, Ihnen vorher zu sagen, der gnädigen Gräfin! Fuchs und sein Cumpan befinden sich in dem Gasthause zu den drei Lilien, das am Ende von Vincennes links von der Landstraße liegt."

„Und dort sollten die Herren der Polizei nicht gewesen sein?"

„Ohne Zweifel werden sie dort gewesen sein," erwiderte Schlewe mit flüchtigem Lächeln, „man findet nicht immer, was man sucht! Dieses Gasthaus beherbergt in einer nicht leicht zu entdeckenden Kammer während des Tages die beiden Verbrecher —"

Epervier warf einen fragenden Blick zu Leona hinüber —

„Es ist, wie der Herr Baron erzählt, und ich muß bekennen, daß auch mir eine Fortschaffung erwünschter wäre, als eine Auslieferung an die Gerichte."

„Dieser Wunsch entscheidet —" erwiderte Epervier und schlürfte, da es ihm wohl ein wenig heiß war, von der kühlen Limonade.

„Nun denn — hören Sie! Ich habe bereits einige Erkundigungen für diesen Fall eingezogen. Das Barkschiff „Requin" läuft in drei oder vier Tagen von Havre aus, um nach Calcutta zu segeln — an den Ausflüssen des Ganges aber herrscht die Cholera in einer verheerenden Weise, und besonders sollen es ältere dorthin kommende Personen sein, die ihr fast ohne Ausnahme erliegen. Der „Requin" ist bereit, unsern Mann mitzunehmen."

„Das wäre recht günstig Alles!" gestand Epervier.

„Wir müßten in der nächsten Nacht in aller Stille uns der beiden schlimmen Gesellen bemächtigen und sie sofort nach Havre schaffen!"

„Sie sagen, das Gasthaus liege abgesondert — einsam —"

„Vollkommen, wir werden dort, wenn wir mit etwa sechs handfesten Burschen am Abend uns zusammen finden, eine ganz leichte Arbeit haben — einen geschlossenen Wagen halte ich bereit!"

„Vortrefflich, mein theurer Baron! Ueber die Zeit und die näheren Umstände können wir morgen am Tage noch die nöthige Rücksprache halten."

„Sie beehren mich mit Ihrem Besuch — ich bin erfreut, Sie empfangen zu dürfen — doch weshalb eilen Sie?"

„Die fatalen Blutwallungen!" gestand Herr von Epervier, sich erhebend —

„Bitte, die Limonade wird niederschlagen," rieth der Baron, „sie ist vortrefflich kühl!"

„Sehr wohlthuend," lobte Epervier, sein Glas leerend, „sehr erquickend!"

Dann verneigte er sich tief vor der sich flüchtig erhebenden Gräfin, die es dem Baron überließ, den Gast zu begleiten und hinauszuführen.

„Auf Wiedersehen, mein Theurer!" flüsterte Schlewe, als er sich von Epervier an der Terrasse verabschiedete —

„Gegen Mittag eile ich zu Ihnen!" antwortete dieser leise und entfernte sich dann durch den Park —

„Du wirst es bleiben lassen!" murmelte Schlewe, ihm nachsehend — —

Am andern Morgen fühlte Herr von Epervier sich sehr leidend, und als endlich der herbeigerufene Arzt in seine Gemächer trat, fand er den Groß-Inspector bereits leblos neben seinem Armsessel am Boden liegend —

Man brachte ihn nun sofort zu Bett, aber der Arzt erklärte, daß es für Herrn von Epervier keine Hülfe mehr gab — constatirte, daß der Tod in Folge eines Schlagflusses eingetreten sei, und daß Herr von Epervier wahrscheinlich seine Warnung vor erhitzenden Getränken unbeachtet gelassen habe.

Der Arzt irrte sich, wie es oft geschieht!

Herr von Epervier war nicht in Folge eines erhitzenden, sondern eines kühlenden Getränks gestorben, in welches der Baron etwas gemischt hatte, das etwa die ähnlichen Anzeichen bei dem Eintritt des Todes hinterläßt, wie der so gern als Todesursache angegebene Schlagfluß.

In dem Trauerzuge des Herrn von Epervier, der sehr groß und prunkvoll war, sah man auch den Baron von Schlewe in einer sehr eleganten Equipage. —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Sandok und Moro.

Wenige Wochen waren vergangen, als sich dem Palais in der Straße Rivoli vorsichtig eine leichtfüßige Gestalt näherte — sie eilte dicht an den Häusern und Gittern hin — —

Es war ein duftiger Sommer=Abend, und jenes Dämmerlicht hüllte die Straße ein, welches entsteht, wenn der Mond an dem tiefblauen Himmel, an dem die Sterne aufblitzen, die Stelle der Sonne einnimmt.

Die leichtfüßige Gestalt, die gern den Schatten der zum Theil bis an die Gitter der Straße reichenden Bäume zu benutzen schien, näherte sich schnell dem Palais des Fürsten — sie war seltsam gekleidet.

Der Kopf wurde fast ganz durch einen sehr breitkrempigen Strohhut beschattet, ein leichter, mantelartiger, dunkler Ueberwurf umhüllte die Schultern und fiel bis über die Kniee hinab — die Füße schienen schwarzbekleidet zu sein.

Wenn man den wie eine Katze leise Schleichenden aber näher betrachtete, gewahrte man nicht allein, daß die Füße unbedeckt waren, und daher von Natur die schwarze Farbe trugen, sondern auch daß sein durch den Hut beschütztes Gesicht schwarz oder doch sehr dunkelbraun war.

Moro war es, der sich so leise und schnell dem Palais näherte.

Als er den Eingang des Gitters erreicht hatte und denselben verschlossen fand, zögerte er, an der Veranda vorüber in den Park zu gelangen, als wolle er sich nicht sehen lassen.

Er besann sich auch nicht lange, blickte sich schnell um und schwang sich, als Niemand in seiner Nähe war, mit bewunderns=

würdiger Gelenkigkeit und Kraft auf das Gitter und jenseits desselben in den Garten.

Er lauschte hier einen Augenblick — —

Sein feines Gehör verrieth ihm, daß im Parke noch Tritte raschelten.

Hatte Moro etwas Böses vor, daß er es so sorgsam vermeiden wollte, sich sehen zu lassen?

Er schlich sich elastisch und biegsam wie eine Schlange in den Schatten der Bäume, und beobachtete von hier aus, wer die durch die Gänge des Parkes Schreitenden waren.

Sein Auge überzeugte ihn bald, daß der Fürst mit seinen beiden aus der Weltstadt eingetroffenen Freunden plaudernd in den Laubgängen hinschritt, daß Margarethe mit Josefinen ihnen folgte und daß Martin einige Schritte hinter ihnen ging.

„O, arme Tochter von Massa!" murmelte der Schwarze, des getödteten Knaben gedenkend, „trägt schwarzes Kleid und ist sehr traurig — arme, schöne Tochter!"

Plötzlich blitzten Moro's Augen auf — —

Er hatte wohl denjenigen gefunden, den er suchte und um den er hergekommen.

Hinter Martin schritt noch Jemand durch die Gänge hin — es war, als folgte auch er als ein treuer Diener seinem Herrn.

Moro erkannte in diesem Letzten seinen schwarzen Bruder Sandok.

Leise und wie der Gedanke schnell schlüpfte er durch die Gebüsche nach dem Gange hin und berührte, ohne daß die Vorangehenden etwas davon bemerkten, Sandok's Schulter.

„Ah — guter Bruder Moro?!" flüsterte dieser leise, nachdem er sich schnell umgedreht und den Schwarzen erkannt hatte.

Moro legte seinen Finger auf seinen Mund —

„Niemand wissen!" hauchte er dann.

„Warte hier — Massa gehen in Palais — Sandok kommt dann her, guter Bruder Moro!"

Der Schwarze machte eine stumme, beistimmende Bewegung und schlüpfte schnell in das Dunkel der Bäume zurück, während

Sandok, als wäre nichts geschehen, hinter Martin den Herrschaften nach der Veranda folgte, zwischen deren grünumrankten offenen Wänden die prächtig gedeckte und durch kostbare Lampen beleuchtete Tafel einladend hindurchschimmerte.

Während man sich setzte und die Lakaien die Gerichte auftrugen, die Gläser füllten und sie hin und her liefen, fand Sandok Gelegenheit, dem Steuermann Martin, welcher unten in seiner Nähe geblieben war, einige Worte zuzuflüstern.

„Wenn er zu diesem Zweck erschienen ist, so sei vorsichtig, Sandok, Du weißt, daß der Baron eben so wie die Gräfin Dich noch tödtlicher hassen, seitdem Du die Briefschaften geholt hast!" sagte er leise — „Du machst eine Miene, als wolltest Du sagen, daß Du schlauer und schneller bist, als Jene! Trotzdem laß Dich warnen — auch der Stärkste und Erfahrenste wird einmal überlistet!"

„Keine Sorge, Steuermann Martinez," flüsterte Sandok, „wollen sehen, wer gewinnt — Sandok hat Schwur gegeben, Baron, böser Baron erwürgt von Engel oder Sandok todt in Seine!"

„Geh nur, geh — ich bleibe hier!" antwortete Martin mit leisem Lächeln, da er sah, daß dem Schwarzen die Ungeduld peinigte.

Er nickte denn nun auch dem Steuermann sehr vergnügt zu und verschwand in den dunkeln Gängen.

Gleich darauf trat er zu dem nicht fern unbeweglich wartenden Moro —

„Was ist, guter Bruder?" fragte er mit blitzenden Augen.

„Baron ist in Villa von Gräfin — Nacht paßt gut, Haushofmeister von Schloß verreist!"

„Du meinst also, daß wir Baron fangen sollen?"

„In dieser Nacht, Bruder Sandok — ist beste Nacht! — Baron ist gekommen in Wagen nach Villa von Gräfin, wird wieder fortfahren in Wagen nur mit Kutscher — Sandok und Moro Wagen einholen, hinaufspringen, Baron Mund verbinden und rauben!"

„Oder auch Kutscher tödten?“

„Ist nicht gut, wenn Moro von Kaiser tödtet einen Menschen,“ flüsterte Moro, „Kutscher muß leben, Baron heimlich mitnehmen nach Schloß von St. Cloud!“

„O, Bruder Moro hat guten Plan — Sandok hat Freude, daß verfluchter Baron endlich kommt in Sterbegemach, große Freude — Sandok betreßtes Kleid ablegen und auch gehen wie Bruder Moro!“

„Aber schnell, sehr schnell!“ flüsterte dieser, während Sandok nach dem Domestikenhause eilte.

Gleich darauf trat Sandok wieder zu Moro in den Schatten der Bäume. Er hatte seine blaue, silbergestickte Livree abgelegt, trug einen dünnen Mantel, einen alten braunen Hut und, wie Moro, so kurze Beinkleider, daß seine schwarzen Füße unten sichtbar waren.

„Ist gut zu schleichen, ist gut zu laufen!“ flüsterte er, auf die Füße zeigend.

„O, sehr gut, Bruder Sandok!“ antwortete Moro, der in der besten Laune zu sein schien, gleichsam als machte auch ihm der beabsichtigte Fang des Barons die größte Freude.

Die beiden Schwarzen erkletterten an den Bäumen mit Leichtigkeit das Gitter und schwangen sich auf die Straße Rivoli, dann eilten sie schnell der Gegend des Boulogner Wäldchens zu.

Die Straßen waren sehr belebt. Wagen und Fußgänger bevölkerten wie schwirrende Heuschreckenschaaren die ganze Breite der Wege, und wer nicht aufmerksam und geschickt war, schwebte fortwährend in Gefahr, übergeritten oder gefahren zu werden.

Die beiden Mohren wanden sich mit großer Schnelligkeit durch die Menge und erreichten denn auch bald die Wege des Boulogner Wäldchens.

Es mochte etwa um die elfte Abendstunde sein, als sie neben sich den Park und die Villa der Gräfin Poninska erblickten. Die Fenster und die Wege waren hell erleuchtet, jenseits des Weges eine ganze Wagenburg aufgereiht.

Moro zog Sandok dicht an das in tiefem Schatten liegende

Gitter, damit die Kutscher und Diener, welche zusammen plauderten, sie nicht erblickten.

Es gelang ihnen, unbemerkt durch die breite Einfahrt in den Vorpark zu schlüpfen.

Sandok war, wie wir wissen, nicht allein mit den Gebüschen und Bosquets, sondern auch mit dem Innern des Schlosses einigermaßen vertraut.

„Zwei Ausgänge," flüsterte er seinem Gefährten zu, als sie unter den Bäumen vorsichtig hinschlichen, „Moro bleibt hier vorn — Sandok aufpassen an Hinterpforte!"

Moro nickte, zum Zeichen, daß er verstanden, und huschte dann den Baumgruppen zu, welche sich dem Portal gegenüber befanden. Er hatte hier einen ganz vortrefflichen, ungestörten Ort, von dem aus er jeden Wagen beobachten konnte.

Sandok hatte es nicht so leicht. An der Terrasse brannten große Candelaber, in den Gängen flammten hier leuchtende Schalen, dort Ballons und Lampions — dort an den Beeten blitzten unzählige brennende Blumen und an vielen Bäumen zogen sich die Lichter wie an Weihnachtsbäumen bis zu den Spitzen der Kronen hinauf.

Dazu überall lustwandelnde Pärchen, plaudernde Herren, kichernde Tänzerinnen, die sich in übermüthiger Laune oft in die dichtesten Gebüsche schlugen und sich jagten und neckten.

Es war daher nicht leicht, einen guten Versteck zu finden, von dem aus man ungefährdet den Ausgang neben der Terrasse beobachten konnte.

Sandok mußte sich auf sein gutes Glück verlassen, denn sicher war er nirgends, wie er sehr bald erkannte, da die Liebespärchen kein verborgenes Plätzchen unbenutzt ließen, und gerade die recht tief beschatteten am liebsten zu einer kurzen Schäferstunde wählten.

Es war nichts Anderes dabei zu thun, als sich mit einer entfernteren Stelle zu begnügen, denn es wäre geradezu ein Wahnsinn gewesen, hätte Sandok sich in der zauberisch beleuchteten Nähe der Terrasse einen Platz aussuchen wollen. Es

unterlag keinem Zweifel, daß man ihn dort gefunden, als einen ungebetenen und in seinem Aeußern sogar unheimlichen Gast fest genommen und dann in ihm sehr bald den gehaßten Mohren des Fürsten erkannt hätte.

Das durfte um keinen Preis geschehen!

Sandok postirte sich daher in einiger Entfernung so geschützt, daß ihn nicht so leicht Jemand zu finden vermochte, während er doch genau sehen konnte, ob ein Wagen sich dem hinteren Ausgange näherte, und ob es derjenige des Barons war, den er gut kannte.

Die Gäste schienen zum Theil schon aufzubrechen. Man strömte der Terrasse zu — und das ferne Knirschen des Sandes an der Auffahrt verrieth, daß die Wagen bereits vorfuhren, um die sehr vornehmen Herren zu ihren Hôtels in der Stadt zurückzuführen.

Sandok mußte aber, außer auf den hinteren Ausgang, auch sehr auf ein Zeichen aufpassen, das Moro ihm in jedem Augenblick geben konnte, falls der Baron, wie die andern Gäste, vorn einstieg.

Die hübschen Ballerinen, die hier und dort noch wie Elfengestalten durch das Grün der Gänge schwebten und hüpften, unterhielten sich mit leisem Lachen von ihren Eroberungen, von dem Duc de Montfort, von dem liebenswürdigen Marquis de Chalbert, von dem verschwenderischen persischen Prinzen Ulugh und hundert Anderen. Sandok's Augen und Ohren waren überall.

Da plötzlich erblickte er auf der Höhe der Terrasse eine stolze, hohe Frau — es war die Gräfin — und neben ihr einen etwas hinkenden Herrn — der Schwarze fuhr empor — seine Augen blitzten düster und das Weiße derselben wurde sichtbar.

Sandok erkannte den Baron — er schien auf etwas zu warten — da rollte ein Wagen über die Kieswege — er näherte sich der Terrasse, um vor ihr umzuwenden. Das genügte dem Lauschenden, er wollte Moro benachrichtigen und dann mit ihm am Wege so lange warten, bis der Wagen mit dem Baron vorüberkommen würde.

Schnell und geschickt eilte er durch die nun leereren Gänge hin — an der Ecke erblickte er bereits den ungeduldigen Moro, der dem Wagen gefolgt war und nun für jeden Fall seinen Gefährten auf denselben aufmerksam machen wollte. Die Freude und die Ungeduld aber hatten Moro fahrlässig gemacht, so daß anzunehmen war, daß der Kutscher Schlewe's — einen Diener schien er nicht bei sich zu haben — ihn bemerkt hatte.

Die beiden Schwarzen trafen zusammen und eilten unter den Bäumen der Ausfahrt zu; sie durften nicht im Parke so lange warten, bis der Baron einstieg, da sie sonst leicht seinen Wagen aus den Augen verlieren konnten.

An dem von den Bäumen überdachten Gitter machten sie Halt, um nun hier so lange zu warten, bis Schlewe an ihnen vorüberfahren würde.

„Sehr gut so," flüsterte Moro, „Equipagen alle fort! Keine Störung weiter!"

„Du hast Recht, die Gäste scheinen alle schon nach Paris geeilt zu sein und der Baron ist der Letzte!"

„Moro gut laufen, holt Wagen ein und springt hinten auf!"

„Oho, Sandok kann auch laufen! Jeder von uns nimmt eine Seite, nicht hinten, von beiden Seiten wollen wir den Baron überfallen und bevor der Kutscher noch etwas hört und sieht, dem Baron den Hals zudrücken und aus dem Wagen reißen!"

Es fielen soeben einige Regentropfen schwer auf das Laub der Bäume — wenn es auch nicht eben finster war, so herrschte doch ein nächtliches Dunkel, wie es den beiden Schwarzen erwünscht war. Eine schwüle Luft lag rings ausgebreitet und tiefe Stille herrschte in der Allee, die nach der Stadt führte. Fern herüber nur erscholl das absterbende Geräusch der letzten Equipagen und Reiter.

Es war längst Mitternacht vorüber.

Da näherte sich auf dem Wege des Vorparks, auf dem Kiese knisternd, der Wagen des Barons der Ausfahrt.

Moro und Sandok standen gebückt auf der Lauer wie zwei

Tigerkatzen, die sich ducken, um von ihrem Versteck aus über ihr Opfer herzufallen.

Schon sahen sie die dunklen Umrisse des Wagens. Man hatte, da es zu regnen begann, das Verdeck hochgeschlagen, die Rückwand des Bocks hochgezogen und den Wagen oben geschützt, ohne die Seitentheile mit den Fenstern einzusetzen — wahrscheinlich sollte es luftig innerhalb bleiben.

Das paßte den beiden Schwarzen, die sich anstießen, vortrefflich, denn es verhüllte ihre Arbeit vor den Blicken des Kutschers.

Schon hatte der Wagen die Ausfahrt erreicht — schon warteten Moro und Sandok darauf, daß er nach ihrer Seite in die Allee biegen sollte — schon waren sie im Begriff, ihre sie beim Laufe hindernden, alten Mäntel abzuwerfen — —

Da sahen sie mit Erstaunen, daß der Wagen nicht nach ihrer Seite, sondern nach der entgegengesetzten einlenkte —

Was bedeutete das?

Hätte der Baron eine Ahnung davon, daß ihm in der Allee eine Gefahr bevorstand?

Hätte der Kutscher Moro erblickt und seinen Herrn gewarnt?

Diese Fragen schossen blitzschnell durch die Köpfe der beiden Schwarzen, dann aber stürzten sie, ohne sich zu besinnen und ohne zu sprechen, von demselben Gedanken erfüllt, auf dem nachtumhüllten, menschenleeren Wege hin, der Equipage des Barons folgend, die schnell durch die Allee in der Richtung der fernen Seine hineilte.

Die Leichtfüßigkeit der Schwarzen, wenn es gilt, ein Opfer zu erreichen, ist bekannt!

Wie der Sturmwind, so flogen die beiden Mohren auf dem Wege hin, jeder auf der einen Seite desselben dem Wagen folgend.

Schlewe's Kutscher ließ die Peitsche ertönen, um seine Pferde anzutreiben; er brauchte und that es sonst nie — wußte er, daß es sich um eine Wettfahrt handelte?

Sandok und Moro bemerkten bald, daß die Entfernung zwischen ihnen und dem dahineilenden Wagen sich verkleinerte — trotzdem aber war die Anstrengung so groß, daß es für Andere eine Unmöglichkeit gewesen wäre, dieselbe durchzusetzen.

Sandok glaubte auch bereits, daß der Baron von der Verfolgung wußte, da er sich sonst weder diese Richtung noch die Eile erklären konnte, die der Wagen anwandte. Es war daher die Möglichkeit vorhanden, daß man auch den Kutscher unschädlich machen mußte! Das konnte aber nichts an dem Plane ändern, der zu fest stand! Es war dem Mohren Eberhard's ja eine Wohlthat ohne Gleichen, endlich diesen schurkischen Baron zu strafen und unschädlich zu machen.

Immer mehr näherten sich Moro und Sandok dem Wagen — immer schneller eilten sie hinter ihm her, den Boden kaum mit den Spitzen ihrer Füße berührend — sie waren in einer Linie, so daß sie die Wagenschläge zu gleicher Zeit erreichen mußten. In wenigen Minuten hatten sie ihr Ziel erlangt — schon konnten sie mit den Händen den Wagen berühren! — Da war es Sandok, als blickte Jemand aus dem Inneren desselben heraus —

Er hatte sich wohl getäuscht! Das Dunkel der Nacht und die Eile waren im Stande, derartige Trugbilder zu erzeugen!

Sandok gewann, eine Zacke des Tritts hinten ergreifend, einen kleinen Vorsprung — Moro gab sich Mühe, denselben einzuholen. Da hatten Beide die Seiten des Wagens erreicht.

Sandok war um einen Schritt voraus — gebückt sprang er auf das Eisen des Schlages an der Seite — wie eine Katze klammerte er sich an die Feder des Wagens —

In demselben Augenblick fühlte er, daß Moro gleichfalls den Schlag an der andern Seite erklettert hatte.

Das schwarze Leder trennte sie noch von dem innerhalb des Wagens ohne Zweifel gemächlich sitzenden Baron, während die hochgezogene Rückwand des Bocks es dem Kutscher unmöglich machte, sie zu erblicken, er mußte sich denn nach einer der beiden Seiten weit überlegen.

Nun hielt Sandok es an der Zeit, Hand an das Werk zu legen.

Er richtete sich empor und war eben im Begriff, in das Innere des Wagens zu blicken, als sein Hals plötzlich von zwei Händen ergriffen und zugeschnürt wurde.

Der Schreck dieses plötzlichen Anfalls war so groß, daß selbst der sonst stets schnell entschlossene Sandok fast von dem Tritteisen auf den Weg hinabgeglitten wäre — und das wäre sein Glück gewesen! So aber versuchte er es, mit seinen Händen sich von der unliebsamen Folter zu befreien, die ihn so unerwartet gepackt hatte. Während er den Baron dem Würge-Engel überliefern wollte, schien er nun plötzlich das Opfer eines Würgers werden zu sollen. — Ein Blick belehrte ihn, daß er es nicht etwa nur mit dem Baron zu thun hatte, sondern mit Fuchs, der auf dieser Seite des Wagens, vielleicht schon ihn erwartend, gesessen hatte, während auf der andern Seite der rothe Ede sich bemüht, an Moro denselben Versuch zu machen.

Schlewe saß, wie wenig besorgt um sich blickend, zwischen den beiden Verbrechern, die ohne Zweifel am Schloß schon in seinen Wagen gestiegen waren, was die beiden Schwarzen zu beobachten nicht Zeit gehabt hatten.

Allerdings hatte der Kutscher des Barons Sandok erblickt und erkannt, und der Baron hatte, nichts Gutes ahnend, die beiden zu Allem entschlossenen Verbrecher so postirt, daß bei einem Anfall sie den Mohren ergreifen konnten.

Es waren nun zwei Schwarze geworden, und der rothe Ede, als er Fuchs mit einem eben solchen Teufel ringen sah, war er so überrascht, daß er Moro aus seinen Händen gleiten ließ, während Sandok sich vergebens gegen die Umarmung des Fuchs wehrte.

Während der Baron sich ängstlich bei diesem Kampfe zurücklehnte, eilte nun der rothe Ede seinem Genossen zur Hülfe und ihren vereinten Anstrengungen gelang es, Sandok zu überwältigen, obwohl derselbe sich wüthend sträubte. Der rothe Ede band ihm mit einem Strick die Hände zusammen, und während er dann ihn würgte, verrichtete Fuchs die letzte Arbeit, indem er, Sandok ganz

in den Wagen ziehend, ihm auch die Beine so fest zusammenband, daß der arme Schwarze, der in eine Falle gerathen war, sich nicht zu rühren vermochte, sondern sich geduldig in sein Schicksal ergeben mußte, erwartungsvoll nur nach Moro ausschauend, von dem er noch Hülfe erhoffte — er hatte nicht bemerkt, daß Moro nur mit Mühe einem gleichen Schicksal entgangen, sondern er glaubte, daß derselbe von dem Schlag gesprungen war, um nun mit Ueberlegung einen neuen Angriff auf den Wagen zu machen.

Dann aber fiel ihm ein, daß ja Moro ebensowenig wie er Waffen bei sich hatte.

Er war vollständig der Uebermacht der drei Schurken preisgegeben, die ihn nun ganz in ihrer Gewalt hatten, da sie ihm Hände und Füße so fest und sicher zusammengeschnürt, daß an eine Befreiung oder einen Versuch, sich aus dem dahineilenden Wagen zu stürzen, gar nicht zu denken war.

Der Baron hatte sich sehr ängstlich auf den Rücksitz geflüchtet, auf welchem zu sitzen sonst wahrlich nicht seine Sache war, und den Vordersitz ganz den beiden Verbrechern überlassen, welche Sandok in ihre Mitte genommen.

„Da haben wir ja den Vogel," triumphirte Fuchs und untersuchte die Fessel seiner Hände, „ei sieh doch, der Mohr des Fürsten von Monte-Vero! Was führte Dich denn hier an den Wagen, Freund Sandok? Hast Dich auch zu den Strauchdieben und Buschkleppern geschlagen?"

„Sonderbar," höhnte Schlewe, der nun Muth bekam, da er sah, daß Sandok an Händen und Füßen gebunden war, „der Fürst ist Dir wohl den Lohn schuldig geblieben? Denken Sie sich doch, lieber Fuchs, daß dieser Gaudieb in das Schlafzimmer [illegible] Gräfin gedrungen ist und ihr die wichtigsten Briefschaften ge[illegible]len hat!"

„Ist ein Talent, wie die Schwarzen immer," lachte [illegible] „können noch etwas von ihm lernen und wollen ihm dahe[illegible] gleich das Genick umdrehen!"

„Gott bewahre, dieser schwarze Mensch," meinte Schl[illegible] „die Schwarzen sind keine Menschen," unterbrach ihn Ei[illegible]

versetzte dem wehrlosen Sandok einen Schlag in das Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase quoll.

„Verfluchter Mordbrenner," knirschte der Gebundene und fletschte seine weißen Zähne, „an Dich kommt auch Reihe!"

„Lassen Sie ihn uns nicht tödten," fuhr Schlewe fort, „sondern in sichere Gefangenschaft nehmen! Der schwarze Hund wird uns noch Mancherlei beichten können, wenn wir ihn dazu zwingen!"

„Ein wenig glühendes Pech auf den Brustkasten, oder auch Siegellack, das löst die Zunge," meinte Fuchs mit einem bestialischen Lächeln, „fletsche Deine Zähne nicht so, schwarzer Teufel, oder ich schlage sie Dir aus!"

„Thut es — thut es nur! Der Tag der Vergeltung wird schon kommen!" knirschte Sandok und seine Augen rollten.

Er suchte vergebens eine Gelegenheit, sich nach einer der beiden offenen Seiten zu wenden, um sich, obwohl ihm Arme und Beine gebunden waren, hinauszustürzen — Fuchs und Ede paßten auf wie Spürhunde.

„Ja, ja," lachte der Baron mit Wohlgefallen, „ein wenig glühendes Pech löst die Zunge, das glaube ich! Mit einem solchen Schwarzen kann man es auch nicht anders machen, da heißt es immer Gewalt anwenden! Ich wette Tausend gegen Eins, der Mohr war von jenem Monte=Vero gedungen, mich meuchelmörderisch hier am Wege umzubringen, denn wie wäre die schwarze Bestie sonst hier an unsern Wagen gekommen?"

„Das wollen wir dem Schurken schon austreiben," meinte der rothe Ede, „warte, mein schwarzes Jüngelchen, Dir soll Hören und Sehen vergehen, wenn Du zu uns in die Kur kommst!"

„Zu Ihnen in die Kur?" wiederholte Schlewe herzlich
...nd, „zu Ihnen in die Kur? — Das ist ein Spaß! Wer An=
...eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! Wie wird sich die
...n amüsiren, wenn ich ihr morgen diesen vortrefflichen Scherz
...en werde!"

...Ich hatte mein Auge schon lange auf diesen verdammten
...zen Spion geworfen!" sagte Fuchs, während Sandok immer

noch vergebens auf die Hülfe und das Erscheinen Moro's wartete — „nun führt er sich selbst bei uns ein!"

„So läuft Mancher ganz allein in die Schlinge," lachte der rothe Ede, indem er sich zum Wagen hinauslehnte und ausschaute, „wo nur der andere schwarze Gaudieb geblieben ist? Ich gab ihm zuvor einen gediegenen Quarthieb in die Schläfe, aber diese Mohren sind zäh wie die Katzen!"

„Ich sah, daß er für todt hinausfiel," meinte Schlewe, die Bedenken beseitigend, „und außerdem wird er sich hüten, uns nun noch anzugreifen, da er gesehen hat, wie es seinem schwarzen Bruder ergangen ist!"

„Die schwarzen Hunde sind feige," sagte Fuchs, „ich habe es ja in Rio und auf dem Wege nach Monte-Vero erfahren! Sie sind unzuverlässige Halunken, und ich möchte einmal versuchen, ob dieser hier nicht für hundert Francs seinen Herrn verräth!"

Sandok biß sich vor Zorn auf die Zunge, aber er schwieg, obwohl es in ihm kochte — er war gefesselt, gefangen, was nützte es ihm, wenn er durch ohnmächtige Worte seiner Wuth Luft machte; konnte er sie doch nicht durch die Kraft seiner Arme und Hände zur Geltung bringen. Er beobachtete nur aufmerksam, wohin der Wagen ihn führte.

„Den Versuch wollen wir noch machen," sagte der Baron, „dergleichen ist amüsant! Vorläufig bitte ich Sie, meine Herren, den Mohren in gehörigen Gewahrsam zu nehmen und dafür zu sorgen, daß er uns nicht entspringt!"

„Das soll ihm vergehen," meinte der rothe Ede, „Alles, was mit jenem Monte-Vero zusammenhängt, der uns auf die Galeere brachte, hasse ich wie den Tod und den Henker! Ja, ja, schwarzer Halunke, auch Dich hasse ich, weil Du der Mohr des Monte-Vero bist!"

Fuchs lachte —

„Es geht mir ebenso!" murmelte er.

„Da wird es der Herr Sandok nicht allzu gut haben," sagte Schlewe mit Wohlgefallen, „das ist recht und billig, damit er nicht verwöhnt wird! Sie heben ihn sorgsam auf, meine Herren, denn

wer weiß, wozu er uns noch nützen kann! Ich muß Ihnen gestehen, daß nicht allein ich noch Mancherlei von ihm erfahren möchte, sondern daß auch die gnädige Gräfin gewiß noch dieses und jenes durch den Schwarzen wird ergründen wollen."

„Er bleibt vorläufig am Leben, und zwar so lange, wie keine Gefahr für uns vorhanden ist! Sobald eine solche eintritt, müssen wir uns des lästigen Gesellen entledigen," sprach Fuchs mit Entschiedenheit, „merke Dir das, schwarzer Bursche, und bete zu Deinem Götzen fleißig, daß er uns jede Gefahr fern halten möge — es liegt in Deinem Interesse!"

Der Wagen näherte sich der Seine und fuhr nun in der Allee hin, die sich eine Strecke am Ufer derselben hinzieht, dann aber einer öden, sandigen Fläche weicht.

Der rothe Ede verfolgte mit aufmerksamen Blicken den Weg und erkannte nun wohl, daß man sich dem Ende desselben näherte.

„Wir wollen dem Schwarzen die Augen verbinden oder ausschlagen, damit er nicht sieht, wohin wir ihn bringen!" murmelte er zu Fuchs.

„Ihr Kutscher wird davon etwas bemerken, Herr Baron," wandte dieser ein, „das ist fatal!"

„Nicht doch, der sieht nur dasjenige, was er soll, Ihr Herren," beruhigte der Baron, „handeln Sie ganz so, wie Sie es für nöthig finden!"

„Verbinde ihm die Augen," befahl Fuchs und dann wandte er sich an Sandok: „Wehe Dir, wenn Du nicht gutwillig Dich führen läßt und mit uns gehst — ich schlage Dich bei der ersten verdächtigen Bewegnng zu Boden!"

„Gehen?" grinste Sandok, „kann Fuchs gehen mit gebundenen Füßen?"

„Nein, mein Freund," antwortete Fuchs höhnisch, „Du hast recht, aber wehe Dir, wenn Du eine verdächtige Bewegung machst, nachdem ich Dir die Fessel von Deinen schwarzen Füßen genommen!"

Schlewe schien sich außerordentlich darüber zu amüsiren, daß

der Spion des Fürsten sich in den Händen der nicht allzu zarten Verbrecher befand!

Der rothe Ede riß Sandoks Kopf zu sich heran, holte ein Tuch aus seiner Tasche und band es recht fest und sicher um seine Augen, während Fuchs ihm den Strick von den Füßen nahm, um denselben dann wie einem wilden Thiere, das man mit sich führen will, um den Hals zu legen.

Der Kutscher hielt den Wagen an, da man das Ende der Allee erreicht hatte.

Fuchs und Eduard empfahlen sich sehr artig dem in seiner Equipage bleibenden Baron und nöthigten dann den Schwarzen auszusteigen.

Sandok that es, Widerstand wäre Wahnsinn gewesen!

Fuchs hielt das Ende des Stricks in seiner rechten Hand, der als eine Schlinge an Sandok's Hals lag.

Schlewe empfahl sich den beiden Verbrechern, die ihr Opfer mit sich führten, und wartete dann so lange, bis sie sich im Dunkel der Nacht entfernt hatten, dann erst kehrte er in sein Hôtel zurück.

Fuchs und Eduard aber führten den gefangenen Sandok am Ufer der Seine hin bis zu der Stelle, an der der Schooner „le Requin" lag.

Der rothe Ede schwang sich geschickt an Bord desselben, schob die Landungsbrücke zum Ufer, und dann führte Fuchs den Schwarzen, nachdem er sich durch seine umherschweifenden Blicke überzeugt hatte, daß Niemand in der Nähe war, an Bord des Schiffes.

Sandok fühlte und erkannte sehr wohl, wo er sich befand — das heißt, er wußte weder, an welcher Stelle der Seine, noch auf welchem Schiff er war — er erkannte nur, daß die beiden Schurken ihn an Bord eines Schiffes brachten.

Sie stießen ihn in einen tiefen Raum desselben, in welchem es ihm endlich gelang, sich seiner Binden und Fesseln zu entledigen. An eine Flucht aber war nicht zu denken, da Fuchs die Luke oben fest verschlossen hatte und keine Leiter sich in dem kleinen, stickigen Raume befand, der, wie Sandok erkannte, im Hintertheil des Schooners, unter dem Steuerrad, lag.

Sandok knirschte mit den Zähnen. — diesmal war ihm sein Plan so schändlich mißlungen, wie noch nie! Anstatt den Baron in seine Hände zu bekommen, war er in die Hände der Spießgesellen desselben gefallen! —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Kaiser und der Fürst.

Der Morgen war kaum mit seinem blauen Himmel, der nichts mehr von den Regentropfen der Nacht verrieth, angebrochen, die ersten Sonnenstrahlen fielen kaum in den Park des Palais, als man dem bereits in seinem Gemach arbeitenden Eberhard die Ankunft eines staubbedeckten und athemlosen Mohren meldete, der ihn durchaus zu sprechen wünschte.

Der Fürst war über diesen frühen und seltsamen Besuch ein wenig erstaunt, dennoch befahl er dem Diener, den Schwarzen zu ihm zu führen.

Moro war es, der gleich darauf eintrat und sich auf die Kniee warf, um, seine Arme auf der Brust gekreuzt, die ersten Worte des Fürsten so abzuwarten.

„Steh' auf," befahl Eberhard, indem er huldvoll mit der Hand winkte, „bist Du nicht der Mohr des Kaisers, den ich in St. Cloud sah?"

„Ich bin es, Massa! O großer Massa sehr gnädig, erkennen gleich armen Moro!"

„Wo kommst Du so früh her und was willst Du von mir?"

„O großer Massa, wollen verzeihen dem armen Moro die frühe Stunde — aber ist große Eile nöthig!"

„So — und was ist denn geschehen, Du bist ja ganz außer Athem? Deine Kleider sind staubbedeckt und zerfetzt! Setze Dich her zu mir — die Diener sollen Dir Erquickungen reichen!"

„O, nichts als frischen Trunk, nichts als Wasser, Massa!"

„Du gefällst mir, Moro, Du bist enthaltsam! Das habe ich außer bei meinem Sandok selten bei Euch Schwarzen gefunden!" sagte Eberhard, trat an einen Marmortisch, auf dem eine blitzende Crystallflasche mit klarem Wasser stand, und füllte dem Neger ein Glas — „trinke!" sagte er und reichte es dem Schwarzen.

„O, großer Massa reichen selbst armen Moro das Glas! sehr viel Gnade für armen Moro! Wasser schmecken noch einmal so gut!" — und der Schwarze leerte begierig das Glas.

„Nun erzähle!" befahl der Fürst.

„O schlechte Botschaft, großer Massa," begann Moro, während seine Augen bei der Erinnerung an das Geschehene wild funkelten, „Sandok gefangen!"

„Wie," rief Eberhard, „mein Sandok — wie ist das zugegangen? Kanntest Du ihn?"

„Bruder Sandok war mit im Schloß mit großem Massa, Moro sehr gut seinem Bruder Sandok!"

„Hat er denn das Palais verlassen?"

„O Moro hat Schuld! Moro kam gestern Abend und hat Sandok abgeholt, um zu strafen schlechten Baron für böse Thaten!"

„Davon weiß ich ja kein Wort! Ihr seid ein paar wunderliche Diener! Was ging Euch der Baron an?"

„Sandok sehr böse auf schlechten Baron, weil Baron Schuld hat an Tod von kleinem Liebling im Walde."

„Hm, da hätte Sandok doch immer mich zu Rath ziehen müssen!" meinte Eberhard mit einem leisen Vorwurf.

„Guter Bruder Sandok hat geglaubt, daß großer Massa nicht zugeben würde Strafe an schlechtem Baron!"

„Wer weiß — ich glaube das Maß jenes Elenden ist voll!"

„Großer Massa zu großmüthig und edel! Sandok und Moro wollten Baron strafen!"

„Aber bedachtet Ihr denn nicht, daß dergleichen nicht so ohne Weiteres geht, daß Ihr dafür gleichfalls bestraft werden würdet?"

„War guter Plan! Sandok und Moro nicht bestraft, wenn nicht Alles fehlgeschlagen wäre!"

„Da haben wir's! Nun sitzt Ihr in der Falle! Sandok ist ohne Zweifel in einen Gewahrsam gebracht worden?"

„In schweren Gewahrsam!" bestätigte der Schwarze.

„Die Herren von der Polizei haben keine Rücksicht zu nehmen. Sie haben Euch auf unrechten Wegen ertappt und nun wollt Ihr meinen Beistand anrufen? Das geht aber nicht so ohne Weiteres, vor dem Gesetze ist Jeder gleich und Sandok kann nun büßen!"

„Ist nicht Polizei, ist nicht ertappt," rief Moro schnell, da er nicht so rasch die rechten Worte finden konnte, „ist gepackt von Helfershelfern von Baron in der Nacht!"

Eberhard wurde aufmerksamer — ein Gedanke zitterte in ihm auf, eine Möglichkeit —

„Erzähle ruhig, was geschehen ist!" befahl er.

„Sandok und Moro hinter Wagen von Baron — holten Wagen ein —"

„Wo denn? Du erzählst Alles, als setztest Du voraus, daß ich dabei gewesen wäre!"

„In Allee von Bois de Boulogne! Baron kam im Wagen vom Schloß der Gräfin, fuhr nicht nach Paris, sondern nach andrer Seite! Sandok und Moro immer hinter Wagen her — dann von beiden Seiten aufgesprungen —"

„Ihr machtet es ja wie Wegelagerer!"

„O, gleich Strafe bei der Hand! Sandok gepackt, Moro gepackt von Männern im Wagen!"

„Und Ihr glaubtet, daß der Baron ohne Begleitung war?"

„Ist so, ist so," nickte der Schwarze, „plötzlich Hände an Hals! Moro sehr gewehrt und entkam, fiel in Gras neben Weg — Sandok aber verloren! Mann mit grauem Bart —"

„Wirklich, dieser Fuchs —“

„Hat Sandok gepackt und gehalten und in Wagen gezogen! Moro ohne Waffen, ohne Beistand, lief hinter Wagen her, ohne sich sehen zu lassen! Wagen fuhr sehr weit, bis Allee Ende hat, dann blieb Baron sitzen und zwei Männer schleppten armen, gebundenen Sandok wie Schlachtvieh auf Weg an Ufer von Seine! Baron im Wagen fuhr davon! Moro aber vorsichtig Männer verfolgt bis an Schiff, haben armen Sandok in Zwischendeck geworfen!“

„Wirst Du das Schiff wiederfinden und die Männer erkennen, wenn Du sie wiedersiehst?“

„O Moro Alles finden und erkennen! Einer mit grauem Bart, Andrer ohne Bart, blaß, nicht sehr groß!“

„Sie sind es! Es ist kein Zweifel möglich! Sie haben Sandok erwischt und halten ihn gefangen!“

„O armer Sandok vielleicht schon todt!“

„Ihr hättet nur nicht diesen Anfall unternehmen sollen,“ zürnte Eberhard, „das mußtet Ihr mir überlassen!“

„Wenn Moro und Sandok hergekommen wären, Spur unterdessen lange fort,“ sagte der Schwarze, „Baron sehr listig!“

„Allerdings hätte ich ohne Euch keine Spur von jenen beiden Verbrechern erhalten, die ihre Zuflucht zu einem Schiff genommen haben, und dort auch den Augen der Beamten entkommen sind! Diesmal aber hoff ich, daß sie uns nicht wieder entwischen sollen!“

„Großer Massa nur nicht Polizei sagen und Tag benutzen, dann Nest leer oder ganzes Schiff fort! Großer Massa selbst mit treuen Dienern in finsterer Nacht Fang machen!“

„Ihr denkt noch immer in Eurem Vaterlande zu sein, wo dergleichen wohl angeht und in der Ordnung ist — aber Du magst Recht haben, daß große Vorsicht nöthig ist!“

„Sonst Alles verloren und armer Sandok todt!“

„Das würde mir Trauer bereiten, Sandok ist eine treue Seele, und wenn er ein Unrecht beging, das sich an ihm so schwer rächt, so that er es nur aus Liebe zu mir, die ihn irre

leitete! Ich will daher Alles aufbieten, um ihn zu retten und die beiden Elenden endlich den Gesetzen zu überliefern, denen sie verfallen sind."

„Selbst strafen, großer Massa, gefangen nehmen ist nicht gut, ist nicht genug — böse Männer werden wieder entwischen und Rache üben!"

„Kehre nach St. Cloud zurück, damit Du Dich nicht einer Strafe aussetzt, Moro, ich werde für Alles sorgen! Wenn ich Dich brauche, lasse ich Dich holen. Hier, nimm Deinen Lohn für die Mühe!" Eberhard reichte dem Schwarzen seine mit Gold gefüllte Börse.

Moro warf sich auf die Kniee und hob seine Arme zu dem Fürsten empor.

„Moro keinen Lohn verdient! Moro gern Strafe ertragen, wenn großer Massa ihn nur hier behalten zu Fang in Nacht!"

„Du bist ein wunderlicher Gesell," sagte Eberhard mit wohlwollendem Lächeln, „meinen Lohn schlägst Du aus und willst mir bei der Verfolgung helfen?"

„Größter Lohn für armen Moro, wenn Massa ihn hier behalten und zu Fang mitnehmen!"

Eberhard hob den Schwarzen auf — er gefiel ihm, der Mohr des Kaisers hatte etwas Gutmüthiges an sich.

„Wir wollen sehen, was dabei zu thun ist, die ganze Sache will reiflich überlegt sein. Vorläufig sprich zu Keinem ein Wort über das Geschehene!"

„O Moro Alles thun, was großer Massa befehlen!"

Eberhard trat auf einen silbernen Drücker, der sich dicht neben ihm am Boden befand.

Eine ferne Glocke ertönte und gleich darauf trat Martin in das Zimmer, der nicht wenig überrascht war, den Mohren von St. Cloud ohne Sandok vor sich zu sehen.

„Verpflege mir diesen Schwarzen auf's Beste, Martin!" befahl der Fürst, „hörst Du? Seine Botschaft und seine Verdienste werde ich Dir nachher mittheilen."

„O guter Steuermann Martinez!" sagte Moro treuherzig,

indem er dem lächelnden, breitschultrigen Martin zuwinkte, der den Gruß, als nicht recht passend hier in dem Salon seines Herrn, ein wenig kurz erwiderte.

„Wie, Ihr kennt Euch?" sagte Eberhard erstaunt, während Martin in dem Gedanken an die Nacht in St Cloud etwas verlegen wurde und, wie stets bei solcher Gelegenheit, mit der Hand mehremals über seinen dunkelblonden Vollbart strich. Aber gerade dieses, sich in solchem Fall stets wiederholende Manöver verrieth ihn nur noch mehr.

„O Moro kennen guten Steuermann Martinez durch Bruder Sandok!" erklärte der Schwarze.

„Ja, durch Sandok!" bestätigte Martin.

„Nun, dann wirst Du um so besser für Deinen Bekannten sorgen! Verlasset Beide das Palais nicht, ich werde Euch gegen Abend, vielleicht auch schon früher brauchen. Vorläufig befiehl dem Stallmeister, wenn Du mit Moro nach Eurem Hause gehst, um zwölf Uhr meine Equipage mit den sechs Rappen vorfahren zu lassen!"

Martin machte große Augen! Der Fürst fuhr sonst stets zweispännig, obgleich er einen Marstall hatte, der sich mit demjenigen manches Königs messen konnte, und heute sollte der Galawagen mit den sechs arabischen Hengsten benutzt werden?

Der Fürst erkannte wohl diese fragende Miene Martin's.

„Damit Du nicht unnütz von der Neugier gequält wirst," sagte er lächelnd zu seinem alten Vertrauten, vor dem er ja keine Geheimnisse hatte, „will ich Dir nur gleich sagen, Martin, daß Du auch zwei Diener zur Begleitung zu beordern hast — ich will zum Kaiser fahren!"

„Soll Alles pünktlich besorgt werden, Herr Eberhard," sagte Martin nun mit vergnügtem Lächeln, „soll Alles funkeln und blitzen! Und die sechs Rappen, potz Himmeldonnerwetter, das ist eine wahre Lust!"

„Du freust Dich wohl ordentlich darüber, daß ich zum Kaiser fahren will, und machst es wie eine eitle Frau, die alt wird — Du willst mich dazu putzen? Alte, brave Seele!"

„Ist nicht der erste Kaiser und König, zu dem Herr Eberhard fahren," meinte Martin mit einem gewissen Stolz, „und wird auch nicht der letzte sein!"

Er winkte dem Schwarzen, ihm zu folgen, und verließ mit ihm den Salon, in welchem der Fürst, leise lächelnd, nun allein zurückblieb.

„Er ist ein treuer Diener, fast ein Freund zu nennen! Hat er doch stets, was nicht oft geschieht, in Freud und Leid zu mir gehalten!" murmelte Eberhard nachdenkend. „Ich habe ihn von Herzen lieb, diesen guten, alten Martin mit seinem Potzhimmeldonnerwetter, das ihm oft unwillkürlich und so schnell über die Lippen fährt, daß er es nicht mehr zurückhalten kann. Wie stolz er war, daß ich zum Kaiser will, ich bin fest davon überzeugt, daß er mit peinlicher Sorgfalt Alles prüft, was mich begleiten soll. Nun quält ihn einzig noch die Ungewißheit über Sandok und meine Absichten. Du sollst Alles sehr bald erfahren, gute, treue Seele, denn Du sollst mir dabei helfen, endlich dem verruchten Treiben jener Verbrecher ein Ende zu machen. Ich will ein strenger, ein blutiger Richter sein, Ihr sollt meine Hand fühlen! Ich wollte Euch unschädlich machen, indem ich Euch der Galeere überlieferte, auf der Ihr Euch bessern konntet; Ihr aber opfertet zwei Menschenleben, um Euch zu befreien. Doch auch da waren Eure blutdürstigen Seelen noch nicht befriedigt, Ihr raubtet mir den kleinen Johannes! Wehe Euch, wenn meine Langmuth ein Ende hat, wenn meine Arme Euch erreichen! Was den Beamten in gewaltiger Zahl trotz Mühe und Opfern nicht gelingt, für mich ist es nur ein Griff meiner Hand. Ihr kennt mich! Lange ist es her, da warnte ich Dich, Fuchs, ich bewies Dir, daß Du ein Federball für mich bist — ich schenkte Dir zweimal das Leben — nun ist Deine Zeit abgelaufen. Auch Dein Spießgeselle soll gerichtet werden — das ist meine letzte Arbeit hier!

„Jener Elende, der mit Leona sich verbunden hat, um mich zu stürzen, mir Schmerzen zu bereiten — jener Erbärmliche, der es nicht unter seiner Würde hält, gemeine Verbrecher zu seinen

Zwecken zu benutzen, er mag in seinem Treiben untergehen — er und die Gräfin werden ihrem Schicksal nicht entgehen, wenn meine Hand es auch verschmäht, sie zu strafen! Sie werden von der Sünde fortgerissen und begraben werden. Mir aber mag Gott im Himmel beistehen, daß ich der Menschheit helfe, daß ich sie aufrichte, daß ich das mir geliehene Gut zu ihrem Wohle verwalte! Immer segensreicher sind meine Unternehmungen, immer erfolgreicher kann ich helfen nah und fern — in jener Weltstadt, die mein Kind in sich barg, fahren meine Freunde fort, den Unglücklichen und Armen beizustehen — ich bin ruhelos bemüht, auch hier mein Werk fortzusetzen, und sind die Erfolge im Vergleich zu der Riesen-Aufgabe auch nur gering, so sind sie doch schon zu fühlen. Wenn Jeder in seinem Kreise und nach seinen Kräften ebenso strebt, dann wird bald überall ein Glück und Segen herrschen, wie in Monte-Vero, in meiner Heimath, zu der ich bald zurückkehren werde. Gott hat mich schwer geprüft, aber er hat mir auch unsägliche Gnade bewiesen!"

Eberhard rüstete sich zu der Fahrt nach dem Tuilerien-Palaste. Er legte nicht einen glänzenden Schmuck an — er trug die Kleider eines reichen und vornehmen Privatmannes; nur die Ordenssterne, die ihm von den ihm befreundeten Herrschern verliehen waren, befestigte er auf seiner Brust. Seine hohe, edle Gestalt, sein ruhiges, mildes, schönes Gesicht waren sein reichster Schmuck. Den sechsspännigen Wagen hatte er nur befohlen, um dem Kaiser auch äußerlich die Ehre zu erweisen, die er ihm zollte.

Er bestieg die fürstliche Equipage, an deren Schlag die beiden zur Begleitung bestimmten Diener standen. Sie schwangen sich auf den Tritt hinten, und die sechs herrlichen Rappen trugen den Fürsten von Monte-Vero im Fluge nach dem breiten, hohen Tuilerien-Portal, an dem die Kaiser-Grenadiere ihre Gewehre vor ihm schulterten.

Das Herrscherschloß von Paris hat viele Wandlungen und Neugestaltungen erfahren, ja, ganz Paris hat unter dem Willen seiner verschiedenen Herrscher sein Aeußeres oft gewechselt. Der

Juli-König erbaute mächtige Forts — Napoleon III. erweiterte die Straßen, um das Volk durch Arbeit zu beruhigen, er legte das Grabscheit an die alten Boulevards und schuf in großartiger Anlage neue; er war der Schöpfer jenes gewaltigen Riesenwerkes, das Heinrich IV. schon beabsichtigt hatte, er ermöglichte, weder die ungeheuren Kosten scheuend, noch sich durch hindernde Straßen und Häuser abhalten lassend, die Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre, und schuf einen Palast sonder Gleichen. Der Anblick desselben ist überraschend und entzückend! Wir erblicken vor uns eine Fülle von Säulen, Arkaden, Pavillons und gigantischen Figuren, die ein herrliches Ganzes bilden. Von dem Triumphbogen aus, von dem man die ganze Flucht der beiden Theile übersehen kann, bietet sich ein wundervolles Bild den Augen dar, so daß es dem Beschauer schwer wird, sich von dem überwältigenden Anblick loszureißen.

Wunderbar schön sind die Arkaden, welche die Theile der verbundenen beiden Paläste umgeben und die Zwischenräume der Pavillons ausfüllen. Ueber diesen Arkaden erblicken wir die größten Männer Frankreichs in den Costümen ihrer Zeit. An allen architectonischen Schönheiten aber tritt uns nun das bunt umrankte N. entgegen — es erscheint an den säulengetragenen Marmorbogen, an den reichbelaubten Capitälern, auch in dem steinernen Blumenkranz, der den ganzen Palast umrankt! —

Die Equipage des Fürsten von Monte-Vero eilte an den beiden Löwen vorüber, die das Portal bewachen.

Nach wenigen Minuten erstieg er die breiten Marmorstufen zu den Sälen der Adjutanten und Kammerherren.

Der Kaiser arbeitete in seinen zur ebenen Erde gelegenen Zimmern, in denselben Gemächern, welche einst Marie Antoinette benutzte.

Welche Erinnerungen steigen bei diesem Namen auf! Ob der Kaiser sich wohl von ihnen zuweilen düster heimgesucht sieht?

Nichts mahnt rings mehr an die Bourbonen! Das Blau und die Lilien sind gewichen und verblaßt — Alles, was an die Vergangenheit mahnte, ist gefallen, um dem Napoleonismus Platz

zu machen — — selbst die Namen sind verändert, man hört jetzt nur noch von einem „Salon des ersten Consuls“, von einer „Treppe des Kaisers“, von dem „Boudoir der Kaiserin,“ von dem „Perron des kaiserlichen Prinzen“.

Aber war das unter den gesunkenen Geschlechtern nicht ebenso und konnte das der ehernen Faust des Schicksals Schranken anlegen, konnte es die verheerenden Schritte der Weltgeschichte aufhalten?

Es ist eine kleine Mühe, den Namenszug zu ändern, und die Farben überzumalen — der Stein ist geduldiger wie ein Volk!

Aber dieser kleine Mann mit dem fast gelblich schimmernden markirten Gesicht, der gebogenen Nase, dem tiefschwarzen Schnurrbart und dem kleinen, spitzen Kinnbart, der an dem großen, runden Tisch seines Arbeitsgemaches sinnend steht, kennt seine Zeit und sein wankelmüthiges, eitles, leicht bestechliches Volk — er weiß, wie es im Zaume zu halten, wie es dann wieder leicht durch Geschenke zu gewinnen ist. Er weiß, daß es vor Allem beschäftigt werden muß, damit es nicht auf böse Gedanken kommt, und er sorgt für Zerstreuungen, für Kriege, für Arbeit — er ist ein welterfahrener, kluger, feinrechnender Kopf — er lächelt bei Vorfällen, welche seinen Vorgängern die Bestimmung und die Ueberlegung raubten — er hält die Zügel, ohne auf Rathschläge zu hören, ohne sie Vertrauten zu überlassen, fest und straff in seiner Hand, er läßt sie lockerer und zieht sie wieder an, je nachdem es ihm nöthig scheint!

Napoleon III. arbeitet gern allein — so stand er denn auch ohne eine Umgebung in seinem Gemach, als der Fürst von Monte-Vero um eine Audienz bat.

Der Kaiser, der sonst schwer für irgend einen Menschen eine Zuneigung faßte, der Jeden mit Mißtrauen betrachtete, vielleicht weil er aus seinem eigenen Innern wußte, wie wenig man Menschen trauen darf, hatte für den Fürsten von Monte-Vero eine seltsame, bei ihm auffallende Zuneigung gefaßt — empfand Louis Napoleon die hohe Ueberlegenheit dieses edlen

Mannes und vermochte er noch zu fühlen, daß die beglückenden Eigenschaften dieses Fürsten, die ihm abgingen, etwas von göttlicher Allgüte an sich trugen?"

Der Kaiser gab dem meldenden Adjutanten einen Wink, den Fürsten eintreten zu lassen und in der nächsten Minute erschien Eberhard's herrliche Gestalt auf der Schwelle.

Napoleon begrüßte ihn durch seine übliche Handbewegung, doch war sein gelbliches, sonst so todtes Gesicht in diesem Augenblick von einem Lächeln erfüllt, das selten und immer seltener nur noch auf seinen Zügen sich zeigte.

„Ich heiße Sie willkommen, Herr Fürst," sprach er zu dem sich verneigenden Eberhard, den er seit der so unglücklich beendeten Jagd von St. Cloud nicht gesehen hatte, „doppelt willkommen, da ich die Pflicht habe, Sie, soweit es möglich ist, für den Verlust zu entschädigen, der Ihnen durch mich erwachsen ist. Sie kommen, um zu klagen, daß die Schuldigen noch nicht von ihrer Strafe ereilt sind —".

„Ich komme, Sire," antwortete Eberhard mit fester, ruhiger Stimme, „um mir eine Gunst zu erbitten! Jene Schuldigen werden von den Beamten des Herrn Polizei-Präfekten niemals gefunden werden" —

„Das wäre auffallend — fast schmachvoll!"

„Noch mehr! Jene Schuldigen werden stets wieder Mittel und Wege finden, der Strafe zu entgehen."

„Sie erinnern an den Vorfall von Roquette, Herr Fürst," sagte Napoleon, augenscheinlich unangenehm berührt, „ich werde dafür zu sorgen wissen, daß eine Wiederholung unmöglich ist!"

„Das dürfte, Verzeihung für meine Offenheit, Sire, unausführbar sein!"

„Wie soll ich das verstehen, Herr Fürst? — der Groß-Inspector von La Roquette, dem dieser Vorfall passirte und der ohne Zweifel damals schon leidend war, ist gestorben, ein Anderer ersetzt ihn bereits —"

„Auch dieser wird sterben, Sire!"

„Wie, verstehe ich recht? — Sie wären der Meinung, daß

jener Groß-Inspector von [illegible]quette eines unnatürlichen Todes gestorben sei?"

„Herr von Eperviers hat Gift genossen!"

„Undenkbar," stieß Napoleon in großer Aufregung heraus, indem er die Glocke, die neben ihm auf dem Tische stand, ertönen ließ, „ganz undenkbar! Trotzdem will ich klar sehen und die Sache noch einmal untersuchen lassen! — Senden Sie sofort einen Kammerherrn zu dem Polizei-Präfecten," befahl er dem eintretenden Adjutanten, „es ist heute noch das Grab des Herrn von Epervier öffnen und genau zu untersuchen, ob in der Leiche des Genannten sich Gift befindet!"

„Wenn nun meine Ansicht sich bewahrheitet, Sire?" sprach Eberhard, nachdem der Adjutant sich entfernt hatte —

„Dann will ich Ihnen eingestehen, Herr Fürst, daß Sie besser unterrichtet sind, wie ich, und daß ich den Glauben hege, Sie werden sich leichter der Schuldigen bemächtigen, als der Kaiser mit seinen Organen — unterschätzen Sie dieses Geständniß nicht, es ist von mir noch nie abgelegt worden! Die Sache ist erledigt. Doch noch eins! Es geht Ihnen wie allen Menschen, welche beneidenswerth sind — Sie haben Feinde, Herr Fürst —"

Napoleon sah den in seiner Nähe mit erhabener Ruhe dastehenden Eberhard fragend und forschend an, als wollte er in seinen Zügen lesen.

„So lange diese Feinde ihren Haß nur gegen meine Person richten, Sire, werfe ich keinen Blick auf sie — sie existiren erst für mich, wenn sie, um mich zu reizen und zu verletzen, ihr Gift auf diejenigen schleudern, die ich liebe!"

„Sehr schön und edel, Herr Fürst — aber ich glaube fast, daß dieser Grundsatz nicht immer ausführbar sein wird!"

„Wenn dieser Fall eintritt, Sire, dann werde ich auch zu strafen verstehen, nicht in heißer Erregung, sondern mit ruhigem aber eisern festem Willen! — Ich habe ein strenger Richter in früheren Zeiten oft sein müssen, als meine Besitzungen noch nicht in der Blüthe und Fülle standen, deren sie sich heute erfreuen, und jenes Richteramt hat reiche Früchte getragen. Jetzt bin ich

so weit, daß ich es selten nur noch, oder fast nie mehr zu führen brauche!"

„Beneidenswerth!" konnte Louis Napoleon sich nicht zu flüstern erwehren, indem er einen Blick, in dem unwillkürlich die Bewunderung aufleuchtete, zu dem Fürsten hinwarf.

Es machte in diesem Augenblick einen seltsamen Eindruck, die beiden so verschiedenen Männer zu sehen, die sich in dem Cabinet gegenüber standen — verschieden innerlich wie äußerlich. Der Kaiser der Franzosen erschien wie ein krankhaftes, unvollkommenes, kleines Wesen im Vergleich zu dem Fürsten von Monte-Vero, der hoch aufgerichtet, groß an Körper und Seele, heldenhaft schön und herrlich dastand.

Wollte Louis Napoleon durch die nun folgende Frage den ihm so überlegenen Fürsten bedrücken, wollte er ihn beugen, indem er ihn an den wehen Punkt seines Lebens mahnte?

„Man sagt mir, Herr Fürst, daß Sie durch geheimnißvolle Bande mit einer Dame verbunden seien, welche in gewisser Weise von sich reden macht — ich meine die Frau Gräfin Poninska, welche im Schlosse Angoulème Gastmähler von orientalischer Pracht und Ueppigkeit giebt — bewahrheitet sich das?"

„Ja, Sire," antwortete Eberhard fest und ruhig, „jene Dame war meine Gemahlin!"

„Das überrascht mich — ich hatte davon keine Ahnung — die Frau Gräfin hatte vor einigen Tagen eine Audienz, in der sie mir allerdings sehr wunderbare und abenteuerliche Familienbeziehungen enthüllte, von diesen aber nichts weiter erwähnte, als die Andeutungen eines Hasses, welcher mich auf Verbindungen schließen ließ. Hüten Sie sich vor diesem Haß, Herr Fürst! Jene Gräfin besitzt eine gewaltige Macht, die keine Verhältnisse ihr rauben können. Die Zahl ihrer Anhänger ist außerdem größer, als ich dachte!"

„Mein Geschick will es, daß bei meinem langen Aufenthalt in Europa immer wieder sich die Wege der Gräfin Poninska mit den meinigen kreuzen. Das ist ein schweres Verhängniß, Sire, aber ich vermag es ohne Groll zu tragen! Meine Pläne und Wünsche, die mich allgewaltig hierher zogen, sind überdies

erledigt und beendet, sobald ich jene Strafe noch vollzogen habe, die ich der Menschheit schuldig bin; ich hoffe somit in kurzer Zeit schon zu meinen fernen, schönen Besitzungen zurückzukehren!"

„Und die Pläne, die Sie herführten und Ihrem Monte-Vero fern hielten, sind alle erreicht und geglückt?"

„Ich preise den Herrn, daß mir nach Jahren so viel gelang, wie ich ereicht habe, Sire! Wo bliebe nichts zu wünschen, nichts zu beklagen! Unser Leben ist meistens dazu angethan, daß wir zufrieden sein, entsagen und Gott danken lernen! Mit diesen Empfindungen kehre ich zu dem fernen Welttheil zurück, in welchem ich eine neue Heimath gefunden habe! Dort auf meinen weiten, schönen Gefilden, auf denen Segen und Frieden ruht, will ich weiter ringend den Rest meines Lebens zubringen."

„Und das stellt Sie zufrieden?" fragte Napoleon, wie wenn er den Glauben hegte, daß ein Geist wie derjenige Eberhard's nicht so leicht befriedigt werden könnte.

„Von meinen Besitzungen aus, mich erfreuend an dem Aufkeimen der Gefilde nicht nur, sondern auch der Zustände meiner unzähligen Helfer, will ich unermüdlich weiter bauen, mit aller Kraft weiter streben, um die Menschheit, soweit meine schwachen Arme reichen, an dem Glück des Lebens, das in belohnter Arbeit zu finden ist, Theil nehmen zu lassen — das ist die Aufgabe meines Daseins, das soll das schöne Ziel der Lebenszeit sein, welche Gott mir noch beschieden hat!"

Napoleon wurde nachdenklich und schweigsam — es stieg ein Vergleich vor ihm auf, eine Parallele, nicht zwischen ihm und dem Fürsten von Monte-Vero, sondern eine viel wichtigere, wunderbarere, die mit ihren Folgen und Möglichkeiten, mit den sie begleitenden Bildern ein interessantes Zeitgemälde abgab.

„Sehr seltsam," murmelte er endlich, „das ist ein Zweikampf, wie wir ihn wohl noch nie gesehen haben, ein Zweikampf, so großartig und neu, daß er meine Bewunderung erweckt und mich interessirt. Jene Gräfin Poninska schafft Verlockungen und glänzende Wege zum Ruin und Verfall, zum Nothstand und Verderben — Sie, Herr Fürst, setzen Ihr Leben ein, um die

Menschheit zu heben, an jenem wahren Glück Theil nehmen zu lassen und zu ihm zurückzuführen, das allein in belohnter Arbeit zu finden ist! Das ist ein Spiel, ein Kampf um die Welt, der mein Erstaunen erregt. Ich wünsche Ihnen auch fernerhin die großartigsten Erfolge, wie Sie solche ja schon errangen, und es bleibt bei meinem Versprechen, daß Ihnen in meinen Staaten alle Macht gegeben sein soll, jene Schuldigen zu verfolgen und zu strafen, sobald sich bewahrheitet, was Sie vorhin mir enthüllten. Sie werden von mir hören, Herr Fürst!"

Eberhard verneigte sich vor dem Kaiser, der ihn zum Abschied mit der Hand grüßte, und schritt dann festen Fußes dem Ausgange des Cabinets zu.

An der Portière wandte er sich noch einmal um und verbeugte sich vor Louis Napoleon, dessen Blicke auf der schönen hohen Gestalt des Fürsten fast mit Ehrerbietung geweilt hatten.

Der Geist und die Erscheinung dieses Mannes flößten selbst diesem Herrscher der Franzosen, hinter dem ein so vielbewegtes und entnervendes Leben lag, eine Bewunderung und Verehrung ein, welche in ihm für einen Augenblick den Wunsch nach Aehnlichem erweckten —. —

Dann aber, als der Fürst von Monte-Vero verschwunden war, verfiel er wieder in seine früheren Gedanken und Pläne, und er glaubte sich vor sich selber rechtfertigen und erheben zu können, indem er mit einem ironischen Zuge vor sich hinmurmelte:

„Das Schwärmen muß man sich abgewöhnen, wenn man herrschen will — —" — —

Am andern Tage erhielt Eberhard die vom Kaiser eigenhändig verfaßte Ermächtigung, jene Schuldigen zu ergreifen und nach Recht und Gewissen zu strafen — es hatte sich in der Leiche Epervier's allerdings, wie der Fürst vorhergesagt hatte, Gift gefunden, als man das Grab und den Sarg geöffnet und den Leichnahm in der Morgue einer ärztlichen Untersuchung und Zerlegung unterworfen hatte. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Gebet des Flüchtlings.

Sandok hatte sich, nachdem er in wilder Wuth an den Planken und Brettern seines Gefängnisses gerüttelt und mit seinen weißen Zähnen geknirscht, seine Ohnmacht erkennend, in sein Schicksal ergeben. Er hegte die Hoffnung, daß Moro glücklich entkommen und seine Gefangennahme durch ihn belauscht sein würde, und er sagte sich, daß er nicht gesäumt haben werde, nach dem Palais des Fürsten zu eilen, und daß ihm durch diesen Hülfe werden würde.

Der Raum unter dem Steuer des „Requin“, in welchem Sandok sich befand, war so finster, so ohne jede Oeffnung, daß er nicht einmal zu unterscheiden im Stande war, ob es Tag oder Nacht war, doch rechnete er nach seinem Aufenthalt heraus, daß nun wohl schon der Abend des zweiten Tages nahen mußte.

Der rothe Ede hatte ihm zweimal Wasser und Brod, die Luke von oben öffnend, an einem langen Haken hinabgereicht, dann aber sofort wieder die Oeffnung sehr fest und sicher verschlossen.

Sandok hatte sich immer wieder, mit zunehmendem Zorne seine Taschen untersuchend, davon überzeugt, daß er weder eine Waffe, noch, außer einem Gartenmesser, ein Instrument bei sich hatte, um seinen Kerker aufzubrechen — und außerdem wußte er nicht, wohin er gelang, wenn er diejenige Seite seines fast dreieckigen Gefängnisses erbrach, welche in das Innere des Schiffes führte, während die beiden andern Seiten von der Seine bespült wurden. Denn eine Flucht, ohne sich an Fuchs und dem rothen Ede gerächt zu haben, war ihm nicht genügend, er war so voll Grimm und Wuth, daß er sich selbst dabei zu opfern bereit war,

wenn er nur jene beiden Schurken endlich aus der Welt schaffen konnte! —

Er sann funkelnden Auges eben noch darüber nach, wie ihm das Messer, das einzige Werkzeug, das er besaß, von Nutzen sein konnte, als er oben auf Deck das plötzliche hastige Hin- und Herlaufen mehrerer Menschen vernahm — Sandok lauschte aufmerksam — es drangen Stimmen herab, aber die Planken, die seinen Raum umgaben, verhinderten es, daß er die Worte unterscheiden konnte — er erkannte nur die Stimme des Fuchs und dann die leisere eines soeben auf dem Schiffe Eingetroffenen — es war diejenige des verhaßten Barons!

Der Mohr wurde unruhig — sein Blut rollte wild durch seine Adern und die Muskeln seines schwarzen Gesichtes zuckten heftig —

Was aber war zu thun?

Da plötzlich blitzte es in seinen düsteren Augen auf — seine kräftige, muskulöse Gestalt nahm eine Stellung ein, wie wenn er im Begriff war, einen verzweifelten Plan auszuführen — er riß das große Gartenmesser aus seiner Tasche und öffnete die Klinge — Sandok wollte ein Loch in die Planken unten schneiden und das Wasser in das Schiff dringen lassen — er opferte sich gern, nur um den drei Schurken den Tod zu bereiten, welche, ahnungslos von seinen Gedanken, sich auf dem Schiff befanden.

Schon legte er sich auf den Boden — schon begann er die mühevolle Arbeit, mit dem Messer dies dicke Holz zu durchlöchern — da fiel ihm ein, daß diejenigen, denen er den Tod bereiten wollte, sich ja immer noch mit Leichtigkeit an das Ufer flüchten konnten, da der Schooner hart an demselben lag und das Sinken, auch wenn er die Nacht und den Schlaf der Verhaßten abwartete, nicht so schnell geschehen konnte, um sie unrettbar dem Tode zu weihen —

„Das ist nichts," murmelte er in sich hinein, „Sandok müssen bessern Plan ersinnen! Wie sie laufen und sprechen — Sandok lauschen!"

Der Mohr sprang auf — er hielt das Messer in seiner

Hand und maß mit seinen Blicken, die sich an die Finsterniß gewöhnt hatten, die Entfernung bis zu der Decke des Raums — er konnte dieselbe mit seinen Händen nicht erreichen. Die Worte, die man oben wechselte, mußte er aber auch schon hören können, wenn er an der Seitenwand ein Loch machte, darum beeilte er sich, so hoch es ging, ein solches in die Planken zu schneiden.

Sandok war geschickt und geübt in allen derartigen Arbeiten, darum gelang es ihm schneller wie jedem Andern, seinen Plan auszuführen.

Nach wenigen Minuten schon hatte er eine Stelle des Holzes ausgehöhlt, und nun begann er zu bohren.

Ein wildes Lächeln glitt über sein schwarzes Gesicht, als er den ersten hellen Schimmer hereindringen sah, und schnell vergrößerte er die Oeffnung, so daß er bald durch dieselbe auf das Wasser und den Himmel blicken konnte. Er hatte aber zu seinem Glück die dem Lande zugekehrte Seite des Schiffes durchbohrt, so daß er auch das Ufer übersehen konnte. Nur mußte er vorsichtig sein, damit Niemand das Loch in der Seitenwand bemerkte, das etwa die Größe eines Thalers hatte.

„Sehr gut — sehr gut!" murmelte Sandok erfreut und überzeugte sich, daß er sich nicht getäuscht hatte, als er darauf rechnete, daß der Abend im Anzuge war.

Er sah in der Ferne im Schatten einiger Bäume die Equipage des Barons, der sich auf dem Schiff befand, und soeben dicht am Bord oberhalb der Stelle, an welcher Sandok lauschte, mit Fuchs und Ede sprach.

Der Mohr legte sein Ohr an die Oeffnung und horchte.

„Seien Sie unbesorgt, mein theurer Baron," hörte er Fuchs sagen, „wir sind auf solche Besuche vorbereitet! Wenn wirklich der Herr von Monte-Vero uns die Ehre einer Visite erzeigen würde, könnte er versichert sein, von uns gebührend empfangen zu werden!"

„Die Sache ist schlimmer als Sie denken," sprach Schlewe mit etwas gedämpfter Stimme, „es ist mir durch die Vermittelung der Gräfin Poninska die Mittheilung zugegangen, daß

der Fürst vom Kaiser sich die Ermächtigung ausgewirkt hat, selbst zu strafen, nachdem man gefunden, daß der Groß-Inspector von La Roquette an Gift gestorben!"

„Dieses Gift habe ich nicht gemischt — doch ganz gleich! Was dem Kaiser nicht gelang, wird dem Fürsten noch weniger gelingen!"

Sandok stieß einen Laut der Ueberraschung aus, als er, da nach diesen Worten eine kurze Pause in dem Gespräch eintrat, hinausblickte und in der Entfernung eine Staubwolke erspähte, welche näher kam. Es war ihm, als wenn eine innere Stimme ihm sagte, daß diese Staubwolke durch den herbeieilenden Wagen seines Gebieters aufgewirbelt würde.

„Sie scheinen Ihrer Sache sehr gewiß zu sein," hörte er Schlewe zu Fuchs sagen, „der Fürst ist ein Mann, der seinen Willen durchzusetzen weiß! Wenn er Sie verfolgt, wenn er den Schwarzen, welchen Sie gefangen halten, um jeden Preis befreien will — wenn er Sie erreicht und vor seinen Richterstuhl zerren läßt —"

„Für diesen Fall ist Sorge getragen, mein theurer Baron," erwiderte Fuchs in seiner dämonisch galanten Weise, „verfolgt uns der Fürst und ist er uns so überlegen, daß wir uns ihm verfallen sehen, dann —"

„Nun dann, Sie stocken —"

„Sehen Sie jenen Wagen dort?" unterbrach Fuchs seinen Bericht.

„Bei allen Heiligen — er ist es" —

„Weshalb erschrecken Sie, Herr Baron? Es ist die Equipage des Herrn Fürsten von Monte-Vero, und Sie werden nun leider gezwungen sein, unfreiwillig ein Theilnehmer unseres Ausflugs zu Wasser zu sein — keine Furcht, mein theurer Baron! Sie sind auf dem „Requin" so sicher aufgehoben wie in dem Schooße Abrahams! — Stoßt ab," befahl Fuchs laut den drei Seeleuten, welche er angenommen hatte und denen der rothe Ede noch hülfreiche Hand zu leisten bemüht war, „wir wollen eine Luftfahrt die Seine hinan machen, setzt die Segel bei! Es ist kein

Wind, meint Ihr? Nun dann kreuzt ein wenig, wenn es auch langsam geht?"

„Was thun Sie," rief der Baron, „Sie verhindern ja meine Rückkehr an das Land!"

„Ich denke mir, daß Ihnen eine derartige kleine Lustfahrt erwünschter sein wird, als eine Begegnung mit dem Fürsten, der Sie kaum mehr auszuweichen im Stande gewesen wären," antwortete Fuchs, „vertrauen Sie sich einmal unserer Führung und unserem guten Glück an!"

„Heilige Jungfrau — das ist eine Flucht —"

„Wenn Sie es so nennen wollen, ja!" meinte Fuchs mit einer bewundernswürdigen Seelenruhe, während das Verbindungsbrett vom Ufer fortgezogen wurde und das Schiff sich der Mitte des Stromes näherte, um sich möglichst schnell von der Stelle zu entfernen, an der die Equipage des Fürsten das Ufer erreichen mußte.

„Er ist es," stieß der Baron heraus, „er wird Mittel und Wege finden, uns auch auf dem Wasser zu verfolgen!"

„Ich wurde vorhin in meinem Bericht unterbrochen, Herr Baron, hören Sie denn! Verfolgt uns der Fürst, und ist er uns so überlegen, daß wir uns verloren sehen, dann sind wir für diesen Fall gehörig vorbereitet —"

„Und worin besteht diese Vorbereitung?"

„In fünf Pulverfässern, die unter dem Vorderdeck unten im Raum bereit liegen!"

„Wie — Entsetzlicher! Sie wollten — — —"

„Den „Requin" in die Luft sprengen! Ueberrascht Sie dieser Plan so sehr, Herr Baron?"

„Aber Sie und ich sind dann ja verloren?" ächzte Schlewe.

„Was thut's, mein Theurer! Es ist jedenfalls erwünschter, in die Luft zu fliegen und ehrenvoll umzukommen, als den Kopf in das Fenster der Guillotine zu stecken!"

Der Baron schien rathlos und sehr exaltirt zu sein.

„Setzen Sie das Boot aus — ich will an das Ufer!" rief er heftig und lief an dem Bord des Schiffes auf und ab.

Fuchs lachte höhnisch —

„Sie verlangen Unmögliches, mein theurer Baron, und außerdem vergessen Sie, daß wenn Sie jetzt an das Land steigen, Sie unrettbar dem Fürsten und seinen Creaturen, die soeben drüben den Wagen verlassen, anheimgefallen sind, und daß dieselben nicht eben glimpflich mit Ihnen verfahren würden! Erheben Sie sich an dem Gedanken, daß, falls der Fürst uns verfolgt und erreicht, er mit uns in die Luft fliegt, sobald ich die Fackel in den Pulverraum werfe!“

„Ob er umkommt oder nicht, ist für mich ja werthlos, wenn auch ich dabei zu Grunde gehe!“ klagte der Baron, der die Hände zu ringen schien und in gewaltiger Verzweiflung war.

„Ei, ei, mein Theurer, ich hielt Sie für stärker und entschlossener,“ meinte Fuchs, der sich an der Angst Schlewe's zu weiden schien — „jetzt die Segel bei! Die Dunkelheit wird uns begünstigen — wir werden unter dem Schleier der Nacht den Verfolgungen des Fürsten entgehen!“

„Nimmermehr — nimmermehr!“ rief der Baron, „das ist mein Unglück! Lassen Sie mich fort von dem Schiff, ich beschwöre Sie um aller Heiligen willen!“

„Mitgefangen — mitgehangen!“ scherzte Fuchs mit einem Galgenhumor, der dem feigen Baron zweischneidig in die angsterfüllte Seele schnitt.

Sandok mußte, obwohl das gleiche Schicksal auch ihn bedrohte, doch herzlich und tief erfreut lachen, als er die Verzweiflung des verhaßten Barons vernahm, der, nun er dem Tode in das Angesicht sah, zitterte und zagte.

„Alter Bösewicht,“ murmelte er, „alter Weißer mit schwarzer Seele! Wie er bebt und umherläuft wie Ratte auf Wrack! Massa werden kommen und Schiff mit Baron und mit Fuchs und auch mit Sandok werden in Luft fliegen! Wenn nur Massa nicht mit fliegt! Massa muß Rettung haben!“

Sandok versuchte durch das Loch in der Schiffswand auszuschauen — aber er vermochte nicht mehr den Wagen und die

aus demselben Gestiegenen am Ufer zu erblicken, da der „Requin“ sich schon weit von jener Stelle entfernt hatte.

„O verdammt,“ fluchte der Mohr zähneknirschend und begann eifrig und schnell das Loch zu erweitern, indem er mit seinem großen und starken Messer tüchtig an dem Holz schnitt, „Massa retten!“

Man schien den Schwarzen ganz vergessen zu haben. Niemand öffnete die Luke, um ihm Wasser und Brod wie allabendlich zu reichen, und das war dem Mohren Eberhard's recht erwünscht, da nun Niemand ihn bei seiner Arbeit störte, welche ganz rüstig vorwärts ging. Nach einer Stunde war das Loch bereits so groß, daß er seinen Kopf hinausstecken und sehen konnte, wie sein Gebieter, der von Martin und Moro begleitet war, mit einem Schiffer unterhandelte, dessen Fahrzeug nicht weit von der Stelle lag, an der vorhin der „Requin“ vor Anker gelegen hatte.

„Sehr gut,“ murmelte Sandok, „werden Schiff annehmen und folgen — aber sie haben keine Ahnung von Gefahr!“

Die Sonne war untergegangen und mehr und mehr breitete sich der Abend mit seinen tiefen Schatten aus.

Der Mohr sann, auf welche Weise er am besten seinen Massa und den guten Steuermann Martinez wie auch den Bruder Moro vor dem Untergange warnen konnte. Sollte er abwarten, bis sie sich näherten und dann rufen?

Das war sehr unsicher! Denn erstens würde man bei der schnellen Fahrt seine Stimme nicht hören, und zweitens war es sicher, daß man dem Gefangenen jeden ferneren Versuch, den Fürsten zu retten, dadurch abschneiden würde, daß man ihn ohne Umstände tödtete — hatte Fuchs ihn doch ohnehin nur leben lassen, um durch ihn Vortheile zu erreichen.

Sandok aber sagte sich, daß er um jeden Preis das mit den Verfolgern ahnungslos vom Ufer ablegende Schiff retten mußte, und ein Schwarzer findet in solchem Fall stets einen Ausweg. So mußte denn auch wohl der Mohr des Fürsten plötzlich eine gute Idee gefaßt haben, denn mit einer wahren Hast begann er wieder in der Oeffnung an der Seite des Schiffes zu schneiden

und zu splittern, so daß dieselbe, die sich etwa einen Fuß über dem Wasser befand, immer größer wurde. Allerdings war die Arbeit ermüdend und mühsam, für die kräftige Hand eines Schwarzen aber ist nichts zu schwer! Er wollte das Loch so erweitern, daß er durch dasselbe schlüpfen konnte — die elastischen Glieder eines Mohren brauchen nur eine so geringe Oeffnung, wie sie für unsere Glieder unbenutzbar sein würde. Seine einzige Sorge war nur, daß man oben am Bord früher auf seine Arbeit aufmerksam werden konnte, als es ihm gelungen, sich in das Wasser der Seine zu stürzen.

Aber er gab seinen Plan nicht auf, sondern schnitt und splitterte immer mehr von den Planken ab.

Der „Requin" glitt, da man einige Segel beigesteckt hatte, schnell durch das gelblich graue Wasser hin, und Fuchs, der hinten am Steuerruder stand, sah mit Befriedigung, daß der Vorsprung, den sein Schiff vor demjenigen des Fürsten hatte, bedeutend war. Auch erkannte er sehr bald, daß dasselbe viel kleiner war als der „Requin".

Der rothe Ede stand in der Spitze, die Bootsleute, die, ohne zu wissen, wem sie hülfreiche Hand leisteten und um was es sich handelte, für das erhaltene Geld sehr eifrig ihre Dienstleistungen verrichteten, waren noch an den Segeln und dem Thauwerk beschäftigt — der Baron aber stand in der Mitte des Schiffes und blickte bald ängstlich nach den Ufern, bald zu den Verfolgern hinüber. Kalter Schweiß stand auf seiner Stirn — er empfand eine Todesangst, die ganz die Erbärmlichkeit dieses feigen Schurken kennzeichnete! Wenn es galt, aus geschütztem Hinterhalt eine Rache, eine That des Hasses zu ersinnen und auszuführen, war dieser bleiche, elende Schlewe stets derjenige, welcher den größten Muth und die schändlichsten Pläne hatte; handelte es sich aber um offene Kämpfe, um sein Leben, dann verfiel er in eine Todesangst, die er nicht einmal vor Anderen zu verbergen die Kraft hatte! Wie raffinirt und grausam, wie lüstern und boshaft er auch war, wenn es galt, seine Begierden zu erfüllen, junge Mädchen seinen sündhaften Gelüsten zu opfern,

ebenso rathlos und erbärmlich, das Bild eines feigen Schurken war er, nun es zu einem offenen Gegenübertreten kommen sollte, nun er für seine mörderischen und hinterlistigen Pläne zur Rechenschaft gezogen werden sollte!

Die Flucht, das Gelingen des Entkommens, war nun der letzte Strohhalm, an den dieser Baron sich klammerte. Es war ihm sehr schnell klar geworden, daß, wenn er wirklich dem Tode bei der Sprengung des Schiffes dadurch entrann, daß er einen Sturz in die Seine wagte, welcher allerdings auch schon immer für ihn eine grausame Aussicht war, er alle Aussicht hatte, in die Hände des Fürsten zu gerathen, der seiner Rechnung nach an ihm eine wohl sehr gerechtfertigte Rache nehmen würde. Er wußte ja am besten, was er verschuldet und verdient hatte, und darum überwältigte ihn die Angst so sehr, daß er vollständig die Herrschaft über sich selbst verlor. Er bebte und fühlte in seiner rathlosen Verzweiflung gar nicht einmal die kalten Schweißtropfen, die von seiner Stirn rannen — er empfand eine Todesangst, die alle Beschreibung übersteigt. Bald blickte er zurück auf das Schiff mit den Verfolgern, bald wieder auf den „Requin" und auf das Wasser.

Die Flucht war seine einzige Hoffnung — aber schon erkannten seine grauen, weitaufgerissenen Augen, daß die Entfernung von ihm bis zu den Verfolgern abnahm, daß das Schiff des Fürsten unter der Leitung Martin's schneller vorwärts kam als der „Requin" — die Angst machte seine Blicke scharf!

Man sagt mit Recht, denn wohl Jeder von uns hat diese Beobachtung an sich in einer schweren Stunde gemacht, daß die Sorge beten lehrt, daß in der Stunde furchtbarer Noth selbst derjenige sich dem Himmel zuwendet, der sonst nicht gebetet hat — und was dem immer so teuflisch lächelnden Baron Schlewe bisher nie eingefallen war, was ihm eine höhnische Miene abgelockt, wenn er es von Anderen gesehen hatte, das überkam ihn unwillkürlich in diesem Augenblick der Verzweiflung und Todesangst — er murmelte, die Hände willenlos faltend, ein Stoßgebet — vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben wandte er

sich in seiner Furcht, die ihm die Besinnung zu rauben im Stande war, an Gott, um ihn um Rettung, um das Gelingen der Flucht anzuflehen!

Der Baron betete! Dieser Mann, an dem nicht eine Ader gut, in dem nicht ein Gedanke ehrlich war, wandte sich, nun er sah, daß seine Macht und Selbsthülfe verloren war, an Gott um für sich Rettung zu erlangen! Aber konnte dieses Gebet eines fluchbeladenen, in Sünden und Lastern ergrauten Flüchtlings wohl den Weg zu dem Throne des Allvaters finden? Konnte dieser von der Todesangst eingegebene Versuch des Erbärmlichen wohl auf Gottes Erhörung hoffen?

Er betete nicht aus wahrem, frommem Drang seines Herzens, sondern nur weil die Todesangst ihm dieses letzte Mittel zur Rettung eingab — und wenn er jetzt auch wirklich inbrünstig betete — welchen Werth konnte diese Bekehrung haben, die eben so schnell wieder verfliegen mußte und vergessen sein konnte, wenn die Rettung eingetreten war!

Junge Sünder — alte Beter! Diese Worte findet man im Leben oft bewahrheitet. Wenn das Alter naht, pflegt die Reue auf Krücken herbeizuschleichen, und die früher den Lastern Verfallenen versuchen, wenn der Tod mahnend vor ihnen aufsteigt und die Kräfte abnehmen, das Geschehene gut zu machen, indem sie fromm werden.

Aber selbst diese wohlfeile Besserung und segenlose Bekehrung war von dem Baron nicht zu erwarten, den nur die augenblickliche Todesangst aus seiner Rolle fallen ließ, der nur betete, um dieser Stunde der Gefahr zu entrinnen, die so groß war, daß er keinen Ausweg fand.

Hätte Fuchs diese Veränderung Schlewe's gesehen, er wäre ohne Zweifel in ein gerechtfertigtes Hohngelächter ausgebrochen — aber er sah nichts von dem Gebet des Elenden, da es dunkel wurde und er außerdem seine ganze Aufmerksamkeit den Verfolgern zulenkte.

„Heda," rief er dem rothen Ede in wildem Uebermuthe zu, „das ist eine Jagd, wie sie mir gefällt! Zieht die Flaggen

auf zur Feier dieser Nacht, und bringt Wein und Waffen her! Wenn sie uns nah genug sind, wollen wir ihnen einige Pillen zu kosten geben! Diesmal soll ihnen das Verfolgen nicht so gelingen und so gut bekommen wie damals auf dem Meere!

„Oho, Herr Fürst, wir haben Euch Eure Liebesdienste nicht vergessen und diesmal heißt es — Ihr oder wir! Macht Euer Testament! Ungestraft sollt Ihr uns diesmal nicht nahen!"

Der rothe Ede schwang bei diesen Worten seines teuflischen Gefährten drohend seinen Arm und eilte in den Pulverraum hinab, in welchem Waffen und neben den Pulverfässern auch solche mit Wein lagen. Er schleppte Alles eifrig auf Deck und zwar nach dem Hintertheil des Schiffes, brachte auch, nachdem er einige Büchsen und Pistolen neben Fuchs gelegt hatte, große Gläser herbei und schlug den Zapfen so heftig aus dem Faß, daß der Wein in Strömen das Verdeck benetzte.

Ein höllisches Gelächter folgte diesem Treiben — es gab eine passende Begleitung ab zu dem Gebet des fliehenden Barons! „Hierher," rief Fuchs den Matrosen zu, welchen ihre Lage nun erst bedenklich zu werden begann, da sie den Ernst derselben erkannten, „kommt und trinkt! Wein giebt Muth und erfreut des Menschen Herz! — Stoße mit mir an, Ede, auf die Vertilgung unserer Verfolger! Lange schon haben wir ihnen einen Denkzettel für das Leben zugedacht!"

Fuchs hatte sein Glas gefüllt, der rothe Ede that dasselbe — er wurde mit fortgerissen durch die Wuth und den Muth seines Gefährten, der mit ihm anstieß.

„Von der Erde mit ihnen," rief er drohend, „sie sollen uns kennen lernen!" — und dabei goß er den Wein hinunter, daß die Matrosen Durst bekamen und näher traten, um an dem Gelage, hinter dem der Tod grinste, Theil zu nehmen.

Fuchs füllte die Gläser immer wieder und klapperte mit ihnen — die Gesichter rötheten sich und die Stimmen wurden lauter — der „Requin" glich einem Piratenschiff, so wild und wüst ging es auf ihm her, so unheimlich war es auf ihm. Das Faß, aus dem man unermüdlich zapfte, und die Waffen daneben,

die zunehmende Dunkelheit und die drohenden Rufe, das Alles vermehrte noch den gräßlichen Eindruck, den das auf dem breiten Flusse hineilende Schiff machte.

Hier und da hatten bisher an den Ufern noch größere und kleinere Fahrzeuge gelegen — nun gelangte der „Requin" an einen freieren Theil, und bald war vorn und hinten kein anderes Schiff mehr zu sehen, als dasjenige der Verfolger!

Fuchs war in der rechten Laune! Der Wein hatte ihn erregt — er glich nun einem Entmenschten, der mit kaltem Blute und wilder Lust mordet. Er stürzte noch ein Glas hinunter und lachte dem rothen Ede zu, der seine aufsteigenden Gedanken, seine Gelüste nach Rettung und Erhaltung des Lebens betäubte.

Auch die Matrosen wurden durch den Genuß des Weins berauscht und ließen in rohen Rufen Fuchs leben, der sich an diesem Gebahren ergötzte.

Da plötzlich ertönte ein Knistern, wie es entsteht, wenn Jemand Holz zerbricht. Trotz der durcheinander schallenden Rufe der Zecher drang dieser auffallende Laut zu Fuchs, dessen Sinne durch den Genuß des Weins nur schärfer geworden waren — er fuhr auf — seine Augen blitzten — er griff nach einer der neben ihm liegenden geladenen Büchsen — das Knistern war, er hatte es deutlich unterschieden, in seiner Nähe ertönt! Schnell überblickte er das Verdeck — dann trat er an die Brüstung und blickte nach der einen Seite des Schiffes hinab — es war nichts zu erspähen!

Aber noch einmal erscholl dasselbe Geräusch und nun sprang der rothe Ede nach der andern Brüstung, um hinab zu sehen, da deutlich von dieser Seite der Ton heraufgedrungen war.

„Der Mohr," schrie er — „der verfluchte Schwarze flieht!" Er sah, daß Sandok, welcher soeben die Oeffnung in den Planken genügend groß gemacht hatte, mit dem einen Theil seines Körpers, bis zu den Hüften etwa, das Loch verlassen hatte, und nun im Begriff war, wie eine Katze den übrigen Theil nachzuziehen und in das Wasser zu springen, das seine Hände schon erreichten.

Der Ruf des rothen Ede wirkte gewaltig! Bevor er selbst

noch zurückspringen und eine der am Steuer liegenden Büchsen ergreifen konnte, war Fuchs schon an der Brüstung dieser Seite. Er sah mit einem Blick den soeben in die Wellen sinkenden Schwarzen in dunklen unsicheren Umrissen und hatte in demselben Augenblick auch schon seine Büchse angelegt — — der Schuß krachte — ein heftiges Plätschern folgte dem Schuß, wie wenn Sandok verzweifelt um sich schlug.

Der rothe Ede sprang hinzu — auch er feuerte seine Büchse ohne zu zielen auf dieselbe Stelle ab — es war nicht zu zweifeln, daß einer dieser Schüsse den Mohren getroffen hatte. Aber wenn er auch wirklich nur verwundet oder betäubt war, mußte er in den Wellen umkommen, mußte er durch das daherjagende Schiff Eberhard's, das eine Laterne am Mast trug, getroffen werden — — —

„Er wird genug haben," rief Fuchs — „der schwarze Halunke wird uns nicht mehr im Wege sein! Eine Fackel her, wir müssen uns bereit halten — die Pariser könnten ein Feuerwerk erleben, wie sie es am Ende noch nicht gesehen haben!" —

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das brennende Schiff.

Als Eberhard aus dem Tuilerien=Palaste in sein Palais zurückgekehrt war, begrüßte er bei dem gemeinsamen Mahle seine Tochter und die liebliche Josefine, erledigte danach einige dringende Arbeiten und Anordnungen und befahl dann dem Steuermann Martin, ihn mit Moro zu begleiten.

Unser Seemann wußte sofort, um was es sich handelte, und

hatte das größte Vergnügen an dem Gedanken, nun endlich jenen Creaturen auf die Spur zu kommen, welche dem Fürsten schon so vieles Herzeleid verursacht hatten.

„Potz Himmeldonnerwetter," sagte er zu Moro, als er, nachdem er einen Wagen hatte vorfahren lassen, in das Domestikenhaus trat, „potz Himmeldonnerwetter, Gott verzeih' mir meine Sünde — aber wenn ich einen von den gottlosen Spitzbuben in meine Hände bekomme, dann soll er nicht lebendig wieder aus denselben schlüpfen!" und dabei machte der muskulöse, lange, breitschultrige Steuermann so drohende Fäuste, daß man an der Wahrheit seiner Worte nicht einen Augenblick mehr zweifelte — „ich drehe den verdammten Lumpen das Genick um, vornehmlich diesem Fuchs und, wenn es sein kann, auch dem rothen Ede!"

„Sehr gut, Steuermann Martinez," lachte Moro vergnügt, „und wenn sein kann, auch Baron!"

„Recht so, mein Junge, auch dem Baron! Diese Arbeit überlasse ich, wenn es irgend geht, verabredetermaßen Dir und Sandok!"

„O armer Bruder Sandok — sitzt in Raum von Schiff wie armer Mohr im Sclavenkutter!"

„Wir wollen ihn wieder an's Tageslicht holen, wenn die mörderischen Schurken ihm nicht schon den Rest gegeben haben — die Halunken bekommen Alles fertig! Wenn sie von Sandok nicht Vortheil erwarten, dann haben sie ihm das Lebenslicht auch schon ausgeblasen, bis wir hinkommen!"

„O eilen, guter Steuermann Martinez, sehr eilen!"

„Wenn ich Dich sprechen höre, ist es mir immer, als wenn Sandok spräche! Komm, der Wagen fährt vor — die Sonne will untergehen — es ist hohe Zeit! Du weißt noch genau das Schiff, in welches die Spitzbuben Deinen schwarzen Bruder geschleppt haben?"

„Ganz genau! Schiff heißt „le **Requin**" — o Moro erkennen es unter tausenden!"

„Gut denn — komm!" befahl Martin, reichte dem Schwarzen einen kleinen Revolver, steckte einen größeren in die Tasche seines

Rockes und schritt durch den Park nach dem Gitter, an dem der Wagen hielt.

Herr Eberhard trat sehr bald zu ihnen, befahl dem Mohren, sich zu dem Kutscher auf den Bock zu setzen, und sagte dann in seiner vertraulich gütigen Weise zu seinem alten Martin, daß er ihm gegenüber im Wagen bleiben solle.

Moro gab, als der Fürst und sein Vertrauter Platz genommen hatten, dem Kutscher die Richtung an, die man einschlagen mußte, um möglichst unbemerkt diejenige Stelle der Seine außerhalb der ungeheuren Stadt zu erreichen, an der das Schiff lag.

Die beiden Rappen trugen den leichtgebauten Wagen im Fluge davon, so daß man vor dem Dunkelwerden bereits das Ziel der Fahrt erreichte.

Moro hatte den Rath gegeben, in einiger Entfernung auszusteigen und die völlige Dunkelheit abzuwarten, damit Fuchs und sein Gefährte, die ohne Zweifel auf dem Schiff waren, sie nicht bemerkten — aber das hatte seine Schwierigkeiten, da das Ufer an dieser Stelle frei war.

Als der Fürst und Martin den Wagen verlassen hatten und Moro ihnen den in der Ferne liegenden „Requin" mit Sicherheit gezeigt, blieb der Schwarze plötzlich mit lauernder Geberde stehen und berührte leicht die Schulter des Steuermanns.

„Was giebt's?" fragte dieser.

Moro legte den Finger auf den Mund und zeigte, während Herr Eberhard dem Kutscher befahl, heimzufahren, nach einem Wagen, der ganz in der Nähe unter einigen freistehenden Bäumen stand.

„Potz Himmeldonnerwetter," platzte Martin heraus, „das ist ja die Equipage des Barons!"

Moro nickte bejahend mit dem Kopfe und zeigte auch dem näherkommenden Fürsten seine Beobachtung mit einem Zuge hoher Wonne.

„Sind Alle beisammen auf Schiff!" murmelte er.

„Da schlagen wir drei Fliegen mit einer Klappe," meinte Martin, „das paßt ja vortrefflich!"

„Vorsicht,“ befahl der Fürst — „keinen Schuß abgeben, keine Feindseligkeit beginnen, bevor ich ein Zeichen gegeben habe! Vielleicht gelingt es uns, sie ohne Kampf in unsere Gewalt zu bekommen!“

„Mit Verlaub, Herr Eberhard, das glaube ich nicht! Die Halunken haben uns bereits gewittert — sie ziehen den Anker hoch und wollen das Ufer verlassen!“

„Steuermann Martinez hat Recht! Ich sehe fünf Mann an Bord — nein, sechs — drei Matrosen sind dabei!“

„Stimmt! Potz Himmeldonnerwetter, die Burschen brennen uns durch!“

Der Fürst hatte gleichfalls die Vorbereitungen erblickt, die man auf dem „Requin“ eilig machte, um möglichst schnell fortzukommen — er inspicirte sofort mit kundigem Blick das ganze Ufer und schien im nächsten Moment, wie es seine Art war, schon einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Wir werden sie verfolgen!“ sprach er mit fester Stimme und schritt einer entfernten Stelle des Ufers zu, an der ein Schiff lag, das zwar etwas kleiner als der „Requin“ dafür ohne Zweifel aber auch schneller, da es viel schmaler gebaut war.

Martin und der Mohr folgten dem Fürsten, während sie mit gerunzelter Stirn und zornglühenden Blicken sahen, daß die drei endlich beisammen gefundenen Gegner bereits mit Hülfe der drei Matrosen sich der Mitte des Flusses näherten und somit einen nicht unbedeutenden Vorsprung erreichen mußten. Der Steuermann der Germania murmelte unwillkürlich einen Fluch zwischen den Lippen und fühlte, wie ihm die Hände juckten — Moro aber wußte seine Ungeduld so wenig zu bezähmen, daß er an dem Fürsten vorüber ging, um nur schnell das Ufer zu erreichen.

Es befanden sich auf dem Schiff, welchem Herr Eberhard sich näherte, ein alter Schiffer und sein Sohn, welche soeben damit beschäftigt waren, die Segelschnüre und dergleichen in Ordnung zu bringen.

„Hört, Ihr Leute,“ rief ihnen der Fürst zu, „würdet Ihr mir wohl Euer Schiff für den Abend und die Nacht leihen?“

Die beiden Männer sahen den Fremden erstaunt an und wechselten dann unter sich einen fragenden Blick.

„Ich zahle Euch dafür sofort den ganzen Werth Eures Schiffes," fuhr Eberhard fort, da er sah, daß sie zögerten, „und zwar in blanken Goldstücken!"

Diese Worte verfehlten nicht ihre Wirkung auf die augenscheinlich armen Männer —

„Wenn Ihr das wollt, hoher Herr, dann leihen wir Euch auch noch unsere Arme, so lange es Euch gefällt!" antworteten sie mit vergnügtem Schmunzeln.

„Gut denn! Es kommt mir darauf an, jenen Schooner einzuholen, der soeben dort abfährt!"

„Das soll nicht lange dauern, hoher Herr!" antworteten die beiden Schiffer und machten, als Eberhard mit seiner Begleitung das Fahrzeug betreten hatte, ohne Zögern Anstalt, dem Requin zu folgen.

„Ich sehe, Ihr habt eine gute Zuversicht zu Eurem Schiff und haltet es werth — ich will Euch daher nicht übervortheilen! Hier gebe ich Euch 10,000 Francs — und wenn wir den „Requin" eingeholt haben noch diese 2000 dazu. Seid ihr damit zufrieden? Nun, dann löst die Stricke und die Segel!"

Mit freudigem Eifer machten die beiden Männer sich an das Werk, unterstützt von Martin, in welchem sie bald einen sehr erfahrenen Seemann erkannten. Er nahm den Platz am Steuer ein — Moro legte sich an der Spitze des Schiffes nieder und steckte lauernd seinen Kopf über Bord — der Fürst aber stellte sich neben den Mast, um von diesem Platze aus die Verfolgung zu beobachten und die nöthigen Schritte zu wählen.

Es dunkelte bereits und der „Requin" hatte einen ganz ansehnlichen Vorsprung, als das kleinere Schiff sich der Mitte des Flusses näherte und nun pfeilschnell durch das Wasser glitt, Anfangs außer den Segeln auch noch durch die Ruderstangen der beiden Schiffer angetrieben.

Eberhard wollte um jeden Preis diesmal die beiden Verbrecher und den mit denselben gemeinschaftliche Sache machenden Baron

erreichen und in seinen Händen haben — er wollte aber außerdem auch dem armen Sandok Hülfe bringen, der sich in der Gewalt jener Elenden befand. Er wollte ein strenger Richter sein und die Erde endlich von diesen Verbrechern befreien!

Man konnte bald immer deutlicher die wüsten Rufe und das Geschrei vernehmen, das von dem „Requin" herüber tönte, welchem man sich mehr und mehr zu nähern schien — es war kein Zweifel, daß die beiden Schiffer Recht behalten mußten, daß man die Fliehenden noch in der Nacht, wenn auch entfernt von Paris und nach einer verzweifelt angestrengten Fahrt erreichen mußte.

Da plötzlich stieß Moro einen seiner Raçe eigenthümlichen Gurgellaut aus, während er pfeilschnell aufsprang und nach dem Wasser zeigte und blickte — er hatte auf den Wellen trotz der herrschenden Dunkelheit einen schwarzen Arm und Kopf gesehen.

„Ohoi," rief er, und winkte den Schiffern zu — „Mensch im Wasser — Mensch wie Sandok!" — und mit bewundernswürdiger Schnelligkeit hatte er, bevor Jemand zu ihm eilen konnte, ein Tau ergriffen und es in die Wellen geworfen.

Der Fürst trat schnell an die Brüstung des Schiffes und gewahrte nun auch einen mit dem Wasser kämpfenden Menschen, dessen Kraft bereits abzunehmen schien.

„Hier — Bruder Sandok — Strick!" rief Moro schnell und verfolgte mit seinen blitzenden Augen die Bewegungen des Schwimmenden und das starke hinabgeworfene Tau.

Auch Martin hatte sich rasch über Bord geneigt und sah im nächsten Moment schon, da das Schiff, von dem immer günstiger werdenden Winde getrieben, mit großer Schnelligkeit hinflog, den mit den Wellen Kämpfenden hinter dem Steuer.

„Potz Himmeldonnerwetter," rief er, „das Kielwasser wird ihm die letzte Kraft nehmen — er greift nach dem Tau — dieser Sandok ist und bleibt so geschickt wie eine Katze! Aber was ist das — er kann ja nur einen Arm gebrauchen? — das Tau wird ihm wieder entrissen werden — — Stopp, Ihr Leute, herunter mit den Segeln," schrie Martin und gab, als er die pünktliche Befolgung seines Befehls sah, dem Steuer mit ganzer Kraft

einen Druck, daß das Schiff schaukelnd eine jähe Wendung machte und das Wasser hochauf spritzte.

Moro war, von Todesangst erfüllt, nach dem Hintertheil geeilt — auch der Fürst trat schnell zu Martin.

„O, Sandok hat Tau fest in Hand," jubelte der Schwarze „hat umklammert wie mit Eisenzangen — guter Sandok gerettet!"

Bei diesen Worten begann er den auf dem Schiff befindlichen Theil des Stricks einzuziehen. Martin leistete ihm schnell dabei einen wirksamen Beistand.

Vergebens hoffte der Fürst, einen Laut von dem im Wasser befindlichen Sandok zu vernehmen — kein Hülferuf, kein Ton erscholl — Sandok verschmähte dergleichen! Er hatte das Tau mit seiner einen unverletzten Hand erfaßt und fühlte, daß man ihn nach dem Schiff zog.

Während der Zeit gewann der „Requin" wieder einen Vorsprung, die Nacht brach herein — bald war von den Fliehenden keine Spur mehr zu erblicken, da sie eine Laterne nicht angezündet hatten.

Der gewaltigen Kraftanstrengung des breitschultrigen Martin gelang es bald, den Schwarzen aus dem Wasser an Bord des Schiffes zu ziehen, und nun erst sah man, daß an seinem linken Arm Blut herabfloß, daß eine der Kugeln, die man ihm nachgesandt, getroffen hatte.

Aber Sandok klagte nicht! Nichts verrieth, daß er furchtbare Schmerzen ausstand — er lächelte freudig, daß er den Fürsten, Martin und Moro wiedersah, und warf sich, als er auf dem Deck des Schiffes sich befand, zu Eberhard's Füßen.

Es war rührend, Zeuge dieses Auftritts zu sein. Die Wunde, die überstandenen Gefahren waren vergessen, und nur die Freude und die Liebe glänzten auf dem Antlitz des treuen Schwarzen, der vor seinem Massa kniete.

„Steh auf, Sandok, und erzähle, was geschehen ist," sprach der Fürst liebevoll zu dem Mohren, „Du bist verwundet!"

„O, leichter Schuß hat Arm gestreift," sagte Sandok, welchen Eberhard's Hand aufrichtete, „in zwei Tagen Alles gut!"

„Sie hielten Dich gefangen und es gelang Dir dennoch, ihnen zu entkommen,“ lobte der Fürst, während Moro mit einer Binde herbei eilte, die er schnell aus einem Stück Zeug zusammengelegt hatte und nun geschickt um Sandok's Wunde band.

„Lieber todt als gefangen, Massa! Fuchs, rother Ede und Baron auf Schiff drüben schäumen vor Wuth, daß Sandok hat Loch in Schiffswand geschnitten! Massa sehr vorsichtig sein — Pulver an Bord und Fuchs Fackel in Hand!“

„Wie, die Schurken wollen den „Requin“ in die Luft sprengen?“ rief Eberhard.

„Glaub's schon, sie wissen, was sie verdient haben, wenn sie in unsere Hände fallen,“ meinte Martin.

„Baron zittert vor Angst, rother Ede und Fuchs trinken Wein, wollen sich Muth machen,“ erzählte Sandok, „als sie mich im Wasser sahen, gaben sie Feuer — ein Schuß traf — aber Sandok blieb leben, um zu Massa zu kommen und zu warnen, Sandok mußte leben bleiben, damit Massa leben bleibt!“

Martin nickte zustimmend mit dem Kopf und trat dann zu den beiden Schiffern, um ihnen zu sagen, daß nun dem „Requin“ schnell gefolgt werden müsse.

„Du bist eine treue Seele, Sandok,“ sagte der Fürst und reichte dem Schwarzen, der von dem starken Blutverlust so geschwächt war, daß er nun die weißen Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht die Besinnung zu verlieren, seine Hand, „ich danke Dir für diesen Liebesdienst! Aber Dein Bericht kann uns nicht zurückhalten! Wir werden die Schuldigen verfolgen, auch auf die Gefahr hin, mit ihnen getödtet zu werden. Sie sollen uns diesmal nicht entkommen. Lege Dich nieder, Sandok, Du bist erschöpft!“

Moro war seinem schwarzen Bruder dabei behülflich, eine Lage zu bekommen, bei welcher der Verband nicht litt und die Wunde nicht zu neuer Blutung gebracht wurde. Martin war an das Steuerruder getreten und gab dem Schiff, dessen Segel von Neuem aufgezogen waren, die frühere Richtung wieder — der Fürst aber schritt mit düsterer Stirn zurück auf seinen Platz am Mast — er fühlte, daß eine Entscheidung nahe war, daß es sich

um einen Kampf auf Tod und Leben handelte. Aber er war ein Held, der solche Kämpfe gewöhnt war und nicht scheute.

Es war die höchste Zeit gewesen, daß Sandok den Bord des Schiffes erreicht hatte — die Anstrengung und der Blutverlust hatten selbst die zähe Kraft dieses Schwarzen erschöpft, so daß er nun regungslos neben Moro lag, der ihm zu trinken reichte und den kalten Schweiß von dem Gesicht wischte. Dann holte er aus der Kajüte der Schiffer einige trockene Kleider und Decken, streifte die nassen von den Gliedern Sandok's und hüllte ihn, da es kühl wurde, fürsorglich ein.

Etwa eine Stunde nach Mitternacht war vergangen, als der Fürst und Martin den Rumpf des „Requin" in geringer Entfernung vor sich sahen und die Rufe von demselben dumpf herüber tönen hörten — in kurzer Zeit mußten die Flüchtlinge eingeholt sein.

Es trat jene Schwüle ein, die dem Ausbruch eines Gewitters vorangeht — Alle fühlten, daß etwas Außergewöhnliches bevorstand, und daß man auf beiden Seiten nicht weichen würde.

Fuchs sah das näher kommende Licht des schneller als der „Requin" segelnden Schiffes, und es gab keinen Ausweg, gab keine Wahl mehr! Er hatte sich längst vergegenwärtigt, daß er diesmal nicht mehr auf eine Rettung und Flucht hoffen durfte, wenn er in die Hände des Fürsten fiel — darum machte es ihm eine teuflische Freude, zu denken, daß derselbe mit ihm in den Tod gehen sollte! Er rechnete darauf, daß die Sprengung und der Brand des „Requin" sich dem Schiffe Eberhard's mittheilen würde, und er wollte daher mit dem entscheidenden Schleudern der Fackel in den Pulverraum so lange warten, bis die Verfolger, die er für ahnungslos hielt, da er den Mohren getödtet zu haben glaubte, dicht neben ihm waren.

Fuchs zitterte nicht wie der rathlose Baron, er war auch nicht berauscht wie der rothe Ede, der an der Spitze des Schiffes stand und mit heiserer Stimme Schelmenlieder sang — er war der ruhig rechnende Schurke, der mit teuflisch blitzenden Augen sich furchtlos in den Tod wirft, wenn er sieht, daß nichts mehr ihn retten, er aber seine Feinde mit verderben kann! Das bleiche, magere Antlitz

mit dem graurothen Bart hatte einen entsetzlichen Zug — den Mund umspielte ein wildes Lächeln, während er selbst, ohne vor Aufregung zu zittern, die Fackel anzündete, die er zu seinem furchtbaren Plan benutzen wollte!

Die drei Matrosen des „Requin" hatten keine Ahnung von diesem Plane, sonst hätten sie wohl in dieser Stunde noch das Schiff verlassen, das dem Untergange geweiht war, und sich in das Wasser gestürzt, um schwimmend ihr Leben zu retten — sie sahen zwar, daß das ihnen folgende Schiff näher und näher kam, doch welche Gefahr konnte sie bedrohen, da sie ja nur ihre Kräfte vermiethet hatten! Wer sie bezahlte, dem dienten sie, ohne zu fragen, um was es sich handelte.

Der Fürst von Monte-Vero sah auf dem von nächtlicher Finsterniß umhüllten Schiff die Fackel aufblitzen — er kannte ihren Zweck — er wußte, daß sie angezündet war, um auch ihm den Tod zu geben! Aber das erschütterte nicht im mindesten die kalte Ruhe, die ihn erfüllte, und die die Größe und Vollendung seiner Seele kennzeichnete! War er doch jeden Augenblick bereit, vor den Thron Gottes zu treten. Was sollte dieser edelste Mensch seiner Zeit fürchten? Noch hing das Amulet auf seiner Brust, das vielsagende, theure Wahrzeichen, das Erbstück seiner hohen Mutter, auf dem die Sonne, das Kreuz und der Todtenkopf glänzten — es hatte sich seiner Seele so tief eingeprägt, es war mit seinem Innern so ganz verwachsen, daß seine Bedeutung in ihm Früchte getragen hatte!

Eberhard von Monte-Vero zagte daher nicht. Er hatte seine Pflicht zu thun — und in der Pflichterfüllung unterzugehen, ist für Naturen wie die seine das erhabenste Gefühl — er war rein vor Gott und den Menschen! Starb er in dieser Stunde, dann hatte die Menschheit nur zu weinen, ihren edelsten Führer zu beweinen — er selbst aber schwebte, eine geläuterte, gottähnliche Seele, zur ewigen Seligkeit empor!

Aber noch war sein Ziel nicht erreicht, sein Schicksal noch nicht erfüllt! Der Himmel brauchte noch den Edelmuth und die Führerhand dieses Mannes, der ein Messias des Volkes, ein

Verfechter der Gerechtigkeit geworden war! Er sollte es noch erleben, daß Gott die Wunden, die er seinem Hause geschlagen, auch zu heilen wußte, hatte dieser Edle es doch verdient, daß ihm die Wohlthat wurde, sein Kind glücklich zu sehen!

Noch umlagerte eine seinem Auge undurchdringliche Wolke das Geschick der Wiedergefundenen, die er oft in Thränen oder in inbrünstigem Gebete überrascht hatte — noch war kein Weg zu erspähen, welcher Margarethe an das Ziel ihres Lebens führen konnte.

Eberhard, der treue, liebevolle Vater, kannte dieses heißersehnte Ziel seiner Tochter — — aber er hatte dasselbe, wenn auch mit schwerem Herzen, abschneiden müssen, indem er, wie wir wissen, sprach:

„Nie erhält ein Prinz die Hand meines Kindes!"

Seit jenem Tage war kein Wort mehr zwischen ihm und Margarethe über Waldemar und ihre Liebe gewechselt worden — Eberhard aber fühlte wohl mit tiefem Schmerz, was seine Tochter litt! Das Glück des Lebens, das er für sie trotz aller Kämpfe und Stürme noch immer erhofft hatte, war nun, er fühlte es schmerzlich, ewig für sie verloren!

Aber bei alledem war er fest und unerschütterlich in seinem Entschluß, unwandelbar in seiner Bestimmung, da er in seinem Vaterherzen die Ueberzeugung trug, daß der Prinz sein Kind nicht glücklich machen konnte nach Allem, was geschehen war.

Und dieses Bewußtsein ließ ihn ruhiger der Zukunft entgegenschauen! Er hatte seiner Tochter das Bessere erwählt, denn edler, erhebender ist es, in der Entsagung leiden, als durch das Erreichen so furchtbar enttäuscht zu werden, wie es hier geschehen konnte, wie Eberhard es mit schwerem Herzen befürchtete! War Margarethe's Seele auch geläutert und aufgerichtet — von einer so hohen Läuterung derjenigen des Prinzen, wie sie zu dieser Erreichung des Glücks nöthig war, hatte er bisher keinen Beweis erhalten, der ihn überzeugen konnte.

Er hoffte, daß es ihm gelingen würde, auf den schönen Gefilden von Monte-Vero Margarethe's Seele ganz gesunden zu

lassen und zu sehen, wie auch dieser letzte schwere und dunkle Schleier von ihr sank!

Konnte er ihr doch auch in dieser Hinsicht ein leuchtendes Vorbild sein, konnte er sie doch mit Worten trösten, die um so mehr in ihr Herz dringen mußten, da sie aus seinem vielbewegten und geprüften Herzen kamen! —

Wir wissen, wie furchtbar Eberhard durch diejenige getäuscht und betrogen wurde, der einst seine ganze Liebe gehört hatte und die jetzt nur danach strebte, ihn zu kränken und ihm entgegen zu wirken — wir wissen aber auch, daß es ihm vergönnt war, noch einmal Liebe zu empfinden — Liebe zu einem edlen, schönen Wesen — und wir haben gesehen, daß er in schwerem Kampfe entsagte, daß er überwand! Er hatte von Charlotte einen Abschied für die Ewigkeit genommen, und ebenso wie es ihm mit seiner starken Seele gelang, das Glück des Lebens in der Opferbereitschaft für die Menschheit zu finden, ein göttliches Ziel; ebenso hoffte er mit seiner Milde und an liebevoller Hand Margarethe allmälig auf denselben edlen Weg zu führen.

Diese Gedanken waren in Eberhard während der nächtlichen Fahrt aufgestiegen — sie begleiteten ihn zu der schweren Gefahr, der er entgegen eilte — er sah die Fackel düster von dem „Requin" herüber leuchten — ihr unheimlich im Wasser sich abspiegelndes Licht sagte ihm, was nun bevorstand. Schon konnte er, da sein Schiff sich mehr und mehr den Fliehenden näherte, ihre Gestalten unterscheiden.

Da trat Martin zu ihm heran.

„Herr Eberhard," sprach er mit etwas dumpfer Stimme, „die Halunken dort drüben werden uns in wenigen Secunden mit Schüssen empfangen — ich habe hier einige geladene Pistolen —"

„Wir werden die Fliehenden lebend in unsere Hände zu bekommen suchen, Martin, es scheint mir, als wären sie nicht würdig dazu, von unserer Hand zu sterben!"

„Wir wissen, was wir von ihnen zu erwarten haben, Herr

Eberhard, sie werden uns niederzuschießen suchen und, wenn ihnen das nicht gelingt, den „Requin" in die Luft sprengen!"

„Dann entheben sie uns der Pflicht, sie zu richten, Martin, wir aber stehen in Gottes Hand!"

Der Fürst sprach diese Worte mit einer feierlichen Ruhe, die nicht ihre Wirkung auf den alternden Steuermann der Germania, den langjährigen Vertrauten Eberhard's, verfehlten.

Er ließ die Hand, die dem Fürsten die geladene Waffe reichte, wieder sinken.

„Wie Herr Eberhard befehlen," sprach er und blickte mit Stolz auf die hohe, herrliche Gestalt des edlen Mannes", wir stehen in Gottes Hand! Aber Herr Eberhard werden dem alten Steuermann Martin erlauben, hier ganz in der Nähe zu bleiben, damit im Nothfall —"

„An meiner Seite bleibst Du, Martin, Du hast ein Recht dazu! Wie oft standest Du im Kampfe neben mir!"

„Darum möchte ich auch gerne mit Euch sterben, Herr Eberhard!"

„Recht so, mein Freund, das sind Worte, wie ich sie von Dir zu hören gewöhnt bin! Gieb mir Deine Hand, alter treuer Martin! Nicht ein Auge gerührt — sie feuern auf uns, aber sie werden nicht Zeit haben, mehr als einen Schuß Jeder abzugeben."

Es machte einen wahrhaft erhebenden Eindruck, die beiden hochaufgerichteten Männer am Mast stehen zu sehen, wie sie regungslos den Büchsen der Feinde zwei Zielscheiben boten! Es war ein gewaltiger Beweis von der Gerechtigkeit ihrer Sache, von ihrem Muth und ihrer Ruhe!

Die Schüsse auf dem „Requin" blitzten auf — —

Aber hatte gerade die regungslose Haltung der beiden Männer die auf sie Feuernden verwirrt oder nun im entscheidenden Momente die Todesfurcht sie zittern lassen, genug, die beiden auf sie gerichteten Kugeln pfiffen an ihnen vorüber, während das Schiff bis auf etwa fünfzig Schritt dem „Requin" sich näherte.

Eberhard sah, daß Fuchs seine Büchse fortwarf und wieder die Fackel ergriff — es war ihm, als vernahm er einen gräß-

lichen Fluch, den Fuchs ausstieß, während er nach dem Vordertheil des Schiffes stürzte — —

Der entscheidende Augenblick war gekommen — das Furchtbare sollte geschehen, ein wirres Durcheinanderlaufen schien auf dem Requin stattzufinden — die Matrosen zerschlugen die Taue, welche das kleine Rettungsboot hielten, um nun, da sie die ihnen drohende Gefahr erkannten, eine Rettung zu versuchen.

Der Baron lief an die Brüstung — er wollte sich in die Fluthen stürzen — es war eine gräßliche Wahl, die er gehabt, die Wahl zwischen dem Feuertode oder dem nassen Tode in den Wellen! Er hatte wohl dem letzteren den Vorzug gegeben — vielleicht hoffte er, obwohl er nicht schwimmen konnte, sein Leben noch zu retten! Eine heillose Verwirrung hatte sich der sechs Menschen bemächtigt, die auf dem „Requin" waren!

In diesem Augenblick rief Eberhard, der seine eiserne Ruhe so sehr bewahrt, daß nicht eine Muskel seines Gesichts zuckte, die beiden Seeleute zu sich, welche die Segel eingezogen hatten —

„Hier, Ihr Leute," sprach er und reichte ihnen eine Börse mit Goldstücken, „ist der Rest, den ich Euch zu zahlen versprach — Ihr habt gesunde Arme und seid so gute Schwimmer, daß Ihr das Gold mit Euch führen könnt! Stürzt Euch in das Wasser und schwimmt dem Ufer zu — überlaßt uns und das nun bezahlte Schiff unserm Schicksal!"

Die beiden Männer hatten nach den beiden Schüssen wohl einen Begriff von dem Ernst dieser nächtlichen Fahrt bekommen, dennoch kannten sie noch nicht die ganze Gefahr, welche sie bedrohte, wenn sie auf dem Schiff blieben. Sie zögerten daher, das Gold in Empfang nehmend, einen Moment.

„Versäumt nicht eine Secunde," drängte Eberhard, „verlaßt das Schiff und rettet Euer Leben! Jene Männer dort werden den „Requin" in die Luft sprengen und es dürfte uns dabei mit ihnen der Tod ereilen!"

„Heilige Jungfrau," rief der Aeltere der beiden Schiffer, indem er erbleichte und seinen Sohn mit sich zog, „weshalb versucht

Ihr Euch denn nicht auch zu retten, ich würde Euch behülflich sein.“

„Schnell fort — ehe es zu spät ist,“ sprach Eberhard, „wir bleiben hier, obwohl auch wir des Schwimmens kundig sind!“

Martin schob die beiden Männer nach der Brüstung — in demselben Augenblick, indem sie sich in das Wasser hinabstürzten, erscholl ein furchtbares Krachen, das das Schiff erdröhnen ließ und das Plätschern des Wassers übertönte, welches über den beiden Schiffern für einen Augenblick zusammenschlug — — ein gelber Feuerschein blitzte auf und beleuchtete schaurig das Wasser und die Ufer — es war, als ging die Erde unter, als kam das Weltgericht über die Gottverfluchten, die sich auf dem „Requin“ befanden — —

Martin betete — der Fürst von Monte=Vero fühlte das Schiff unter sich zittern und dann von Wellen gehoben — aber das Alles war nur ein Moment, ein entsetzlicher Augenblick —

Die schwarzen Splitter und Theile des zersprengten Schooners schwebten in der grell erhellten Luft — kein Schrei, kein Laut war bei dem furchtbaren Krachen zu vernehmen — das Wasser rings spritzte hoch auf, dann zischte es, wie wenn glühende Holzstücke hineinfielen —

Die Explosion mußte weithin gehört worden sein — aber die Ufer rings waren leer und unbewohnt und in dem fernen Paris konnte Niemand, wenn Viele auch durch das nächtliche Getöse aus dem Schlaf gestört worden waren, gleich ergründen, woher es gekommen und wodurch es verursacht worden war! Die plötzlich in weitem Feuerscheine aufblitzende Flamme war ohnehin im nächsten Moment schon zusammengeschrumpft — dann folgte ein lautes Plätschern und Krachen — die in die Luft geschleuderten Theile fielen zurück in das Wasser, auf den Ueberrest des brennenden und kohlenden "Requin" und auch auf das Schiff des Fürsten, das fast umzuschlagen drohte und an der Spitze Feuer fing.

Eberhard sah, als die Gefahr vorüber war, Martin nach der brennenden Stelle des Schiffes eilen — er war daher unverletzt gleich ihm. Auch Moro und Sandok, die sich im Hintertheil des

Schiffes befanden, schienen gerettet und nicht von herabfallenden Splittern getroffen zu sein, das bewies ihr lautes Geschrei. Eberhard hörte nicht weiter auf dasselbe, da seine ganze Aufmerksamkeit durch die brennenden Ueberbleibsel des „Requin" in Anspruch genommen wurde, denen man sich näherte.

Es war ein gräßliches Bild der Verwüstung, das sich seinen Blicken darbot! Die kohlenden, glimmenden Planken und die in die Lüfte starrenden Maststümpfe des halbzerschmetterten Wracks boten einen entsetzlichen Anblick dar! Keine Spur von Leben war zu entdecken, nicht einer der auf dem Schiff befindlich gewesenen Menschen schien sich gerettet zu haben — Eberhard sah, sich über die Brüstung neigend, in den Wellen neben den schwarzen Theilen des zersplitterten Schiffes menschliche Körper schwimmen! Aber sie waren halb zerschmettert — unkenntliche Massen, leblose Ueberreste!

In der Ferne nur plätscherte es, wie wenn ein menschliches Wesen dennoch Rettung gefunden hätte, es war aber zu weit, als daß Eberhard es hätte genau unterscheiden können.

Der Anstrengung Martin's gelang es schnell, das Feuer an der Spitze des Schiffes zu löschen — und nun war die Gefahr für den Fürsten und seine Begleiter gehoben! Der Eindruck des Geschehenen aber war so mächtig, daß Eberhard und Martin einige Minuten stumm hinabblickten zu den brennenden Trümmern des zersprengten Schiffes, die allmälig zischend von dem Wasser begraben wurden — dann erst hörten sie die Rufe der beiden Schwarzen, die zu triumphiren schienen. Auf den Fürsten machte dieses Jubeln bei dem furchtbaren Eindruck dieser Stunde einen widerwärtigen Eindruck, Martin aber erklärte, daß Sandok etwas Besonderes vorhaben müßte, da es sonst seine Art nicht sei, derartige Rufe auszustoßen.

„O Steuermann Martinez — hierher," tönte die Stimme des Schwarzen — „hierher!"

Der Fürst folgte dem Ruf und schritt mit Martin nach dem Hintertheil des Schiffes — er sah in dem Schimmer einer aus der Kajüte herbeigeholten Laterne die beiden Neger neben einem

gräßlich zerfetzten Leichnam knieen, der hierher geschleudert war — der Kopf war noch erhalten, Arme und Beine aber verstümmelt.

Martin bückte sich und blickte in das bleiche, verzerrte, blutbefleckte Gesicht des Todten, auf das Sandok zeigte — er erkannte die entstellten Züge — der rothe Ede war es, der zerschmettert vor ihm lag!

„Auch Fuchs wird einem gleichen Schicksal nicht entgangen sein," murmelte er, „sie haben sich selbst gerichtet!"

„O auch Baron gerichtet," rief Sandok, „Baron war auf „Requin!" Ist entgangen dem Würgeengel von St. Cloud! Sehr schade für Sandok!"

Eberhard hörte diese Worte nicht — er befahl dem Steuermann Martin und Moro vor allen Dingen ihm, so viel es die Dunkelheit gestattete, dabei behülflich zu sein, das Wasser rings abzusuchen, da es möglich war, daß sich einer der Verunglückten gerettet hatte und an einer der Planken hielt, welche in der Nähe des Schiffes schwammen.

Auch Sandok erhob sich, um dabei behülflich zu sein, da seine Wunde, wie er sagte, nicht mehr schmerzte.

Die schwarzen Ueberreste des „Requin" irrten auf den Wellen umher — Martin fischte an langen Bootshaken mehrere derselben auf, sie boten einen grauenhaften Anblick der Zerstörung dar — auf keinem der Theile aber war auch nur die Spur eines Menschen zu entdecken.

Als es dämmerte, hatte die Strömung des Flusses die meisten der schwimmenden Ueberreste und auch wohl die verstümmelten Leichen der Getödteten schon so weit mit sich dem Meere zugeführt, daß nur noch wenige Anzeichen des Geschehenen zu erblicken waren.

Auch von den beiden Schiffern, welche sich im letzten Augenblick in das Wasser gestürzt hatten, um ihr Leben zu retten, war nichts mehr zu erspähen — Eberhard hoffte, daß sie das Ufer erreicht und ihre Hütte aufgesucht haben würden. Von Paris aus, wo er von dem Geschehenen Anzeige zu machen beabsichtigte, wollte er nach Havre telegraphiren, um von dort aus eine Nachricht

zu erhalten, ob man die Leichen der Verunglückten aufgefangen hatte. Er mußte wissen, was aus Fuchs und dem Baron geworden war.

Mit der aufgehenden Sonne steuerte Martin dem Ufer zu; Moro beschaffte aus einem naheliegenden Dorf zwei Wagen — den einen benutzten der Fürst und Martin zur Rückkehr nach Paris, den andern die beiden Neger, um die Leiche des rothen Ede nach der Morgue zu schaffen.

Nach einigen Tagen traf aus Havre der Bescheid ein, daß man außer mehreren halbverkohlten Schiffstheilen die Leichen dreier Männer aufgefischt, in denen man, obwohl sie zum Theil zerschmettert gewesen, unverkennbar drei Matrosen recognoscirt habe.

Auch die Forschungen an beiden Uferseiten nach den Leichen des Fuchs und des Barons blieben erfolglos, so daß der Fürst von ihnen keine Spur zu entdecken vermochte.

Er sollte nicht lange über das Schicksal dieser beiden Personen in Ungewißheit bleiben! Doch fand sich ihre Spur an einem ganz andern Orte, als man nach dem Geschehenen erwartet hatte. —

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Todtentanz um Mitternacht.

Sandok war nach wenigen Wochen vollkommen wieder genesen und seine Wunde geheilt. Er war der Einzige, der nicht an den Tod des Fuchs und des Barons glaubte, und man wird sich diesen Zweifel erklären können, wenn man hört, daß er auf seine Hand noch einmal, die ganzen Ufergegenden der Seine bis nach Havre einer genauen Untersuchung unterwarf.

Bei dieser Gelegenheit versäumte er es schließlich nicht, zahlreiche Fischerhütten zu betreten, und es gelang ihm, die beiden Schiffer aufzufinden, die in jener Nacht während der Explosion dem Ufer zugeschwommen waren. Von ihnen erfuhr er genug, um sofort nach Paris zurückzukehren und dort seine Nachforschungen weiter zu betreiben. Er ging dabei so geheimnißvoll zu Werk, daß er nicht einmal dem Steuermann Martinez etwas von seinen Erfolgen mittheilte.

Das hatte seinen guten Grund! Erstens waren die Nachrichten, die er bisher erlangt hatte, derartig, daß Martin sie belächeln konnte, und zweitens hatte er beschlossen, nun nicht früher etwas zu sagen, als bis er jene Worte wahr gemacht hatte, die er vor längerer Zeit zu dem Steuerman der Germania geäußert: „In Jahr und Tag Baron erwürgt von Engel in St. Cloud oder Sandok todt in Seine!"

Er wollte sein Versprechen halten! Kein Gedanke war für den Neger des Fürsten so quälend als derjenige, von Martin belächelt zu werden; Alles konnte er ertragen, nur nicht Hohn und ein nichtachtendes Lächeln!

Es war an einem regnerischen Herbst-Abende, als etwa um die achte Stunde Sandok das Palais in der Straße Rivoli vorsichtig verließ — er überzeugte sich, daß Niemand ihn und den Weg, den er einschlug, beobachtete. Er trug einen dunklen Mantel, in den er sich hüllte, da die Luft naßkalt war.

Carossen und Fiaker jagten durch die Straßen hin, denen der Mohr sich zuwandte, nachdem er den braunen Calabreserhut, den er trug, tief in das Gesicht gedrückt hatte.

Er schien große Eile zu haben und stürmte trotz des Gedränges an manchen Ecken so hastig weiter, daß er mehrere, die ihm im Wege waren, unsanft bei Seite schob.

Endlich bog er in den großen Thorweg eines Hauses. Es stand an demselben mit gewaltigen Buchstaben geschrieben, daß man am Tage und in der Nacht in ihm stets Fuhrwerk aller Art erhalten konnte.

Sandok schien im Innern dieses Hauses schon bekannt zu sein,

da er sich sofort nach demjenigen Theil begab, in dem die Ställe lagen. „Einen Wagen nach St. Cloud," rief er an dem Fenster des Verwaltungszimmers, „mit zwei Schnellläufern — aber sofort! Hier ist Gold!"

Er warf einige Zehnfrank-Stücke auf das Zahlbrett des Fensters.

In kaum einer Viertelstunde stand eine leichte Chaise auf dem Hof, bespannt mit zwei vortrefflichen, jungen Pferden.

Sandok nahm in derselben Platz, nachdem er, dem Kutscher befohlen hatte, an der Mauer des Schlosses von St. Cloud zu halten.

Die Pferde zogen an, und der Wagen rollte pfeilschnell durch die Straßen und dann auf dem Wege nach St. Cloud hin.

Hätte Sandok den Weg zu Fuß gemacht, dann wäre er zu spät zu dem Ball gekommen, zu dem er seinen schwarzen Bruder Moro abholen wollte, darum opferte er einige seiner gesparten Goldstücke mit Freuden.

„O, fährt sich gut im Wagen, sehr gut!" murmelte er vor sich hin, indem er sich behaglich ausstreckte — er hatte sonst stets auf dem Bock zu sitzen oder auf dem Tritt zu stehen — nun fühlte er einmal, wie es sich als Herr fuhr!

Der Weg nach St. Cloud war bald zurückgelegt. Sandok befahl, aus dem Wagen springend, dem Kutscher, einige Minuten an der Mauer zu warten, um ihn und einen Begleiter, den er abholen wollte, nach Paris zurückzufahren nach dem Saal Valentino, in welchem ein Maskenball stattfand, der spät begann und bis zum Morgen währte.

Dann eilte Sandok nach dem Schloß und wandte sich nach dem Flügel desseben, in welchem Moro's Zimmer lag.

Es mochte etwa zehn Uhr sein — die meisten Fenster des Schlosses waren noch erleuchtet.

Schnell betrat Sandok den Fliesengang, den wir kennen, und öffnete die letzte Thür desselben auf der linken Seite.

Das Zimmer war leer — Moro hatte wohl noch im Schloß

zu thun. Das war fatal! Sandok mußte sich bequemen zu warten, obwohl die Ungeduld ihn quälte.

Auf dem Tisch des Zimmers brannte ein Licht. Der Wartende konnte mithin, um sich die Zeit zu vertreiben, den Raum genau ansehen, in welchem Moro hauste.

Es war ein recht wohnliches Gemach. Ein bequemes Bett, mehrere Stühle und Tische und auch ein geschnitzter Schrank befand sich in demselben. Auf diesem Schrank standen wie zum Schmuck zwei Todtenköpfe, zwei hohläugige Menschenschädel. Moro hatte sie ohne Zweifel irgendwo aufgetrieben und dort hingestellt.

Sandok fand, wie jeder Schwarze, Gefallen an dieser Zierrath — es ist den Afrikanern angeboren, ihr Geschmack abzugewinnen, und dieser Hang verleugnet sich auch nicht, wenn die Schwarzen längst ihrer Heimath entrückt sind. Ein guter Einfall schien in Sandok beim Betrachten der Todtenköpfe aufzusteigen — er grinste und nahm die beiden Schädel in die Hände. Sie waren stark und unverletzt. Die gelblich weißen Knochentheile contrastirten grauenhaft mit den schwarzen Höhlen der Augen, der Nase und des Mundes.

„Sehr gut — sehr gut," murmelte Sandok fortwährend vor sich hin, „wird großes Vergnügen werden! Baron wird zittern und Sandok wird lachen!"

Endlich trat Moro in das Zimmer — er war erstaunt, den Neger des Fürsten bei sich zu sehen und begrüßte ihn dann mit allen Zeichen großer Freude.

„Sehr eilig," flüsterte Sandok, „hat mein Bruder Moro noch Dienst in dieser Nacht?"

„Nichts Dienst, ganz frei!" erwiderte der Schwarze.

„Sehr gut! Mein Bruder Moro wird mit Sandok fahren zu Maskenball! O sehr schön, sehr bunt! Sandok und Moro werden auch Masken tragen, blau und roth und weiß mit Gold gestickt!"

Diese Farbenbeschreibung übte einen großen Eindruck auf den Schwarzen aus, dessen Raçe die bunten Farben liebt. Er

machte einige tanzende Sprünge und verdrehte die Augen — „Guter Sandok hat an Moro gedacht!“ sprach er dann.

„Baron ist im Saale Valentino und hat Auge geworfen auf schöne Mädchen!“

„O Moro verstehen! Bruder Sandok will Baron locken in Falle?“

„Nach St. Cloud zu Würgeengel — Moro wird helfen!“

„Aber Baron wird sehen Negerhaut und wird Böses ahnen?“

„Nichts sehen Negerhaut, nur sehen schöne weiße Strümpfe eng und voll, nur sehen schöne Form! Schwarze Larven vor Gesicht! Baron denken an schöne Weiber — und dahinter stecken Moro und Sandok! Werden Baron führen hierher und locken auf Bett mit Engel!“

Moro sprang, nun er die Absicht Sandok's verstand, vor Vergnügen und Wonne wild umher. Der Plan gefiel ihm um so mehr, da er ihm Gelegenheit bot, einmal sich in bunten Kleidern im Maskengewühl zu bewegen, das er zwar oft schon am Hofe gesehen, noch nie aber so ungeschmälert mitgemacht hatte.

„Bruder Sandok weiß sicher, daß Baron besuchen wird den Saal Valentino?“ fragte er eifrig.

„Ganz sicher! Arme Schiffer haben Baron und Fuchs gerettet. Baron war von Deck gesprungen vor großem Feuer auf „Requin“ und hat geplätschert mit Hand wie Pudel. Arme Schiffer haben beim Schwimmen Baron mitgenommen nach Ufer. Fuchs muß der Andre gewesen sein, der entkommen ist dem Tode, denn drei Matrosen sind todt gewesen!“

„O, verfluchter Fuchs ist entkommen!“ knirschte Moro.

„Wohin — Sandok weiß nicht! Aber Baron war gekommen in sein Palais und Sandok hat alle Tage spionirt. Da gestern Abend ging Baron von Palais bei Regen nach Boulevards — viele Mädchen Abends auf Boulevards!“

„Sandok hat verfolgt Baron?“

„Immer dicht hinter Baron! Schöne Mädchen bei Regen hohe Kleider, Baron kleine Füße und weiße Strümpfe verfolgt, Sandok hat Alles gesehen!“

„Um weiße Strümpfe Baron nach Boulevards?“ lachte Moro, „wollte sehen schöne Beine und machte naß seine Beine!“

„Sehr gut — sehr gut,“ lachte Sandok, „endlich hatte er hübsches Mädchen gefunden! War nicht mehr jung, aber schön gebaut. Hat gesagt zu Baron, heute Abend im Saal Valentino als Türkin! Baron wollte kommen!“

„Wird finden das Mädchen, und nicht kommen mit Sandok und Moro!“

„Baron muß zu Engel in Gemach hier und muß sterben,“ knirschte Sandok heftig, „wird Alles gehen — mit List oder mit Gewalt! Diesmal nicht wieder in Hände fallen von bösen Feind, Sandok vorsichtig und —“

Statt der Schlußworte zog der Mohr des Fürsten einen Dolch unter seinem Mantel hervor und zückte ihn in seiner nervigen Faust so heftig, daß man aus dieser Bewegung auf seine Absicht schließen konnte, dem Leben des verhaßten Barons um jeden Preis ein Ende zu machen.

Moro griff nach seinem Mantel und Hut und folgte dem hinauseilenden Sandok schnell, nachdem er das Licht ausgelöscht hatte.

Nach wenig Minnten befanden die beiden Schwarzen sich in dem Wagen, der sie in großer Eile in das Straßengewühl von Paris führte und sie endlich vor dem Saal Valentino absetzte.

Sandok befahl dem Kutscher, an der nächsten Ecke so lange zu warten, bis drei Personen seinen Wagen besteigen und ihm eine Börse zuwerfen würden, auf welchen Vorschlag der Lenker der Rosse gern einging.

Die beiden Neger eilten dann dem hellerleuchteten Eingang des damals sehr beliebten Saales Valentino zu, vor dem bereits zahlreiche Masken ausstiegen, um sich in den Strudel der Lust zu stürzen.

Sandok und Moro wandten sich, nachdem sie Karten zum Eintritt gelöst hatten, der geräumigen Garderobe zu, in deren einem Theil eine reiche Masken-Auswahl bereit gehalten wurde. Auch kleine Gemächer zum Anlegen derselben waren vorhanden.

Sandok hatte sich nach allen Nebenumständen während des Tages schon erkundigt, auch bereits zwei Türkinnen-Masken bestellt, die der Gaderobier ihm mit vertraulichem Lächeln einhändigte.

Sandok zog Moro in eins der kleinen Nebenzimmer, verschloß die Thür und betrachtete nun mit großem Wohlgefallen die bunten, seidenen Frauengewänder, welche ohne Zweifel paßten, da die beiden Schwarzen nicht allzu groß waren. Sie warfen ihre Kleider ab und fanden ein gewaltiges Vergnügen daran, ihre Beine in weiße Strümpfe und ihre Füße in niedrige Schuhe zu zwängen. Sie musterten sich gegenseitig und fanden, daß ihre Veränderung dieser unteren Theile so vortrefflich gelungen war, daß Jeder sie für diejenigen zweier üppigen Schönen halten konnte.

Die weiten blauseidenen Hosen, das reichgestickte, kurze Costüm, die Kette mit dem Halbmond, der kokette Turban, der die schwarze Larve fest hielt und von dem Schleier umwallt wurde — Alles war so vortrefflich dazu geeignet, die Täuschung zu erleichtern, daß, als Beide die weißen Handschuhe angelegt hatten, Einer den Andern bewunderte und anstaunte. Die Masken waren so vortrefflich, daß Niemand unter ihnen zwei Männer und noch dazu zwei Schwarze vermuthen konnte. Es lag in der Tracht sogar etwas Verführerisches, das durch den geheimnißvoll um den Hals und Busen geschlungenen Schleier noch erhöht wurde.

Der Bau der Neger ist oft üppig und plastisch schön. So war denn auch bei Sandok und Moro das Fußgelenk zierlich, das im Augenblck durch die seidenen Hosen verhüllte Bein vollgerundet und der schönsten weiblichen Form ebenbürtig. Selbst die Bewegungen waren, ohne daß die beiden männlichen Türkinnen sich große Mühe gaben, was sehr leicht zu Unnatürlichkeiten ausartet, elastisch und weich.

Sie verließen schnell das Cabinet und eilten in den Gang und dann mit dem Maskengewühl in den Saal, der so weit und groß war, daß sich die Zahl der Anwesenden noch in seinen gewaltigen Räumen sehr frei bewegen konnte.

Es waren Nebensäle vorhanden, die man zu duftenden Wintergärten umgeschaffen hatte und denen unsere beiden Freunde sich

zuwandten, nachdem sie in dem Hauptsaal mehrere Male vergebens auf und ab gegangen waren. Es fanden sich zwar mehrere Cavaliere zu ihnen, aber der Baron war nicht unter denselben.

Sie gingen mit guter Berechnung zu Werk. Moro betrat den links liegenden Nebensaal, während Sandok, nachdem man verabredet hatte, sich in jedem Fall nach einer Viertelstunde in dem Hauptsaal wieder zu treffen, sich nach dem rechts liegenden wandte, um sich dort zu zeigen.

Es gab nur einen Fall, der die bisher so vortrefflich gelungenen Pläne der beiden Schwarzen durchkreuzen konnte — das war die Möglichkeit, daß der Baron die eigentlich erwartete Türkin bereits gefunden und mit ihr den Saal Valentino verlassen hatte. Das wäre ärgerlich gewesen, Moro aber hatte auf dieses Bedenken Sandok's geantwortet, daß ihm diese Nacht in dem Maskengewühl so großes Vergnügen mache, wie bisher nichts in seinem Leben, und das er daher selbst dann wenig Aerger verspüren würde, wenn der Baron ihnen entkommen sollte.

Es waren noch mehrere Türkinnen in den Sälen, Sandok gab daher die Hoffnung nicht auf.

Die Zahl der Masken vermehrte sich mit jeder Minute und die Hitze nahm so zu, daß die zahlreichen Springbrunnen eine Kühlung nicht hervorzubringen vermochten. Dazu kam, daß in den Sälen eine Unzahl von Gasflammen brannte, ein tageshelles Licht ausströmend.

Während Moro so viel Wohlgefallen an dem bunten Gewühl und den verführerischen Bacchantinnen fand, daß er den eigentlichen Zweck seiner Anwesenheit und die ihm zugemessene Zeit ganz vergaß, wandelte Sandok durch den Nebensaal und erblickte endlich einen Cavalier in altfranzösischem Costüm, der, wie ihm schien, ein wenig hinkte. Dieser Umstand erweckte in Sandok die Hoffnung, daß er der Gesuchte war.

Plötzlich aber wandte der Cavalier sich einer Seite des Saales zu, an der in der Ferne auf einem Sessel eine Türkin saß, der Baron, wenn er hinter der Maske des Cavaliers steckte, war für ihn verloren, wenn er in jener Türkin die Gesuchte fand!

Schnell entschlossen drängte Sandok sich durch das Gewühl, um dem Cavalier den Weg abzuschneiden.

Der entscheidende Augenblick war gekommen!

Es reizte den Mohren des Fürsten der Fang des verhaßten Barons um so mehr, da derselbe mit Gefahren und Kunststücken verknüpft war, die ihm ein gewaltiges Vergnügen machten! Eben so aufopfernd und erfolgreich wie seine Liebe und Anhänglichkeit war, ebenso gierig und unauslöschlich, war sein Haß und sein Rachedurst. Und dieser hinkende, teuflische Baron, dieser bleiche in Sünden ergraute Schurke hatte den Haß dieses Schwarzen immer noch angeschürt und vermehrt!

Die angeborne List uud Geschicklichkeit ließen die Füße Sandok's so leicht und graciöse über das Parquet schweben, daß Niemand hinter dieser Türkin etwas Anderes als ein weibliches Wesen vermuthen konnte — die weite Tracht begünstigte den ungemessenen Spielraum der Phantasie bei den sie mit den Blicken verfolgenden Herren.

Die tief in ihren Schleier gehüllte Türkin berührte, als ihr Weg sich mit demjenigen des Cavaliers kreuzte, leicht seine Schulter — dann schritt sie weiter, als wäre nichts geschehen.

Der Cavalier aber, bekannt mit galanten Abenteuern, hatte die Handbewegung bemerkt und unterbrach seinen Weg, um der Türkin zu folgen —

An den Pfeilern in der Nähe des Hauptsaals, an denen es ein wenig leerer war, hatte er sie erreicht.

„Ei, schöne Maske," flüsterte der Cavalier und erfaßte die Hand der Türkin so dreist und mit einem so eigenthümlichen Druck, daß in Sandok die Gewißheit aufblitzte, in ihm den Gewünschten gefunden zu haben, „bist Du diejenige, die ich suche?" Auf viele Worte durfte Sandok sich nicht einlassen, denn wenn seine flüsternde Stimme auch durch die Larve und den Schleier vollständig unkenntlich gemacht wurde, konnte ihn dennoch seine mangelhafte Aussprache leicht verrathen.

„Wie soll ich das wissen, Maske?" antwortete er leise —

„doch seid Ihr derjenige, den ich gestern traf, so sagt mir zum Zeichen, daß Ihr es seid, Euren Namen!“

„Vortrefflich,“ lachte der Cavalier, „sieh, wie schlau Du bist, schöne Türkin — so fragt man die Leute aus! Dennoch glaube ich fast, daß wir uns gegenseitig gesucht und gefunden haben, daß wir uns gestern trafen und für den Saal Valentino verabredeten! Ueberzeuge mich und lüfte Deine Larve und Deinen tiefen Schleier.“

„Nimmermehr — fort!“ — flüsterte Sandok und wandte sich scheinbar entrüstet ab — „das ist gegen die Maskenfreiheit!“

„Allerliebst, kleiner Schelm,“ schmunzelte der hinkende Cavalier und musterte die Gestalt der Türkin, „nun, dann gestehe wenigstens, um meinen Zweifel zu heben, wo wir uns gestern trafen!“

„Auf den Boulevards — Eure Hand!“

Der Cavalier reichte der Türkin, obwohl bereits jeder Zweifel in ihm gehoben war, mehr des Scherzes wegen seine Hand hin und Sandok malte in das Innere derselben ein B und ein Sch.

„Ja, ja, meine reizende Françoise — wir sind es! Laß uns in eine der Nischen des Hauptsaals treten und vor Allem dieses glückliche Wiedersehen feiern — Du mußt mit mir anstoßen!“

„Das geht nicht — meine Schwester wird uns im Saale treffen — sie will heimfahren!“

„Deine Schwester?“ wiederholte Schlewe erstaunt, „Du sagtest mir gestern doch, daß Du keine Angehörigen mehr habest?“

Sandok erschrak — er fühlte, daß er vorsichtiger sein mußte.

„Es ist, wie ich gestern sagte,“ flüsterte die Türkin und näherte sich neben dem Cavalier dem Hauptsaal, „denn ich besitze nur eine Stiefmutter und eine Stiefschwester!“

„So bist Du eine Art Aschenbrödel, armes Kind, ich verstehe! Deine herrschsüchtige Stiefschwester wird sich bewegen lassen, noch hier zu bleiben. Du hast mir gestern Deine Wohnung so eigensinnig vorenthalten — heute muß ich dieselbe erfahren!“

„Drängt nicht in mich — —“

„Ich muß sie wissen! Deine Schönheit, die ich gestern mehr bewundern konnte als heute, hat mich zu Deinem Anbeter gemacht! Ja, ja, zu Deinem Anbeter! Noch nie habe ich ein Mädchen gesehen, das sich mit Dir, mit Deiner hohen, vollen Gestalt vergleichen könnte! Ich möchte Dich gern näher kennen lernen — Deine Stiefschwester werde ich zu gewinnen wissen, ich geleite Euch nach Hause!"

„Das geht nicht — die Stiefmutter!"

„Ihr werdet sie zu Bett gehen lassen und mir dann, ohne daß sie es ahnt, noch einige Minuten Eure Gesellschaft schenken."

„Der Kutscher würde es verrathen!"

„Meine Börse läßt ihn schweigen, sei unbesorgt! Ist noch Jemand zu fürchten — der Vater?"

„Mein Vater ist todt — er war Kammerdiener des Kaisers!"

„Kammerdiener des Kaisers — so habt Ihr noch Wohnung in den Tuilerien?"

„Nein, in St. Cloud!"

„Weshalb flüsterst Du so undeutlich und leise?"

„Damit Niemand uns hört!"

„Reizend, meine allerliebste Françoise! Wie könnt Ihr mitten in der Nacht allein nach St. Cloud fahren? ich begleite Euch!"

„Dort drüben geht meine Schwester!"

„Die Türkin in denselben Farben wie Du? — man könnte Euch verwechseln!" sprach Schlewe, der in der schönsten Erwartung einer unvergleichlich genußreichen Nacht schwebte.

Während er sich vergegenwärtigte, daß die Stiefschwester von ebenso schöner Gestalt sein konnte wie Françoise, mußte er sich gestehen, daß nicht Glück allein, sondern sein kundiges Auge gestern ihn hatte das rechte Opfer wählen lassen! Die Töchter eines kaiserlichen Kammerdieners leisteten gewissermaßen dafür eine Bürgschaft, daß er einen guten Griff gethan hatte, und die Erinnerung an die üppigen Formen, deren Zeuge er auf den Boulevards zwar nur beschränkt hatte sehen dürfen, reizten seine Gelüste auf's Höchste. Dazu kam die weite Tracht und die dichte Hülle

der Maske, die ihn das Schönste vermuthen ließ und seine Begier fieberhaft anstachelte.

„Wie heißt Deine Stiefschwester, Françoise?“ fragte er, als man sich derselben näherte.

„Babette — sprecht sie nicht an — sie ist häßlich!“

„Ah,“ dachte Schlewe, „sieh den kleinen Schelm! Sie ist ein wenig neidisch! Wenn sie die Schwester fürchtet, ist anzunehmen, daß dieselbe noch hübscher ist wie sie — wir werden sehen!“

„Häßlich — wie meinst du das?“ fragte er leise.

„Sie würde Euch nicht antworten. Laßt mich versuchen, ob ich sie dazu bewegen kann, daß Ihr mit uns fahrt!“

„Vortrefflich, meine reizende Françoise, biete Alles auf — ich vergehe vor Ungeduld!“

Als die vermeintliche Türkin zu ihrer Schwester trat — und mit ihr plauderte, hatte Schlewe Zeit, die beiden für Mädchen hohe und schöne Gestalten bewundern zu können! Nicht der leiseste Zweifel stieg in ihm auf, daß nicht sie seine Opfer wie Andere so oft bisher werden sollten, sondern daß er diesmal zum Opfer seiner Sünden werden sollte! Er weidete seine Augen an den schöngebauten, unverhüllten Fußgelenken und malte sich die übrigen Formen der Mädchen in seiner lüsternen Phantasie so lebhaft aus, daß ihn ein Zittern überfiel und seine Nerven sich erregten. Dieser Knecht seiner Leidenschaft war von dieser Stunde an bis zu dem erreichten Genuß blind vor Aufregung und Lust — er hatte die schönen Gestalten beide schon, seiner Meinung nach, so ganz in seiner Gewalt, daß er in dem Gedanken schwelgte, an ihnen sich zu berauschen und sein wallendes Blut zu kühlen, das wild in seinen Adern tobte! Wenn sie ihn nun noch verschmähten oder ihre Unschuld vor ihm bewahren wollten, war er im Stande, wie er es schon so oft gethan hatte, sie mit Gewalt sich willig zu machen — an geschickten Plänen und guten Erfahrungen, an entschlossenen und verschwiegenen Dienern fehlte es ihm nicht und gegen Rechenschaften hatte er sich immer vortrefflich zu verwahren verstanden.

Da plötzlich sah er, daß Françoise sich ein wenig zu ihm

umdrehte und er glaubte eine Bewegung bemerkt zu haben, die einem Winke glich. Er folgte daher den beiden Türkinnen dem Ausgange zu und näherte sich ihnen auf der Straße —

„Der Baron möchte uns nach Hause begleiten!" hörte er sagen.

„Wenn Du es verantworten willst?" schien Babette zu erwidern. —

„Es ist tief in der Nacht," sprach er nun leise, dicht neben den beiden Türkinnen, die schnell der Straßen-Ecke zueilten, an der die Equipage hielt, „erlaubt mir, daß ich Euch beschütze!"

„Unter der Bedingung," flüsterte Françoise, „daß Ihr unterwegs kein Wort sprecht und Alles thut, was ich Euch sagen werde!"

„Ich schwöre es Dir — o, ich bin gehorsam!"

„In der Falle bist Du," sprach Sandok triumphirend zu sich selbst, „wie er zittert, der Bösewicht!"

Moro stieg in den Wagen.

„Vergeßt den Kutscher nicht!" flüsterte Sandok und folgte. Wie verabredet empfing der Kutscher die Börse und den kurzen Befehl: „Zurück nach St. Cloud!"

Es war zwar ein wenig viel für die Pferde, aber das erhaltene Gold läßt bei derartigen Leuten die Bedenken schwinden. Als Schlewe daher auf dem Rücksitz Platz genommen hatte, flog der Wagen durch die nachtumhüllten Straßen und bald auf dem Wege nach St. Cloud hin.

Der Baron hatte sich so gesetzt, daß er die vermeintliche Françoise sich gegenüber hatte. Es war ziemlich dunkel in dem Wagen. Als Sandok die Glieder Schlewe's in ekelhaft enger Berührung mit den seinen fühlte, überkam ihn schon der Gedanke, dem Elenden, der an den schwersten Prüfungen des Fürsten und Magarethe's die Hauptschuld trug, während der Fahrt ein Ende zu machen — aber er überwand sich mit dem Gedanken, daß diesem teuflischen Lüstling ein Tod bereitet werden mußte, wie er ihn verwirkt hatte, daß er in seiner Gier und Leidenschaft sterben und Qualen des Wahnsinns erleiden sollte!

Sandok hatte einen
wilder Völkerstämme erin
aufleuchtete — er wollte
sterben sah, mit seinen G
führen, das an die gr
streifte! In seiner fernen
und dann von phantast
wildem Lärm umtanzt. J
theilten, an dem Gliede sei
gesündigt, und dieser gräßlich
Schuldige eine leblose Masse war.

So grauenhaft wie dort war San
es verrieth seinen Ursprung!

Der Baron war verloren! Diesmal k
der er ahnungslos, der er in sinnlichem Ra
nicht entgehen — er selbst war es, der i
zu dem Gelingen dieser Strafe anbah
wilden Thiere in der Brunstzeit gl
Gegner stürzte!

Sandok fühlte, daß der Verlorene,
Mädchen der Boulevards hielt, die Dunkelhe
benutzte, um seine berechneten Bewegungen auszuführ... ...st scheinbar zufällig, dann immer dreister die Glieder des vermeintlichen Mädchens zu ihrer Zielscheibe hatten. Seine zitternden Finger hatten die seidenen Hosen, die unten durch ein Gummiband gehalten waren, höher und höher gestreift — aber mit diesen Erfolgen nicht zufrieden, hatte er seine Gier auch auf Moro ausgedehnt und auch an ihm dieselben Versuche gemacht, die seine thierische Lust auf's Höchste gesteigert hatten.

Da hielt der Wagen im tiefen Schatten der Schloßmauer von St. Cloud.

„Leise," flüsterte Sandok dem Baron zu, der sehr eifrig zuerst ausstieg, um den beiden Türkinnen behülflich zu sein und dabei nun mehr von ihren Gestalten zu sehen.

Während Schlewe, nachdem Sandok den Wagen verlassen,

—

ertheilte Ersterer dem Kut-
hren.

lles todtenstill — es mochte
üllte das Schloß und die

: folgte den beiden Schwar-
hatten, durch den Vorpark
· leise und vorsichtig schlichen
gin.

ves Seitenportals erreicht. Moro
flüsterte dem Baron zu, vorsichtig in
uschreiten und zu diesem Zweck dicht neben

wollüstig —
Wege zu einem schwellenden Blutgerüst,
r Engel schwebte!
ffnete vorsichtig sein Zimmer und holte
gnißvollen Gemach.
e und so geheimnißvoll, daß dadurch die
s nur immer noch gesteigert wurde — es
ebesabenteuer, das seine Sinne gewaltig kitzelte,
da ... cherlei Gefahren hatte. Er dachte an die Mutter der schönen Opfer, an die Dienerschaft, die erwachen konnte — dann aber auch an den Genuß, der ihm in der nächtlichen Gesellschaft der beiden Schwestern bevorstand.

„Kommt hier hinein," flüsterte Sandok und zog Schlewe in das Gemach, das er nicht wieder verlassen sollte, „hier sind wir unbelauscht!"

Moro zündete eine Ampel an, die von der Decke herabhing und deren mattes, röthliches Licht den etwas stickigen Raum unsicher erhellte.

„Vortrefflich — vortrefflich," rief der Baron und legte seinen Federhut, die Larve und seinen Degen ab — „nun laßt uns die lästigen Masken lüften und eine Stunde plaudern!"

Schlewe wollte selbst Hand an die Atlas-Larven der beiden

Türkinnen legen, aber sie wehrten ihm, indem sie ihm entschlüpften und kicherten — sie wollten ihre Masken nicht ablegen, trug der Baron doch auch noch das goldgestickte Ritterwamms — —

Die Drei im Gemach des Würgeengels führten eine Todten-Maskerade auf!

Der Baron musterte das Zimmer. Er sah die geschlossenen Fenster und die mit Vorhängen versehene Balconthür, er sah die schwellenden, lockenden Seidenkissen des Bettes unter dem schwebenden, lächelnden Engel, der die Gardine hielt — das matte Licht der Ampel ließ Alles noch duftiger, noch verführerischer erscheinen.

Sandok lud durch ein Zeichen den Baron ein, sich auf die weichen Kissen ruhend nieder zu legen — er wollte die Maske haschen und zu sich ziehen, aber sie entwischte ihm — er ergötzte sich an dem Anschauen jenes Theiles ihrer Glieder, den zu enthüllen ihm gelungen war — —

Moro verließ das Gemach — Sandok vermochte es durch geschickte Bewegungen, den sinnberauschten Wüstling auf die Kissen zu locken — er kniete neben denselben und zeigte zu dem verführerisch lächelnden Engel hinauf, der über dem Baron schwebte und auch auf ihn seinen Eindruck nicht verfehlte —

Da schlüpfte Moro in das Zimmer — er legte unbemerkt etwas auf den Teppich, so daß der Liegende es nicht erblicken konnte — dann begann er mit Sandok einen wilden, ausgelassenen Tanz auf dem weichen Teppich des Gemaches, der die Tritte unhörbar machte — sie drehten sich im Kreise, stürmisch, gelenkig!

Der Tanz hatte den wilden, glühenden Charakter des Südens, des Orients — bald waren sie mit ihren Gliedern dicht neben den Kissen, auf denen der Baron, einem Sultan gleich, ruhte und sich den Anblick gefallen ließ, um dann im Augenblick der höchsten Erregung den Becher der Lust zu leeren; bald wieder drehten sie sich in betäubend schnellen Kreisen und verführerischen Stellungen im Hintergrunde des unsicher beleuchteten Gemaches —

Sie spielten ihre Rollen gut! Es flammte in denselben so

etwas von der wilden Gluth ihrer fernen Heimath auf! Ihre Bewegungen waren, wie die aller Neger, so weich bei aller Wildheit, so geschmeidig bei jeder Wendung, daß sie selbst den ruhenden Lüstling betrogen, dessen Sinne sich mehr und mehr furchtbar erhitzten und wie in wachem Traum die Wollust der Stunde genossen, gleich denjenigen, welche sich am Opium berauscht, oder welche Hatschis verzehrt haben.

Sandok's Augen verfolgten tigerartig den Zustand seines Opfers — noch immer hingen die Blicke des Verzückten an den tanzenden Gliedern der beiden Masken — sein Antlitz glühte — die Adern schwollen an — das Blut pulsirte furchtbar — er ächzte vor leidenschaftlicher Erregung und war im Begriff, aufzuspringen und seine bis zum Wahnsinn gesteigerte Lust zu befriedigen — seine Augen rollten — er mußte seine Kräfte sammeln, um die Kissen zu verlassen und eine der Masken zu umschlingen — —

Da bückte Sandok sich und hob etwas von dem Teppich auf — Moro that dasselbe — es waren die Gegenstände, die der letztere vorhin herbei geholt — in einem Augenblick hatten sie die Schleier faltig um die Schultern geschlagen und aus ihnen grinste je ein Todtenkopf auf den Leibern der tanzenden Masken, die nun dem entsetzten Lüstling sich näherten — —

Ein Zug des Wahnsinns verzerrte bei diesem plötzlichen Anblick das wild zuckende Gesicht Schlewe's — der Tod grinste ihm von den Körpern der tanzenden Masken entgegen — — seine verwirrten, von unbefriedigter Lust glühenden Sinne versagten plötzlich ihre Dienste, wie die Sehne reißt, die man über ihre Kraft spannt — —

Ein Opfer seiner Opfer, ein Raub wahnsinniger Lust sank er auf die Kissen zurück — — seine Augen drehten sich wie Räder im Kopfe — seine Glieder zuckten entsetzlich — weißer Schaum trat vor seinen Mund — —

Moro löschte mit schneller Bewegung die Ampel aus.

„Würgeengel wird Schuldigkeit thun!" sprach er und verließ mit Sandok schnell das Todesgemach, da von der giftigen Luft desselben auch ihnen bereits das Athmen schwerer zu werden begann.

Sie brachten die Schädel wieder auf ihre Stelle — Moro reichte seinem schwarzen Bruder einige seiner Kleider und nach kurzer Zeit schon war den beiden Negern nichts mehr von dem Geschehenen anzusehen.

Nach einer Stunde etwa schritten sie mit dem Licht in der Hand in das Gemach des Engels und traten an die Seidenkissen, auf denen der Gestrafte lag — —

Er bot einen entsetzlichen Anblick dar — der Kampf, den er mit dem Tode bestanden, war nicht allein an seinen gekrümmten Fingern, an seinen verzerrten Lippen zu sehen — es stand mit grauenhaften Lettern auf seinem Antlitz geschrieben, daß die Strafe, die er soeben erlitten, nicht die größte gewesen war, daß ihn statt Frieden und Seligkeit für die endlose Zahl seiner Verbrechen und Laster die Gerechtigkeit Gottes erwartete!

Sandok schlug ein Kreuz — dann verließ er mit Moro das Gemach, nachdem er unwillkürlich noch einen Blick auf den Engel geworfen hatte, der selig lächelnd und unveränderlich auch über der Leiche dieses Mannes schwebte, um den nirgens eine Thräne floß! — — —

Mit dem anbrechenden Morgen kehrte Sandok nach Paris zurück und meldete dem Fürsten von Monte-Vero Alles, was geschehen war.

Unter der Zeit hatte man in St. Cloud bereits in dem verrufenen Zimmer die Leiche des Barons gefunden und trotz der Verkleidung bald auch erkannt. Die Frage, wie derselbe dorthin gekommen, wurde durch den Intendanten des Schlosses zu einer Untersuchung ausgedehnt, bei welcher die Hauptschuld auf Moro fiel, da in seiner Verwahrung sich der Schlüssel befunden hatte.

Der Neger verweigerte vorläufig jeden Aufschluß und wollte vor den Fürsten von Monte-Vero geführt werden.

Nach wenigen Stunden schon hielt die Equipage Eberhard's auf der Rampe des Schlosses. Er beehrte den Intendanten mit einem Besuch, der den Zweck hatte, ihm jenes Schriftstück des Kaisers zu zeigen, welches natürlicherweise auch den schwarzen Diener Moro jeder Strafe und Verantwortung überhob.

Beim Verlassen des Schlosses aber, als Moro sich zu Eberhard's Füßen warf, warnte derselbe ihn vor einer Wiederholung eines solchen Henker-Amtes. —

Nach wenigen Tagen, als der Baron beerdigt war, erschien der Kaiser in St Cloud und hielt mit dem Intendanten des Schlosses ein langes und, wie man sagte, heftiges Gespräch ab. Dasselbe hatte wohl das verhängnißvolle Gemach und den schwebenden Engel zum Hauptgegenstande, denn der Kaiser ließ sich in das Zimmer führen und besichtigte lange und gründlich die benachbarten Räume, um über die furchtbaren Eigenschaften dieses Gemaches Aufklärung zu erhalten. Die Folge dieser Besichtigung war, daß sofort der schöne schwebende Engel entfernt, die ganzen Außenwände des Zimmers eingerissen und die giftigen, aufsteigenden Gase für immer vertilgt wurden. Erst nachdem das geschehen, wurden neue Mauern aufgeführt und dieser Raum zu einem Aufbewahrungsorte für Gartenwerkzeuge bestimmt, zu welchem Zweck derselbe denn auch heute noch dient. Alles, was in ihm vorgefallen war, verhüllte nun ein tiefer Schleier — man sprach über seine Vergangenheit nicht gern, man erwähnte des Würgeengels nicht mehr — aber immer noch vermeiden es die alten Diener des Schlosses, jenen Raum zu betreten, da sie in sich die Erinnerung an das früher Geschehene doch nicht so leicht überwinden können.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die letzte Nacht im Palais Angoulème.

Wenige Tage nach dem so furchtbaren Tode des Barons trat mitten in der Nacht, als die Gräfin Leona Poninska soeben ihr Boudoir aufgesucht hatte, die Dienerin noch einmal mit verstörter Miene ein.

„Verzeihung," stotterte sie — „es verlangt draußen ein Herr so ungestüm Eintritt, daß ich ihn melden muß, damit er seine Drohung, sich selbst anzumelden, nicht wahr mache!"

Die Gräfin, die in einem leichten Nachtgewande und mit aufgelösten Haaren auf einem Divan geruht und augenscheinlich in Gedanken versunken gewesen war, welche ihre Stirn und ihre Augen verdüstert hatten, fuhr bei diesen Worten empor.

„Was wagt man," rief sie — „wer ist der Freche, der solche Worte zu sprechen sich vermißt?"

„Er weigerte sich, seinen Namen zu nennen und behauptete, schon oft hier empfangen zu sein!"

„Unerhört," murmelte Leona — „weiß man, daß die Gräfin Poninska alle Quellen erschöpft hat, und wagt man es in der Nacht, ihr mit Liquidationen zu nahen? Ich begreife nicht, wo dieser Baron bleibt — auch ihm traue ich nicht mehr — —"

„Heilige Jungfrau — der Fremde!" rief die Dienerin, in der Portière den zudringlichen Menschen erblickend, dessen Kleidung etwas derangirt und dessen graurother Bart verwildert war —

„Fuchs —" stieß Leona heraus, einen Schritt zurückweichend, da die Erscheinung desselben unheimlich war und sie jeden Andern eher erwartet hatte als ihn!

„Keine Comödie, Frau Gräfin! Ich liebe es nicht, lange in

den Antichambres zu bleiben! Meine Zeit ist zu kostbar dazu," sprach Fuchs, an der rathlosen Zofe vorüber in das Boudoir tretend, „Sie können gehen, meine Liebe, ich habe mit Ihrer Herrin unter vier Augen zu verkehren! Nicht wahr, Frau Gräfin, Sie billigen meine scheinbar auffällige Art und Weise? Sie werden sie noch mehr billigen, wenn Sie mich gehört haben werden! Es war immerhin ein großes Stück, daß ich es wagte, Ihr Palais zu betreten, und ich hoffe auf Ihre Dankbarkeit für diesen Beweis meines Interesses!"

Fuchs legte, während die Dienerin mit verstörter Miene abtrat, seinen nicht eben fashionablen Hut nachlässig auf einen der Marmortische und warf sich dann in einen Sessel.

Leona fand, diese Bewegungen verfolgend, keine Worte — sie stand wie versteinert da.

„Ich bin ungemein ermüdet, meine Gnädige! Nehmen wir Platz. Ich habe Ihnen Mancherlei mitzutheilen, was eine ruhige Ueberlegung erfordert — Ihre und unsere Angelegenheiten stehen schlecht!"

„Sie sehen mich sehr überrascht, mein Herr!" brachte Leona mit stolzer Lippe hervor.

„Das ist mir erklärlich, meine Gnädige! Um so erklärlicher, da Sie Mancherlei noch nicht zu wissen scheinen, was ich zu wissen leider die Ehre habe!"

„Sie sehen mich erwartungsvoll, mein Herr?"

„Dieser Ton setzt mich in Erstaunen! Oder ist es ein falsches Gerücht, daß die Besitzerin des Schlosses Angoulême zu den gefallenen Größen von Paris gehört, daß dem Schlosse die Subhastation, der Bankerott bevorsteht?"

Eine Todtenblässe glitt über das Antlitz Leona's — sie schien Mühe zu haben, ihre innere Aufregung nicht zu verrathen — es schien Alles auf die allerdings sehr widerstandsfähige Gräfin Boninska einzustürmen.

„Ihre Worte sind dazu geeignet, meine Ruhe zu prüfen. Wer darf es wagen, von dem Schlosse Angoulême dergleichen zu berichten?"

„Gute Freunde pflegen die Einzigen zu sein, die sich nicht scheuen, die Wahrheit zu sagen und aufrichtig das berichten, was Andere sich hinter dem Rücken erzählen!" meinte Fuchs sarkastisch.

„Jene Gerüchte werden morgen schon durch den Baron zerstört werden, der die Angelegenheiten ohne Verzug ordnen wird."

„Der Baron — welchen Baron meinen Sie, meine Gnädige?" fragte Fuchs überrascht, doch dabei mit diabolischem Lächeln.

„Der Herr Baron Schlewe, der die Angelegenheiten des Schlosses Angoulème stets besorgte."

„Wenn Sie in der Hölle Dieses und Jenes zu reguliren haben, meine Gnädige," sagte Fuchs nun, sich an den entsetzten Mienen Leona's ergötzend, „dann könnten Sie allerdings keinen besseren Administrator Ihrer Angelegenheiten haben — hier auf Erden indeß dürfte es dem Baron seit einigen Tagen schwer sein, sich mit irdischem Tand noch zu befassen."

„Was sagen Sie — ich verstehe Sie nicht — —"

„Sie scheinen nicht zu wissen, meine Gnädige, daß Ihr vertrauter Freund, der Baron Schlewe, vor einigen Tagen den Nachstellungen des Fürsten von Monte-Vero erlegen ist?"

„Er — todt?" — rief Leona entsetzt — „das ist eine Lüge — das ist unmöglich!"

„Es scheint Sie zu alteriren," meinte Fuchs mit der größten Ruhe, „und es thut mir wirklich leid, Ihnen diese Nachricht überbringen zu müssen, da ich die für Sie bedeutenden Folgen zu ermessen vermag. Sie werden sich an den Gedanken, den Baron zu entbehren, gewöhnen müssen! Ich konnte um so weniger denken, Ihnen mit dieser Trauerbotschaft eine Neuigkeit zu bringen, das der Baron morgen schon in aller Stille beerdigt werden soll."

Leona hatte bei diesen Worten ihr volles, dunkles Haar aus der Stirn gestrichen und durch diese Bewegung einen unwillkürlichen Beweis für den Eindruck abgelegt, den diese plötzliche Nachricht auf sie ausübte. Sie hatte bis zu dieser Stunde keine Ahnung davon gehabt, daß derjenige, von dem sie in ihren Verlegenheiten allein noch einen wirksamen Beistand erhoffte, unter

die Todten versetzt war — und dieser wirksame Beistand that doch so noth, daß ohne denselben das Schlimmste bevorstand, daß sie, die sonst eines Rathes nie bedürftig war, in diesem Augenblick erbleichte und wankte — —

Dann aber bemeisterte sie sich, da sie einen Zeugen ihrer Schwäche vor sich sah — ihre dunklen Augen glühten wieder — die Marmorruhe zog wieder in ihre Mienen ein.

„Sie wissen Alles, scheint mir!“ sprach sie leise mit wieder gewonnenem Stolz, aber auch mit einer Bitterkeit, welche ihren Fall der Unverschämtheit des im Sessel vor ihr sich breit machenden Fuchs gegenüber verbergen sollte — „Sie wissen Alles — wer that mir das, wer ist Schuld an dem plötzlichen Tode des Barons?“

„Sie fragen, meine Gnädige? Derjenige, in dessen Hand wir Alle uns befinden, vor dem wir Alle vogelfrei sind!“

„Der Fürst — —“

„Der Fürst von Monte-Vero hat die Macht erhalten, uns Alle, die wir seine Feinde sind, nach seinem Willen und Belieben zu strafen — uns zu verbannen, zu viertheilen, zu blenden oder was ihm sonst beliebt!“

Leona sah den Menschen an, der in diesem Augenblick noch scherzen zu können schien.

„Von wem sollte jener Fürst eine solche Macht wohl erhalten haben?“ sprach sie verächtlich, „es scheint mir eine zu Scherzen wenig geeignete Zeit zu sein!“

„Der Himmel bewahre mich vor Scherzen, meine Gnädige, meine Zeit ist kostbar und schnell bemessen! Es ist dieses die letzte Nacht, in der ich in Paris sicher bin, da jener verdammte Mohr des Fürsten, wie ich höre, bereits davon unterrichtet sein soll, daß es mir gelang, mich schwimmend dem Feuertode zu entziehen, den ich dem Fürsten und seinen Begleitern zugedacht hatte. Die Macht, uns Alle zu strafen, hat Ihr früherer Gemahl vom Kaiser erhalten, und das erste warnende Beispiel dafür, wie er dieselbe auszuführen gedenkt, ist der Baron, der morgen in die

Erde kommt. Wer nun zuerst an der Reihe ist, Sie oder ich, weiß nur der Himmel — und der Fürst!"

„Wenn Sie die Wahrheit sprächen —" hauchte Leona, in welcher die Wuth mit der Besorgniß kämpfte — — diese Nachricht war im Stande, ihr die Besinnung zu rauben.

„Jeder Zweifel, meine Gnädige, würde sich in den nächsten Tagen schon so schwer rächen, daß ich Sie dringend an die Pflicht der Selbsterhaltung mahnen muß. Das einzige Heil für uns ist nur noch in der Flucht zu suchen!"

„Flucht?" — wiederholte Leona mit einem Anflug der Verachtung — „sind Sie denn noch jener Fuchs, der mir einst wiederholt den Schwur ablegte und sich bezahlen ließ, jenen Fürsten — — unschädlich zu machen?"

„Ich glaube nichts unversucht gelassen zu haben — aber anstatt zu reüssiren" —

„Haben Sie es, wie wenn Sie ein heimlicher Diener des Fürsten waren, der von ihm bessere Bezahlung erhielt, nur bewirkt," unterbrach Leona ihren lächelnden Gast, da sie ihre Aufregung nicht mehr zu bemeistern vermochte, „daß dem Fürsten Alles gelang! Er fand seine Tochter — fand das Kind derselben —"

„Und verlor den Knaben! Das war allerdings das Einzige, was mir gelang. Gegen eine Macht wie diejenige des Fürsten waren meine Bemühungen, so opferbereit ich oft genug mein Leben in die Schanze schlug, vergebens. Doch verlieren wir nicht die kostbare Zeit mit solchen Plaudereien, meine Gnädige! Es giebt ernstere Sachen zu besprechen. Ich wiederhole, daß unser Heil nur noch in der Flucht zu suchen ist, und zwar in einer Flucht, die sofort bewerkstelligt werden muß!"

„Sie haben einen Plan in Bereitschaft, scheint mir, lassen Sie hören!"

„Der Plan betrifft Sie und mich!"

„Also mich in Ihrer Gesellschaft?" bemerkte Leona.

„Allerdings! Sie müssen sich zu derselben schon herablassen, meine Gnädige, obwohl es Ihnen, wie ich sehe, schwer zu werden scheint.

In Tagen der Noth müssen wir uns daran gewöhnen, dem Stolz Valet zu sagen!"

„Sprechen Sie — ich bin auf Alles gefaßt!"

„Ohne Zweifel werden Sie noch genügende Mittel zu einer Flucht nach Nordamerika besitzen — einige Hunderttausend Francs für jeden von uns werden genügen! O man wird bescheiden, meine Gnädige!"

„Weiter — weiter —" — drängte Leona.

„Auf gewöhnlichem Wege wird uns eine Flucht unmöglich werden, da die Polizeispione an allen Orten für den Fürsten und gegen uns thätig sind. Wir würden unrettbar in die Hände derselben fallen, wenn wir mit einem Auswanderer-Schiffe oder einem andern Fahrzeuge die Flucht möglich machen wollten. Es gilt daher einen Geniestreich auszuführen, um jene Spione zu täuschen!"

„Hoffentlich ist dieser Plan, den Sie vorbereiteten, besser als die früheren, die meistens mißlangen."

„Ich hoffe, daß er uns das Leben retten wird. Vergessen Sie nicht, daß man für sich selbst am erfinderischsten ist, und daß ich die Flucht mit Ihnen theile!"

„So weihen Sie mich in Ihr Geheimniß ein!"

„Es ist mit wenigen Worten dargelegt! Bei solchen Dingen sind die einfachsten Handgriffe stets die besten. Wir müssen zur Ueberfahrt die Dampfer-Brigg des Fürsten benutzen, welche in Havre vor Anker liegt!"

„Die Germania? — das ist ein wahnsinniger Gedanke!"

„So scheint es dem Laien! Doch gestatten Sie mir, Ihnen alles Nähere mitzutheilen, vielleicht lautet Ihre Antwort dann anders! Vergessen Sie nicht, meine Gnädige, daß alle Wege uns abgeschnitten, alle Thore besetzt, alle Straßen bewacht sind — das ist wichtig! Wählten Sie die Eisenbahn, so würden Sie den Polizei-Agenten direct in die Arme laufen. Wollten wir eine Extra-Diligence benutzen, würde man uns an der nächsten Station schon empfangen und fest nehmen. Alle Wege, alle Häfen, alle Grenzörter sind mit Beamten versehen, die auf uns vigiliren und

denen wir selbst mit fremden Pässen nicht entgehen würden — da dieselben unsere Photographieen besitzen. Sie sehen, daß man Alles aufbietet, daß man auf uns ein großes Gewicht legt. An die Germania denkt Niemand! Sie liegt in Havre, bereit auf Befehl des Fürsten in See zu stechen. Die Bemannung kennt uns nicht — sie wird nicht zögern, uns nach Calais oder London zu führen, wenn wir dem Untersteuermann einen Befehl des Fürsten bringen, und Niemand wird dem Auslaufen dieser Germania etwas in den Weg legen, während alle andren Schiffe einer mehr als umständlichen Revision unterworfen werden!"

„Aber es ist eine Unmöglichkeit, diesen Befehl des Fürsten zu erhalten!"

„Sie und ich haben unser Leben zu retten, meine Gnädige, da giebt es keine Unmöglichkeiten! Sie kennen die Schriftzüge Ihres früheren Gemahls genau! Händigen Sie mir ein Schriftstück mit den wenigen Worten ein: Die Ueberbringer sind unverzüglich nach London zu überführen! Mein Wort darauf, daß wir in wenigen Tagen den englischen Boden unter unsern Füßen haben, wenn Ihre Hand nicht zittert, sondern die Schrift einigermaßen nachmacht. Das Wappen des Fürsten ist noch immer das alte, das sich in einem Siegelring befindet, den ich einst an Ihrer schönen Hand sah — setzen Sie dieses Siegel unter die nachgemachte Schrift und überlassen Sie es mir, Sie nach Havre und auf die Germania zu führen."

Leona warf einen prüfenden, stechenden Blick auf Fuchs, der sich erhob und, wie wenn er in seinem Hause war, Miene machte, sich zu dem Schreibtisch der Gräfin zu begeben.

„Wenn Sie ein Gedungener des Fürsten sind, der die Absicht hegt, mich in eine Falle zu locken, um dadurch für sich eine Vergebung zu erlangen, so möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, daß man Verurtheilten stets Versprechen giebt, um sie zu Geständnissen und Hülfsleistungen zu bewegen, daß man diese Versprechen aber nicht zu halten hat!" sagte Leona, welche sich schon von Abgesandten Eberhard's umgeben sah.

„Sie waren in meinen Augen bisher eine Frau, der ich eine

Art von Heroismus zutraute! Nun, wenn ich wirklich ein so Verblendeter wäre, wie Sie glauben, dann bliebe Ihnen ja immer noch der Tod einer Cleopatra, die lieber stirbt, als daß sie sich in die Hände ihrer Feinde giebt. Nein, nein, meine Gnädige! Ich brauche das Schriftstück, das Sie uns ausfertigen werden, und Geld, um die Flucht für uns zu ermöglichen. Sie sehen, ich bin überaus aufrichtig! Bitte, nehmen Sie Platz! Hier ist Papier — und hier eine Feder! Es wäre gut, wenn Sie erst einen Versuch machten, ob Ihnen das Kunststück, die Schrift Ihres früheren Gatten nachzumachen, auch gelingen wird!"

Leona zögerte — — sie sann — augenscheinlich überdachte sie mit ihrem kühnen Geiste ihre verzweifelte Lage. — „Sei es denn," sprach sie endlich, „dictiren Sie, mein Herr, Sie sind Meister in solchen Sachen!"

„Jeder in seinem Fach, meine Gnädige, man muß sich nicht unterschätzen!" lächelte Fuchs und schob der Gräfin einen Sessel an den Schreibtisch.

Leona nahm Platz und ergriff eine Feder — ihre Hand zitterte nicht! Während in ihrem Innern Alles wogte und tobte, blieb ihr Aeußeres marmorruhig — auch in dieser Stunde verleugnete sich nicht die Kraft und Ueberwindung, die Ruhe und Beherrschung dieser Frau! Aber auch für sie gab es eine Grenze — und wenn sie zusammenbrach, wenn sie scheiterte, dann war es für alle Zeit!

„Bitte, zuerst die Probe — hier, dieses Blatt genügt! Also," — Fuchs ging in dem Boudoir auf und ab und dictirte:

„Die Ueberbringer dieses Befehls sind ohne Verzug durch meine Dampfer-Brigg Germania nach London zu überführen. Unten links in der Ecke: An den Untersteuermann der Germania, zur Zeit im Hafen von Havre."

Leona hatte geschrieben — Fuchs trat zu ihr und blickte über ihre Schultern auf das Blatt.

„Vortrefflich, meiner Treu, ganz vortrefflich! Dieser Versuch

mag als Original gelten, das wir benutzen! Nur noch das Siegel, bitte ich, dann ist Alles in bester Ordnung. Bedenken Sie den Streich, den wir dem Fürsten spielen, wir machen ihn lächerlich. Und was ist schlimmer, was ist empfindlicher, als lächerlich gemacht zu sein? Wir benutzen sein Schiff zur Flucht! Lassen Sie alle Bedenken schwinden! In der nächsten Nacht erreichen wir Havre — in zwei bis drei Tagen sind wir in London. Vertrauen Sie sich ganz meiner Führung an, Frau Gräfin, unser Spiel ist gewonnen!"

„Lassen Sie es uns hoffen — hier ist das Papier mit dem Siegel versehen! Sie sprachen vorhin von Geld, das wir haben müssen — —"

„Ich nahm an, daß Sie es wie Jedermann bei einem Bankerott gehalten haben werden, meine Gnädige," sagte Fuchs, das Papier in die Tasche seines Rockes steckend, „ich meine, daß Sie für Ihre Privat-Chatoulle bedacht gewesen sein werden! Ohne Geld —"

„Der Baron verwaltete meine Chatoulle — kaum tausend Francs befinden sich in meinem Schreibtisch!"

„So unbemittelt ist ja kaum eine Tagelöhnerfrau, Sie müssen mir das Tausendfache geben, um Sie führen zu dürfen!"

„Man wird mir aus dem Nachlaß des Barons das Meinige zahlen!"

„Der Baron wird Sie betrogen haben, wo er nur konnte, meine Gnädige, und in jedem Fall haben Sie das Nachsehen, da die Habseligkeiten Ihres Freundes dem Staate verfallen sind. O ich bedaure Sie tief! Das ist ein ganz ausgesuchtes Zusammentreffen böser Umstände!"

„Ich werde mir Geld zu beschaffen wissen!"

„In dieser Stunde?"

„Bis morgen Mittag! In der nächsten Nacht erst beabsichtigen Sie mich nach Havre zu führen!" —

Fuchs zuckte mit den Achseln.

„Bis morgen Mittag — unmöglich, meine Gnädige, wir würden Alles dadurch zerstören! Ich bin es nicht im Stande,

das Schloß noch einmal zu besuchen, da das mit meiner Gefangennehmung gleichbedeutend sein würde."

„So wollen Sie allein fliehen — —"

„Zu meinem Bedauern — ja!"

Lenoa hatte sich von dem Sessel erhoben — ihre Hand umklammerte bei diesen Worten krampfhaft die Lehne desselben — ein wilder, verzweifelter Zug umzuckte ihre Lippen — die Augen sprühten Freuer — sie sah sich von diesem Schurken selbst verlassen, nachdem sie sich soweit erniedrigt hatte, sich ihm, da Alles hereinbrach, anzuvertrauen, ihm zur Flucht behülflich zu sein.

Das war mehr, als die Seele dieses Weibes ertragen konnte! Die ganze Kraft und Furchtbarkeit, die früher in ihr aufflammte, wenn es galt, ihrem Stolz, ihren Zwecken zu dienen, blitzten in diesem Augenblick aus ihrem Antlitz auf, das einer Medusa würdig war — ihre Hand ballte sich — ihre Lippe zuckte — sie war in diesem Moment im Stande, den Elenden, der es wagte, sie mit Verachtung zu behandeln, sie zu verschmähen, zu erwürgen, zu tödten!

Fuchs sah die Veränderung, sah die Verzweiflung, die sich der Gräfin bemächtigte — er kannte ihre Entschlossenheit und Thatkraft — aber er fürchtete sie nicht mehr und noch weniger berücksichtigte er sie, da er von ihr keine Vortheile mehr zu erwarten hatte.

Er verneigte sich vor ihr mit einem halb galanten, halb höhnischen Lächeln, während er doch nicht ein Auge von ihr wandte, um jede ihrer Bewegungen zu verfolgen.

„Denken Sie, meine Gnädige, ich wäre nicht hier gewesen und treffen Sie Ihre Anordnungen ohne mich. Sie werden mir ohnehin gestehen müssen, daß es entschieden leichter und vortheilhafter ist, für sich allein zu sorgen und allein zu fliehen, als zu zweien — diesen Vortheil haben Sie ebenso gut wie ich!"

„Sie gehen" — hauchte Leona, da Fuchs der Portière zuschritt — „Sie fliehen allein — —"

„Leben Sie wohl — ich hoffe, Sie in London wiederzusehen!" antwortete Fuchs und theilte die Portière.

„Elender!" rief Leona mit gedämpfter Stimme — ihre Augen waren groß und weit — Blitze zuckten aus ihnen dem Schurken nach, der das Gemach verließ — sie trat drohend einen Schritt vorwärts — „ich will untergehen — aber vorher will ich Dich mit in den Abgrund reißen! Diese Wollust will ich mir bereiten, bevor ich mich verloren gebe, und nach ihr befriedigt sterben. Du wirst nicht fliehen — Du wirst London nicht erreichen! Leona schwört es Dir — Leona, die Du in dieser Stunde fluchwürdiger Schwäche betrogen und erniedrigt hast!"

Furchtbar war das Antlitz der Verzweifelten — furienhaft waren ihre Züge — sie bebte vor Zorn und Rachedurst — die zitternde Hand griff nach der Glocke — der helle Ton derselben erfüllte gellend den üppig ausgestatteten Raum, in dem sonst eine Venus ruhte und jetzt eine Megäre stand!

Die Rathlosigkeit und die Schwäche, die in einem Augenblick sie beschlichen hatten, waren vergessen — Leona war wieder das stolze, despotische Weib — und nun das tödtlich verletzte Weib, das denjenigen zermalmt, der eine Schmähung wagte.

Die Dienerin stürzte in das Gemach — sie sah die Gebieterin so grauenhaft drohend vor sich, daß sie ängstlich erbleichte.

„Wecke die Diener — eile hinab — Alle sollen in meiner Nähe sein! Zünde die Armleuchter an! Schicke einen der Diener hierher in mein Gemach!"

Das Kammermädchen der Gräfin eilte hinaus, um die hastigen Befehle auszurichten — sie hatte ihre Gebieterin so wie in dieser Stunde noch nie gesehen — sie fürchtete sich vor ihr.

Nach wenigen Minuten schon trat der Diener, der auf die Erregtheit der Gräfin vorbereitet war, in das Boudoir — aber auch er schrak vor dem Anblick zurück, den die drohende, bebende Gestalt derselben gewährte.

„Eile sofort nach der Straße Rivoli! Kennst Du das Palais des Grafen von Monte-Vero?" fragte die Gräfin hastig.

„Das Palais ist mir bekannt!"

„Begehre Einlaß und frage nach Sandok, dem Mohren des Fürsten!"

„Nach dem Mohren, der vor längerer Zeit — —"

„Sich hier in das Schloß geschlichen hatte! Befiehl ihm, Dir zu folgen — führe ihn hierher!"

„Er wird sich weigern!"

„Das wird er nicht, wenn Du ihm sagst, daß die Gräfin Leona Poninska ihm eine Mittheilung zu machen habe, die ihm erwünscht ist! Sage ihm, daß ich ihn bitte, hierher zu kommen — sofort — in dieser Nacht noch! Morgen könnte es zu spät sein! Eile — ich warte mit Ungeduld auf Deine Rückkehr!"

Der Diener, der sich diesen plötzlichen Befehl seiner Gebieterin nicht erklären konnte, stürmte fort.

Leona ging unruhig in dem Gemach auf und ab — — War es das Schuldbewußtsein, das nun in der Stunde der Verzweiflung, der Enttäuschung, in ihr erwachte? Oder war es nur wilder Zorn darüber, daß sie plötzlich von Allen verlassen war, daß Alles versank?

„Verloren —" murmelten ihre Lippen — „Alles verloren! Das Spiel aus — — und ich in seiner Gewalt! Nie — niemals, Eberhard! Nur meine Leiche gehört Dir! — —

„Er läßt mich verfolgen — er wird seine Häscher in das Schloß dringen lassen — er wird mich strafen, ohne einen Zug seines Gesichtes zu verändern, wie eine Fremde! Diesen Triumph gönnt Dir Leona nicht, dieses Ende wird sie nicht erleben!

„Oder verachtet er mich so, daß er mich nicht einmal seines Hasses für würdig hält? Der Uebermüthige — ich traue es ihm zu! Dann hätte ich durch alle Erfolge nicht einmal das Eine durchgesetzt! Du solltest mich hassen, Eberhard, das war mein Ziel, das und die Welt zu beherrschen! Sie haben gekniet vor mir, im Staube gelegen Alle — — nur von Dir nicht einmal ein Zeichen, nicht einmal einen Hauch des Hasses! Nichts — nichts! — Daß ich nicht wahnsinnig geworden bin bei diesem unbefriedigten Bemühen, das nichts scheute, das vor nichts zurückschreckte, und das von Dir so unbeachtet blieb, als trug mich die Erde nicht mehr!

„Vermessener — — Du wolltest Gott ähnlich sein — das

trieb mich zur Hölle! Und Du sollst siegen — — das ist nicht auszudenken für meine glühende Seele — lieber untergehen — sterben — von Erde bedeckt nicht sehen, was geschieht! Vielleicht bringt die Todte Dir ein Zeichen der Empfindung ab — nicht der Liebe! Nur überhaupt ein Zeichen, ein Wort — — und ist es auch ein Fluch — — —" —

Leona wankte — sie drückte leidenschaftlich ihr Antlitz in die Hände — sie war in fieberhafter Aufregung — sie fühlte sich besiegt, gebrochen, ohnmächtig — und das war für ihre gigantische Seele, die sich verirrt hatte, gleichbedeutend mit dem Tode!

Diese Tochter jenes furchtbaren Corsen, der, von namenloser Herrschsucht getrieben, ein Fluch der Erde wurde, hatte sein Blut in ihren Adern — nur fand es bei ihr, gemischt mit demjenigen einer leidenschaftlichen Polin, andere Mittel und Wege, seine Gewalt und Unbändigkeit zu äußern! Wenn sie ihre gigantische Seele, anstatt gleich ihrem Vater dem Furchtbaren, dem Verheerenden zuzuwenden, für das Edle und Hohe erwärmt hätte, welche weltbeglückenden Erfolge mußte sie vereint mit jenem herrlichen, großen Manne haben, dessen Wege ein wunderbares Verhängniß mit den ihrigen zusammenführte!

Nun lag ein segenloses, fluchbeladenes Leben hinter ihr — einer öden, unabsehbaren Wüste gleich, aus deren Sand nur wie grauenhafte Erinnerungszeichen hier und dort die halbverwehten Leichname der Pilger in die glühende, verzehrende Luft starren — bis auch über sie fort der Samum fährt, der Todeshauch, und Alles ausgleicht, Alles verlöscht — — —

Leona fuhr empor — sie vernahm näherkommende Tritte in dem Corridor, der zu ihrem Gemach führte — der Diener kehrte zurück —

Die fieberhaft Erregte lauschte —

Er kam allein! Der Mohr des Fürsten folgte nicht ihrem Befehl — sie hörte nur die Tritte des Dieners! Mit hastiger Bewegung wandte sie sich nach der Portière — sie theilte sie schnell —

Der Diener stand dicht vor ihr.

„Du kommst allein, Elender! Wo ist Sandok, der Mohr des Fürsten — —?"

Der Diener trat an die Seite und nun erschien vor der Gräfin die Gestalt des Negers — er war so eilig der Aufforderung nachgekommen, daß er wie in seiner fernen Heimath mit bloßen Füßen vor der befriedigt lächelnden Leona erschien.

Sandok verneigte sich, die Arme auf der Brust kreuzend.

„Du kommst — — ich werde Dich belohnen — tritt in mein Gemach!" sprach die Gräfin zu ihm.

Der Mohr folgte ihr nicht ohne einen Anflug von Mißtrauen. Es mußte ihn allerdings überraschen, daß diejenige, die ihn zu hassen seit jener Nacht Veranlassung hatte, in der er sich in ihr Schlafgemach geschlichen und ihr die für den Fürsten wichtigen Briefschaften geraubt hatte, ihn plötzlich mitten in der Nacht zu sich rufen ließ.

Sandok aber hatte nicht gezögert, da der Diener zu ihm von einer wichtigen Mittheilung sprach, und er außerdem irgend welchen Racheplan der Gräfin nicht fürchtete. Er folgte mit seinen dunklen Augen jeder ihrer Bewegungen und hielt seine rechte Hand in seinem Gewand — ohne Zweifel auf einer Waffe. Als die Thür und die Portière sich geschlossen hatten, maß Leona den Schwarzen stumm mit ihren Blicken.

„Willst Du mir für diese tausend Francs," sagte sie endlich, an ihren Schreibtisch tretend und eine Rolle mit Gold aus demselben nehmend, „einen Dienst leisten, welcher Eile und Muth erfordert?"

„Sandok hört — erst hören, dann sprechen!"

„Gut! Ich weiß, daß Du ein kühner und geschickter Bursche bist — Du hast es mir einst bewiesen! Das sei Dir vergessen, wenn Dir der Handstreich gelingt, um den ich Dich mitten in der Nacht herrufen ließ. Du folgtest meinem Ruf, das schon verdient belohnt zu werden!"

Die Gräfin reichte dem Schwarzen ihr letztes Gold.

„Sandok hat noch keinen Lohn verdient! Gräfin hat gebeten — Sandok ist gekommen!"

„Ah, Du seltsamer Bursche — man hört Dir den Diener des Fürsten an! Du bist nicht um einen Lohn hergekommen, sondern weil ich Dich gebeten habe — nun wohl! Wenn eine Bitte so wirkt, dann höre! Ich will einen Menschen verderben, den, wie ich weiß, auch Du hassest, vielleicht fürchtest —"

„Sandok fürchtet keinen Menschen auf der Welt," antwortete der Schwarze, „Sandok fürchtet nur Gott!"

„Jener Mensch, den ich verderben will, wird von Deinem Gebieter, dem Fürsten von Monte-Vero, verfolgt — er wird ihm entkommen, wenn Du nicht ohne Zögern das thust, was ich Dir sagen werde!"

„O Sandok hört! — Fuchs —" murmelte er dann mit lauerndem, fragendem Blick —

„Du weißt, wie ich sehe, um wen es sich handelt! Fuchs wird in der nächsten Nacht trotz aller Vorkehrungen und Spione entflohen sein, Du sollst diese Flucht verhindern — Du allein kannst sie verhindern!"

„Fuchs kann nicht fliehen," meinte Sandok, ungläubig seinen schwarzen Kopf schüttelnd, „Wege sind bewacht!"

„Er wird Havre erreichen und zu Schiff nach London entfliehen!"

„Massa wird Zeichen geben nach Havre und Fuchs auf Schiff gefangen genommen werden."

„Ohne Dich und mich ist dieser Fuchs in 24 Stunden entflohen — und zwar mit der Dampfer-Brigg Germania, die dem Fürsten gehört!"

Sandok fuhr empor — diese Mittheilung war geeignet, ihn von der Gefahr und der Aussicht, daß jener Fuchs trotz aller Vorkehrungen dennoch entspringen könne, zu überzeugen, da sie die ganze Verwegenheit dieses Verbrechers an sich trug.

„Sandok wird zuvorkommen!" rief er und auf seinem Gesicht glänzte Freude und Entschlossenheit.

„Eile nach Havre — verhindere die Flucht — tödte jenen Elenden!" sprach Leona.

„Ist Fuchs nicht Freund von Gräfin?" fragte Sandok plötz-

lich mit eigenthümlicher Betonung — „sehr seltsam, daß Gräfin Freund verderben will!“

„Er muß sterben, er darf nicht fliehen, der Elende, er hat es gewagt, mich zu schmähen und zu betrügen! Ich bitte Dich — hörst Du — ich bitte Dich! Eile nach Havre auf die Germania! Fuchs wird sich auf derselben mit einem gefälschten Befehl des Fürsten einfinden, in welchem geschrieben steht, daß die Germania den Vorzeiger sofort nach England zu schaffen habe!“

„Sandok wird auf ihn zuspringen, wie Tiger auf Opfer! Wird nicht mehr loslassen verfluchten Fuchs — wird erdrosseln —“

„Du gefällst mir! Ich täuschte mich nicht, als ich in Dir denjenigen vermuthete, der meiner Rache dienen würde — nun bin ich befriedigt! Ich weiß, daß jener Elende dem Verderben geweiht ist. Und nun noch eins, Mohr! Sage Deinem Gebieter, daß Du mich gesehen und gesprochen hast, damit er weiß, wohin er seine Häscher zu schicken hat, um sich meiner Person zu bemächtigen!“

„Massa nichts bemächtigen! Massa spricht nicht von Gräfin — für Massa lebt Gräfin nicht!“ erwiderte Sandok, ohne zu wissen, wie furchtbar er Leona durch diese Worte traf.

„Eile,“ befahl sie mit düsterer Miene und in herrischem Ton — „Du kennst Deinen Auftrag!“

Der Mohr verneigte sich und verließ das Gemach der Gräfin — —

Durch die schweren Vorhänge drang das Dämmerlicht des nahenden Morgens — die Lichter waren tief eingebrannt — ihr unsicherer Schimmer, der mit dem grauenden Morgen kämpfte, paßte zu der düsteren Stimmung, die in der Seele Leona's herrschte —

Sie hatte die Arme stolz übereinander geschlagen — ihre Gestalt war hoch aufgerichtet — es lag etwas Gewaltiges in ihren Zügen und in ihrer Stellung! Die Ueppigkeit ihrer junonischen Gestalt erschien in diesem Augenblick nur wie ein äußeres Zeichen der ungewöhnlichen Kraft, welche die Seele dieses Weibes erfüllte — die Haare fielen auf die Schultern herab —

die Stirn verdüsterte sich — — Todesgedanken waren es, die aus den Augen aufloderten — die stolze Lippe verrieth, daß es für die Tochter Napoleon's, für die Gräfin Leona Poninska nur noch einen Schritt gab und daß sie ihn mit Heroismus zu thun bereit war — — —

Sie trat an den Schreibtisch und öffnete mit einem kleinen Schlüssel, den sie an goldener Kette auf der Brust trug, eins der Fächer — ein wundervoller Duft quoll aus demselben, als es sich aufgethan hatte. Es schien Schätze zu enthalten, welche Leona sorgsam verwahrt und seit langer Zeit nicht an das Licht gezogen hatte —

Und woraus bestanden diese Schätze?

Die Seele dieses Weibes war ein unerklärliches Räthsel! Es war, als wenn ein böser Geist sie beherrschte, aus dessen Schlingen sie sich früher selten, zuletzt gar nicht mehr hatte retten können —

Leona's Hand nahm aus dem geöffneten Fach ein sorgsam umschnürtes Päckchen hervor — es waren Briefe, Briefe des jungen Offiziers von der Burg an die junge Gräfin Poninska. Sie waren vergilbt — sie waren nicht mehr wahr! Und dennoch hatte Leona es nie über sich vermocht, sie von sich zu werfen! —

Daneben lagen Briefe, welche Napoleon an ihre Mutter geschrieben — es waren nur drei.

Leona legte sie zu denen Eberhard's und hielt dann alle mit fester Hand an die Flamme, die neben ihr auf dem Schreibtisch stand —

Sie blickte unverwandten Auges auf das verzehrende Element, das schnell und sicher die letzten Erinnerungen einer Liebe verzehrte, die lange, lange erloschen war — —

Ein Häuflein glühende Asche sank auf den Boden des Gemaches — — und was für eine Welt der Liebe, was für eine Gluth, wie viele Hoffnungen hatten die Zeilen, die Blätter enthalten, die nun, von dem Luftzuge verweht, in schwarze und graue Theilchen zerfielen — — —

Leona stand minutenlang regungslos da — auch ihr Marmorherz konnte eine sentimentale Stunde haben — sie war ja ein Weib! Aber schon flammte auf ihrem Antlitz wieder die eisige Kälte auf, die Wirklichkeit, die Gegenwart rüttelte sie empor aus den Träumen — —

Es tagte bereits — — sie mußte handeln!

Ihre weiße Hand griff noch einmal in das geheime Fach — ein dünner, goldener Reif, eine Schlange darstellend, und ein kleiner, kostbarer Flacon, zierlich geschliffen wie die Rosenöl-Phiolen des Orients, blitzten zwischen ihren Fingern.

In diesem Augenblick trat die Dienerin in das Boudoir, um das Feuer des Kamins anzuschüren — sie fand die Gebieterin noch so, wie sie diese um Mitternacht zuletzt gesehen.

Als das Feuer prasselte, winkte die Gräfin der Dienerin, das Gemach wieder zu verlassen.

Sie nahm den goldenen Reif, der eine Schlange darstellte, und auch den Siegelring, den sie vorhin noch benutzt hatte, in die Hand und schleuderte beide in die Gluth des Kamins — sie hatte die letzten Erinnerungszeichen Eberhard's dem Untergange geweiht, und sie blickte in die Flammen, die, wie wenn nichts geschehen, das Gold verzehrten.

Dann griff sie nach dem kleinen Flacon, in welchem sich einige Tropfen einer wasserhellen Flüssigkeit befanden. Sie hatte dieses zierliche Fläschchen vor vielen, vielen Jahren, als sie den Süden durchreiste, von einer alten Italienerin erhalten, welche sie, mit den Löwen kämpfend, bewundert und sich dann durch die Menge zu ihr gedrängt —

„Nimm diese Phiole," hatte die Alte ihr zugeflüstert, „sie enthält zehn Tropfen — einer derselben genügt, um dich für Stunden zu betäuben — zwei werden dich so erregen, daß du Riesenkräfte erhältst — nimmst du aber alle zehn, dann bist du in wenigen Stunden erlöst von allen Qualen!"

„Qualen," hatte Leona verächtlich gerufen — „ich kenne keine Qualen — was sollen mir deine Tropfen?"

„Nimm und bewahre sie dir! Es wird eine Stunde kom-

men, in der die Löwen dich verletzen — dann nimm einen Tropfen, um deine Schmerzen zu betäuben! Zwei nimm, um die Bestie zu zerschmettern, die die Tatze nach dir erhob — alle nimm, wenn du unrettbar verwundet bist!"

Leona hatte die Phiole aufbewahrt. Sie hatte die Wirkung der wasserhellen Tropfen noch nicht zu prüfen Gelegenheit gehabt, denn die Löwen hatten sie nie verletzt!

Jetzt aber war die Stunde dennoch gekommen, von der die alte Italienerin gesprochen hatte, jetzt wollte sie die Tropfen schlürfen, um sich von allen Qualen zu befreien, die ihr bevorstanden, von allen Demüthigungen, von allen Verfolgungen und von der Schmach, sich besiegt, sich arm und verlassen zu sehen!

Der helle Tag schien schon in das Gemach der Gräfin und noch brannten in demselben die mattflackernden Lichter der Nacht — sie sah es nicht — sie war umgeben von Bildern der Vergangenheit, die beängstigend wuchsen und ihre Seele umnachteten — —

Leona sah ihr durch Nacht und Nebel irrendes Kind — sie sah ihre eigene Hand den Dolch zücken, um dieses Kind zu beseitigen, das sie in ihren herrschsüchtigen Plänen störte — sie sah Eberhard zurückkehren, ihn, den sie längst für todt, für verschollen, für untergegangen hielt — sie sah ihn mit bangem Herzen suchen nach seinem Kinde — sie hörte die wahnsinnigen Rufe Margarethe's im Thurm am Weiher — — sie sah sie in Ketten und sich im Gewande der Nonnen — — ihre Rachepläne, ihre giftigen Pfeile für Eberhard und die ganze Erde hatte sie absenden können — sie hatte ein Ergötzen daran gesucht, durch die Sünde und den Haß zu herrschen, sie hatte sich in ihnen betäubt, und sie wollte nicht mehr erwachen, nicht einen Fall erleben, nicht schwach sein!

Mit schneller Bewegung griff sie nach einem der Crystallgläser, in dem noch der Wein stand, den sie zur Nacht zu trinken pflegte — ohne zu zittern schüttete sie die Tropfen aus der Phiole in den Wein — — und dann schlürfte sie ihn bis auf den Grund des Glases — —

„Nach mir die Sündfluth!“ — hauchte sie — das Glas entfiel ihren Händen — sie hatte ihr Urtheil vollzogen! Sie wartete auf den Tod! —

Das war die letzte Nacht im Schlosse Angoulême — — schon drangen die Strahlen der Sonne in das Baudoir der bleichen Gräfin, die in ihrem Nachtgewande und mit aufgelösten Haaren dastand — —

Sie rief sich die Worte der alten Italienerin in das Gedächtniß zurück, als sollten sie ihr eine Wohlthat sein, jene Worte:

„In wenigen Stunden bist du von allen Qualen erlöst — — — —“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Das jüngste Gericht.

Im Palais der Straße Rivoli ahnte Niemand, was in der vergangenen Nacht im Schlosse Angoulême vorgefallen war.

Der Fürst von Monte=Vero saß in seinem Arbeitszimmer und richtete ein Schreiben an die Verwalter seiner fernen Besitzungen, in welchem er ihnen anzeigte, daß er in kurzer Zeit nach Monte=Vero zurückzukehren gedenke. Dann traf er mancherlei Bestimmungen über neue Einrichtungen, über die Verwerthung der Ernten und die Vergrößerung seines Fürstenthums durch Urbarmachung neuer Länderstrecken. Es sollten zu diesem Zweck wieder Tausende von Arbeitern durch seine Verwalter angenommen werden, und es hatten sich in der letzten Zeit fast alle deutschen Auswanderer nach Monte=Vero gewandt, um in dieser Colonie eine neue glückliche Heimath zu finden.

Eberhard's Antlitz verklärte sich bei dem Gedanken, daß er wieder einen Theil jener Unglücklichen, die in Europa dem Elende verfallen gewesen waren, zu Glück und Wohlstand durch die Arbeit führen konnte — war er doch durch seine immer mehr wachsenden, unermeßlichen Reichthümer im Stande, nah und fern für die Erhebung der Menschheit aus Sorge und Noth unermüdlich zu wirken. Die Berichte des Doctor Wilhelmi, des Banquier Armand, des Malers Wildenbruch und zahlreicher Anderen, die sich diesen edlen Männern angeschlossen hatten und die nicht durch großprahlende Reden und Volksversammlungen, sondern durch die That dem Volke zu helfen bestrebt waren, zeigten ihm täglich mehr und mehr, wie segensreich seine Bestrebungen um sich griffen und wie überall seine ungeheuren Mittel zum Wohle der Arbeiter angewandt wurden. Ruhelos war er bemüht, immer mehr Segen zu verbreiten und keine Opfer zu scheuen.

Da trat Sandok in das Gemach — er trug, da es draußen kalt war, einen weiten Mantel und schien sich gekleidet zu haben, als wenn er verreisen wollte.

„Was giebt es?" fragte der Fürst, „Du machst eine Miene, wie wenn Du mir eine wichtige, geheime Mittheilung bringen wolltest?"

„Sandok hat sehr wichtige Botschaft, Massa!" antwortete der Schwarze.

„Du scheinst Dich auf etwas vorzubereiten —"

„Sandok bitten um Erlaubniß auf Tag und Nacht zu verreisen, Massa!"

„Oho, wohin soll Dich Dein Weg führen?"

„Nach Havre zu Germania!"

„Wie, hast Du nicht Ruhe mehr in Paris? Noch ist es nicht an der Zeit, der Germania den Befehl zum Heizen der Maschinen zu bringen. Gedulde Dich noch einige Wochen!"

„Keine Stunde zu verlieren, Massa! Fuchs ist heute Abend in Havre und morgen auf See!"

„Fuchs — woher hast Du diese Spur?"

„Von Gräfin im Schloß Angoulème!"

Der Fürst blickte den Mohren mit der Miene der Unzufriedenheit zürnend an —

„Das gefällt mir nicht, Sandok,“ sprach er ernst, „was thatest Du in jenem Schlosse wieder?“

„Vergebung, Massa! Gräfin ließ bitten Sandok um Besuch in der Nacht zu wichtiger Nachricht — Sandok ist gegangen!“

„Und von der Gräfin erhieltest Du die Mittheilung, daß jener Fuchs entfliehen zu können meint?“

„Fuchs wird fliehen, wenn Sandok nicht kommt! Fuchs hat Befehl der Gräfin entlockt für Germania —“

„Wie, der elende Verbrecher, der seiner Strafe nicht entrinnen soll, will die Germania zur Flucht benutzen?“

„Ist guter Plan — auf Germania sicher!“

„So werde ich den Befehl nach Havre senden, in den nächsten vierundzwanzig Stunden kein Schiff aus dem Hafen zu lassen!“

„Dann wird Fuchs gewarnt sein und wieder entkommen — Sandok sehr bitten Massa, nicht Nachricht nach Havre senden. Sandok wird eilen auf Germania, wird sich verstecken und wird endlich packen bösen Fuchs!“

„Ich verstehe! Die Verwegenheit dieses Verbrechers läßt mich staunen! — Es ist ein Schritt der Verzweiflung, den er wagt —“

„Und der gelingen wird, Massa, wenn Sandok nicht kommt zuvor! — Gräfin hat Handschrift nachgemacht von Massa, und Untersteuermann von Germania wird schnell fahren Fuchs nach London!“

„Ich fühle, daß dieses der letzte Schlag ist, den man gegen mich führt. So eile denn, um ihn zu vereiteln und endlich den letzten Schurken, der immer wieder dem Untergange zu entfliehen scheint, diesmal in unsere Hände zu liefern! Hüte Dich vor ihm, Sandok, ich lasse Dich ungern gehen, weil eine Ahnung mir sagt, daß Du der verzweifelten Gegenwehr jenes Verbrechers nicht gewachsen sein wirst!“

„O, Sandok ist stark! Sandok lachen vor Wonne, daß end-

lich böser Fuchs fallen wird in seine Hand! Sandok wird zupacken und halten wie mit Eisenklammer listigen Bösewicht, der hat umgebracht kleinen Massa Johannes! Ist große Gunst für Sandok, daß Massa geben ihm Auftrag dazu," sagte der Schwarze, während sein Gesicht vor Freude glänzte, „und Sandok wird nicht zurückkehren ohne Fuchs! Dann wird Massa mit Germania schlechte Land hier verlassen und Sandok mitnehmen nach schöne Land von Monte-Vero — o Sandok große Sehnsucht!"

„Glaub' es Dir, Schwarzer, der Du eine anhänglichere, treuere Seele in Dir hast wie mancher Edelgeborene hier, auch mir geht es wie Dir, auch ich habe Sehnsucht nach Monte-Vero! Die Stunde rückt immer näher, in der wir den Cours nach Rio nehmen und dann soll eine Zeit der Freude für uns Alle anbrechen. Da sagt man immer, Ihr Neger wäret undankbar, falsch und unzuverlässig! Du giebst mir den Beweis dafür, daß ebensowohl unter Euch Schwarzen gute Menschen sind wie unter den sogenannten Civilisirten! Es kommt nur darauf an, scheint mir, wie man Euch begegnet. Der Sclave haßt uns, und es nicht schwer, die Wurzel dieses Hasses zu finden. Der als Mensch behandelte Neger erhebt sich zu besseren Gefühlen — ich habe es ausgeprobt. Geh, Sandok, Gott wird Dich mir erhalten!"

„O großer Massa! Sandok lassen sein Leben für Massa und schöne Tochter! Wird Alles gut sein und werden wiedersehen schöne Land von Monte-Vero! O das giebt Muth, und Steuermann Martinez werden sagen immer mit Freuden Bruder Sandok zu armen Neger, den Massa gemacht hat zu guten Neger!"

Herr Eberhard lächelte über die Worte des Mohren, die ihm so recht aus dem Herzen kamen. Er reichte ihm seine Hand hin und verabschiedete ihn — es war ihm, als solle er ihn nicht mehr wiedersehen, und dennoch mochte er dem Treuen nicht den Wunsch verwehren, der ihn hergeführt. Sandok hatte ein Anrecht darauf, das letzte Werk zu vollbringen, das nun noch zu thun war — er beschloß nur, unbemerkt in der Nacht ihm zu

folgen, um im Augenblick der Noth ihm hülfreich zur Seite zu stehen. Als Sandok sich entfernt hatte, begab der Fürst sich in die Gemächer Margarethe's.

Wer aus vielen Prüfungen siegreich hervorgegangen ist, hat das Zeugniß einer ungewöhnlichen Kraft abgelegt.

Die Tochter Eberhard's gehörte zu jenen Wesen, die Unsägliches erlitten und trotzdem ihre Menschenliebe und innere Reinheit bewahrt haben. Ihre Erscheinung übte auf Jeden, der sie in ihrem Walten beobachtete, einen unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck aus — jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen athmete Liebe und Güte aus! Selbst von rührender Anspruchslosigkeit, war ihr ganzes Bemühen dahin gerichtet, Andere zu beglücken und eine gottgefällige Zufriedenheit rings zu sehen.

In Josefine, ihrem lieblichen Kinde, lebte sie auf! Mutter und Tochter glichen zwei Schwestern, die beide von dem Hauch der Anmuth verklärt waren. Wenn man sie mit einander verkehren sah, fühlte man sich angeheimelt von dem wohlthuenden Stillleben, das sie führten, von der Einfachheit ihrer Erscheinungen, an denen doch so viel Schönheit und Liebreiz zu finden waren —

Josefine war zu einem herrlich sich entwickelnden Mädchen herangereift, welches jene entzückenden Züge trug, die einst die Mutter so schön erscheinen ließen und die noch heute trotz aller überstandenen Leiden das Antlitz Margarethe's, wenn auch gemischt, mit leisen Schatten, erfüllten —

Aber neben diesen Zügen der Herzensgüte und Unschuld enthielt Josefine's liebliches Gesicht wie in geheimnißvoller Schrift die Erinnerung an Waldemar! Margarethe las, wenn ihre Tochter auf den Kissen ihres Bettes schlafend ruhte, oft in diesen wunderbaren Zeichen und es erstand dann mahnend vor ihrer Seele das Bild des Prinzen — das Bild des Geliebten, dem sie ewig, ewig angehörte, obwohl sie für alle Zeit von ihm geschieden war!

Dann neigte sie sich wohl auf das theure Angedenken seiner Liebe, und ihre Lippen hauchten einen Kuß auf die vom

Schlummer gerötheten Wangen Josefine's, die nicht ahnte, daß ihre Mutter mit Thränen neben ihrem Bette wachte.

„Werde ich Dich noch einmal wiedersehen," hauchten dann wohl Margarethe's Lippen — „wirst Du Deinen Schwur wahr zu machen vermögen, mein Waldemar? Was Niemand, was nicht einmal mein Vater ahnt, in dieser stillen Stunde kann ich es aussprechen, von Niemandem belauscht als von Deiner Seele, die mich umschwebt, da Du mich liebst. Ohne Dich ist für mich kein Glück auf Erden zu finden! Ohne Dich sieche ich hin, freudlos, arm bei allem Reichthum und aller Pracht, verlassen selbst in dem Palast meines Vaters!

„Seit ich weiß, daß Du mich liebst, daß Deine Liebe ewig mir gehört, giebt es nur einen Wunsch, nur ein Gebet noch für mich: Gott sende mir Dich — Gott vereinige uns! Ist es auf Erden mir versagt, dann droben über den Sternen, wo wir Alle uns wiederfinden sollen — —"

Das waren die inbrünstigen Worte Margarethe's, wenn sie in stiller Nacht neben dem Pfühle Josefine's saß.

Und Eberhard ahnte dieses Gebet — er sah den heimlichen Gram, der auf dem Antlitz seiner Tochter lag — aber er überwand sich und schwieg. Er hatte sein letztes Wort zu dem Prinzen gesprochen, und auf keine Weise konnte er ein Glück für Margarethe erhoffen! —

Als er ihre Gemächer betrat, fand er bei ihr und Josefine den jungen und ihm lieb gewordenen Grafen Ramiro von Teba, der gekommen war, um Abschied zu nehmen. Seine Pflicht rief ihn zurück nach Madrid, aber er hatte Paris nicht verlassen können, ohne noch einmal das Palais des Fürsten von Monte-Vero zu besuchen, ohne noch einmal Josefine und ihre Mutter gesehen zu haben, die Beide auf seine, für alles Edle und Schöne so empfängliche Seele einen tiefen und nachhaltigen Eindruck ausgeübt hatten.

Er erfuhr von Eberhard und den Frauen, daß das Palais der Straße Rivoli bald leer stehen werde, da Alle freudig dem Tage entgegensähen, an dem man sich auf die Reise nach Monte-

Vero begeben würde, und daß dieser Tag nicht mehr ferne sei.
„Dann sei es mir gestattet," wandte der junge Don sich an Eberhard, „Sie in Ihrem fernen Paradiese einst aufsuchen zu dürfen! Ich glaube, daß die Luft, die in Ihrer Nähe weht, ein starker Magnet für mich sein wird. Nicht weniger wird mich der Wunsch anziehen, mit den edlen Donna's zu verkehren, die Ihren Palast schmücken," fuhr Ramiro fort, „obwohl ich ein Fremder in demselben war, hat mich dennoch Alles hier so sympathisch berührt, daß ich den Augenblick preisen werde, der mich zu Ihnen führt!"

Josefine's Blicke hingen unbelauscht mit Wohlgefallen an den Lippen des jungen, spanischen Offiziers — sie sah ihn scheiden und vernahm, daß er die weite Reise nach Monte=Vero nicht scheuen wolle, um in ihrem Kreise sich zu sehen — sie fühlte aber auch unwillkürlich, daß diese Worte aus seiner Seele kamen, und daß er sie wahr machen würde.

„Sie sollen mit offenen Armen empfangen werden, Herr Graf," sprach Eberhard zu ihm, „und ich hoffe, daß meine Besitzungen Ihnen gefallen werden."

„Auf Wiedersehen also!" verabschiedete sich Ramiro von dem Fürsten und von Margarethe.

„Willst Du dem Herrn Grafen nicht Deine Hand zum Abschied reichen, Josefine?" fragte die Letztere.

„Sehr gern! Auf Wiedersehen!" sprach das erröthende Mädchen und legte ihre kleine, zierliche Hand in diejenige Ramiro's, der sie an seine Lippen drückte.

Der Fürst beobachtete mit einem seltsamen Vorgefühl diese Scene — dann geleitete er den jungen Grafen von Teba hinaus bis zu der Veranda.

Als man das Mittagsmahl eingenommen hatte, begab Margarethe sich in das Treibhaus des Palastes, das neben demselben sich hinzog und an unfreundlichen Tagen mit seinen grünen Lauben und üppigen Bosquets einen angenehmen Aufenthaltsort bot.

Eberhard hatte ein, wie es schien, wichtiges Gespräch mit

Martin, und Josefine war in das ihr gehörende Zimmer gegangen, um ihrer Lieblingsbeschäftigung, der Malerei, nachzuhängen.

Tiefe Stille herrschte in den Gängen des Treibhauses. Die Blüthen strömten ihre Düfte aus und die Palmen warfen einen tiefen Schatten auf die ruhende Margarethe, die in einer der Lauben auf einer bequemen Gartenbank einzuschlummern im Begriff war. Kein Blättchen regte sich — nichts störte die kirchliche Ruhe rings — kein Windhauch bewegte die Zweige der Bäume und Gebüsche — ein duftiger Luftzug erfüllte die Räume — —

Margarethe's Arme sanken herab — ihre Augen schlossen sich — sie lag schlummernd da auf der weichen Gartenbank, ihr Busen hob und senkte sich regelmäßig — in Schönheit prangend, das Bild höchster Weiblichkeit, umflossen von einem einfachen, eng anschließenden Gewande, bot sie in dieser Stunde einen entzückenden Anblick dar — sie lächelte — träumte sie von Waldemar? Kam er, um sie sein zu nennen, um sich nicht mehr von ihr zu trennen?

Da plötzlich zitterte ein schmerzlicher Zug über das Antlitz der Schlummernden — im Traume trat eine Frage zu ihr heran, die sie in solcher Weise noch nie sich vorgelegt hatte. Sie kannte ihren Vater — Gott hatte sie ihn finden lassen und sie dankte ihm in ihren Gebeten dafür!

Wo aber war ihre Mutter? Welches furchtbare Geschick hatte es ihr vorenthalten, diejenige zu sehen und zu lieben, die ihr das Leben gegeben?

Es war ihr, als müßte sie wiederum heimathslos irren, um ihre Mutter zu suchen — —

Ihr Herz pochte heftig — sie sah sich auf einer weiten, dürren Ebene — ziellos eilte sie auf dem verdorrten Moose hin — kein Baum, kein Gebüsch gewährte ihr Schatten, nirgend bot sich ihren suchenden Blicken ein Ruheplatz — sie eilte weiter, sie mußte die Mutter suchen — ihr Herz trieb sie mit Allgewalt dazu! Sie träumte so lebhaft, daß sie die Dornen fühlte, die

ihre Füße verletzten — aber ohne zu sinnen stürmte sie einem in der Ferne endlich dunkel aufsteigenden Gegenstande nach, der vor ihr zu fliehen schien!

Eine innere Stimme sagte ihr, daß jener zurückweichende Schatten von ihr erreicht werden mußte — eine Todesangst überfiel sie, daß dieser Schatten wieder zerfließen und vor ihren Blicken zerrinnen könnte — sie wollte rufen — aber die Stimme versagte ihr den Dienst — Schweißtropfen perlten von ihrer Stirn — ihre Füße schwankten — sie fühlte, daß sie nicht mehr wie einst meilenweit zu fliehen vermochte — sie streckte sehnsüchtig ihre Arme aus, um ihre Mutter zu halten, zu sich zu ziehen — ihre Pulse flogen — ihr Athem stockte —

„Erbarmen," rang sich von ihren Lippen, „Mutter — meine Mutter — ich kann nicht mehr — und dennoch muß ich Dich erreichen, muß ich Dich halten und an Deinem Busen liegen, und wäre es auch nur für einen wonnevollen Augenblick!"

Da verdichtete sich der Schatten — es war, als hatte die Fliehende diese Worte der Aechzenden vernommen, als mußte sie ihnen Gehör schenken —

Margarethe taumelte näher — sie blickte auf — ein entsetzlicher Schrei entglitt ihrem Munde — sie sah die Gräfin Leona vor sich, jene Gefürchtete, die ihr im Schlosse des Prinzen, die ihr in dem Waldhause drohend entgegen getreten war.

„Ich bin Deine Mutter!" sprach die Erscheinung —

„Du — Du — meine Mutter?' hauchte mit abwehrend ausgestreckten Armen die Gequälte — —

Ihr Herz stand still — sie brach zusammen — diese Worte überwältigten sie — —

„Fürchte Dich nicht," ertönte es — „Du verfolgtest meinen Schatten — ich komme um, Abschied von Dir zu nehmen! Ich, Deine Mutter!"

Margarethe erwachte — sie starrte in den grünlichen Schimmer des Treibhauses, der sie umgab — vor sich aber sah sie die Gestalt, die sie im Traume erblickt hatte — die Wirklichkeit ver=

schwamm wieder vor ihren Augen — und dennoch wachte sie, dennoch sah und hörte sie Alles, was nun geschah!

Vor der Laube, in der sie lag, stand die Gräfin Leona — ein weites Gewand umfloß ihre majestätische Gestalt — ihre Haare hingen aufgelöst bis über ihre Schultern herab — ihr Antlitz war bleich, die Augen starr — der Tod stand in ihnen geschrieben — —

„Es treibt mich zu Dir," hörte Margarethe ihre Mutter sagen — „ich betrat diese Schwelle um Dich! Meine letzte Stunde ist gekommen, mein Stolz gebeugt, meine Kraft gebrochen! Während mein eines Auge Dich sieht und bei Dir weilt, erblickt das andere bereits die Ewigkeit, die ihre Thore öffnet — glühendes Feuer blitzt mir daraus entgegen — drohend züngeln die Flammen nach mir — ich höre das Tosen des Sturmes und das Rollen des Donners — ich möchte fliehen, aber mit jedem Schritt nähere ich mich der Gluth — — die Leiber grinsender Dämonen recken sich aus dem Schlunde und strecken ihre gierigen Polypen-Arme nach mir aus — — da sind sie alle, die Gräßlichen! Sieh dort die Wollust mit den vollen Brüsten und den verzehrenden Blicken — — sieh dort den Geiz mit den knöchernen Fingern — die Habsucht — den Stolz — den Haß und den flatternden Zorn — sie lachen, denn sie sehen, daß ein neues Opfer ihnen naht — rette mich — rette mich — — ich bin ja Deine Mutter!"

Margarethe fuhr empor — sie fühlte, daß sie wachte, daß der Traum vorüber war — daß diejenige lebte, die die bebenden Arme nach ihr ausstreckte, als suchte sie in dieser Stunde eine Zuflucht an ihrem Herzen —

Die Glasthür des Treibhauses war offen — —

Leona hatte im Wahnsinn des Todeskampfes einen Weg zu ihrem Kinde gesucht und gefunden —

Die Mutter war es, die die Arme ausstreckte! Ihr Anblick, so grauenhaft er war, riß Margarethe zur Besinnung zurück! Eine innere Stimme sagte ihr, daß die furchtbar Leidende, die alle Qualen der Hölle ausstand, ihre Mutter war, die nicht

sterben konnte, ohne von ihr eine Vergebung erhalten zu haben — — Ohne Furcht, ohne Grauen sprang sie auf — sie breitete ihre Arme aus, um die entsetzlich Gemarterte zu sich zu ziehen.

„Hierher — hier sollst Du leben, meine Mutter," rief Margarethe, „ich will Dich schützen, ich will die grauenhaften Bilder von Dir scheuchen! Vergeben sei Alles, was hinter uns liegt, Gott wird Dir gnädig sein!"

„Lege Deine Arme um mich! Bei Dir bin ich geschützt vor ihnen! Hörst Du ihr gellendes Lachen? Es tönt immer ferner — ihre gräßlichen Arme haben keine Macht, wenn Du mich bei Dir ruhen läßt — — Vergeben — sprich das Wort noch einmal aus — es ist, als ob es mir Flügel gäbe, als ob es das Blei von meinen Gliedern nähme" — —

„Du bist bei Deiner Tochter! Niemand naht — erwache aus Deinen schweren Träumen! Gott hat Dich hergeführt, damit Du leben sollst!" sprach Margarethe und schloß die Wankende in ihre Arme — —

Aber sie vermochte sie kaum zu halten — mühevoll legte sie die Sterbende, die an Leib und Seele gebrochen war, auf die Gartenbank — weinend kniete sie neben ihr, die thränenvollen Augen zum Himmel richtend.

Margarethe sah nicht, daß in der offenen Thür des Treibhauses die Gestalt ihres Vaters erschien — daß Eberhard bei dem Anblick, der sich ihm darbot, erbleichte, daß er regungslos dastand und keines Wortes mächtig war — —

„Das Weltgericht ist nahe!" — rief Leona mit weit aufgerissenen Augen, indem sich das Entsetzen auf ihren Zügen abmalte — „aus den Flammen erhebt sich Gottes Thron — es wird Nacht auf Erden und nur um ihn blitzt das ewige Licht auf — — wer es schaut, der wird geblendet! Wehe mir! Dort drüben stehen die Gerechten und die Kinder — sie lächeln — sie strecken knieend ihre Arme zu dem Allmächtigen aus, der segnend seine Hand ihnen reicht — und hier, um mich herum stehen abgewandt die Verdammten — Gottes Blitze zucken nach ihnen — er wendet sein Antlitz her — wehe mir — „Ihr Alle

seid verflucht!" rufen seine Lippen und vor mir öffnen sich die ewigen Höllenqualen — — die Flammen züngeln empor — — das jüngste Gericht ist gekommen — — Feuer umlodert meinen Leib — — Gnade — — Erbarmen!" — — Die krampfhaft ausgestreckten Arme Leona's brachen zusammen — — ihre Augen erloschen — — sie sank an die Brust Margarethe's, die für sie betete — —

Auch Eberhard hatte die Hände gefaltet — er war ein Zeuge des furchtbaren Todeskampfes gewesen, der qualvollen Visionen seines sterbenden Weibes!

Sie war taumelnd hierhergewankt — Gott hatte ihre Tritte geleitet, damit sie in den Armen ihrer Tochter starb, die für ihr Seelenheil den Himmel anflehte und ihr vergab — —

Die stolze, mächtige Gräfin Poninska war durch die Hand des Todes in ihr Nichts zurückgeschleudert — — —

Eberhard trat zu Margarethe, die ihr Antlitz in ihre Hände gedrückt hatte.

„Du betest und wachst bei Deiner Mutter," sprach er mit ernster Stimme — „Gott sei ihr gnädig!" — —

Margarethe fand keine Worte — das so eben Erlebte war so plötzlich, so furchtbar auf sie eingestürmt, daß sie bis in's Innerste ergriffen neben Leona kniete, deren letztes Wort verweht war — sie lag da wie ein Marmorbild — ihre stolze Gestalt war gebrochen, und mit dieser Stunde Alles ausgeglichen, was in der Vergangenheit lag! —

„Kein Augenblick wahren Glückes hat ihr gelächelt, der Armen," sprach Eberhard, und reichte seiner Tochter seine Hand, um sie an seine Vaterbrust zu ziehen, „sie war eine Verirrte, die über öde Haiden zog und keinen Frieden fand — sie täuschte sich selbst, indem sie in düsteren Abgründen das Ziel ihres Lebens suchte, Verblendete mit sich reißend — sie war zu stolz und starr, um umzukehren — — nun irrte sie, von den Ahnungen des jüngsten Gerichts verfolgt, hierher, um in Deinen Armen zu sterben! Das war eine Wohlthat, die uns auf die Gnade des Himmels hoffen läßt!"

„Gott führte sie her zu uns, mein Vater," flüsterte Margarethe und erhob sich von der Leblosen, deren Wangen sie geküßt hatte — „erfülle Deiner Tochter die Bitte, den Leichnam meiner Mutter mit uns nach Monte-Vero führen zu dürfen! Wir werden dort in stillen Stunden an ihrem Grabe knieen und beten!"

„Dein Wunsch soll erfüllt werden, Margarethe, mein edles, theures Kind!" sprach der Fürst und schloß seine Tochter in seine Arme, die gleich ihm das Böse durch unauslöschliche Güte und Liebe zu vergelten bestrebt war —

„Vergessen sei, was die Lebende that — Frieden sei zwischen uns und ihrer Seele, die geläutert den Weg zu dem Throne Gottes finden wird — wir leben ja in dem Thale der Thränen und Irrfahrten! Der Schöpfer, der uns an die Kreuzwege des Guten und Bösen führte, wird ein gnädiger Richter sein! Wir fehlen Alle, Alle, so lange wir mit dem Irdischen kämpfen!" — —

Dreißigstes Kapitel.

Der Zweikampf.

An demselben Abend, an dem Margarethe mit blutendem Herzen an der Leiche ihrer Mutter betete, spielte sich im Hafen von Havre eine Scene ab, die so furchtbar und grauenvoll war, daß sie in den Acten der Justiz, in denen sie verzeichnet ward, einen hervorragenden Platz einnimmt.

Paris ist von Havre, dem größten und wichtigsten Hafen Nordfrankreichs, etwa 25 Meilen entfernt. Die Eisenbahn, welche diese Städte verbindet, war eine der ersten Europa's.

Sandok konnte sie daher benutzen, um unter allen Umständen die Flucht jenes Verbrechers abzuschneiden, dessen zahlreiche ver-

wegene Thaten damals die Augen von ganz Frankreich auf sich gelenkt hatte. Man hielt diesen Herrn von Renard, wie man ihn noch immer nannte, in den unteren Schichten des Volkes allen Ernstes für einen Verbündeten des bösen Feindes, der kugelfest und unantastbar sei, während man selbst in höheren Kreisen mit einer Art Bewunderung seinen Streichen folgte. Man lachte mit wenig verhaltenem Hohne darüber, daß es den Bemühungen der Behörde nicht gelang, sich dieses Verbrechers zu bemächtigen, ja, man amüsirte sich darüber, wie dreist und sicher er dieselben zum Narren hielt.

Einige behaupteten, daß Fuchs oder Renard längst entwischt sei und, vielleicht schon in Amerika sich vollkommen sicher fühlend, die noch immer fortgesetzten Nachstellungen verlache — Andere meinten, daß der Gesuchte sich in aller Ruhe in Paris befände, da es bekanntlich für Verfolgte keinen besseren Zufluchtsort und Versteck gäbe, als eine Weltstadt mit ihren unzähligen Spelunken und ihren oft jahrelang undurchsuchten Verbrechernestern.

Sandok belauschte derartige Gespräche, die allgemein waren, als er durch die Straßen und über die Plätze von Paris eilte, um in jedem Fall vor dem Anbruch der Nacht Havre zu erreichen. Er lächelte unwillkürlich über das Streiten der Menge, da er als der Einzige am besten wußte, wo Fuchs zu finden war. Er verschmähte es, eine Hülfe mitzunehmen. Ganz allein wollte er endlich jenem Treiben des gefährlichsten Verbrechers ein Ende machen, denn ganz abgesehen davon, daß er die Ehre, ihn ergriffen zu haben, mit Keinem theilen wollte, hatte er sehr Recht anzunehmen, daß ein so schlauer und gehetzter, ein so erfahrener und mit Allem vertrauter Flüchtling, wie Fuchs, sofort Verrath merken würde, wenn er zwei Menschen umherschleichen sah! Während es Einem leicht werden mußte, ihm selbst dann unbemerkt zu folgen, wenn er ihm auf dem Fuße war, hatte es doch ungleich mehr Auffallendes, wenn zwei Personen sich an seine Fersen ketteten. Sandok mußte ohnehin schon gewaltig vorsichtig sein, da Fuchs ihn nur zu gut kannte.

Allerdings hatte unser schwarzer Freund einigermaßen dafür

gesorgt, daß er nicht auf den ersten Blick zu erkennen war, und das kalte, trübe, regnerische Wetter hatte ihn dabei unterstützt. Er trug einen alten, langen Soldatenmantel, den er mit einem Riemen um den Leib befestigt und dessen Kragen er hochgeschlagen hatte, dazu einen breitkrempigen, alten Hut, unter dem er noch einen dunklen Shawl um die Ohren geknüpft hatte. Wer daher nicht wußte, daß der Mohr des Fürsten hinter dieser Hülle steckte, der konnte ihn um so weniger erkennen, da frierende und daher sehr europäisch vermummte Schwarze keine Seltenheiten auf jenen Bahnen waren, welche Paris mit den Häfen verbanden.

Unter dem Mantel und Hut machte Sandok's Ausstattung und Gestalt allerdings einen ganz andern Eindruck. Der verpackte, kränklich und frostig scheinende Neger trug kurze Hosen, eine Faja um dieselben, in der außer einem Revolver ein Dolchmesser steckte, und ein rothwollenes Hemde. Er bot daher einen drohenden und fremdartigen Anblick dar, wenn er plötzlich seine wohlberechnete Hülle abwarf.

Sandok war noch nicht mit sich im Klaren, ob er, ohne nach der Art zu forschen, wie Fuchs den Weg nach Havre gefunden hatte, ohne Weiteres die Eisenbahn benutzen und sich auf die Germania begeben sollte. Daß er auf einem andern Wege Havre bis zur Nacht nicht mehr erreichen konnte, war sicher, er hätte nur gern, bevor er denselben einschlug, eine Spur von dem Gesuchten gehabt. Wie aber sollte er, obwohl er die Richtung kannte, welche Fuchs einschlagen mußte, ihn in dem gewaltigen Paris finden!

Sandok mußte sich daher damit begnügen, ohne Aufenthalt sich auf den Bahnhof zu begeben und nach Havre zu fahren. Dort angekommen wollte er in einer Taverne, möglichst in der Nähe der Germania, den Abend abwarten, damit Fuchs, falls er auf der Lauer lag, sein Erscheinen auf dem Schiff nicht bemerkte, und unter dem Schleier der Dunkelheit erst das Deck betreten. Er war so verbittert und von Rachedurst erfüllt, daß er nicht einmal der Besatzung der Germania es gönnte, ihm bei der Ergreifung des Fuchs behülflich zu sein! Konnte er ohnehin ja doch

nicht wissen, ob es diesem geschickten und listigen Verbrecher nicht gelungen war, sich einen der Matrosen zu erkaufen, der ihn warnte, sobald Sandok das Schiff betreten. Aus diesen Gründen beschloß er, im letzten Augenblick auf die Germania zu eilen und dann hoffentlich den sich vollkommen sicher Fühlenden zu packen. Derselbe mußte sich in der That vollkommen sicher fühlen, da in Havre nicht das Verbot von Paris eingegangen war, kein Schiff aus dem Hafen zu lassen.

Von all diesen Gedanken erfüllt, erreichte Sandok den Bahnhof, auf welchem ein vielbewegtes und buntes Treiben herrschte. Equipagen, Fiaker und Karren mit Kisten und Kasten belagerten die Eingänge — Männer und Frauen liefen hin und her — dazwischen erschollen die Rufe der Beamten, welche das Gepäck in Empfang nahmen, damit die Umstehenden sich vor Verletzungen hüteten.

Sandok ließ seine Blicke eifrig über das Gewühl gleiten, als wollte er sich überzeugen, daß Niemand ihn beobachtete und seinen Zweck erkannte. Er befand sich in dieser Hinsicht fast in derselben Unruhe, wie ein Verbrecher, der entkommen will und überall Verfolger vermuthet.

Aber nichts bemerkte er, was ihm aufgefallen wäre!

Er trat daher an das hohe und breite Schalterfenster, an dessen Eisen-Barrière eine Reihe von Menschen aneinander gedrängt stand, welche beabsichtigten, sich Reisebillets zu lösen.

Während er aus seiner Tasche vorsichtig und behutsam, damit Niemand sah, was er unter dem Mantel trug, Geld hervor holte, glitten seine Adleraugen über die zahlreich vor ihm Stehenden.

In diesem Augenblick hörte er denjenigen, der dem Fenster zunächst war, die Worte sagen:

„Ein Billet nach Havre!“

Es wäre an diesen Worten durchaus nichts Auffallendes gewesen, da sie oft wiederholt wurden, wenn nicht die leise Stimme des Fordernden ihm aufgefallen wäre. Er reckte sich, um, wenn auch nicht das Gesicht, so doch die Gestalt und Kleidung desjenigen zu sehen, der ihm wie alle Vorstehenden den Rücken zukehrte —

aber die Zahl derselben und der enge Platz zwischen den Eisenschranken machten es ihm unmöglich, seinen Zweck zu erreichen. Im nächsten Moment mußte jener Reisende, dessen Stimme ihn an Fuchs erinnert, auch schon im Gedränge der Umstehenden verschwunden sein. Es war aber trotzdem in Sandok der Gedanke erweckt worden, daß Fuchs gerade den einfachsten Weg nach Havre gewählt hatte, statt auf Umwegen sein Ziel zu erreichen. Erfahrene und gewiegte Verbrecher von solcher Frechheit, wie Fuchs, pflegen sich stets mit Recht da am sichersten zu fühlen, wo ängstliche Verfolgte sich nicht sehen lassen mögen, und das hat auch den großen Vortheil für sich, daß die Beamten solche Stellen viel weniger beobachten und nicht aufmerksam behandeln, als die verborgneren.

Das Gedränge um Sandok nahm so zu, daß er seine ganze Kraft aufbieten mußte, um die vor ihm Stehenden nicht seine Waffen fühlen zu lassen. Endlich wurde auch er an das Fenster geschoben, löste das Billet und bahnte sich einen Weg durch die Menge, welche in der weiten Halle neben ihren aufgethürmten Habseligkeiten standen, um sie mit Argus-Augen vor den Langfingern zu bewahren, deren es erwiesenermaßen auf den Bahnhöfen von Paris und jeder Weltstadt eine große Zahl giebt.

Sandok's Aeußeres war auch eben nicht einladend, so daß ihn mancher mißtrauische Blick traf, als er an den Leuten vorüberschritt, um das Wartezimmer zu erreichen.

Er aber lächelte im Stillen darüber, ohne den Leuten ihre Sorge übel zu nehmen — wußte er doch recht gut, daß es unter seiner Raçe Viele gab, welche bei jeder passenden Gelegenheit wie die Raben sich an fremdem Eigenthum zu bereichern suchten.

Als er sich durch den Corridor dem Wartesaal näherte, in welchem Tausende Platz finden konnten, gebrauchte er die Vorsicht, bevor er denselben betrat, durch die Fenster der Thür unbemerkt seine Blicke in das Innere dringen zu lassen. Der auffallende Ton der Stimme vorhin trieb ihn dazu.

An den unzähligen Tischen saßen die auf den Abgang des Zuges Harrenden bei einem Imbiß oder einer Flasche Wein —

Andere hatten die Stühle und Bänke eingenommen, welche an den Wänden standen, und ein großer Theil stand oder ging plaudernd zwischen den Eisenpfeilern hin, welche den weiten Raum trugen.

Ein solches Gewirr zu übersehen und eine Person aus demselben herauszufinden, ist schwerer, als man denkt. Sandok's scharfes Auge aber irrte schnell über die Gesichter hin und prüfte die Gestalten der Reisenden. Er bemerkte unter den Umhergehenden mehrere geheime Polizisten, die ihre Blicke gleich ihm fortwährend über die Anwesenden und ihr Treiben gleiten ließen. Wenn sie unter denselben den so lange gesuchten Fuchs bemerkt oder auch nur vermuthet hätten, wären sie nicht so sorglos umhergegangen, hier und dort ein angebotenes Glas leerend und im Allgemeinen die größte Gemüthlichkeit zur Schau tragend.

Sandok ließ sich durch diese Ruhe und Sicherheit der Beamten nicht beirren und von seinen Betrachtungen abhalten — er hatte sich daran gewöhnt, nur seinen eigenen Sinnen zu trauen. Er wollte vor allen Dingen darüber Aufklärung haben, wem jene Stimme gehört hatte, durch die er vorhin so seltsam berührt worden war.

Da plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch einen Menschen auf sich gelenkt, der ihm und den Beamten den Rücken zukehrend sich auffallend viel mit einem Plaid zu schaffen machte, einem wollenen Tuch, wie Studenten es zu tragen pflegen, das er vor sich auf der an der Wand stehenden Bank hatte.

Dieser Mensch trug einen sehr eleganten Rock, eine lederne Reisemütze und war von mittelgroßer Gestalt. Sein Haar von unbestimmter Farbe, das unter der Mütze hervorguckte, und seine ganze Haltung aber verriethen es dem Schwarzen, daß er durchaus nicht mehr in dem Alter der Studenten sich befinden konnte.

Sandok fixirte ihn daher länger, und bemerkte nun, daß er, sich vornüber neigend, die Gelegenheit benutzte, um unter seinen Armen durch die auf und ab gehenden Polizisten zu beobachten.

„Oho," sagte unser Neger sich, „das thut so verstohlen nur Jemand, der Veranlassung hat, die Leute zu fürchten!"

Einer der Beamten, aufmerksamer als seine den Wein und die Unterhaltung liebenden Collegen, hatte wohl die auffallend lange Stellung des gebückten Menschen von einem der Pfeiler aus beobachtet, denn plötzlich trat er zu demselben hin und berührte ihn, um mit ihm zu sprechen.

Nun richtete sich derselbe auf und wandte sich, da es nichts half, zu dem Beamten, der ihn augenscheinlich nach seinen Legitimationspapieren fragte. Diese Forderung schien den nicht mehr jungen Herrn sehr zu empören, denn sein Gesicht, auf dem eine blaue, große Brille und ein breites, schwarzes Pflaster mehr sichtbar waren als alles Andere, verrieth große Indignation.

Er zog aus seiner Tasche ein Portefeuille hervor und zeigte dem Beamten einige Papiere, die denselben so sehr von der Unantastbarkeit und Solidität ihres Inhabers zu überzeugen schienen, daß er mit einem fast ehrfurchtsvollen Gruß um Entschuldigung zu bitten und dem Herrn dann auseinander zu setzen schien, wie eine derartige Revision unter den obwaltenden Umständen von keinem Gutgesinnten übel zu deuten sei.

Sandok hatte, als der Angeredete sich aufrichtete, mit großen Augen jede Miene und Bewegung desselben eifrig verfolgt. Im ersten Moment hatte er, an die Stimme und an Fuchs denkend, eine so große Aehnlichkeit zwischen diesem Herrn und dem Gesuchten gefunden, daß er schon im Begriff war, die Thür aufzureißen und zu ihm zu eilen — — dann aber, das Zurücktreten des Beamten bemerkend, besann er sich eines Besseren! — Es konnte ja einen Zufall geben, der diese Aehnlichkeit erklärte. War es doch undenkbar, daß sonst der Polizist so sehr überzeugt den Rückzug angetreten haben würde.

Dann aber fiel dem Schwarzen die große blaue Brille und das schwarze Pflaster so auf, daß er von Neuem dem Glauben sich nicht verschließen konnte, Fuchs habe diese Kunstmittel angewandt, um sich zu entstellen und unkenntlich zu machen. Die Figur, das Alter und die Sicherheit der Bewegungen stimmten

mit dem Gesuchten, der sich nun, nachdem der Beamte sich zurückgezogen, wieder seinem Plaid zugewandt hatte, als gab es an ihm noch viel zu thun, so überein, daß Sandok's Augen glühten und er sich nicht versagen konnte, die Thür zu öffnen, um den Saal zu betreten. Er wollte sich aber von Fuchs, falls er es war, um keinen Preis erkennen lassen — —

Da wurden die Zugänge zu dem Perron geöffnet, und in demselben Augenblick, in dem Sandok sich dem Menschen mit der blauen Brille nähern wollte, ertönte die Glocke, welche die Reisenden zum Einsteigen aufforderte.

Sandok sah, daß der Gesuchte sich bereits mitten in dem Menschengewühl befand, das sich den Ausgängen zudrängte — es war augenblicklich eine Unmöglichkeit, ihn zu erreichen — er eilte daher zu dem Beamten, bevor auch er, da noch einige Minuten Aufenthalt waren, den Wagen bestieg.

„Eine Frage," rief Sandok dem Polizisten zu, „wer war der Herr mit der blauen Brille, den Sie ansprachen?"

Der Beamte musterte den wenig Vertrauen einflößenden Schwarzen mit verwunderten Blicken —

„Weshalb das — wer seid Ihr?" fragte der Polizist.

„Der Mohr des Fürsten von Monte-Vero," flüsterte Sandok, „welcher jenen fliehenden Verbrecher verfolgt, dem auch Sie Ihre Aufmerksamkeit schenken!"

„Nun, dann werdet Ihr wissen, daß jener Reisende ein Herr ist — ich glaube Pédon mit Namen — der im Auftrage Eures Gebieters nach Havre reist!"

„Betraf dieser Auftrag, den Sie sahen, die Germania?" fragte Sandok athemlos, da er den Zug besteigen mußte.

„Allerdings! Er war von des Fürsten Hand an den Untersteuermann des Dampfers gerichtet."

„Genug!" rief Sandok und stürzte nach den Wagen —

Fuchs war es wirklich — er durfte nicht länger zweifeln, er durfte ihn nicht aus den Augen lassen!

Während der Beamte ihm kopfschüttelnd nachblickte, eilte

Sandok von Wagen zu Wagen, um, wenn irgend möglich, in der Nähe des ahnungslosen Verbrechers zu sein.

Aber schon war der Zug im Begriff abzufahren, und der Schaffner schob den Schwarzen in das demselben zunächst befindliche Coupé — dann schloß sich hinter ihm die Thür und er setzte sich auf eine der Bänke.

Als der Zug in Bewegung war, gewann Sandok Zeit, sich in dem Wagen umzusehen — er mußte sich zusammen nehmen, um seine freudige Aufregung nicht zu verrathen, als er in der letzten Abtheilung, durch mehrere Bänke von sich getrennt, den Reisenden mit der blauen Brille erblickte, der ihn bereits zu beobachten schien.

Sandok drückte sich daher scheinbar ganz unbefangen so in eine schattige Ecke des Wagens, daß er den endlich gefundenen Fuchs unbemerkt stets im Auge hatte.

Man mußte die Ruhe und Frechheit dieses Menschen bewundern! Obwohl er vorsichtig den Schwarzen, welcher seitwärts saß, fortwährend beobachtete, verrieth doch nichts an ihm den Flüchtling, den Verfolgten und Gesuchten. Er hatte sich angelehnt, schien die Augen hinter seinen blauen Brillengläsern geschlossen zu haben und ließ den Plaid ein wenig fallen, so daß man seine schwere, goldene Uhrkette und seine kostbare Tuchnadel sehen konnte. Er machte den Eindruck eines reisenden, wohlhabenden Kaufmanns, der Paris wahrscheinlich einer Operation an seiner schwarz verklebten Wange wegen besucht hatte und nun nach seiner Heimath zurückkehrte.

Einer der ihm zunächst sitzenden Herren wollte ihn in ein Gespräch ziehen — Fuchs aber erheuchelte Müdigkeit und Schlaf, um nicht sprechen zu dürfen. Er wußte aus Erfahrung, daß nichts so verrätherisch ist als die Stimme, und daß es keine größere Thorheit giebt, als sie verstellen zu wollen.

Sandok's schielend zu Fuchs gerichtete Blicke erspähten, daß derselbe hin und wieder die Augen öffnete und ihn musterte — er schien dem Schwarzen nicht zu trauen, obwohl derselbe gleich ihm sich ziemlich unkenntlich gemacht hatte.

An jeder Station konnte Fuchs nur mit großer Mühe seine Besorgniß verbergen, daß der Telegraph seine Ankunft bereits verrathen hatte und ihm daher Gefahren drohten.

Als aber etwa sechs Meilen von Havre an einem Haltepunkt sich mehrere Polizisten dem Zuge näherten, verlor Fuchs seine Ruhe und Geistesgegenwart so sehr, daß er aufsprang und sich an das Fenster des Wagens stellte, um die Beamten zu beobachten.

Unwillkürlich war Sandok in Folge dieser Bewegung auch aufgesprungen und an sein Fenster getreten.

Fuchs hatte es sofort bemerkt und war dadurch um so mehr zu sofortiger Besinnung und Beherrschung gekommen, als er sah, daß der Besuch der Polizisten nicht seiner Person galt. Er schien nun seine ganze Aufmerksamkeit dem Mohren zuzuwenden, dessen Züge er, da dieselben sehr verhüllt waren, trotz aller Mühe nicht genau zu erkennen vermochte.

Die Lage der Dinge schien ihm aber bedenklich zu sein, und er sich auf einen entscheidenden Handgriff vorzubereiten, auf welchen Sandok nicht lange zu warten haben sollte. In jedem Fall war der Neger des Fürsten entschlossen, den endlich Gefundenen um keinen Preis sich entwischen zu lassen. Lieb wäre es ihm allerdings gewesen, so gestand er sich, wenn der entscheidende Augenblick erst auf der Germania eingetreten wäre, da die Befürchtung sehr nahe lag, daß sich das Publikum bei einem plötzlichen Angriff leicht auf die Seite des Fuchs in der Meinung neigen konnte, daß Sandok nur einen Raub-Anfall beabsichtigte. Bevor es ihm in diesem Fall gelingen konnte, die ihn zurückschlagende Menge von der Berechtigung seines Angriffes zu überzeugen, konnte Fuchs, den Augenblick benutzend, ihm längst in seiner gewandten Weise wieder entsprungen sein — es hieß daher die größte Besonnenheit und Vorsicht anzuwenden!

Der Zug flog mit den Reisenden schnell dem Ziele entgegen.

Es gab vor Havre nur noch eine Station, und diese mußte man in den nächsten Minuten erreichen.

Sandok hatte sich wieder, während es draußen frühzeitig Abend wurde, in seine Ecke gedrückt und beobachtete unablässig den ihm Verfallenen, der ein wenig unruhig zu werden schien.

Da näherte man sich dem Anhaltepunkt.

Der Perron befand sich auf derjenigen Seite des Zuges, an der Fuchs saß.

Die Schaffner riefen den Namen der Station, und daß der Aufenthalt nur zwei Minuten betrage.

Das hörte Sandok gern. Er bemühte sich nun noch mehr, Unbefangenheit zu erheucheln und jeden Gedanken zu entfernen, als beobachte er den Fliehenden. Er blickte daher gar nicht zu ihm hin.

Diesen Moment schien Fuchs abgepaßt zu haben — die Maschine pfiff — schon setzte sich der Zug in Bewegung — da öffnete Fuchs, sich zum Fenster hinauslegend, die Drücker der Thür, und bevor Sandok noch etwas von seinem verzweifelten Fluchtversuch bemerkt hatte, war er bereits von dem Trittbrett neben die Schienen gesprungen und in das Gebüsch gehuscht, das sich an der Seite derselben befand — —

Der Ruf der Verwunderung, der sich nun erst von den Lippen der Mitfahrenden rang, machte Sandok auf das gelungene Wagestück des Entsprungenen aufmerksam — er sprang ihm nach an das Fenster — die Reisenden rissen ihn zurück und schlossen schnell die Thür, während nun der Zug pfeilschnell davon flog und von Fuchs keine Spur mehr zu erblicken war!

Das Ganze war das Werk eines Augenblicks gewesen.

Die Ueberraschung der Mitfahrenden war so groß, die That so plötzlich gewesen, daß Niemand derselben die Flucht oder diese wahnsinnige Versuchung des Himmels hatte verhindern können. Nun aber ein Zweiter, wie wenn es ansteckend war, dieselbe Tollheit begehen wollte, warfen die Reisenden, die nun zur Besinnung gekommen waren, sich ziemlich entschieden und heftig in das Mittel —

Sie packten Sandok und machten seine Versuche, sich ihren

Händen zu entziehen, unmöglich, indem sie ihm ihre Uebermacht zu fühlen gaben. Die Meisten waren versucht, ihn für einen Irrsinnigen zu halten, um so mehr, da er gar nicht mit der Wahrheit heraus wollte. Erst, als er endlich gestand, daß jener Entsprungene ein Verbrecher gewesen, den er zu verfolgen im Begriffe sei, klärte sich der Sachverhalt auf, und nun versuchten die Mitreisenden es, dem Mohren mit guten Worten zu erklären, daß, wenn er sich aus dem Zuge stürzte, er ohne Zweifel seinem Leben ein Ende machte! Aber selbst wenn er wirklich mit heiler Haut davon kam, war es doch eine Unmöglichkeit, den Entflohenen zu finden, da in den wenigen Minuten, die zwischen der Flucht und jetzt lagen, die Entfernung von demselben schon so groß war, daß während des Abends an ein Aufsuchen und Finden desselben gar nicht zu denken war.

Sandok sah endlich die Wahrheit dieser Worte ein und fügte sich, wenn auch mit schwerem Herzen, der Nothwendigkeit.

Ein Glück war es, daß jene letzte Station nur wenige Meilen von Havre entfernt war, und daß man daher nach kurzer Zeit schon auf dem Bahnhofe dieser Stadt hielt.

Alle stiegen aus — auch Sandok verließ schnell den Wagen.

Er war rathlos. Fuchs hatte seine Anwesenheit vermuthet und war hinausgesprungen, um der Gefahr zu entgehen, von den Verfolgern in Havre der Polizei übergeben zu werden.

Er hatte ohne Zweifel von den Gebüschen aus beobachtet, ob Jemand ihm nachsprang — war sein Mißtrauen begründet, dann erwartete er, daß der Mohr des Fürsten ihm ohne Bedenken folgen würde und auf diesen Fall war er, seinen Revolver anlegend, vorbereitet! Sandok wäre von einer der sechs Kugeln getroffen worden, welche Fuchs abzuschießen hatte.

Aber er hatte vergebens auf den Verfolger gewartet und nun über seine, wie er sich sagte, vorzeitige Sorge gelächelt, da jener Schwarze wohl nicht der Mohr des Fürsten gewesen sein konnte.

Fuchs machte sich daher auf den Weg, um vor dem An-

bruch der Nacht, an den Schienen hinschreitend, Havre zu erreichen.

Er hatte kaum zwei Meilen zurückzulegen und durch diesen Vorfall noch den Vortheil für sich, daß er die Ankunft auf dem Bahnhof und die Gefahr, dort Beamten zu begegnen, vermied. Er konnte, zu Fuß in Havre eintreffend, unter dem Schutz des abendlichen Dunkels ohne Gefahr die Vorstädte und den Hafen betreten.

Mehr und mehr kehrte in ihn das Gefühl vollkommener Sicherheit zurück, und nur ein Bedenken gab es noch für ihn! Das war die Ungewißheit, ob der Fürst von Monte-Vero nicht durch irgend einen Zufall von seinem Vorhaben Nachricht erhalten und nach Havre im letzten Augenblick den Befehl telegraphirt hatte, den Hafen zu schließen! Er wußte sehr gut, daß ihm die Macht dazu gegeben war — aber er ahnte nicht, daß diejenige vor ihrem Tode ihn verrathen, der er ein solches Verlassen ihrer Rolle nicht zutraute. Er wußte nicht, daß ein so tief verletztes und bedrängtes Weib in solchen Augenblicken stets sich an demjenigen um jeden Preis rächt, der sie zuletzt um ihre Hoffnungen betrogen hat.

Es gelang ihm spät Abends, die Straße der belebten Seestadt zu erreichen und ungefährdet sich unter die Menge zu mischen. Er fühlte sich nun so sicher, daß er am Bollwerk des Hafens in eine der Tavernen zu treten und dort seinen Hunger und Durst zu löschen beschloß, um dann, wie wenn er soeben eingetroffen wäre, sich an Bord der Germania zu begeben und dort mit Sicherheit die Rolle zu spielen, die er selbst sich zuertheilt hatte. Er wollte in der Taverne sich überzeugen, ob von einem Schluß des Hafens die Rede war, und er lächelte überlegen bei dem Gedanken, daß ihm sein Plan nun nicht mehr mißlingen konnte.

Denn wenn wirklich der Fürst von Monte-Vero es veranlaßt hatte, daß kein Schiff Havre verlassen konnte, war ihm ja noch immer der Weg offen, sich aus der Stadt während der Nacht

zurückzuziehen und eine günstigere Gelegenheit zum Besteigen eines Schiffes an einem andern Strandorte abzuwarten.

Fuchs wiegte sich mithin immer mehr in Sicherheit ein und schritt an dem Bollwerk hin, an dem in weitem Umkreise ein Mastenwald in die dun kleLuft starrte — Matrosen-Lieder ertönten und Alles war in so ungestörtem Gange, hier wurde an den Steuerhäusern noch ausgeladen, dort Güter in die Räume großer Schiffe hinabgelassen, daß er an ein Verbot, den Hafen betreffend, nicht mehr glaubte.

Als er an einem der großen Dampfschiffe vorüber schritt, welche Havre mit London, Hamburg, New-York und andern großen Städten regelmäßig verbanden, bemerkte er an Bord desselben mehrere Matrosen und trat zu denselben hin.

„Heda," rief er ihnen zu, „Ihr kennt gewiß den Dampfer Germania oder habt ihn vor Anker liegen sehen, wo finde ich denselben?"

„Die Germania," wiederholte ein alter Matrose, sich erhebend und nach dem Hafen zeigend, „das wird die Dampfer-Brigg sein, die etwa hundert Schritte von hier neben dem Engländer liegt, der in dieser Nacht noch fortdampft!"

„In dieser Nacht noch?" wiederholte Fuchs, da ihm diese Botschaft gefiel, „nach London ohne Zweifel! Wie heißt das Schiff?"

„Es ist der Dampfer „Snowdown", neben ihm liegt die Germania!"

„Hart vor der Taverne zum goldenen Anker, deren rothe Laterne drüben durch den Abend leuchtet," meinte ein anderer Matrose, „Ihr könnt gar nicht fehlen, wenn Ihr hier an dem Bollwerk entlang geht!"

Fuchs bedankte sich und eilte in der angegebenen Richtung hin. Er war über die Nachricht, daß der Dampfer „Snowdown" neben der Germania lag, sehr erfreut, denn wenn man trotz des Befehls, den er in der Tasche hatte, auf der Germania viele Umstände machte, konnte er mit Hülfe der fremden Papiere, die er sich zu verschaffen gewußt, in der letzten Stunde noch diesen englischen Dampfer benutzen.

Bald vernahm er denn auch jenes brausende Getöse, welches entsteht, wenn die Maschinen eines großen Schiffes geheizt werden, und er sah in der Ferne die halb weißen, halb schwarzen Schornsteine des „Snowdown“, aus denen bereits hin und wieder der Dampf strömte.

Noch eine Stunde, und Fuchs, dieser Fluch der Menschheit, entkam wirklich, um an andern Orten seine Verbrechen fortzusetzen!

Aber im Rathe Gottes war das Ende der blutigen Laufbahn dieses Elenden beschlossen. Lange genug hatte er mit seinen Mitmenschen Krieg geführt, ohne den Gesetzen zu verfallen, seine Rechnung war gemacht, seine Zeit abgelaufen!

In der Taverne zum goldenen Anker ging es laut und mehr als lustig her. Die Matrosen aus aller Herren Länder, die wild durcheinander schrieen, die Schiffsarbeiter und eine große Anzahl verworfener, unheimlich aussehender Gesellen saßen oder lagen an den großen hölzernen Tischen, tranken und pafften große Rauchwolken aus ihren kleinen Pfeifen. Fuchs wandte sich der von heißem Qualm erfüllten Taverne zu, nachdem er die Germania gefunden und auf derselben vernommen, daß der Unter-steuermann einen Schluck Wein im goldenen Anker trinke. Er hatte sich sofort das Erkennungszeichen desselben geben lassen, und dasselbe war so untrüglich, daß er einer Begleitung nicht bedurfte.

„Der Untersteuermann Gabriel hat am Kinn die struppigen Haare, die ihm auf dem Kopf fehlen!“ hatte man ihm gesagt und das genügte ihm.

Er verließ daher die Germania, deren Matrosen, die Beine über Bord hängen lassend, auf der Brüstung des Verdecks saßen, und schritt an dem Granitpfeiler, um den die Ketten der Germania geschlungen waren, vorüber, um sich zu der Taverne zu begeben und den Untersteuermann Gabriel aufzusuchen.

Fuchs bemerkte bei der herrschenden Dunkelheit nicht, daß hinter diesem Pfeiler ein Mensch gebückt sich versteckte, der die mit den Leuten der Germania gewechselten Worte gehört hatte und ihn nun mit seinen Blicken verfolgte.

Dieser Mensch, der den tiefen Schatten des Pfeilers vorsichtig verließ, als Fuchs die Schwelle der Taverne betrat, war Sandok — die Matrosen der Germania hatten ihn nicht gesehen, und er hatte das Schiff noch nicht betreten.

Sandok's schwarzes Gesicht verklärte sich, als er den Begehrten so sicher und sorglos seine Flucht vorbereiten sah — das röthliche Licht der über dem Eingang der Taverne brennenden, einladenden Laterne ließ seine wild blitzenden Augen und seine weißen Zahnreihen erkennen — er hatte seine Fäuste geballt und näherte sich dem Fenster der Wirthsstube, um durch dasselbe zu beobachten, was nun geschehen würde.

Fuchs musterte mit geübtem Blick die Anwesenden — er überzeugte sich wohl auch, daß jener Schwarze, den er unterwegs schon für den Mohren des Fürsten gehalten hatte, sich nicht in diesem qualmigen und von wüstem Lärm erfüllten Raume befand. Dann suchte er unter den Anwesenden den Untersteuermann der Germania, dessen Kopfhaare an sein Kinn verpflanzt sein sollten und dem er den Befehl des Fürsten von Monte-Vero einhändigen wollte.

Sandok hatte den alten Gabriel längst erblickt, als Fuchs noch immer nach ihm zu suchen schien. Das Kennzeichen erwies sich nun doch als wenig genügend, da alle anwesenden Seeleute ihre blauen Mützen oder Matrosenhüte auf dem Kopfe behalten hatten und sehr viele von ihnen starke, struppige Kinnbärte trugen.

Plötzlich aber sah Sandok, daß Fuchs mit gutem Blick den Rechten erkannt hatte und sich dem allein an einem Tisch vor einer Flasche Wein sitzenden Untersteuermann näherte.

Was Beide sprachen, konnten bei dem Höllenlärm kaum die Danebensitzenden verstehen, wie viel weniger der draußen am Fenster vorsichtig weilende Sandok, aber seine Augen ersetzten diesen Mangel vollkommen.

Er sah, daß der alte Gabriel sich aufrichtete, zum Gruß seinen blanken Hut noch ein wenig tiefer in das Genick schob und dann den zu ihm Getretenen musterte.

Fuchs setzte sich an den Tisch, ließ sich eine Flasche Wein

geben, goß dem Untersteuermann tapfer ein und schien ihm dabei mitzutheilen, was ihn herführte.

Sandok's Herz schlug bei diesem Augenblick so heftig und die Ungeduld folterte ihn so sehr, da er den Halunken neben dem sehr diensteifrig erscheinenden Gabriel sah, daß er sich zusammen nehmen mußte, um nicht jetzt schon dazwischen zu springen! Er knirschte vor Wuth mit den Zähnen und sah nun, daß Fuchs dem Steuermann jenen Befehl zeigte, der so vortrefflich nachgemacht und so deutlich das Siegel des Fürsten trug, daß in dem alten Gabriel kein Zweifel mehr erwachen konnte, er vielmehr seine Flasche schnell leerte und nun aufbrechen zu wollen schien.

Fuchs aber hielt ihn noch zurück, schenkte ihm von seinem Wein ein und machte den Steuermann durch geschickte Reden immer sicherer und sich geneigter.

„O, ist dennoch letzte Stunde,“ knirschte Sandok, „helfen Alles nichts! Ist viel Zeit noch, Germania muß erst Dampf haben!“

In diesem Augenblick winkte Gabriel einen in seiner Nähe sitzenden Matrosen zu sich und ertheilte ihm einen Befehl.

Sandok sah, daß derselbe die Taverne schnell verließ und auf die Germania eilte, auf der sich in den nächsten Minuten schon ein reges Leben entwickelte. Die Bemannung dieses Schiffes war, wie wir wissen, vortrefflich, und die Arbeit auf demselben wurde so pünktlich und rasch verrichtet, daß, während Fuchs und Gabriel noch beim Weine saßen, die Maschine schon zu ächzen begann. Sandok bebte vor Ungeduld, aber er betrat nicht das Schiff, damit Fuchs nicht noch durch irgend einen Umstand ihm entging.

Der große englische Dampfer „Snowdown“ bereitete sich unterdessen zum Abgang vor. Es wurden auf demselben und dem Bollwerk mehrere hellleuchtende Laternen angezündet, damit die herbeieilenden Passagiere sich selbst und ihr Gepäck gefahrlos an Bord schaffen konnten. Der Dampf quoll dick aus den beiden Schornsteinen.

Aber schon begann auch dunkler Rauch aus dem Maschinenraum der Germania zu dringen.

Da endlich sah der am Fenster lauschende Sandok, daß Fuchs und Gabriel sich erhoben.

Der Augenblick der Entscheidung nahte!

Sandok fühle keinen Herzschlag — das Blut schien in seinen Adern still zu stehen.

Gelenkig wie eine Katze schlüpfte er vom Fenster fort in den Schatten einer Ecke.

Fuchs und der Untersteuermann der Germania traten aus der Taverne. Während der Erstere sich spionirend umblickte, rief dem Letzteren ein vorübergehender Capitain zu:

„Wohin, Onkel Gabriel, Eure Germania pustet ja?“

„Nach London, Will!“ antwortete der Untersteuermann.

„Oho, Ihr wollt wohl dem „Snowdown“ eine Wette bieten?“

„Kann sein! Bis zum Morgen ist er überholt!“

„Glück auf die Reise!“ schloß der Capitain das kurze Gespräch und schritt weiter.

Fuchs hatte Zeit gehabt, sich davon zu überzeugen, daß Alles rings in bester Ordnung war.

„Wann fahren wir?“ fragte Fuchs seinen Begleiter, indem er mit ihm über die dunkle, breite Uferstraße nach dem fast tageshellen Platz an der Germania und dem neben ihr liegenden „Snowdown“ ging.

„In einer Stunde, Herr,“ antwortete der alte Gabriel, „seid unbesorgt, Ihr habt nicht schlecht daran gethan, Euch von unserm Fürsten für alle Fälle den Befehl ausfertigen zu lassen. Wenn jener entsprungene Verbrecher, den Ihr verfolgen sollt, wirklich heute erst Havre verlassen hat, treffen wir noch vor ihm in London ein, so daß Ihr mit den Beamten den Vogel schon empfangen könnt. Der „Snowdown“ aber,“ fuhr Gabriel mit wohlgefälligem Stolz fort, „kommt, wenn er auch eine Stunde vor uns abfährt, zu spät dazu in London an — die Germania fährt noch einmal so schnell!“

„Vortrefflich! Beeilt Euch, lieber Freund!“ sprach Fuchs und betrat hinter dem Steuermann die Uebergangsbrücke zu der Germania.

In diesem Augenblick wurde die Aufmerksamkeit des fliehenden Verbrechers durch den markerschütternden Ton der Glocke des zur Abfahrt sich rüstenden „Snowdown" so ganz in Anspruch genommen, daß er nicht den über die Straße daherkommenden Mohren erblickte, den er sofort an seinem Mantel und Hut erkannt haben würde.

Die Landungsbrücke des großen Dampfers wurde eingezogen, die Ketten und Stricke gelöst, und schon ertönten von der Capitainsbrücke die ersten Befehle herab.

Fuchs war auf das, dem abgehenden „Snowdown" zunächstliegende Hinterdeck der Germania gegangen, um sich das Schiff anzusehen und dann in diesem Theil der sich gleichfalls zur Abfahrt rüstenden Germania, der im Augenblick durch die Lampen des Ufers hell beleuchtet, in wenigen Minuten aber in Dunkelheit gehüllt sein mußte, die Zeit bis zum Abgange abzuwarten.

Da vernahm er einen lauten, fragenden Ruf Gabriel's — er wandte sich um, glaubend, der Ruf habe ihm gegolten.

Fuchs sah auf der Landungsbrücke der Germania die Gestalt eines Menschen —

Ein jäher Schreck durchzuckte den Verbrecher, da er in diesem Herbeieilenden jenen Schwarzen zu erkennen meinte, der ihn am Tage im Coupé beunruhigt hatte. Gabriel rief dem ihm fremd scheinenden Menschen die Frage entgegen, was er wolle?

Sandok aber hörte auf dieselbe nicht.

Er stand in der nächsten Minute auf dem Deck der Germania, und riß, sich bückend, die Landungsbrücke mit solcher Schnelligkeit und Kraft vom Bollwerk fort, um die Verbindung mit demselben abzuschneiden, daß Gabriel verblüfft dastand — die Brücke stürzte mit heftigem Geräusch in das Wasser.

Dieser Vorfall hatte nur einen Augenblick in Anspruch genommen —

Sandok lachte hell auf und blickte zu Fuchs hinüber, der sich die Veranlassung zu dem Geschehenen noch nicht erklären konnte, aber schon Unheil ahnte — er sah, daß er vom Bollwerk abgeschnitten war.

„Sandok,“ rief mit gedämpfter Stimme der Mohr des Fürsten dem Untersteuermann und den herbeieilenden drohenden Matrosen zu — „Sandok kommen, um bösen Feind von Massa zu fangen!“

„Der leibhaftige Gottseibeiuns!“ sagte der alte Gabriel, die Erscheinung des wie aus der Erde erstandenen Schwarzen anstarrend, während die Matrosen schon Miene machten, ihrem Zweifel an der Echtheit Sandok's Ausdruck zu verleihen, das heißt, ihre Fäuste an ihm zu versuchen, da die Arbeit mit der Landungsbrücke nicht gering war.

Sandok aber war einen Schritt zurückgesprungen, hatte den Hut, das Tuch und den Mantel abgeworfen, so daß er vor den auf ihn Eindringenden plötzlich drohend in seinem rothen Hemde und seinen kurzen Hosen dastand, in seinen Gürtel greifend.

„Zrück,“ rief er und stieß die ihm zunächst stehenden Matrosen an die Seite — „Sandok kein Geist! Sandok wird bösen Feind von Massa fangen!“

Mit wenigen Sätzen war er an dem alten Gabriel vorüber — er betrat das Hinterdeck der Germania.

Fuchs sah und erkannte den Mohren des Fürsten.

Ein wilder Fluch rang sich von seinen Lippen, während er seinen Revolver herausriß.

In demselben Augenblick aber kam ihm ein besserer Plan, als der einer nutzlosen Vertheidigung, ein! Er sagte sich, daß er, selbst wenn er Sandok verwundete und von sich abwehrte, doch den Matrosen unterliegen mußte, da er auf dem Schiff ein Gefangener war.

Fuchs aber war nicht so leicht rathlos! Er war bis zu seiner letzten Stunde jener verwegene und trotz seines nunmehr vorgerückten Alters noch bewundernswürdig gelenkige und sehnige Verbrecher, der stets seine volle Geistesgegenwart hatte.

Der „Snowdown“ war eben im Begriff, so dicht an dem Hintertheil der Germania vorüberzufahren, daß die Matrosen desselben es für nöthig hielten, mit langen Ruderstangen die beiden Schiffe von einander abzustoßen.

Diesen Umstand faßte der bedrohte und, wie es schien, nun verlorene Fuchs in's Auge —

Noch war man weder am Bollwerk noch auf dem vorüberschwimmenden Dampfer auf ihn aufmerksam geworden — es war daher der rechte Moment, sich der Verfolgung Sandok's möglichst ohne Kampf zu entziehen, gekommen.

Als der Mohr mit geschwungenen Armen und einen Triumphlaut ausstoßend etwa drei Schritte nur noch von ihm entfernt war, sprang Fuchs auf die Brüstung der Germania und erfaßte eine der Ruderstangen, welche die Matrosen anwandten, um den schwerfälligen, höheren und größeren „Snowdown" abzustoßen.

Mit der Gelenkigkeit und Glätte eines Aals entschlüpfte er den Händen Sandok's und kletterte, als er die Ruderstange erfaßt hatte, nach der Brüstung des „Snowdown" hinüber.

Wenn die Stange von der Germania abglitt — wenn sie unter der Last des an ihr hängenden Fuchs brach! — sie bog sich erschreckend, während er mit seinen Händen sich an ihr einen Weg nach dem Eisengitter herstellte, das den hochliegenden Bord des langsam sich bewegenden großen Dampfers umgab.

Dieser verzweifelte Versuch schien dem Flüchtling gelingen zu sollen — —

Die Matrosen der beiden Dampfer sahen, ohne zu wissen, um was es sich handelte, daß Fuchs die Eisenstangen des Bords erreichte und an denselben hing.

In demselben Moment machte Sandok einen Satz durch die Luft nach dem sich langsam vorwärts bewegenden „Snowdown" hin — —

Aller Blicke folgten dem kühnen Mohren, der jenen Flüchtling zu verfolgen und um jeden Preis erreichen zu wollen schien.

Sandok hatte seinen Sprung gut berechnet — er hatte den an den Eisenstäben hängenden Fuchs, der einen Wuthlaut ausstieß, an den Hüften umschlungen, so daß die Gelenke und Arme des Verbrechers knackten, der nun eine doppelte Last zu tragen hatte!

Die herbeigelockte Menge auf dem „Snowdown" und am Ufer jubelte über das Gelingen dieses kühnen Satzes.

Sandok hing wie eine Tigerkatze an dem Opfer und schwebte mit ihm über dem Wasser.

Fuchs fühlte, daß er verloren war, wenn er den Schwarzen nicht los wurde, da er sich nicht länger halten konnte und ein Kampf im Wasser bei der überlegenen Kraft des besser schwimmenden Sandok's zu seinen Ungunsten ausfallen muß.

Die Todesangst gab ihm einen letzten Ausweg!

Er wagte es, die rechte Hand loszulassen und, nur an der linken hängend, mit der freigewordenen nach einem Messer zu greifen, das er in der Ledertasche seines Rockes trug — in einem Moment hatte er die blitzende Waffe gezückt und stieß sie so heftig in die an seiner Hüfte befindliche rechte Schulter Sandok's, daß ein Theil der Sehnen zerstört wurden und das Blut aus der Wunde strömte.

Aber der Schwarze behielt seine Besinnung und packte, von furchtbarem Schmerz wild gemacht, mit beiden Händen so gewaltig den Bauch und die Weichtheile des Fuchs, daß dieser stöhnend die Eisenstange fahren ließ und mit seinem Gegner in die Wellen hinabstürzte — —

Ein furchtbarer Schrei erfüllte die Luft — die Zuschauer des gräßlichen Kampfes hatten ihn ausgestoßen, da sie sich sagten, daß Beide nun unter die Schraube des „Snowdown" gerathen mußten, den man so rasch nicht anhalten konnte. Dem Strudel des Wassers konnten sie sich nicht entziehen und die Schraube mußte sie zermalmen!

Eine athemlose Stille — ein Augenblick furchtbarer Erwartung und Spannung folgte.

Man hörte es plätschern — man hörte das Rauschen des von der Schraube des Dampfers bewegten Wassers — —

Die Augen Aller waren auf die mangelhaft beleuchtete, wellige Oberfläche des Wassers gerichtet, auf die schaumbedeckte Stelle, welche der „Snowdown" verließ — —

Man suchte athemlos mit den Blicken nach den beiden Gegnern — —

„Sie sind verloren — sie sind Beide getödtet!" riefen einzelne

Stimmen, da man nichts von ihnen erspähen konnte — doch schon tauchte ein Arm aus den Wellen auf — ein Dolch blitzte in der Faust — — wem gehörte dieser Arm? dem fliehenden Verbrecher oder dem sein Leben nicht achtenden treuen Mohren? —

Noch konnte Niemand es unterscheiden — — die Menge der Zuschauer am Ufer wuchs — auf der Germania versuchten es die Matrosen, den Schwimmenden Stricke zuzuwerfen oder sie mit Bootshaken zu erreichen — —

„Der Mohr — der Mohr!" tönte in diesem Augenblick der jauchzende Ruf der für Sandok Partei ergreifenden Menge — sie erkannte, daß der Arm schwarz war, welchem nun der Kopf und die Schultern folgten — —

Aber Sandok schien sich kaum mehr über Wasser halten zu können — er konnte vortrefflich schwimmen — doch schienen ihn die Kräfte zu verlassen!

„Rettet ihn — dorthin mit den Haken — er hält den Andern mit der linken Hand!" ertönten die Stimmen durcheinander.

Wirklich schien der Mohr den Körper des Fuchs erfaßt zu haben — aber eine Secunde noch und er war verloren, da sein rechter Arm, der an der Schulter schwer verletzt war, ihm den Dienst versagte.

Die Matrosen der Germania machten große Anstrengungen, um ihn mit den Haken zu erreichen.

Da endlich hatte der eine derselben sein rothes Hemde erfaßt.

Der Haken riß Sandok's Haut wund — aber er fühlte es kaum, da die Todesangst ihn erfüllte, und er untergesunken wäre, wenn die Hülfe ihn nicht in diesem Augenblick erreicht hätte!

Es war ein furchtbarer Zweikampf gewesen, der zwischen ihm und Fuchs während der letzten Minuten stattgefunden — der um sein Leben kämpfende Verbrecher hatte, als er mit Sandok in das Wasser stürzte, seine ganze Kraft aufgeboten, um sich von der Umklammerung des Mohren zu befreien — dieser aber hatte ihn wie mit Zangen umschlungen und selbst die wü-

thenden Wasserstöße des mit Sandok unter das Wasser sinkenden Fuchs hatten diesen nicht zum Fahrenlassen seiner Beute gebracht.

Sandok hatte sich erst in dem Augenblick von seinem Opfer abgestoßen, als er unter dem Wasser von der Schiffswand des „Snowdown" berührt und von dem Strudel der Schraube ergriffen wurde. Er hatte die Geistesgegenwart gehabt, Fuchs loszulassen und sich mit Aufwendung seiner ganzen Kraft von dem Schiffe abzustoßen, so daß er sich für einige Augenblicke von demselben entfernte —

In dieser kurzen Zeit aber war Fuchs unter die Schraube gerathen, deren Theile ihn getroffen und seinen Kopf zermalmt hatten — dann war er in den Wellen des Fahrwassers geblieben, in denen Sandok's Körper ihn wieder berührt und in demselben Augenblick die Hand desselben ihn wieder erfaßt — —

So war es gekommen, daß der schwer verwundete Mohr nun den entstellten Körper des Verbrechers mit sich führte.

Der Todte ist bekanntlich im Wasser leicht. Sandok hatte ihn daher ohne vermherte Anstrengung so lange, obwohl er selbst Mühe hatte, sich über Wasser zu erhalten, mit sich gezogen.

Nun, da seine Kraft vollständig verbraucht war, da seine Wunden ihn furchtbar geschwächt hatten, fühlte er, daß der Haken der Matrosen ihn zog — seine Arme sanken müde und matt an ihm herab — fast besinnungslos, das Wasser rings mit seinem Blute färbend, ließ er sich an Bord der Germania ziehen — —

Die Leiche des Fuchs war seinen Händen entschlüpft — einer der Matrosen aber hatte dieselbe aufgefischt und zog sie fast zugleich mit Sandok auf die Germania.

Die am Ufer versammelte Menge drängte sich an den der Dampfer-Brigg zunächst liegenden Theil, um über den Ausgang des gräßlichen Kampfes Alles zu erfahren, während der „Snowdown" seine Fahrt nun ungestört schneller fortsetzte, weil der Capitain sich durch diesen Vorfall nicht aufhalten lassen wollte.

Da die Uebergangsbrücke zu der Germania noch im Wasser lag, war die Menge, wie der alte Gabriel zu seiner Freude bemerkte, von seinem Schiff abgeschnitten, und man konnte ungestört

und in aller Ruhe den beiden zu Rettenden die ganze Aufmerksamkeit zuwenden. War man auf der Dampfer-Brigg des Fürsten doch noch über die eigentliche Veranlassung und den Zusammenhang des soeben stattgehabten furchtbaren Kampfes nicht im Klaren!

Fuchs hatte einen Befehl des Fürsten vorgezeigt, an dessen Echtheit Gabriel nicht einen Augenblick hatte zweifeln können — — dann aber war Sandok erschienen, den man im ersten Augenblick gar nicht erkannt hatte.

Man zog nun Beide aus dem Wasser und der Untersteuermann drängte sich herbei, um eine Aufklärung zu erhalten. Dieselbe war aber nicht so leicht zu erlangen, da Fuchs mit zerschmettertem Kopf, Sandok aber ohnmächtig und mit Blut bedeckt an Bord gezogen wurde.

Polizisten fanden sich am Ufer ein und begehrten so hastig Zutritt zu der Germania, daß schnell ein starkes Brett die Verbindung vermitteln mußte.

Da Fuchs bei dem Kampf im Wasser seine Brille und das große schwarze Pflaster verloren hatte, erkannten die Beamten trotz seines zerschmetterten Kopfes bald an den erhaltenen Theilen seines Gesichtes den lange gesuchten Herrn von Renard in ihm, während die Bemannung der Germania nun nicht länger zweifelte, in dem Schwarzen den Mohren des Fürsten zu sehen.

Es wurde ein Arzt herbeigeholt, der die Wunden Sandok's verband, nachdem man die durchnäßten Kleider ihm abgenommen hatte.

Außer dem Stich in der Schulter hatte Sandok noch zwei nicht ungefährliche Verletzungen in der Brust, so daß der Arzt, der ihm die erste Hülfe leistete, die Ansicht äußerte, daß der Schwarze für den Augenblick wohl dem Tode entkommen sei, daß die Wunden aber zum Theil seine Lunge berührten und daher für die dauernde Erhaltung seines Lebens kaum Hoffnung zu hegen sei.

Der alte Gabriel war über diese Mittheilung um so mehr erschrocken, da er wußte, wie sehr lieb Sandok dem Fürsten war.

Er schüttelte nur immer seinen Kopf und war dabei behülflich, dem Verwundeten beizustehen.

Die Beamten nahmen die Leiche des Fuchs in Empfang, setzten in aller Eile ein Protokoll über den Vorgang an Ort und Stelle auf, und ließen den Telegraph die Nachricht nach Paris tragen, daß der so lange gesuchte Verbrecher Fuchs endlich in Havre durch den Mohr des Fürsten von Monte-Vero ergriffen und bei dem Kampf getödet sei.

Sandok kam nach kurzer Zeit zur Besinnung. Als er aber der Besatzung der Germania mit wenigen, augenscheinlich mühevoll hervorgebrachten Worten den ganzen Zusammenhang mitgetheilt hatte, stürzte Blut aus seinem Munde und nach vielen Stunden erst gelang es dem Arzt, diesen sich wiederholenden Blutsturz, der aus der verletzten Lunge des Schwarzen stammte, zu stillen.

Trotz alledem war Sandok voll Freude und Triumph darüber, daß es ihm gelungen war, endlich dem gefährlichen Treiben jenes Elenden ein Ende zu machen, der so lange seinem Massa die schmerzlichsten Wunden geschlagen und dem Arm der Gerechtigkeit so lange entzogen hatte!

„Sandok gerne sterben," flüsterte er, da der Arzt ihm das Sprechen verboten hatte, „nun böser Fuchs todt ist! Sandok hat Zweck von Leben erreicht — nur Massa noch wiedersehen! Massa und schöne Tochter!"

Dieser Wunsch des Schwarzen sollte erfüllt werden.

Am andern Tage schon trafen der Fürst, seine Tochter und Josefine mit der ganzen Dienerschaft in einem Extrazuge, die Leiche in einem Zinksarge mit sich führend, von Paris in Havre ein.

Man bereitete Sandok auf das Erscheinen seines Gebieters vor, um seiner geschwächten Gesundheit nicht zuviel zuzutrauen. Freudige Aufregungen aber sind selbst für Kranke in den meisten Fällen nur von guten Folgen! So war es auch mit dem Mohren, der bei dem Anblick des Fürsten und seiner schönen Tochter, wie er Margarethe stets zu nennen pflegte, Freudenthränen weinte und sich viel wohler fühlte.

Eberhard sorgte dafür, daß diesem Armen, der sein Leben für ihn geopfert, alle nur mögliche Hülfe und Erleichterung wurde, und er hatte nach einigen Tagen die Freude, zu hören, daß Sandok, wenn die Besserung so vorwärts schreite, ihn nach Monte-Vero begleiten könne, wo in der ewig warmen schönen Luft für seine Lunge eine gänzliche Heilung wohl möglich sei.

Die von der Treue Sandok's tief gerührte und weichherzige Josefine ließ es sich nicht nehmen, mit eigener Hand den Kranken zu pflegen, bei ihm zu wachen und ihn mit ängstlicher Sorge vor jeder Aufregung zu bewahren.

Diese Liebe und Güte des schönen, hochherzigen Mädchens war von den segensreichsten Folgen für den Zustand Sandok's, und Margarethe sah mit Wohlgefallen und tiefer Freude, wie ihr Kind in dieser opferbereiten Pflege und in der fortschreitenden Besserung den höchsten Lohn für ihre Bestrebungen fand.

Eberhard beobachtete wohl oft unbemerkt aus der Ferne das Treiben Josefine's, und wenn er sie jetzt an sein Herz zog, um einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken, dann geschah es mit noch innigerer Liebe, da er in dem Herzen seines Großkindes seine eigenen Ideen und Wünsche mehr und mehr aufkeimen und gedeihen sah! —

„Sie widmet einem Schwarzen dieselbe Liebe und Pflege, wie sie sie uns zuwenden würde! Das ist eine wohlthuende Beobachtung für mich. Auch jenseits des Oceans, in unserer Heimath drüben ist man endlich zu meinem Grundsatz gekommen, die Sclaven frei zu machen, und mein Wort: Gleiches Recht für Alle! verschafft sich mehr und mehr Geltung. Gott laß es auch ferner Eingang finden! Es ist der Inbegriff wahrer Menschlichkeit, wahrer Liebe und Gerechtigkeit!"

Die liebreizende Josefine hatte zu ihrer eigenen Freude und zu derjenigen ihrer Mutter die Genugthuung, daß die Aerzte nach wenigen Wochen schon erklärten, der Zustand Sandok's sei so überraschend günstig geworden, daß die Reise nach Brasilien nun ohne Gefahr angetreten werden könne.

Der Fürst von Monte-Vero empfing diese Nachricht gerne,

da er sich nach seinem fernen, schönen Lande sehnte und mit Wonne daran dachte, in Begleitung seiner Tochter und der lieblichen Josefine die blühenden Gefilde zu betreten, die er geschaffen hatte und von denen aus sich Segen über die ganze Erde verbreitete.

Am glücklichsten aber war Martin, der alte Steuermann der Germania, der tagtäglich an das Lager Sandok's trat, um zu sehen, ob die Sache nun bald vor sich gehen könne.

„Bist ein braver Kerl, Bruder Sandok," pflegte er dann wohl zu sagen, „hast mehr als Deine Schuldigkeit gethan! Potz Himmeldonnerwetter, es sollte nur einem einfallen, von Dir etwas Böses zu sprechen, dem bräche ich die Rippen im Leibe entzwei! Du hast den alten Martinez nun für alle Zeit zu Deinem Freunde, und ich kann Dir versprechen, daß er den Meister Tod, wenn er Dir jetzt etwa nahen wollte, mit seinen beiden Fäusten unsanft zurückschlagen würde! Aufgepaßt, Bruder Sandok —"

Der Schwarze lächelte vergnügt über seinen guten Bruder Martinez —

„Aufgepaßt, Bruder Sandok! Wie ist es Dir zu Muth? — Vortrefflich, ist es nicht so? Nun, dann stechen wir morgen in See, und ich will meinen Namen nicht in Ehren tragen, wenn Du in Monte-Vero nicht in vier Wochen ein wahrer Riese von Gesundheit und Kraft wieder bist — Potz Himmeldonnerwetter — —" —

Einunddreißigstes Kapitel.

Monte-Vero.

Die Germania dampfte — — Martin hatte seinen Platz am Steuer eingenommen — ein freudiger Stolz malte sich auf seinem Antlitz ab.

Der Fürst von Monte-Vero stand am Vordermast seines Schiffes — Margarethe und Josefine waren in seiner Nähe — der für die scharfe Luft, die in dem Hafen von Havre wehte, noch empfindliche Sandok saß in der uns bekannten zauberhaft schön eingerichteten Cajüte des Dampfers und wartete sehnsüchtig auf das mildere Klima —

Da rauschten die Räder der Germania im Wasser — das Schiff bewegte sich —

„Nach Monte-Vero!" ertönten die Rufe der Matrosen, „nach Monte-Vero!" stimmten Margarethe und Josefine ein.

„Gott sei gelobt," murmelte der alte Martin am Steuerruder, „die Ladung ist complet — nun wird es wohl keine Rückkehr mehr geben! Ist doch selbst die Gräfin mit dabei — das heißt im Raume unten als Stückgut!"

Der alte Martin war einmal ein sonderbarer Kauz, eine Seeratte, die selbst im Tode nicht recht von Herzen Frieden schloß mit denjenigen, welche im Leben nur Feindschaft ausgeübt hatten — daher hatte er für die Gräfin selbst unter diesen sehr veränderten Verhältnissen nicht eine andere Gesinnung wie früher, und wenn in ihm wirklich einmal eine weichere Stimmung oder der Gedanke an ihren Tod Platz greifen wollte, erinnerte er sich an die zahllosen Feindseligkeiten derselben, und jede Rührung, deren Martin übrigens sehr empfänglich war, hatte sofort ihr Ende erreicht. Wußte er als der Vertraute Herrn Eberhard's, der lange genug mit ihm nach der Tochter umher gesucht hatte, doch am besten, wie die ganze unselige Geschichte zusammenhing, und wer an all dem Unglück die Schuld trug.

Nun war allerdings Alles zu einem guten Ende geführt, aber dasselbe war doch nur nächst Gott dem Herrn Eberhard und ihm zuzuschreiben!

Der alte Steuermann Martin unterschätzte sich nicht. Er wußte am besten, wie gut er es gemeint hatte, und solche gute Meinung mußte ihre Früchte getragen haben. Somit schrieb er sich vielleicht mit allem Recht einen gewissen Theil der Erfolge zu, welche der lange Aufenthalt in Europa nach sich geführt.

Daß noch Mancherlei zu wünschen war, daß Herr Eberhard, mehr aber noch seine Tochter im Verborgenen, zur Vollendung des Glückes noch manchen, nunmehr kaum erhofften Umstand herbei wünschten, war ihm unbekannt. Er hatte kein Verständniß für die Sehnsucht, für jene Liebe zartbesaiteter Herzen, die bis an ihr Ende auf Erfüllung hoffen und deren Seelen unzertrennlich verbunden sind mit jenen, denen einmal ihre Liebe gehört — der alte Martin hatte für eine solche Seelenverwandtschaft kein Verständniß, und das darf uns nicht wundern — seine Braut, seine Geliebte war das Meer! Seine Liebe war daher keine begehrende, eigennützige, selbstische — sie glich vielmehr jener platonischen Liebe, die nicht besitzen will, die sich nur nach ihrem Gegenstande sehnt, die ihm angehört mit Leib und Seele, ohne doch den Wunsch zu haben, sich in ihn zu versenken!

Und nun denke man sich bei diesen platonischen Empfindungen die derbe Art Martin's, seine kernige Gestalt, seine urwüchsige Ausdrucksweise, um ein Bild seiner Erscheinung und seines Auftretens während der Reise zu erhalten, die man zu unternehmen im Begriff war. Er war wieder so recht in seinem Fahrwasser und sein wettergebräuntes Gesicht legte mit fortwährendem Lächeln ein Zeugniß davon ab, daß sein lange gehegter Wunsch, Europa zu verlassen, endlich in Erfüllung gegangen war.

Auch des Fürsten Antlitz verrieth einen Schimmer der Wonne — er freute sich auf den Eindruck und erhoffte die schönsten Erfolge für seine Tochter von dem Anblick, welchen Monte-Vero auf dieselbe machen würde. War doch auch sein höchster Wunsch es gewesen, in seine segensreiche Colonie zurückzukehren und von dort aus sein Streben, die Menschheit zu beglücken und ihr beizustehen, fortzusetzen.

Die Reise nahm trotz der herbstlich kalten Stürme einen guten Fortgang. Während in den ersten Tagen, als man sich noch im Canal befand, der dicke Nebel zuweilen sogar feinen Schnee mit sich führte und die Luft oft eisig war, änderte sich die Temperatur bereits, als man die Insel Quessant und den Busen

von Brest passirt hatte und nun tiefer in den Ocean gen Süden steuerte.

Das Meer, das so lange einen grünlichen, unheimlichen Schimmer gehabt hatte, nahm nun, als man sich endlich der spanischen Küste näherte, einen mehr und mehr azurblauen Schein an, und die Sonne bekam wieder eine so erwärmende und große Macht, daß selbst Sandok hin und wieder Mittags sich auf dem Verdeck sehen lassen konnte, um die warme, frische, erquickende Luft einzuathmen, welche nun auf den Wellen wehte.

Der unabsehbare Ocean dehnte sich wie ein blauer, leichtbewegter Spiegel, wie eine sonnverklärte Masse rings aus, so weit das Auge reichte, in der Ferne verschmelzend mit dem blauen Himmel, der wie eine schützende Glocke darüber ausgebreitet war.

Hin und wieder nur erschien am fernen Horizonte ein weißer Punkt, die Segel eines vorübereilenden Schiffes bezeichnend — dann wieder konnte man mit Hülfe des Fernrohrs, welches Eberhard seiner Tochter reichte, die fernen Felsen des spanischen Caps von Finisterre sehen — aber diese Unterbrechungen waren nur kurz und wichen schnell wieder dem Eindruck unabsehbarer blauer Wasserflächen, auf denen Abends ein Rudel Haifische oder in heller Mondscheinnacht fern die blitzenden Funken fliegender Fische zauberisch sich abhoben.

Margarethe und Josefine konnten sich an diesen gewaltigen Schauspielen, an dieser Großartigkeit des Meeres gar nicht satt sehen, und Eberhard erfreute sich an dem Eindruck, den Alles auf sie machte! Martin aber war sehr stolz darauf, wenn sie an ihn hin und wieder Fragen richteten, und er dieselben beantworten konnte.

Seine Stirn verdüsterte sich aber, als sich auf den Raaen, nachdem man auf der Insel St. Jago frisches Wasser eingenommen und den Aequator passirt hatte, Sturmvögel zeigten, jene den Möwen ähnlichen, großen, weißschimmernden Vögel, die, gleich den niedrig fliegenden Schwalben auf dem Festlande, für das kundige Auge des Seemanns stets Unwetter ansagen.

„Wird ohne Sturm nicht abgehen," murmelte er und ließ

seine Blicke über das bewegtere Meer bis an den Horizont gleiten, der sich in Nebel zu hüllen schien, so daß die untergehende Sonne einem riesigen Feuerball glich — „seht Ihr die kleinen weißen Spitzen in der Ferne," sprach er zu Margarethe, die in seiner Nähe stand, „sie sehen aus wie Federn, welche in langen Streifen aufflattern — das ist Wellenschaum! Bald werden wir das Rollen vernehmen und den Sturm heulen hören! — Die Nacht ist im Anzuge — die heilige Jungfrau bewahre uns vor dem Clabautermann!"

Dieser Name klang so seltsam und dabei so komisch, daß Margarethe unwillkürlich zu Martin hinsah, um zu ergründen, ob er einen Scherz machte — die Züge des alten Seemanns waren aber so ernst und düster, daß an einen Spaß nicht zu denken war.

„Was sagtet Ihr da eben, Martin?" fragte die Tochter Eberhard's, während es dunkelte und die Wellen immer hohler gingen, „Ihr nanntet einen Namen —"

„Allerdings — die heilige Jungfrau bewahre uns vor dem Clabautermann!" wiederholte Martin und schlug ein Kreuz nach der Seite des Meeres zu, von der nun von Zeit zu Zeit ein Windstoß kam — „wißt Ihr nicht, was es damit ist?"

„Nein, guter Martin, erzählt!"

„Ich hab' ihn in meinem Leben auch nur einmal gesehen," sprach der alte Steuermann und lüftete seinen Hut, um seine Haare aus der Stirn zu streichen, „aber da war es mit mir auch nah' an der letzten Stunde! Potz Himmeldonnerwetter — Gott verzeih mir meine Sünde, das war ein Anblick zum Entsetzen, und ich wünsch' mir einen solchen mein Lebtag nicht mehr. Ich war noch ein junger Kerl, kaum zwanzig Jahre alt. Die Bark „Friedrich Wilhelm", die damals von Hamburg nach New-York gegangen war und auf der ich Matrosendienst angenommen hatte, war ein neues, schönes Schiff, ein Dreimaster, mit dem wir Deutschen Staat machen konnten. Von New-York hatten wir Stückgüter nach London, und Capitain Black, ein Engländer, war ein Mann, der sich vor keinem Teufel fürchtete — der war

mein rechter Lehrherr! Potz Himmeldonnerwetter, das war ein Kerl, wie er auf das Wasser gehört — je toller die Wellen, je ruhiger und vergnügter war er!

„Wir hatten die Küste Amerika's," fuhr Martin zu erzählen fort, „etwa seit vierzehn Tagen hinter uns und befanden uns auf dem hohen Meer, als eines Abends just wie heute die See hohl zu gehen anfing.

„Es giebt etwas, Jungens, rief Black, rafft die Segel ein und nehmt Eure Ration zu Euch! Die Nacht wird wild, die Sturmvögel kommen schon! — Her mit einem Glase von Eurem Rum — vor allen Dingen der See ihren Tribut geben, das geht vor!

„Und unser Capitain Black goß den Rum auf die zischenden Wellen, die sich dem „Friedrich Wilhelm" näherten.

„Von Minute zu Minute nahm der Sturm und die Finsterniß zu. Ich stand neben dem Steuermann im Hintertheil des Schiffes. Man konnte kaum bis zum Mittelmast sehen. Der weiße Gischt schlug hin und wieder über Deck und unsere Bark tanzte auf den Wellen wie eine Nußschale! Da — es mochte wohl elf Uhr Nachts sein — sah ich plötzlich etwas an dem Mittelmast herabgleiten — es glich unserer Schiffskatze, aber es war größer, schwärzer und grauenhafter! Ich sah die rothen Augen leuchten und das Ding um den Mastbaum tanzen, gleich wie ein Kater um den Schornstein.

„He, Steuerman!" murmelte ich, stieß ihn an und zeigte nach dem vermaledeiten Ding, „seht Ihr das Thier dort? — das kann unsere Katze nicht sein!"

„Heilige Jungfrau," rief der alte Kerl und erbleichte zitternd, „der Clabautermann — wir sind verloren!"

„Als er den Namen nannte, wußte ich, was ich gesehen hatte. Ich hatte das Ding, das den Untergang eines Schiffes anzeigt, noch nie gesehen, aber genug von ihm gehört. Es schüttelte mich heftig — aber schon war das Thier verschwunden, und die Wellen schlugen immer höher über unsere Bark. Wir mußten zwei Maste kappen und entgingen mit Mühe und Noth

dem Untergang, den „Friedrich Wilhelm“ als ein Wrack in einen englischen Nothhafen bringend. Seit jener Nacht, in der unser Leben nur noch an einem Faden hing, und die ich daher nie vergessen kann, muß ich bei nahendem Sturm immer an die Bestie mit den rothen Augen denken!“

Margarethe hatte unwillkürlich ungläubig lächeln müssen, als der alte Martin mit solchem Ernst von einem Seegespenst erzählte, das allerdings bei allen Seeleuten eine große Rolle spielte.

Sie versuchte es, dem Steuermann eine natürliche Erklärung zu geben, sprach von der Aufregung des Augenblicks, in der man Dinge zu sehen meine, die oft eine in der Todtenangst unberücksichtigte Ursache hätten, oft aber auch nichts als Täuschungen der Sinne wären — der alte Martin aber ließ sich seinen Aberglauben nicht ausreden und behauptete immer wieder, er wünsche nicht, daß die gnädige Tochter Herrn Eberhard's in dieser Nacht selbst das vermaledeite Unglücksthier zu sehen bekomme.

Während der Zeit hatte sich der Himmel immer mehr mit drohenden, schnell fliegenden Wolken bezogen und die Germania kämpfte mit den Wogen, die rollend und, von den Windstößen getrieben, sich ihr entgegenwälzten.

Am Horizont zuckten Blitze auf — ferner Donner machte den Eindruck der früh hereinbrechenden Nacht so fürchterlich, daß Josefine sich ängstlich an ihre Mutter klammerte, die auf den Rath Eberhard's das Verdeck verließ und mit ihr in die Cajüte ging, da die weißen Köpfe der Wellen immer wilder über Deck spielten.

Große Regentropfen fielen herab und das Gewitter umtos'te immer grauenhafter die Dampfer-Brigg, die mit dem empörten Elemente kämpfte.

Der Fürst stand, den Arm um den Vordermast geschlungen und bespritzt von dem Wellenschaum, todesmuthig da — die Bemannung verrichtete mit kalter Ruhe ihren Dienst — und Margarethe betete mit ihrer Tochter vor dem Crucifix der Cajüte.

Donner und Blitz jagten sich, und bläulich grelles Licht wechselten grauenhaft mit tiefer Finsterniß ab. Das empörte Meer

gleich einem Ungeheuer, das unaufhörlich seine Riesenarme ausstreckte, um das Schiff zu verschlingen, das bald tief im Abgrunde, bald wieder hoch auf dem Rücken der Wellen tanzte.

Gegen Morgen erst schien sich das Unwetter legen zu wollen. Regengüsse wie Wolkenbrüche bildeten den Schluß der furchtbaren Empörung der Natur — noch immer rollten die Wogen dumpf und hohl — aber als im Osten die Dämmerung sichtbar wurde und die Wolken sich theilten, begannen auch sie sich zu beruhigen, wie wenn die aufgehende Sonne ihre Macht lähmte.

Die Gefahr war glücklich überstanden, und Eberhard trat zu den Frauen, um ihnen zu verkünden, daß sie nun getrost wieder das Verdeck besteigen könnten, um die erquickende, wohlthuende Luft zu genießen, die über das Meer daher wehte.

„Ihr habt immerhin etwas erlebt," meinte er lächelnd, „wovon Ihr mit Stolz sprechen könnt. Ein solcher Sturm ist nicht auf jeder Seereise anzutreffen, und ich sage immer: ohne Kampf kein Sieg! Ihr werdet nun um so beglückter das Festland und die mit Gefahren errungene neue Heimath begrüßen!"

Nach wenigen Tagen erschienen die Felsenspitzen des Capo Frio am Horizont, weiß schimmernd sich abhebend von dem blauen Meer und Himmel, und bald lag das enge Felsenthor und das glänzende Fort Santa Crouz vor den staunenden Blicken der Reisenden.

Die weite Bai von Rio de Janeiro entfaltete ihr üppig grünes Panorama vor ihnen, die Zoll-Beamten begrüßten und besuchten mit Devotion die beflaggte Germania des überall geehrten und gekannten Fürsten von Monte-Vero, und Margarethe schloß, Thränen der Freude vergießend, ihr staunendes Kind selig in ihre Arme.

Nachdem man die Nacht an der befestigten Insel Lages abgewartet hatte, lief die Germania am nächsten Morgen in die Bai ein, wo der Kaiser Pedro, dem man die Ankunft des Fürsten gemeldet, in seiner prachtvollen, mit einem goldverzierten Zelte überdachten Gondel seinem Freunde entgegen kam, um ihn, den er so lange entbehrt hatte, zu begrüßen.

Die Freude Dom Pedro's war eine aufrichtige, ungekünstelte.

Er schloß den Fürsten, die Germania besteigend, in seine Arme, und dieser Anblick war für die Umgebung wahrhaft ergreifend.

Alle Schiffe hatten geflaggt, und es machte den Eindruck, als war der Residenz Brasiliens ein Freudentag angebrochen! Die weiten, amphitheatralischen Ufer waren mit Neugierigen und mit Frohen angefüllt, welche der Ankunft des weit und breit geliebten Fürsten von Monte=Vero entgegen jubelten. Es war in der That, wie wenn ein geliebter Bruder des Kaisers eingetroffen, wie wenn ein Fest gefeiert wurde, das um so höher stand, weil es unvorbereitet war!

Eberhard konnte kaum seine Rührung bemeistern, und auch Margarethe war tief erschüttert von diesem kaum erwarteten Empfang. Martin aber lächelte, in der Ferne stehend, so selbstbewußt und selig, wie wenn er Aehnliches vorher gewußt hatte und für sehr natürlich hielt. Er erfreute sich an den staunenden Blicken und überraschten Mienen Margarethe's und Josefine's, welche der Kaiser mit warmem Wort willkommen hieß.

Am Ufer angekommen nahmen die kaiserlichen Equipagen die Herrschaften in Empfang, um sie nach dem Palast des Fürsten zu fahren, von dem aus man, nachdem man einige Tage geruht, sich zu Pferde nach Monte=Vero begeben wollte.

Die kaiserliche Familie erwiderte, als Eberhard und seine Tochter am Hofe gewesen waren, den Besuch und überbot sich in Beweisen der Gunst und Liebe. Dom Pedro aber war trotz der Sorgen, die ihm der Krieg mit den Paraguiten machte, so sehr von aufrichtiger Freude erfüllt, daß er den Fürsten von Monte=Vero wiederholt an seine Brust schloß und ihm versicherte, dieses Wiedersehen sei für ihn seit langer Zeit die größte Wonne gewesen!

Die Kaiserin Therese, eine neapolitanische Prinzessin, die im ganzen Lande als eine unermüdliche Wohlthäterin geehrt wird, nahm sich mit wahrer Liebe Margarethe's an, fuhr mit ihr und Josefine durch die Straßen und Umgebungen Rio's und machte sie auf Mancherlei aufmerksam, was die Sitten des Landes erforderten.

Die arme, einst heimathlose Margarethe neben einer Kaiserin,

die sie mit schwesterlicher Liebe behandelte! Wie mochte es der Tochter des Fürsten wohl um das volle, gefühlsreiche Herz sein, wenn sie nun an jene Zeit zurückdachte, in der sie auf den Steinen am Wege saß und in stiller Nacht schwermüthig das Lied sang:

„Meine Mutter hab' ich nicht gekannt,
Keinen Vater hab' ich mein genannt —
O lieber Gott, bin so allein —
Kein Herz ist mein! —

Ich hatte nie ein Vaterhaus,
Man stieß mich in die Welt hinaus —
O lieber Gott, bin so allein —
Kein Herz ist mein! —

Du lieber Gott, der Alles giebt,
Gieb eine Seele, die mich liebt!
Auf weiter Welt bin ich allein —
Kein Herz ist mein!" —

Sie hatte den Vater, die Mutter gefunden — überwunden war die Noth — — sie hatte ein Herz gefunden, das sie liebte, das ihr gehörte — — sollte ihr Glück vollständig werden, war es ihr beschieden, der Schwergeprüften, den Geliebten je wiederzusehen und ihm ganz anzugehören?

Diese Hoffnung zu hegen trotz des leuchtenden Glücksschimmers, der sie nun umstrahlte, wagte sie nicht! So gab es denn selbst in diesen Tagen nie geahnter Wonne für das Herz Margarethe's noch einen heimlichen, wehen Punkt, dessen Vorhandensein Eberhard nicht ahnte, da Margarethe ihn vor ihm mit rührender, zarter Sorgfalt verbarg.

Die Tochter des Fürsten war eine Prinzeß, und man titulirte die bescheidene und beschämte Margarethe nicht anders, obwohl sie in ihrer nächsten Umgebung es sich mit mildem Wort verbat. Sie hatte alle Anrechte auf diese hohe Anrede — sie war als die Tochter eines F ü r s t e n eine P r i n z e ß, wenn auch der größte Theil ihres Lebens ohne ihre Schuld in Armuth und Elend verflossen war!

Margarethe mußte sich an diese Veränderung erst gewöhnen. Sicher war es, daß sie auch auf der Höhe, die sie nun bestiegen, nicht ihre Vergangenheit vergaß, daß sie gleich ihrem Vater jenen ihre Hand wie eine Schwester reichte, denen das Glück nicht leuchtete wie ihr! Hatte sie es doch am besten empfunden, wie weh und schmerzlich es ist, arm und verlassen zu sein! Die Erlebnisse ihrer Jugend waren eine ernste Vorbereitung gewesen für die jetzige Zeit des Glückes — eine Vorbereitung, die wir mancher unserer hochmüthigen Herzoginnen und Prinzessinnen, manchem unserer adelsstolzen, übermüthigen Junker wünschten, und die für dieselben von den segensreichsten Folgen sein würden! —

Sandok's Zustand hatte sich, nachdem die Strapazen der Reise überwunden waren, in dem warmen Klima Rio's sehr bald so weit gebessert, daß die Reise nach Monte-Vero angetreten werden konnte.

Während Martin und ein Theil der Matrosen den Zink-Sarg der Gräfin zu Wasser nach dem Fürstenthum schafften, hatte Eberhard es vorgezogen, seine Angehörigen mit der Dienerschaft zu Pferde nach Monte-Vero zu führen, um ihnen auf dem Wege dorthin von der Ueppigkeit der Vegetation und den Urwäldern, durch die man kam, ein Bild zu machen. Er sorgte, unterstützt von den Verwaltern, welche ihm entgegengeeilt waren, für genügenden Proviant und Alles, was zu der Reise nöthig war, und hatte die Freude, daß Margarethe wie auch Josefine das größte Interesse an Allem zeigten, was ihnen auf dem Wege auffiel.

So näherte man sich nach mehreren Tagereisen denn immer ...hr dem uns bekannten, herrlichen Schloß, nachdem man sich längst innerhalb der Grenzen des unabsehbaren, reichen, herrlichen Fürstenthums befand.

Hin und wieder hatte man die Gestade des breiten und mit den bewimpelten Transportschiffen von Monte-Vero belebten Rio-Vero berührt — Zuckerplantagen, Kaffeeanpflanzungen und Diamantenwäschereien erblickt — Baumwollfelder, Dörfer, Fabriken und Bergwerke bewundert, und überall Schwarze und Weiße so emsig und friedlich neben einander arbeitend gefunden, daß der

Eindruck dieser Provinzen, die in ihrer blühenden Entfaltung alle ein Werk Eberhard's waren, ein wohlthuender, großartiger war! Von allen Seiten war dem Fürsten und seiner Tochter aber auch ein so aufrichtiger, biederer Jubel, ein so jauchzender Empfang geworden — von den Schiffen wie von den schwerbeladenen Tropas war ihm ein so herzlich jubelnder Gruß entgegen getönt, dem man bei aller Ungezwungenheit doch eine Ehrfurcht anhören konnte, daß Margarethe und Josefine bei all diesen Zeichen der Liebe, der Verehrung und des strahlenden Glücks wie in einem Triumphzug in ihre neue Heimath eingeführt wurden! Sie konnten sich an dem überall verbreiteten Segen und an den unabsehbaren Anlagen gar nicht satt sehen, denn immer wieder gab es etwas Neues zu bewundern, immer wieder kamen sie durch glückathmende Gefilde und Dörfer, in denen Alt und Jung ihnen entgegenkam und Blumen und Zweige auf ihren Weg streute!

Der rührendste und großartigste Empfang aber stand der fürstlichen Familie noch bevor!

Der Abend nahte sich bereits, als ferner Kanonendonner die Frauen erschrecken, den Fürsten aber lächeln ließ — er wußte, wo man die Kanonen löste — er wußte, daß es Freudenschüsse waren, die man von den Thürmen Monte-Vero's ihm entgegen sandte — wenige Minuten nur noch und vor den Blicken der Staunenden, die mit ihren wiehernden Pferden aus dem Walde auf einen freien Platz gelangten, lag plötzlich neben den Silberwellen des Rio-Vero das hohe Schloß, umgeben von blühenden Terrassen und im Hintergrunde von den dunklen Gipfeln dichter Wälder.

Banner wehten auf den Zinnen des Schlosses — Kanonen donnerten von den Thürmen der Umfassungsmauer, und die geschmückten Bewohner standen in unabsehbaren Reihen an der Auffahrt, hinter der die riesige Fontaine ihre Wasserperlen kühlend in die dufterfüllte Luft sandte.

Dieser Anblick war überwältigend schön und großartig!

Margarethe und Josefine hielten ihre Pferde an und blickten zu dem Zauberwerk hinüber, das plötzlich vor ihnen lag — —

„Seht Eure Heimath! meine Kinder!“ sprach der gerührte Fürst, der einen so königlichen Empfang nicht erwartet hatte.

Freudenrufe erfüllten die Luft — die Töchter der Beamten und Ansiedler bestreuten den Weg mit Blumen und hießen die Einziehenden willkommen.

Die Reitknechte nahmen die Pferde in Empfang und waren den Frauen dabei behülflich, dieselben zu verlassen.

Eberhard nahm Margarethe und Josefine an seine Hand und schritt mit ihnen durch die zahllosen Reihen der ihm entgegen jubelnden Menge!

Es war ein freudenreicher, schöner Einzug, den der Fürst hielt. Freude glänzte auf allen Gesichtern — Liebe jauchzte ihm entgegen — Glück und Zufriedenheit athmete Alles rings!

Eberhard dankte den Versammelten mit herzlichen Worten, reichte den ihm zunächst Stehenden seine Hände, und auch Margarethe gab mit rührender Innigkeit ihren sie tief bewegenden Gefühlen Worte.

Es gab rings so viel zu sehen, zu bewundern! Ehrenpforten waren errichtet, Freudenfeuer brannten auf den Terrassen und von den Thürmen des Schlosses flogen Leuchtkugeln auf in die dunkelnde Luft, um nah und fern die frohe Botschaft zu verkünden, daß der Fürst mit seinen Angehörigen eingezogen war, um nun sein schönes, weites Reich nicht mehr zu verlassen!

Als Eberhard endlich das Schloß betreten hatte und mit seiner Tochter und Josefine auf dem Balcon stand, vor dem die Wasser der Fontaine im Mondschein blitzten, zog er Beide an sein hochklopfendes Herz — Rührung überkam den edelsten Mann seiner Zeit — Dankesworte zum Himmel empor flüsterten seine Lippen, und dann zeigte er hinab auf die Gärten und Wälder, auf den Fluß und die Gefilde —

„Das Alles, so weit Eure Augen reichen und noch weit, weit darüber hinaus, gehört Euch, es ist Eure Heimath und es ist für mich nun erst von der Sonne des wahren Glückes verklärt, da ich Euch neben mir sehe, da ich mit Euch gemeinsam die segensreichen Früchte genießen kann! Hierher sehnte ich mich, hier wird

für uns ein schönes Leben anbrechen, und ich werde den Abend meines Daseins an Eurer Seite mit täglich neuer Freude genießen! Hier herrschen Frieden, Wohlsein, Arbeit und Glück — diesem Orte der Erde hat Gott seinen ganzen Segen geschenkt!"

„Ich habe so viel zu sehen und zu bewundern, der Anblick dieses Paradieses beglückt mich so sehr, mein Vater, daß ich kaum Worte finde, um Dir für diesen Freudentag zu danken!" flüsterte Margarethe und küßte ihren Vater, während Maranha, die üppig schöne Farbige, auf den Balcon trat, um saftige Früchte auf den Marmortisch desselben zu stellen.

Eberhard begrüßte sie — er hätte sie fast nicht wieder erkannt, so schön und herrlich hatte sie sich entfaltet.

Da wurden die Augen der Staunenden durch ein Feuerwerk geblendet, das auf dem Teppich am Walde abgebrannt wurde. Die funkensprühenden Raketen auf dem tiefblauen Hintergrunde der Bäume machten einen großartigen Eindruck, und als die Grotten und Lauben der Terrassen in rothem, bengalischem Feuer standen, als in den Beeten unten Flammenblumen erblühten und auf den Thürmen der Mauern große Freudenfeuer aufflammten, da boten das Schloß und die Umgebung erst einen märchenhaft herrlichen, unvergeßlichen Anblick dar, der noch durch den Gesang deutscher Volkslieder erhöht wurde, welche die deutschen Ansiedler, in den Bosquets des Garten versteckt, tausendstimmig ertönen ließen.

Die milde, sternhelle, dufterfüllte Nacht des Südens breitete sich über dieses Fest aus, das in seiner Herrlichkeit und Schönheit unvergleichlich war.

Als man in der Capelle des Schlosses, in welche die Matrosen den Sarg Leona's getragen hatten, das Nachtgebet verrichtet führte Eberhard Margarethe und Josefine in ihren Flügel des Schlosses, dessen bekränzte und für den Empfang geschmückte Räume ebenso prächtig wie einladend waren.

Dann trat der alternde Verwalter Schönfeld, der Nachfolger des durch Fuchs ermordeten Villeiro, zu dem Fürsten, um ihn in den rothen Saal zu führen, in welchem eine Ueberraschung noch ihn erwartete.

Der weite, hohe Saal war tageshell erleuchtet und in ihm ein sprechend ähnliches Portrait des Kaisers von Brasilien, in Brillanten gefaßt, aufgestellt, das Don Pedro dem Fürsten von Monte-Vero als einen Beweis seiner Liebe und Freundschaft gesandt hatte.

„Nehmen Sie es liebevoll auf, mein theurer Eberhard," stand in dem Schreiben, welches das Geschenk begleitete, „welchen anderen Beweis meiner steten Erinnerung und Hochschätzung konnte ich Ihnen, der Sie mit Orden und Ehren überhäuft sind, wohl zukommen lassen, als dieses Bild, das Ihnen stets die Worte der Freundschaft zurufen mag, welche zu allen Zeiten für Sie unverändert empfinden wird Ihr Ihnen wohlgeneigter

Pedro."

Der Fürst war von diesem neuen, sinnigen Zeichen der Liebe des Kaisers tiefgerührt! Das Bild fand einen Platz in seinem Gemach, in welchem auch jenes seiner Mutter aufgestellt wurde, der schönen Prinzeß Christine, das ihm der König seines Vaterlandes geschenkt hatte. —

Ein schönes, friedvolles Leben brach in dem Schlosse von Monte-Vero an, ein Leben, von dem man hätte sagen können, daß es vollendet und wunschlos gewesen, wenn auf der anmuthig durch die Gänge des Parkes schwebenden Prinzeß Margarethe nicht der leise Hauch eines tiefen Kummers, einer Sehnsucht geschwebt hätte, den sie vor den Augen des Fürsten und ihrer Tochter zu verbergen strebte.

Da erfuhr nach Monaten der für die Erweiterung und Verbesserung seiner Colonie rastlos bemühte Eberhard, daß sich nördlich von Monte-Vero, wo vor Jahren noch öde Prairieen und sumpfige Wälder sich erstreckt hatten, ein Deutscher angesiedelt habe, der gleich ihm diese Ländereien urbar zu machen und Ansiedler zu sich heranzuziehen strebe.

Diese Nachricht erfüllte den Fürsten mit Freude, und er bemühte sich, den Namen jenes Mannes zu erfahren, der seine Ideen weiter ausführte und doch bisher ihn nicht einmal aufgesucht hatte.

Man brachte dem Fürsten den Bescheid, daß dieser Pflanzer, dessen Person ein seltsames Dunkel umhüllte, ein schöner Mann von etwa 38 Jahren sei, sich ganz der Verbesserung und Verwaltung seiner Ländereien widme und sich Senhor Waldemar nennen lasse.

Noch immer stieg in Eberhard nicht der Gedanke auf, daß eine ihm bekannte, ihm fast nahe stehende Persönlichkeit hinter jenem Namen stecken könne — die Unmöglichkeit einer Gedankenverbindung war so groß, daß der Fürst auch für die folgenden Wochen noch ahnungslos von der Person seines Nachbars blieb.

An einem Sonntag Abend, als Eberhard mit Margarethe und Josefine auf der Terrasse seines Parkes stand und auf den freien Platz vor der Einfahrt blickte, gewahrte er plötzlich am Rande des Waldes einige daherſprengende Reiter. Er machte Margarethe auf dieselben aufmerksam, und man sah nun, daß der eine derselben voran ritt, nach Art der Pflanzer von Brasilien ein leichtes Sommergewand und einen gelben breiten Hut trug und augenscheinlich von den ihm folgenden beiden Begleitern mit Ehrerbietung behandelt wurde.

Er lenkte sein schönes, junges Pferd dem Schlosse zu und nach wenigen Minuten schon sprang einer der Begleiter von seinem Rosse, um dem in der Nähe beschäftigten Verwalter Schönfeld eine Meldung zu thun.

„Mir ahnt," sprach der Fürst zu den Frauen, „daß jener Reiter unser Nachbar ist, der endlich uns einen Besuch abstatten will!"

In diesem Augenblick näherte sich, während die Reiter an der Mauer blieben, der Verwalter der Gruppe.

„Ich habe Ew. Hoheit zu melden," sprach Schönfeld, „daß der Besitzer der Colonie Santa Francisca um die Gunst einer Unterredung ohne Zeugen bittet!"

„Meine Ahnung ist eingetroffen," rief der Fürst erfreut, „unser Nachbar sucht mich endlich auf! Begebt Euch in das Schloß, meine Lieben, da der Fremde mich allein zu sprechen wünscht, ich kehre nachher zu Euch zurück!"

Während Margarethe und die reizende Josefine an dem Marmor-Bassin der Fontaine vorüber nach dem Portal des Schlosses schritten, wandte Eberhard, gefolgt von seinem Verwalter, sich der Ausfahrt zu — er sah jenen Reiter, der ohne Zweifel der deutsche Pflanzer war, auf dem Kies des Weges stehen und augenscheinlich tief ergriffen den beiden Frauengestalten nachblicken, die soeben hinter dem Wasserschleier der vom Sonnengolde beschienenen Fontaine verschwanden — dann kam er dem Fürsten entgegen und verneigte sich.

Eberhard sah einen schöngewachsenen, kräftigen, von der Sonne des Südens gebräunten Mann vor sich, der zwar in seiner Haltung und in seinen Bewegungen die hohe Abstammung und die vornehme Geburt verrieth, an dem sich diese zufälligen Vorzüge aber auch vortrefflich mit dem Bewußtsein der Thatkraft und des Schaffens verbanden. Eberhard fand Wohlgefallen an der Erscheinung des Fremden, und er kam ihm daher um so einladender entgegen.

„Verzeihung, Hoheit, daß ich Sie für Augenblicke von der Gesellschaft der Damen schied, die ich in das Schloß wandeln sah," sprach der Fremde mit zwar voller, aber seltsam ergriffener Stimme — „ich habe vor allen Dingen aber Ihnen allein meinen Dank zu sagen für das Vorbild, das Sie mir geschaffen haben! Ich suche Ihnen nachzustreben, und wenn meine Erfolge gegen die Ihrigen auch nur klein und unbemerkbar sind, so erfüllen sie mich doch mit so großer Freude, daß ich nun, da di ersten Schritte segensreich gethan sind, zu Ihnen eilen mußte, um mir Ihren Rath, Ihre Freundschaft zu erbitten. Das klingt anmaßend, Hoheit, aber ich hoffe Ihnen zeigen zu können, daß kein Unwürdiger Ihnen naht!"

Eberhard war den Worten des Fremden mit immer größerem Interesse gefolgt und es war dabei eine eigenthümliche Erinnerung in ihm aufgestiegen. Diese Stimme, diese Züge, obwohl sie von einem dunklen Vollbart umschattet wurden, erinnerten ihn an eine Person der Vergangenheit, die er nicht geliebt hatte.

„Ich heiße Sie willkommen!" sprach er, dem Gast seine Hand

reichend und ihn nach dem Schloß führend, „verzeihen Sie vor allen Dingen eine Frage, die mich quält — eine Aehnlichkeit — mein Gott — man nannte Sie, wie ich mich nun erinnere, Senhor Waldemar — — sind Sie — —“

„Ich war der Prinz Waldemar, Hoheit,“ erwiderte mit edler Ruhe und freudigem Stolz der Fremde, „nun bin ich ein Mann, der sich wie Sie sein Reich selber schaffen will! Ich habe die Hoffnung, daß Sie diesem Streben nicht Ihre Gunst und Ihre Interesse versagen werden! Erinnern Sie sich der Worte, die Sie in dem andern Welttheile zu mir sprachen, als ich Sie um — — Ihre Tochter fragte — —“

Waldemar's Hand bebte in derjenigen Eberhard's — die beiden Männer standen, sich Aug' in Auge blickend, still und in beiden stieg in diesem Moment wohl eine tiefe Rührung und Bewegung auf — —

„Ihre Worte lauteten, daß Sie nie, nie einem Prinzen die Hand Ihrer schönen, geliebten Tochter reichen würden — — nun wohlan denn, Eberhard von Monte-Vero, nicht ein Prinz ist es, der Sie zum zweiten Male um dieselbe Hand zu bitten kommt, ein Mann ist es, der sich sein Schicksal und seine Heimath wie Sie selbst geschaffen hat; ein Mann, der in seinem tiefsten Herzen keinen reineren und höheren Wunsch trägt, als den einen: Margarethe zu besitzen und mit unsäglicher, unwandelbarer Liebe Alles gut zu machen, was er in längst vergangener Zeit fehltretend beging!“

„Das ist ein offenes, treues Wort, Senhor Waldemar,“ sprach Eberhard ernst, „ein Wort, das einen Wiederhall in meiner Seele gefunden hat! Sie haben mich überrascht — ich hätte Ihnen einen solchen Schritt nicht zugetraut!“

„Sehr erklärlich, mein Fürst! Ich selbst hätte früher an seine Möglichkeit nicht geglaubt! Aber es giebt in unserm Leben eine Macht, die Alles zu Werke bringt, die Unmögliches geschehen läßt und Wunder thut — — ich brauche Ihnen diese geheimnißvolle, unsichtbare Zauberin nicht zu nennen! Sie ist es, die mich hierher trieb, sie ist es, die mich in meinem Vaterlande Alles abwerfen und verlassen ließ — und sie hat mich so verändert, daß Sie mich

kaum wieder erkannten, daß Margarethe mich nicht kennen wird — —"

„Wir wollen die Probe machen, Senhor Waldemar, vorher aber möchte ich mit Ihnen Frieden schließen! Es ist eine Wohlthat ohne Gleichen, wenn man plötzlich eine Seele sich nahgerückt sieht, die man früher mit einem Gemisch von Empfindungen aufgeben mußte," sprach Eberhard, „diese Wohlthat wird mir heute zu Theil. Was ich früher nicht hoffte und nicht wünschen durfte, das hat Ihre Thatkraft plötzlich nah gerückt, und daß es zu unserm Heile ist, beweist mir das Opfer, das Sie Ihrer Liebe brachten. Ein Opfer war es — in dieser Stunde werden Sie es nicht mehr so nennen, denn ich lese die Zufriedenheit und das Glück auf Ihrem Antlitz!"

„Dem nur noch eins zu seiner Vollendung fehlt!" ergänzte Waldemar und näherte sich an der Hand des sichtlich freudig bewegten Fürsten dem Schloß.

„Verweilen Sie hier einen Augenblick — ich selbst will Margarethe rufen," flüsterte er dem Prinzen zu „das Gemach könnte am Ende zu klein sein, denn daß ich's Ihnen nur gestehen, Senhor Waldemar — sie liebt Sie noch wie einst!"

„Heißen Dank für diese Worte, mein Fürst!" antwortete stürmisch, aber mit vorsichtig gedämpfter Stimme der von dieser Botschaft hochbeglückte Prinz, „meine Hoffnung geht in Erfüllung!"

Eberhard verschwand in dem hohen Portal des Schlosses, während Waldemar einen Blick auf die wundervolle Umgebung desselben warf — er sollte Margarethe, sollte sein Kind wiedersehen, das ihn einst sein Herz lieben hieß, als es noch zu den Waisen der fernen Weltstadt gehörte — — seine Brust wogte heftig — seine Pulse jagten — er ging einem seligen, wonnevollen Wiedersehen entgegen, auf das er seit Jahren sich gefreut und kämpfend vorbereitet hatte! Lange schon hatte er, von Tag zu Tag sich vertröstend, seine Geduld ausgeprobt und, die Nähe der Geliebten kennend, sich bemeistert — er wollte nicht früher vor Eberhard, diesen Mann, dem seine ganze Bewunderung und Ehrfurcht gehörte, treten, als bis er mit Recht zu ihm sagen konnte:

„Blicke hin! Das sind die Beweise meiner Kraft und meines Willens!“

Nun war der Tag erschienen, der schöne, langersehnte Tag!

Er vernahm Tritte auf dem Getäfel des Portals — — auf der Schwelle erschien Eberhard, an der einen Hand Margarethe, an der andern Josefine führend —

Beide blickten fragend zuerst zu dem Fremden, der seinen Hut abgelegt hatte, und dann zu Eberhard, der leise lächelte —

„Unser Nachbar, der sehr ehrenwerthe und mir sehr theuer gewordene Senhor Waldemar!“ sprach er endlich.

Der Prinz verfolgte mit hochklopfendem Herzen jede Miene auf den Gesichtern der Ueberraschten.

„Senhor Waldemar — —“ wiederholte Margarethe plötzlich, wie erwachend einen Schritt näher tretend — „mein Gott — träume ich denn — — Senhor Waldemar — —“

Ihre Stimme bebte — sie blickte fragend und erwartend zu dem Fremden hin — sie sah auch seine Aufregung — er reichte ihr seine Hände hin —

„Margarethe — kennst Du mich wieder?“ fragte er mit tief bewegter Stimme — —

„Er ist es — — o mein Gott — — Waldemar!“

Sie sank, überwältigt von der Seligkeit dieses Wiedersehens, in die Arme des Prinzen, der nun auch Josephine erkannte, so daß sie freudig zu ihm hineilte.

Eberhard stand neben dieser Gruppe und erbaute sich an dem Gedanken, daß er zu Margarethe, wenn sie, ängstlich um eine Trennung durch seinen Willen, zu ihm aufschauen würde, ihr sagen konnte:

„Dem Senhor Waldemar, meinem Freunde, gebe ich gern Deine Hand — er hat sie nun in Ehren verdient! Gott im Himmel sei Dank, er hat Alles wohlgemacht!“

Lange ruhte Margarethe schluchzend an der Brust des Mannes, den sie geliebt, nach dem sie sich mit Schmerzen gesehnt und den sie nun endlich gefunden!

Und er hielt die Geliebte so fest, als wollte er sie nun nie und nimmermehr von sich lassen!

Dann aber, als der Fürst ihre Hände in einander gelegt und seine Kinder umarmt hatte, bekam die unsägliche Freude Worte — es gab so viel zu erzählen, so viel zu jubeln, daß den Vereinten plaudernd unbemerkt die Nacht verging, und der Morgen sie Alle noch auf dem Balcon des Schlosses fand.

„Senhor Waldemar," meinte scherzend der Fürst, indem er sich erhob — „Ihre Verwalter werden auf Befehl und Instructionen warten! Ist es Ihnen genehm, wenn ich Sie in St. Francisca morgen mit meinen Kindern besuche? Wir wollen uns dann von einem Tage unterhalten, an dem wir eine Hochzeit feiern wollen — ist es Ihnen recht so?" — — —

Schluß-Kapitel.

Brauchen wir unsern Lesern, die uns so traulich zu den zahllosen Schicksalsklippen gefolgt sind, von denen Eberhard und Margarethe bedroht wurden, noch zu schildern, was nun in Monte-Vero und in St. Francisca geschah?

Das Glück, die wolkenlose Freude war dort wie hier eingezogen — an beiden Orten schimmerte die Sonne des wahren, ungetheilten Glückes und — die Glücklichen haben keine Geschichte!

Margarethe hatte ihre Hand in diejenige des Prinzen Waldemar gelegt, der stolz auf die von ihm geschaffene und wie Monte-Vero sich segensreich entwickelnde Colonie war, deren Herr und Gründer er gewesen.

Josefine aber hatte ihren Vater gefunden, und rührend war

es zu sehen, mit welcher kindlichen Liebe das sich schön entwickelnde liebe Mädchen an demselben hing! — Oft sah man den Herrn von St. Francisca von Wonne strahlend neben Margarethe und Josefine hoch zu Roß nach Monte-Vero eilen, wo sie im Parke der edelmüthige, glücklich lächelnde Eberhard mit offenen Armen empfing. Er empfand eine unbeschreibliche Freude daran, zu sehen, wie selig seine Tochter in dem Besitz ihres Gemahls war und wie herzlich nach dem Vorbilde des von ihm geschaffenen Fürstenthums die Colonie Waldemar's gedieh und, an seine Grenze stoßend, sich von Jahr zu Jahr erweiterte.

Der Kaiser, für den Fürsten von Monte-Vero nichts als ein liebender Freund, schloß bald auch den Herrn von St. Francisca lebhaft in seine Gunst, und wenn Dom Pedro einmal sich von den Sorgen seiner Regierung erholen und ausruhen wollte, sah man ihn in bürgerlichen Kleidern in der Gesellschaft Eberhard's, Waldemar's und der Frauen.

Josefine war das leibhafte Ebenbild ihrer Mutter, nur daß die Jugend und der Liebreiz sie noch mit ganzer Fülle verklärten, während Margarethe an der Hand ihres männlich schönen Gemahls, durch die endlosen Prüfungen und die Jahre des Grams geläutert, wie eine Ehrfurcht und Liebe gebietende Herrin erschien, auf deren Wege die Erfahrung und die Reife ihre beglückenden Früchte streute. Es war, als wenn in der Seele dieser Tochter Eberhard's die weltbeglückenden Ideen des Fürsten einen Boden gefunden hatten, aus dem die herrlichsten Errungenschaften für die zahlreichen Arbeiter entsprangen, welche unter der Führung ihres Gemahls und auf seinen Länderstrecken eine neue, glückliche Heimath fanden.

Waldemar war die Kraft — Margarethe die Milde — er der ernstschaffende Mann, sie der gute Engel, der überall tröstend, lindernd, beglückend erschien!

Was in Eberhard sich vereint fand, das sah man auf den Gefilden Waldemar's in unendlichen Erfolgen durch seine Vereinigung mit Margarethe erreicht, und so blühten denn die unabsehbaren Länderstriche dieser so wonnevoll vereinten Menschen immer mehr in einem Segen und wahren Glück empor, wie es

bei uns in seiner Fülle und Ausdehnung kaum irgendwo zu finden ist. Die einwandernden Deutschen, die früher in dem weiten Lande oft einem traurigen Loose entgegen gegangen waren, fanden in den Colonieen dieser beiden Männer ein Reich der Wohlthat und des Glücks, und ebenso boten dieselben den schwarzen Menschen, die sie frei sein ließen, eine Zufluchtsstätte zur Arbeit und eine neue Heimath, in das für Weiße und Schwarze gleich hochstehende Wort seine Anwendung fand, sobald Treue und Ehrlichkeit sie beseelten und veredelten:

Gleiches Recht für Alle!

Gleiches Recht — aber auch gleiche Pflichten! — Wer in Monte-Vero und in St. Francisca seine Schuldigkeit that, wer in der Arbeit den Lohn und das Ziel des Lebens fand, das einzig wahrhaft beglücken kann, der hatte in diesen Reichen sein Feld gefunden, der konnte auf ihnen sein Lebensglück für alle Zeit begründen!

Gleiches Recht für Alle!

Wer erinnerte sich bei diesen Worten nicht jenes Gespräches, das Eberhard, dieser Messias des Volkes, einst mit dem Könige seines Vaterlandes gehalten! — In diesen wenigen Worten vereinigte sich Alles, was er empfand und erstrebte, in diesem einen Satz war Alles begriffen, was die wahre Glückseligkeit der Völker nach seiner Ansicht ausmachte! Und müssen wir ihm nicht beistimmen? Ist es nicht ein hohes Ziel, dem wir Alle entgegen gehen? Ist es nicht die wahre Höhe menschlicher Vollkommenheit und Bildung, wenn Reich und Arm, Hoch und Niedrig, Fürsten und Diener einem einzigen Gesetze unterworfen sind, wenn Alle gleiches Recht haben? Sind wir Alle nicht Menschen, einem Welttheil entsprossen, mit gleichen Rechten ausgerüstet, und giebt es unter den Weißen nicht ebenso gut wie unter den Schwarzen, unter den Blaßgesichtern nicht ebenso gut wie unter den Indianern, unter den Christen nicht ebenso gut wie unter den Juden und Heiden gute und schlechte Menschen?

Die volksthümliche Idee des Fürsten von Monte-Vero war nicht eine am grünen Tisch entstandene, nicht eine grundlose,

theoretische Meinung, sie war vielmehr durch jahrelange Praxis entstanden, sie war das Resultat eines Menschenlebens. Dieser Eberhard hatte dem einen Ziel: das Volk zu erheben und zu beglücken, nachdem er selbst sich durch eigene Kraft aus tiefer Noth und bitteren Schmerz zu Glück und Wohlsein empor geschwungen, sein ganzes Leben geweiht, und daher wird man wohl glauben können, daß dieses so einfach scheinende Resultat seiner Erfahrungen die ganze Grundlage aller Weltweisheit in sich trug, daß er in ihm Alles vereinte, was beglücken und befriedigen kann! —

Eberhard von Monte-Vero aber begnügte sich nicht damit, in seinem Fürstenthum allein seine weltbeglückenden Ideen und Verbesserungen walten zu lassen, er strebte auch hier noch, zahllose Opfer bringend, dahin, das Glück und den Segen, welchen dieselben verbreiteten, weiter zu verpflanzen.

In seinem deutschen Vaterlande befanden sich, obwohl er selbst ihm fern war, seine Jünger, seine Freunde, welche mit Selbstverleugnung für die Ausführung seiner volksthümlichen Ideen sorgten. Fern davon, mit schönen Reden zu prahlen, welche erfahrungsmäßig nur die Unzufriedenheit säen, wirkten sie, aus dem Verborgenen helfend, tröstend und erhebend. Der Doctor Wilhelmi, der Maler Wildenbruch und der Banquier Armand waren es, die unermüdlich danach strebten, die Schöpfungen Eberhard's zu erhalten und zu erweitern — sie waren es, die den Verarmten Arbeit verschafften, die das Volk führten und den Unglücklichen halfen, und es waren dem Fürsten von Monte-Vero, der mit ihnen in fortwährender Verbindung stand, keine Opfer zu groß, um das hohe Ziel zu erreichen, das er sich vorgesteckt hatte.

Im Verborgenen nur, fern den Prahlereien jener Tribünenhelden, die dem Volke mit ihren bezahlten Reden helfen zu wollen vorgeben, wirkten sie dahin, Arbeit zu schaffen und diese Arbeit zu lohnen! Sie strebten nicht dahin, Unzufriedene zu schaffen, sondern zu beglücken, indem sie dafür sorgten, daß dem Volke der Weg geöffnet wurde, der allein zu wahrem Glück und

wahrer innerer Zufriedenheit führen kann, der Weg zur Arbeit und zum Erwerb. Nicht in den complicirten Ideen moderner Volkswirthschafter, nicht in den zum größten Theil eigennützigen Theorieen wortreicher Redner suchten und fanden sie das Heil des Volkes, sondern in jenen ewigen, einfachen Wahrheiten, die dem Fürsten von Monte-Vero, diesem wahren Messias, vorschwebten und die ewighin gelten werden! —

Bevor wir noch einen letzten Blick auf unsere fernen Freunde werfen, sei es uns gestattet, über zwei Personen zu berichten, welche im Laufe unserer Erzählung vielleicht einigermaßen mit Recht sich die Zuneigung und das Interesse unserer Leser erworben haben — wir meinen Sandok, den Mohren, und Martinez, den alten Steuermann der Germania, die Beide recht treue Diener und Anhänger ihres Gebieters gewesen sind.

Die Wunden, welche Sandok im Kampfe mit Fuchs empfangen, waren allerdings geheilt, und es hatte den Anschein, als war er auf dem Wege zur Wiedererlangung seiner vollen Kraft und Gesundheit — das änderte sich indeß nach einigen Monaten bedenklich.

Der Fürst, welcher den Schwarzen, wie es auch bei Martin der Fall war, immer mehr lieb gewonnen, erkannte bald, daß die Gestalt Sandok's sich veränderte — er schrumpfte zusammen, ging gebückt einher und hatte endlich mit seinem Athem immer qualvollere Beschwerden. Die Verletzung in der Lunge schien, während die äußerlichen Wunden schnell geheilt waren, nicht in gleichem günstigen Fortschritt damit geblieben zu sein, vielmehr eine schlechte Wendung genommen zu haben. Sandok fühlte endlich selbst, daß an eine Heilung und Besserung nicht mehr zu denken war, aber er hatte bei alledem die Genugthuung, sein Leben einem guten, edlen Zwecke geopfert zu haben, und das gab ihm Muth, ruhig dem Tode entgegen zu sehen.

Er schlich bald nur noch umher, und nachdem er von Allen einen herzlichen Abschied genommen hatte, fand man ihn eines Morgens in seinem Gemach des Schlosses entseelt auf dem Schilflager — der treue, gute Mohr, der aufopfernde Diener des Fürsten

war eingegangen in die Ewigkeit — er hatte noch die von ihm so erwünschte Freude erlebt, Monte-Vero wieder zu sehen und die schöne Tochter seines großen Massa in Glück und Wonne zu erblicken! Das hatte ihm den Tod, wie er oft gestanden, leicht gemacht. Er war mit dem Gefühl entschlafen, daß er, sich selbst opfernd, dazu beigetragen hatte, Alles zu einem so guten Ende zu führen.

Martin mußte manche Thräne heimlich in seinem Auge zerdrücken, als er an der Leiche Sandok's stand, und er mußte immer wieder zu den andern Dienern weißer und schwarzer Farbe sagen:

„Potz Himmeldonnerwetter — Gott verzeih mir meine Sünde — aber es ist ein Jammer, daß er hat in das Gras beißen müssen! Das war eine ehrliche treue Haut, und was er zusagte, das hielt er und kostete es sein Leben! Der Schwarze war mein Freund, und Ihr andern Alle habt lange zu krebsen und zu streben, ehe Ihr ihm das Wasser reicht. Er hat den besten Theil erreicht, sage ich Euch, er hat sich im Dienste seines Gebieters, und sich für seinen Massa opfernd, den Tod geholt. Potz Himmeldonnerwetter, dieser Schwarze kann uns Allen, weiß Gott, ein Vorbild sein! Friede seiner Asche!"

Das war die Leichenrede, die Martinez, sein guter Bruder, dem todten Sandok hielt — und es war viel Wahres an den Worten, die dem Alten aus der Seele kamen. Selbst Herr Eberhard, der sie unbemerkt belauscht hatte, war gerührt von denselben und mußte am Schluß, dem treuen Martin die Hand drückend, gestehen, daß er die Wahrheit gesprochen.

Auch Margarethe und Josefine waren tief gerührt, als man den todten Sandok in die Erde senkte und sie kamen oft von St. Francisca herüber, um das Grab des Mohren mit den duftenden Blüthen ihrer Gärten zu schmücken und an demselben zu beten.

Martin aber erhielt durch des Fürsten Willen und in Anerkennung seiner vielen Verdienste eine Stellung, die nun in Monte-Vero eine gewaltige Bedeutung erlangt hatte.

Die Flotille des Fürsten, die aus etwa vierzig großen, mit

(140)

kleinen Geschützen armirten Kauffahrteischiffen und vier kupferfesten Barken bestand, welche nicht allein die Erzeugnisse der unabsehbaren Ländereien nach Rio schafften, sondern bald dieselben auch in Dreimastern nach Europa führten, hatte einen so großen Umfang gewonnen, daß Eberhard einen General-Capitain seiner Schiffe, einen Ober-Befehlshaber seiner Flotille haben mußte, und zu diesem Posten hielt er seinen alten, treuen, erfahrenen Martin für den rechten Mann. Er ernannte ihn daher mit unumschränkter Machtvollkommenheit zum Befehlshaber seiner Schiffe, führte den gerührten, alten Seemann in seinen neuen, ehrenden Posten ein und empfand eine große Freude, als der Kaiser von Rio ihm das Admirals-Patent sandte und Martin nun eine Respectsperson ersten Ranges war.

Der Alte lachte und weinte vor Wonne und fand zuerst gar keine Worte — dann aber platzte er heraus:

„Potz Himmeldonnerwetter — solche Freude und Ehre habe ich nicht erwartet und mir nicht geträumt, Herr Eberhard,“ sprach er, und man hörte ihm an, wie tief ergriffen er war, „das war mehr, als der alte Martin verdient hat!“

„Laßt es nur gut sein, lange genug bist du als Capitain der Steuermann Martin gewesen — ich gratulire Dir zum Contre-Admiral! Verdient hast Du die Auszeichnung, und ich muß Dir gestehen, daß der Kaiser mich mit derselben so erfreut hast, wie wenn sie mir selbst widerfahren wäre. Glück auf, Contre-Admiral Martinez! Monte-Vero kann sich freuen, daß es solche Männer besitzt. Bei meiner Seele, ich bin stolz darauf, und unser Streben wird mit Gottes Hülfe immer mehr von Glück und Segen begleitet sein!“ —

* *
*

Eine Reihe von Jahren ist seitdem verstrichen — —

Wir finden den gealterten Fürsten von Monte-Vero auf der Waldstraße, die nach der Colonie St. Francisca führt, in der Gesellschaft eines jungen Cavaliers, in welchem wir jenen Don Ramiro wieder erkennen, von dem unsere Leser des Romans „Isabella“ wissen, da er ein Sohn der Eugenia Montijo, späteren

Kaiserin von Frankreich, und des Don Salustiano Olozaga ist. Eberhard und Ramiro reiten, in eifriges Gespräch vertieft, neben einander auf dem tiefbeschatteten Wege hin, der durch den Urwald gehauen ist, um Monte-Vero mit St. Francisca zu verbinden.

„Und Isabella, die spanische Königin, ist geflohen?“ fragte der Fürst, der, wie es schien, die Botschaft seines Gastes kaum glauben konnte, „Serrano ist Regent und Ihr sehr ehrenwerther Vater verficht die Sache seines Volkes in Paris?“

„Es ist wie Sie sagen, Hoheit,“ erwiderte der ritterliche Don Ramiro, „Spanien ist endlich frei und wird nun hoffentlich einer besseren Zukunft entgegen gehen!“

„Ich wünsche es jenem aus gewissermaßen verwandten Lande, das, während es früher im Reichthum, Ansehen und Glück blühte, seit Jahrzehnten immer tiefer gesunken ist — ich wünsche es ihm von ganzem Herzen! Wenn nur jene Männer, die sich an die Spitze gestellt haben, ganz abgesehen von Ihrem sehr geschickten Vater, der die diplomatischen Fäden schon zu lenken wissen wird, auch die rechten sind, wenn sie der Eigennutz nur nicht blendet. Dem Regenten Serrano traue ich nach Allem, was ich erfahren habe, das Beste zu — doch scheint jener Don Juan Prim selbstische Zwecke zu verfolgen und nicht immer ehrlich zu spielen. Wer ein tief gefallenes Volk erheben und zum Glücke führen will, muß seine eigenen Zwecke und Wünsche opfern können. Hoffen wir das Beste, mein junger Freund! Ich sehe eben, daß Sie eine kaum verheilte Narbe an Ihrem Halse tragen — ist dieselbe noch eine Folge der Vaterlandskämpfe, die Sie mitmachten?“

„Nein, Hoheit, aus jenem Kampfe ging ich vollkommen unverwundet hervor! Diese Narbe hat eine andere Veranlassung. Der Regent von Spanien, Don Francisco Serrano, hatte einen entarteten Bruder. Als dieser José Serrano endlich in seinen Missethaten umkam, fand es sich, daß er einen Bastard, einen Sohn hinterlassen, den derselbe mit der Nonne Francisca Cuenza erzeugt. Dieser José, ein böswilliger Bursche, versuchte seinen

Oheim umzubringen, und als ich ihn verfolgte und endlich kämpfend erreichte, verwundete er mich, bevor ich ihm den Rest gab, am Halse. Die Wunde war leicht, so daß ich sehr bald nach Paris eilen konnte, wo ich von dem edlen Don Olozaga erfuhr, daß Sie mit Ihrer Familie, mein Fürst, zu Ihrem schönen Reiche zurückgekehrt seien!"

„Und Sie scheueten die weite Reise nicht, um mich aufzusuchen —"

„Und um Sie, nachdem ich lange gekämpft und gerungen, um Ihren Rath und Ihre Fürsprache zu bitten!" fuhr Ramiro nun, neben Eberhard reitend, fort.

„Lassen Sie hören, mein junger Freund! Wenn ich Ihnen rathen und helfen kann, soll es mit Freuden geschehen. Welche Fürsprache ist es, deren Sie bedürfen?"

„Das Bild Josefinens ist immer wieder mit der Verheißung vor mir aufgestiegen, daß ich, nachdem ich lange zwischen Zweifeln geschwebt und viele Erfahrungen gesammelt habe, durch ihren Besitz beglückt werden könnte. Josefine ist ein liebliches, reines, schönes Wesen, das auf mich bei unserer ersten Begegnung einen wohlthuenden Eindruck machte — wollen Sie mein Fürsprecher bei den hohen Eltern des geliebten Mädchens sein?"

„Ei, ei," schmunzelte der alte Fürst Eberhard, mit einem Seitenblick auf den schmucken spanischen Cavalier, „das überrascht mich, mein edler Don — aber nun finde ich auch einen Schlüssel für Ihre weite, gefahrvolle Reise. Sie kamen hierher, um uns Josefine zu entführen? Das will überlegt sein, mein junger Freund!"

„Ich will Ihnen Josefine nicht so ganz entführen, wie Sie zu denken scheinen, mein Fürst! Die Entfernungen haben fast aufgehört, seitdem die Verbindungen zwischen Europa und Amerika so vorzüglich geworden sind. Ich bin entschlossen, ein Jahr hier zu verleben und dann das folgende auf meinem Schlosse Teba bei Madrid. So abwechselnd hoffe ich Ihnen und mir gleich zu dienen, und halb hier, halb auf meinen Besitzungen lebend, mit Josefine vereint das wahre Glück zu finden!"

„Ihr Plan gefällt mir, Don Ramiro, und wenn es auf mich

allein ankäme, dann würde ich Ihnen in dieser Stunde schon meine Hand mit den Worten reichen: Nehmen Sie die Perle meines Hauses, sie wird in Ihrem Besitz wohl aufgehoben sein! — Aber von mir allein hängt es ja nicht mehr ab. Vor Allem müssen Sie Josefine sehen und von ihr hören, ob sie Ihnen folgen möchte — dort steigt vor uns im Thal die Colonie St. Francisca auf mit ihren weißschimmernden Häusern, ihren grünen Matten und dunklen Wäldern — in wenigen Stunden werden Sie Ihre Entscheidung empfangen, und ich kann Ihnen jetzt schon gestehen, daß Sie an mir einen warmen Fürsprecher haben werden!"

Graf Ramiro von Teba dankte dem Fürsten, indem er ihm herzlich seine Hand schüttelte, dann sprengten sie der Einfahrt des Schlosses zu und sahen sich bald von Waldemar, Margarethe und der anmuthigen Josefine, die wohl ein wenig erröthete, als sie den Grafen wieder sah, auf das Liebenswürdigste empfangen.

Eberhard schmunzelte bald ein wenig geheimnißvoll, und als nach dem ersten Empfang und dem gemeinsamen Mahle Ramiro und Josefine im Parke hinschritten, eröffnete der Fürst den Eltern des Mädchens den eigentlichen Grund und Zweck dieses ebenso erfreulichen wie unerwarteten Besuchs.

Der junge Graf von Teba hatte auf die Entscheidung nun nicht mehr lange zu warten, da Josefine, von ihrer Mutter liebevoll befragt, ihr gestand, daß sie mit Ramiro überall hin zu ziehen bereit sei, da sie seit ihrer Jugendzeit ihn liebe.

Der alternde Fürst hatte nach wenigen Tagen die Freude, einer Verlobungsfeier beizuwohnen, der bald die Vermählung folgen sollte. Er segnete tiefbewegt die Tochter Margarethe's und den Grafen Ramiro, der vom ersten Zusammentreffen an auf ihn einen guten Eindruck gemacht.

Josefine aber erschien vom höchsten Glücke strahlend nun noch schöner als zuvor, da sie an der Hand Ramiro's einherschritt, dessen selig leuchtende Augen mit unsäglicher Liebe an ihr hingen.

Was Margarethe erfüllte, wenn sie, neben ihrem Gemahl und ihrem Vater stehend, das Glück ihres Kindes beobachtete, überlassen

wir unseren Lesern mitzuempfinden! Sie sah sich an dem schönsten Ziele ihres Lebens, und mit thränenfeuchten Augen faltete sie die Hände, um dem Himmel für die so segensreiche Wendung ihres einst nachtumhüllten und nun so sonnenhellen Lebens heiß zu danken. —

Wir aber wollen mit dem befriedigenden, wohlthuenden Gefühl, von glücklichen Menschen zu scheiden, Abschied von ihnen nehmen, denn was nun noch hinzuzufügen ist, läßt sich in die wenigen Worte zusammenfassen: Sie strahlten in Freude und Zufriedenheit!

Alles, was in der Vergangenheit lag, war vergessen und überwunden, alle Schmerzen gelindert und aufgehoben.

Und wem nächst Gott war wohl dieser glückliche Ausgang, dieser Sieg des Guten zu verdanken?

Dem edelmüthigsten Manne seiner Zeit, dessen Grundsätze und Lehren ewig segensreiche Folgen tragen werden, dessen schönes Ziel auch uns erhebend vorschweben mag, so daß Jeder nach seiner Erreichung strebt, so viel in seiner Macht steht, wir meinen jenes Ziel, welches sich in die Worte des Fürsten von Monte-Vero zusammenfaßt:

Gleiches Recht für Alle!

Ende.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

Born, George, F.

Die Geheimnisse einer Weltstadt Roman von George F. Born

Bd.: 3

Berlin 1870